Eduard Kulke's erzählende Schriften

Eduard Kulke,
Friedrich Salomo
Krauss

Digitized by Google

שלום על ישראל

FROM THE INCOME
OF THE BEQUEST OF
LEE M.
FRIEDMAN '93

VE RI TAS
Harvard College
Library

892.3
321.12 (=924)

niet geschikt voor nat. soc. Vorming

536.

Nationaal Socialistische Beweging in Nederland
Hoofdkwartier
Afdeeling 10
Vorming.

Digitized by Google

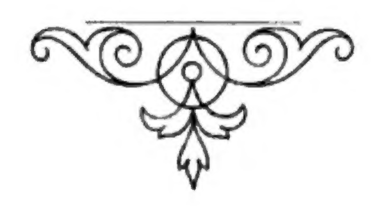
Eduard Kulke's erzählende Schriften

herausgegeben von

Dr. Friedrich S. Krauss.

I. Band.

Der Glasscherbentanz. — Die Lichtanzünderin.



Leipzig
Deutsche Verlagsactiengesellschaft
1906.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

L. FRIEDMAN

Digitized by Google

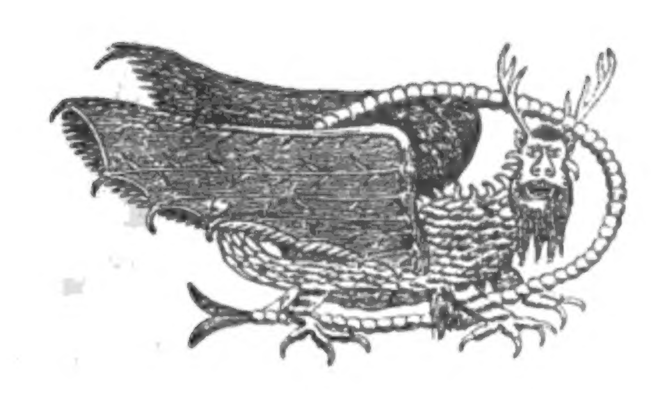
Der Glasscherbentanz.

Die Lichtanzünderin.

Erzählungen

von

Eduard Kulke.



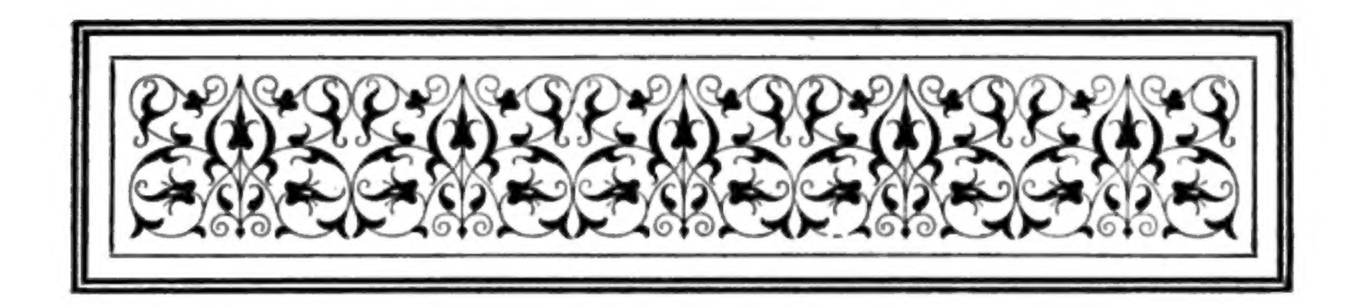
Leipzig
Deutsche Verlagsactiengesellschaft
1906.

Digitized by Google

Der Glasscherbentanz.

Erzählung.

Digitized by Google



Du wirst jetzt in die Welt hinausgehn, mein Sohn, und wirst anfangen ein selbständiges Leben zu führen. Du gehst zwar nicht weit, aber doch wirst du von nun an nicht mehr unter meiner unmittelbaren Aufsicht stehn! Obgleich meine väterliche Aufsicht für dich auch hier schon lange eigentlich nicht mehr fühlbar, viel weniger drückend ist, so wirst du doch nichts desto weniger den großen Unterschied kennen lernen zwischen Gehorsam und Freiheit, und wirst erfahren, was es heißt, sein eigener Herr zu sein!

— Lieber Vater . . .

— Ich weiß, was du sagen willst, unterbrach der Vater die angefangene Anrede des Sohnes — du brauchst mir keine Versprechungen zu machen; ich kenne dich, du bist ein guter Junge, und ich glanbe, du wirst nicht schlecht werden. Ich will dich auch gar nicht ermahnen, und meine nur ja nicht, daß ich gesonnen bin dir in der Abschiedstunde etwa eine Predigt zu halten. Ein anderes aber ist es, was ich dir, so weit es möglich ist, auf deinen Lebensweg mitgeben möchte, und das sind meine Erfahrungen. Du bist zwar in manchem und ganz gewiß in der Musik weiter als ich; aber ich bin älter, habe manches erlebt und gesehen, was dir noch unbekannt ist, und manches erfahren, was dir fehlt; es wäre mir lieb, wenn dir meine Erfahrungen zugute kommen könnten, und wenn es dir besser ginge als mir, der ich häufig genug nur durch eigenen Schaden klug geworden bin.

Digitized by Google

— Wenn ich mir erlauben darf, meine Meinung über diesen Punkt, die aber freilich von der deinigen einigermaßen abweicht, auszusprechen —

— Rede Josef! — sagte der Vater — du weißt, ich kann Widerspruch vertragen.

— Es ist nicht eigentlich Widerspruch — sagte der Sohn — ich wollte nur bemerken, daß nach meiner Meinung jeder nur durch eigene Erfahrung klug wird.

Der Vater sah ihn eine Weile betroffen an, schüttelte den Kopf und sagte dann: — das ist nicht so ganz richtig, wie du meinst, und von dir, dessen Beruf das Lehrfach ist, hätte ich eine solche Ansicht am wenigsten erwartet.

— Ich wollte ja nur . . .

— Laß es gut sein, Josef, — unterbrach ihn der Vater — ich weiß ganz genau, was du sagen willst, aber es existiert für mich in diesem Augenblick nichts Wichtigeres in der Welt, als dir deinen höchst gefährlichen Irrtum zu benehmen. Zunächst, wenn diese Ansicht richtig wäre, müßte man allen Unterricht und alle Erziehung aufgeben und jeden Menschen, er sei groß oder klein, sich selbst überlassen.

— Da ist aber doch ein Unterschied — sagte Josef — denn . . .

— Verlieren wir die Zeit nicht, Josef — so schnitt ihm der Vater kurz die Rede ab — wozu sollen wir darüber streiten; ich weiß sehr genau, was du sagen willst, und wir können die kurze Zeit bis zu deiner Abreise wohl besser benützen als zu leeren Auseinandersetzungen, die zu nichts führen. Was aber deinen Irrtum anbelangt, den ich im allgemeinen für schädlich, bei einem künftigen Lehrer aber für um so gefährlicher halte, weil er hierdurch sein Ansehen in seinen eigenen Augen untergräbt — denn wie soll er sich selbst achten, wenn er seine ganze Tätigkeit, die wesentlich in nichts anderem als in einem immerwährenden Mitteilen von Erfahrungen besteht, von vornherein für erfolglos hält — so werde ich hierüber nicht eher beruhigt sein, als bis ich die Gewißheit habe, daß du diese falsche Ansicht aufgegeben.

— Das ist nun eben eine schwierige Sache — begann der Sohn —

Digitized by Google

Der Vater aber ließ ihn nicht zu Worte kommen, indem er gleich wieder dazwischenfuhr; — diese Schwierigkeit ist nur eine scheinbare; ich kenne diese Schwierigkeit sehr gut! Reden wir nicht weiter davon, und sei überzeugt, daß ich kein Mensch bin, welcher nicht auch die Meinung eines andern zu achten wüßte. Ich lasse jedem gerne seine Meinung und greife niemandem ins Gewissen hinein. Bei meinem Fleisch und Blut freilich sollte es mir lieb sein, wenn zwischen unsern Meinungen die vollste Übereinstimmung herrschte, und zu meiner gänzlichen Beruhigung ist es nötig, daß du mir genau und deutlich erklärst . . .

— Wenn dich das völlig beruhigen kann, lieber Vater — sagte Josef lächelnd.

— Du hast mich in der Rede unterbrochen — sagte der Vater — du hättest mich sollen ausreden lassen. Du kannst ja nicht wissen, was ich sagen wollte und was ich eben auf der Zunge hatte; mit dem bloßen Worte, wenn das Herz nichts davon weiß, kann ich mich freilich nicht zufrieden geben! Ich halte dich aber, so viel ich dich kenne, nicht für so schlecht, daß du deinen alten Vater, der so viel für dich geopfert und alles getan hat, um dich auszubilden, jetzt, in dieser Stunde, wo du ihn, vielleicht für immer, verlassen sollst, denn wer kann es wissen, ob wir uns wiedersehen, betrügen wirst.

— Das gewiß nicht, — sagte Josef, und eine Träne schlich sich aus dem Auge und rollte, ohne daß er sie wegwischte, die Wange herunter — aber die Sache, um die es sich hier handelt, hat ja eigentlich nichts mit dem Herzen, sondern vielmehr nur mit dem Kopfe zu tun.

— Du brauchst mir das nicht zu sagen, Josef — sagte der Vater — ich weiß das ebensogut, wie du: aber ich weiß noch etwas mehr, ich weiß nämlich, daß sich die Sache ganz anders verhält, und das, mein lieber Josef, weißt du nicht. Ich aber sage dir, es ist, so und alles sitzt im Herzen! Da liegt's! Hierbei schlug sich der Alte mit einiger Heftigkeit auf die Brust, dann erhob er sich von seinem Sitze, den er bisher eingenommen hatte, und machte einige rasche Schritte durch das Zimmer; er setzte sich aber bald wieder und fuhr fort: Man kann ein sehr guter Orgelspieler sein

Digitized by Google

und in der Welt dennoch betrogen werden, und der Generalbaß schützt vor Torheit nicht!

So wenig wie das Alter! sagte Josef; es war ihm dies aber mehr unwillkürlich entfahren, als daß er es auszusprechen beabsichtigt hatte; denn er wollte ja seinen Vater nicht beleidigen; es war ein bloßer Anflug von Humor, den er nicht die Kraft hatte zu unterdrücken. Der Alte jedoch, kaum hatte er das schreckliche Wort gehört, schlug sich beide Hände vors Gesicht und rief: So geht's einem, der zu gut ist, und so was erzieht man sich heutzutag an der jungen Welt!

Der Sohn, im Bewußtsein, wenn auch unabsichtlich, ein kränkendes Wort gesprochen zu haben, gab sich Mühe den Vater zu versöhnen, aber er konnte mit keinem Satze, den er begann, zu Ende kommen, denn der Vater rief ihm jedesmal dazwischen, er brauche davon kein Aufhebens zu machen: du kannst das gut sein lassen, Josef! denn ich weiß sehr genau, was du sagen willst!

Die Mutter kam aus der Küche herein und deckte den Tisch für das Abschiedmal, und so verstrich die Abschiedstunde, ohne daß der Vater Zeit und Gelegenheit gefunden hätte, dem Sohne die kostbaren Erfahrungen mitzuteilen, welche er ihm als Zehrpfennig auf die Lebensreise mitzugeben so ernstlich beabsichtigt hatte.

Während des Mahles verhielt sich der Vater, gegen seine Gewohnheit, sehr schweigsam, und Josef wagte es infolge der vorausgegangenen Szene nicht, die Stille zu unterbrechen. Der Mutter, welche gewohnt war, bei Tische Vater und Sohn über verschiedene Gegenstände sprechen zu hören, wäre die feierliche Stille, die da herrschte, an jedem andern Tag auffallend gewesen; heute setzte sie sie auf Rechnung einer tiefern Ergriffenheit, die sich der bevorstehenden Trennung halber des Vaters sowohl wie des Sohnes bemächtigt habe, und die sonst übliche Gesprächigkeit nicht aufkommen lasse, und da sie selbst nicht minder ergriffen war, als die beiden andern es ihr schienen, so störte auch sie die ernste Stille durch kein überflüssiges Wort. Auf die Länge aber hielt sie diesen Zustand nicht aus, und um ihm ein Ende zu machen, ohne daß es einer direkten Aufforderung, was ihr in diesem Augenblicke ganz unpassend dünkte, bedürfen möchte, stand sie leise auf und verließ geräuschlos

gitized by Google

die Stube; nach kurzem jedoch kehrte sie zurück und stellte, ohne etwas zu sagen, ein Paar Flaschen Wein auf den Tisch. Josef füllte sogleich ein Glas und schob es dem Vater hin. Nun! — sagte die Mutter — und du? Du wirst doch auch eins trinken! — Hierbei reichte sie ihm das Glas, das sie inzwischen für ihn gefüllt hatte, und rief: du sollst leben!

Wenn wir anstoßen sollen, da mußt du auch eins trinken! — sagte Josef. Die Mutter erwiderte: Recht gern! — und nahm das Glas zur Hand, das der Sohn ihr reichte. Mutter und Sohn näherten sich gleichzeitig mit gefüllten Gläsern dem Vater, er konnte nicht ausweichen, er mußte anstoßen; man trank einander zu, und so war das Eis gebrochen, und die Unterhaltung, die bisher gestockt hatte, begann in Fluß zu geraten.

Du hast mir ja noch gar nicht erzählt, was der Schubert gesagt hat — begann die Mutter jetzt, da der Sohn eben wieder seinem Glase tüchtig zusprach. Josef, den Schluck, weil er die Mutter auf die Antwort nicht warten lassen wollte, rasch unterbrechend und das Glas, in der Absicht gleich weiter zu trinken, in der Hand haltend, sagte: O, das ist ein Mensch! — und trank hierauf das halbvolle Glas in einem Zuge leer. — Er hat mir was gegeben — erzählte der Sohn dann weiter, etwas Schönes! — und auf die rasche Frage der Mutter: Was denn? — einen Ländler! — antwortete er, und was für einen! Den sollt ihr einmal hören! und hiermit stand er auf, ging zum Klavier, dessen Deckel er nicht zu öffnen brauchte, weil das Klavier ohnehin immer offen stand, und spielte den Ländler, den ihm Franz Schubert geschenkt hatte. Nun fing auch der Vater an warm zu werden, und was der Wein begonnen hatte, die Wolke des Unmuts von seiner Stirne zu vertreiben, das vollbrachte die Musik vollends. Aufmerksam hörte er zu und ließ sich keine Wendung entgehen. Das Thema war ein sehr einfaches und schmuckloses, desto kunstvoller und komplizierter waren die Variationen, und bei jeder neuen Veränderung jubelte der Vater im Innern und freute sich, wie die schaulustige Menge bei jeder neuen Farbe eines brillanten Feuerwerks. Als Josef mit einem überraschenden Akkorde abschloß und aufstand, fragte der Vater: Wo hast du den Ländler? — Josef erwiderte, er habe

Digitized

ihn nebst anderen Musikalien bereits eingepackt, und als der Vater hierauf, ohne gerade einen Vorwurf auszusprechen, mit einiger Wehmut äußerte: Du hättest mir ihn doch früher zeigen können! — Das kann ja noch geschehen, antwortete Josef rasch und verließ die Stube, das Manuskript zu holen.

Er ist halt doch ein Teufelskerl — sagte der Vater, nachdem der Sohn die Stube verlassen hatte, und die Mutter: ich glaub's!

Wie er die Variationen gespielt hat! — sprach der Vater.

Dafür hat er's aber auch vom Schubert gelernt — sagte die Mutter.

Josef war inzwischen wieder zurückgekommen und legte das Notenblatt vor den Vater hin auf den Tisch.

Was! — rief der Vater, nachdem er einen Blick auf das Blatt geworfen hatte, da ist ja bloß das Thema! wo sind denn die Variationen?

Die hab' ich auswendig gespielt!

Sind sie von dir?

Was fällt dir ein? — sagte der Sohn — von mir! vom Schubert sind sie. Wenn ich solche Variationen machen könnte, ich tauscht' mit dem Kaiser nicht!

Bravo Josef! — sagte der Vater — das ist nun einmal ein rechtes Wort; daran erkenn ich dich wieder! Halte die Musik nur immer hoch in Ehren, sie ist mehr als alles andere in der Welt! Mit der Musik kann sich nichts vergleichen! Die Musik ist meine Religion, sie soll auch die deine sein!

Das ist sie auch — sagte Josef.

Was war denn das aber für ein verteufelter Akkord, den du am Schluß angebracht hast?

War er vielleicht nicht schön? — fragte Josef.

Sehr schön — sagte die Mutter rasch, der Vater aber schüttelte den Kopf und sagte: Ja, schön! wenn der Schubert so was macht, so kann man freilich nicht sagen, daß es nicht schön ist, aber es ist halt doch nicht erlaubt!

Aber Vater! hast denn die Geschichte vom Beethoven nicht gehört, und was er zum Ries gesagt hat.

Was ist das? fragte der Alte.

Das ist köstlich! — sagte Josef — Beethoven und Ries gehen miteinander spazieren. Auf einmal bleibt der Ries stehen und sagt: im C-moll-Quartett sind zwei Quinten steh'n geblieben. Beethoven sagt: Das ist nicht wahr. Ries, nicht faul, nimmt ein Stück Notenpapier aus der Tasche und schreibt ihm die Stelle mit den stehengebliebenen Quinten in allen vier Stimmen auf. Richtig! — sagt Beethoven — wer hat denn aber die Quinten verboten? — Ries schaut ihn an, wie die Kuh ein neues Tor: Es sind ja doch die ersten Grundregeln — sagt er. Alle Theoretiker verbieten sie, der Marpurg, der Kirnberger, der Fuchs! — Ich erlaube sie — sagt Beethoven und geht weiter.

Und der Ries hat dazu geschwiegen? — fragte der Vater.

Freilich — erwiderte Josef — was hätte er darauf auch antworten sollen?

Ei doch — sagte der Vater — er hätte Beethoven fragen sollen, weshalb alle diese die Quinten verboten haben. Sie müssen doch ihre Gründe gehabt haben. Ich möchte hören, was ihm Beethoven hierauf erwidern könnte!

Sehr einfach! — sagte der Josef. — Weil alle diese mich nicht gekannt haben, hätte Beethoven erwidert.

Das ist bedenklich! — sagte der Vater — deine Meinung ist offenbar, der Nachfolger kann die Gesetze beseitigen, welche die Vorfahren aufgestellt haben.

Gewiß! — bestätigte Josef. — Die Könige tun das, und die großen Meister tun es auch.

Dann könnte dies in alle Ewigkeit so fortgehen!

So geht's auch!

Es muß aber doch eine Grenze geben, die man nicht überschreiten darf!

Wo soll die Grenze sein?

Und wenn heute jemand den Einfall hätte, aus dem Thema vom Glasscherbentanz eine Fuge zu machen?

Jemand? — fragte Josef und sah dem Vater fest ins Auge — es kommt sehr darauf an, wer dieser Jemand ist!

Nun — meinte der Vater — sagen wir zum Beispiel der Schubert tät' es!

Digitized by Google

Der Schubert! — rief Josef und sein Auge leuchtete dabei in hellem Glanze — nun denn, bei Gott! da möcht' ich wissen, wer es ihm verbieten sollte!

Vater und Sohn hätten ihre einander entgegengesetzten Meinungen vermutlich noch weiter ausgesponnen, wenn die Mutter sie nicht erinnert hätte, daß es Zeit sei, an den Zweck zu denken. Mit diesem Zweck war die bevorstehende Abreise des Sohnes gemeint, welcher bisher im elterlichen Hause gelebt hatte und nun als selbständiger Mann in die Welt hinausgehen sollte. Josef war zu Hause in sehr bescheidenen Verhältnissen erzogen worden. Der Vater war Schullehrer in einer in der unmittelbaren Nähe der Residenz gelegenen Ortschaft, die von den Bewohnern der Kaiserstadt häufig zu kleineren Ausflügen, von manchen auch zum Sommeraufenthalt benützt wurde; die Mutter war eine gutmütige Frau, die in jüngeren Jahren eine gute Sopranstimme und unter der Leitung des Chordirigenten, dessen Gattin sie später geworden, jeden Feiertag in der Kirche beim Hochamt die Solopartien gesungen hatte. Als nun Josef, eine Spätfrucht ihrer Liebe, geboren wurde, da fanden die Eltern in diesem Kinde ihr ganzes Glück, und kaum war er dem zartesten Kindesalter entwachsen, wurde er in die ersten und grundlegenden Geheimnisse der Musik eingeweiht, ein Geschäft, an welchem die musikalische Mutter sehr ernstlichen und tätigen Anteil nahm. So wuchs der Knabe zur Freude der Eltern heran, und erweckte in dem Vater die Hoffnung, daß sich der Sohn einst fähig erweisen werde, im Lehramte, das er selbst sehr hoch schätzte, sein würdiger Nachfolger zu werden. Es herrschte ein bescheidenes, stilles, aber recht innerliches Glück im Schoße dieser kleinen Familie; den Glanzpunkt dieses Glückes aber bildete der Freund des Vaters. Wenn dieser im Hause erschien, so war es wie ein Sonnenaufgang. Dieser Freund hieß Franz Schubert.

So wuchs Josef unter einem günstigen Sterne heran: ein musikalischer Genius stand gleichsam an seiner Wiege. Er wuchs auf unter Noten und Instrumenten; rasch hatte er die ersteren schätzen, und die letzteren, die er seine Brüder und Schwestern nannte, handhaben gelernt. In seinem zwölften Jahre konnte er in der Kirche bei der Orgel die Stelle seines Vaters vertreten, und ein

Digitized by Google

Jahr später wollten einige Musikkenner des Ortes, die sich unten im Schiff der Kirche befanden, es an der Art der Modulation sofort erkannt haben, ob sich der Vater oder der Sohn bei der Orgel befinde, da er sich Übergänge erlaube, die sie von dem ehrlichen Schulmeister niemals gehört hatten. Dies war in der Tat der Fall, und erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß Josef um diese Zeit ein Schüler Franz Schuberts geworden war.

Dies kam so. Das Ideal des Vaters in der Kirchenmusik war Michael Haydn. Er bewunderte Josef Haydn und Mozart, aber er liebte Michael Haydn. Unter allen Gattungen der Musik stand ihm die Kirchenmusik am höchsten und seinem Gemüte am nächsten, und just in der Kirchenmusik galt ihm Michael Haydn mehr als der Schöpfer der neuen Instrumentalmusik, und mehr als der Komponisteur des „Don Juan". Er sammelte alles mögliche zur Kirchenmusik Gehörige, dessen er habhaft werden konnte, in sorgfältigen Abschriften; und so hatte er im Laufe der Zeit eine außerordentlich reichhaltige Bibliothek für Kirchenmusik zusammengebracht, in der große und kleine, berühmte und unberühmte Namen in leidenschaftloser Verträglichkeit nebeneinander standen. Von Michael Haydn hatte er überdies aber noch in seinem Paradezimmer eine Porträtbüste in Lebensgröße, ein sehr gut ausgeführtes Ölgemälde, während die Bildnisse der anderen Meister nur in Kupferstichen oder sonst in kleineren Zeichnungen und Gemälden vertreten waren. Sein Zimmer war ein Tempel, und Michael war der Gott, der darinnen herrschte. Franz Schubert, der den ehrlichen Mann aufrichtig schätzte und liebte, hatte ihn in seinen Meinungen und Urteilen niemals auch nur durch ein einziges Wort verwirrt oder durch Widerspruch herausgefordert; er ließ ihm gerne seine Verehrung für einen Musiker, die im Grunde doch nicht unverdient und in jedem Falle unschädlich war, wenn er selbst für seine Person es sich just nicht zum Gesetze machte, an dem Althergebrachten so steif festzuhalten, wie der ältere Freund es gerne gesehen hätte, der aber doch wieder auch tiefblickend genug war, zu erkennen, daß hier ein Ausnahmfall vorhanden sei; weshalb er bei Schubert manches billigte und anerkannte, was er sonst bei einem andern ohne weiteres verdammt hätte. Es wurde über diese Dinge nicht viel gesprochen, sie ver-

Digitized by Google

standen sich vielmehr von selbst; und wenn Schubert zu dem Freunde herauskam, das freilich im Winter gar nicht und selbst im Sommer nicht gerade häufig der Fall war, so wurde musiziert und getrunken. Der Wein war gut, die Musik desgleichen, die Gespräche aber waren harmlos; höchstens, daß Schubert, der von der Stadt kam, der Frau Schulmeisterin irgend eine Neuigkeit erzählte, die sie draußen auf dem Lande noch nicht wußten.

War auf solche Art der persönliche Verkehr mit dem Freunde nicht gerade ein sehr lebhafter, so war desto fester das Band, das sie verbunden, und ununterbrochen blieb zwischen ihnen der geistige Verkehr. Dieser bestand in einem fortwährenden Austausche von Musikalien. Das war ein unaufhörliches Schicken und Holen, ein unermüdliches Kommen und Gehen, und Josef war es, der diesen Verkehr besorgte. So geschah es, daß Josef häufig zu Franz Schubert kam und ihn häufiger sah als der Vater; bald hatte er Musikalien abzuholen, bald solche zu überbringen und bei einer solchen Gelegenheit ereignete es sich, daß der Knabe, während Schubert bei seinem Schreibtische saß und emsig schrieb, zum offenstehenden Klavier hintrat, um das auf dem Pulte liegende Notenblatt zu besichtigen. Schubert schrieb und achtete nicht darauf, und Josef mußte ziemlich lange warten; er vertiefte sich in das Manuskript und hätte es gerne auf dem Klaviere versucht, er wagte aber nicht die Tasten mit den Finger zu berühren, weil er den Herrn Schubert im Schreiben zu stören fürchtete. Unwillkürlich hatte er sich aber niedergesetzt, und wie von einer inneren Gewalt getrieben, führten seine Finger die Bewegungen aus, welche in dem aufliegenden Blatte verzeichnet waren; er spielte das Stück gleichsam in der Luft und hörte es im Geiste. Das dauerte so eine Weile, bis er endlich sich vergaß und die Tasten berührte, weshalb Schubert aufblickte, sich umwendete und das seltsame Tun des Knaben gewahrte. Auf die Frage, was er da treibe, antwortete der Knabe, er habe das Stück in Gedanken gespielt, worauf Schubert gutmutig lächelnd die Bemerkung machte, das sei leichter als es in Wirklichkeit zu spielen. Josef fragte hierauf, ob er das Notenblatt mitnehmen dürfe, und als Schubert abwehrend meinte, das sei nichts für seinen Vater, antwortete der Knabe rasch: aber für mich! — Diese kecke Antwort

Digitized by Google

machte Schubert stutzig, und er forderte den Knaben auf, das Stück zu spielen. Josef machte sich sogleich daran, und bewältigte das Stück, freilich nicht ganz zur Zufriedenheit des Meisters, der vor ihm stand, aber doch so, daß Schubert erkannte, es könnte aus dem Knaben was werden. Sag' deinem Vater — begann er hierauf — wenn es ihm recht ist, so will ich dir von nun an Unterricht erteilen! —

Halb verrückt vor Freude war Josef mit dieser Nachricht nach Hause gerannt, und seit diesem Tage war er ein Schüler von Franz Schubert. Mit diesem Ereignisse war aber natürgemäß in dem Verhältnisse zwischen Vater und Sohn eine Änderung eingetreten. Bisher war Josef ausschließlich unter der Leitung seiner Eltern. namentlich des Vaters, gestanden; kein Fremder hatte bisher in die Erziehung und in den Unterricht des Knaben eingegriffen. Der Vater war ein gründlicher Musiker; an dem Althergebrachten steif festhaltend, hatte er weder im Leben, noch in der Kunst irgend einen Widerspruch geduldet. Josef war an pünklichen Gehorsam gewöhnt. Franz Schubert war der einzige Mensch auf Erden, dessen Tun und Lassen der ehrliche Schulmeister mit keinem Worte des Tadels anzutasten wagte, selbst wenn er die Gründe des jüngern Freundes nicht einzusehen, oder auch innerlich nicht zu billigen vermochte. Dies vollbrachte die aus der Anerkennung der Überlegenheit hervorgehende Liebe. Seit dem Tage, da Josef ein Schüler Schuberts wurde, mußte demgemäß der Vater auch in dem Gebaren des Sohnes stillschweigend manches ansehen, was er unter andern Umständen nicht geduldet hätte. Josef machte unter der Leitung Schuberts rasche Fortschritte, und der Vater behandelte den Sohn nicht mehr als Schüler, sondern vielmehr als einen jüngern Freund. So hatte sich im Laufe der Jahre zwischen Vater und Sohn eine kollegiale Ebenbürtigkeit herausgebildet, die zwar niemals dahin führte, daß es der Sohn dem Vater gegenüber an der nötigen Achtung hätte fehlen lassen, die aber doch so weit ging, in dem Sohne unter den Augen des Vaters das Gefühl der Selbständigkeit in hohem Grade zu entwickeln. Mehrere Jahre hatten Vater und Sohn so still nebeneinander gelebt, als es sich traf, daß in einer von der Residenz ebenfalls nicht sehr entfernten Ortschaft die

Stelle eines Schulgehilfen erledigt wurde. Der Vater bewarb sich um diese Stelle für den Sohn und erhielt sie. Und so war denn Josef auf dem Punkte, das väterliche Haus zu verlassen und nach dem Orte seiner Bestimmung abzugehen, um daselbst das Amt eines Schulgehilfen anzutreten. Man zählte damals 1826.

Mit wenig irdischen Glückgütern, nicht mehr als sich in einer mäßigen Handtasche unterbringen ließen, dafür aber mit einem Herzen voll Hoffnungfreudigkeit, zog Josef, nach kurzem rührenden Abschiede das elterliche Haus verlassend, in die Welt hinaus. Der Vater hatte ihm seinen Segen mitgegeben, die Mutter aber, rüstiger zu Fuße, wollte es sich nicht nehmen lassen, dem Sohne auf seiner ersten Wanderung in die Fremde wenigstens bis zur Stadt das Geleite zu geben, und so schritten denn Mutter und Sohn selbander zum Dorfe hinaus. Sie hatten es bereits eine geraume Weile hinter sich, als ihnen ein melancholischer Leierkasten, der ebenso invalid war wie sein Eigentümer, die fröhlichen Klänge des Glasscherbentanzes, gleichwie einen letzten Gruß aus der Heimat, nachsendete.

In Wien angelangt, gingen die Beiden miteinander in ein Gasthaus, um sich an einem Glas Wein zu erlaben. Schubert noch einmal zu besuchen, gestattete die Zeit nicht mehr; auch hatte Josef von seinem Lehrer bereits Abschied genommen, und so wurde denn nach dem förmlichen Mahle im Elternhause das letzte glückliche Beisammensein zwischen Mutter und Sohn bei einem Glase Wein gefeiert; dann noch ein letzter Kuß, eine letzte Umarmung, und sie verließen die Wirtstube, um verschiedene Wege zu gehen. Die Mutter kehrte nach Hause zurück; Josef aber ging weiter, allein mit seinen Gedanken und Empfindungen.

Von dem lieblichsten Herbstwetter begünstigt, schritt Josef auf der Landstraße, von der er, so oft es tunlich war, abwich, um einen angenehmern Fußpfad einzuschlagen, dahin. Der Blätterschmuck der Baumkronen in den zur Seite liegenden Waldungen spielte in der dem Herbste eigentümlichen Farbenmischung von Grün, Gelb und Rot, die das Auge des Naturfreundes ebenso ergötzt, wie es geeignet ist, ein sinniges Gemüt zur Betrachtung der Vergänglichkeit alles Herrlichen auf dieser Erde herauszufordern. Die Sonne beglänzte die Landschaft, ohne stechend zu sein, und ein leiser Luftzug fächelte

Digitized by Google

balsamisch die Glut hinweg und verwandelte die Hitze der vorausgegangenen Tage in jene wohltuende Wärme, die zum Genusse so sehr einladet. Nicht eben erschöpft, aber doch ziemlich ermüdet, langte unser Wanderer in später Abendstunde in dem Dorfe an, das nunmehr der Schauplatz seiner musikalischen und pädagogischen Heldentaten werden sollte. Die Jugend des Dorfes, Knaben und Mädchen, war noch munter in allen Gassen des Dorfes, und der erste Willkommengruß, der aus ihren frischen Kehlen seinem Ohre entgegentönte, war der Glasscherbentanz.

Josef ließ sich von einigen Buben, die ihm alle, als ob sie wüßten, daß er dazu ausersehen sei, künftighin über sie das Szepter der Schule zu schwingen, gleich freundlich entgegenkamen, die Wohnung des Schullehrers zeigen, und so trat er denn unter das gastliche Dach eines fremden Hauses, das von nun an seine Heimat bilden sollte.

Sehr freundlich war der Empfang, der ihm da bereitet wurde, just nicht; der Schullehrer, ein pflichtgetreuer, sonst aber trockener Mann, empfing den Ankömmling wie der Vorgesetzte den Untergebenen, mit höflicher Herablassung. Die Schullehrergattin, etwas weniger steif und förmlich als ihr Mann, sagte dem jungen Manne, er sei ein Glückkind, da er eben noch rechtzeitig zum Abendbrot eintreffe, das er verfehlt haben würde, wenn er nur eine kleine Viertelstunde später gekommen wäre. Anna aber, die Schulmeistertochter, sagte gar nichts; sie sah den Fremden nur von der Seite verstohlen an, und es ist noch nicht ganz sicher festgestellt, ob, vielweniger was sie sich dabei gedacht hat.

Die Unterhaltung beim Abendbrot war sehr einsilbig und Josef, mit seinen Gedanken ganz anderswo als hier, vermied es, aus freiem Antriebe ein Gespräch anzuknüpfen; mit jener Zurückhaltung, die ebensowohl eine Folge der Bescheidenheit als des Stolzes sein kann, beschränkte er sich strenge darauf, nur auf die an ihn gerichteten Fragen die nötige Antwort zu geben, und diese Fragen waren nicht eben sehr zahlreich.

Nach dem Abendbrot wurde ihm ein kleines Stübchen als das für ihn bestimmte Quartier angewiesen. Unangenehm fiel ihm gleich beim Eintritte in seine Kammer der Umstand auf, daß sich kein

Digitized by Google

Klavier darin befinde. Seine Frage, ob sein Vorgänger auch in diesem Zimmer gewohnt habe, wurde von der Schullehrerin, welche darin eine Beleidigung sah, mit den schnippischen Worten: Freilich, freilich! wo sollt' er denn sonst gewohnt haben? — beantwortet, und auf Josefs weitere Frage, wo der frühere Schulgehilf' denn eigentlich musiziert habe, da er nichts, was wie ein Musikinstrument aussieht, in der Kammer finde —: Der! — sagte die Schullehrerin — und musiziert! Ha! ha! vielleicht im Bräuhaus drüben beim Bier!

So! — sagte Josef — der war also fleißig beim Bier! — und die Schullehrerin: — Na, und ob! wenn ich das auf einen Haufen beisammen liegen hätt', was der hier durch die Gurgel gejagt hat, könnt' ich meine Anna gleich ausheiraten, und sie tät sich gewiß nicht beklagen, daß wir ihr eine zu kleine Mitgift geben!

Das ist aber doch nicht in der Ordnung! — sagte Josef; er meinte nämlich, daß in dem Zimmer des Schulgehilfen kein Klavier vorhanden sei; die Schullehrerin aber bezog seine Worte auf ihre frühere Bemerkung und faßte sie als einen gegen den Lebenswandel seines Vorgängers gerichteten Tadel auf. Seiens ruhig! Herr Schulgehilf — sagte sie deshalb — Sie reden jetzt so, aber Sie werden's gewiß auch nicht besser machen! Neue Besen kehren gut, aber der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

Ich läugne gar nicht — sagte Josef — daß auch ich ein gutes Bier oder einen guten Wein nicht verschmähe.

Sixtes! Sixtes! unterbrach die Schullehrerin seine angefangene Rede.

Aber — setzte Josef fort — wo soll ich denn Klavier spielen, wenn kein Instrument da ist?

Jetzt zwegen dem — sagte die Schullehrerin — dös tut's schon! Mein Mann hat ja a prächtig's Klavierl drinn stehn; er rührt's die ganze Zeit nit an. Wann Sie aber justament amal den Glasscherbentanz spielen wollen, könnens ja hinüber gehn und sich zu dem Kastel hinsetzen! Mein Mann wird's schon erlauben!

Sehr gütig! — sagte Josef.

Im übrigen — setzte die Schullehrerin fort — ist dös Zimmerl hier recht nett, und i hoff', es wird Ihna g'fallen bei uns.

Digitized by Google

Ich hoff' es ebenfalls — sagte Josef, und da seine Kürze nicht eben dazu angetan war, die gesprächige Frau zu weiteren Auseinandersetzungen aufzumuntern, so wünschte man sich gegenseitig „gute Nacht" und sie ging hinaus, den jungen Mann seinen Betrachtungen überlassend.

Es war etwas schwül in dem engen Raume. Das Erste, was er unternahm, war, daß er das einzige Fenster, das längere Zeit hindurch fest verschlossen gewesen sein mochte, weit aufriß. Ein frischer kühlender Luftstrom kam ihm entgegen, und durch die Stille der Nacht tönte noch der reine Klang einer silberhellen Mädchenstimme zu ihm herüber; es war der Glasscherbentanz, was er hörte, und er verwunderte sich über sich selbst, wie dieser abgeleierte Gassenhauer seine dunkelsten Empfindungen aus dem tiefsten Innern weckte.

Für sein Leben gern hätte er gewußt, wie die Sängerin aussieht, deren seelenvolle Stimme ihm so durch und durch bis ans Herz ging; er versuchte es, sich das Bild des Mädchens auszumalen, und seine Phantasie zauberte ihm eine Schönheit vor, die hinter dem Eindrucke, den sein Ohr empfangen hatte, nicht zurückblieb. Es war ein neuer, ihm unbekannter Zustand, worin der Gesang aus der Ferne ihn versetzt hatte; Josef erinnerte sich nicht, jemals in einer ähnlichen Stimmung sich befunden zu haben. Die Stimme war schön, er hatte aber auch vordem des öftern schöne Stimmen zu hören Gelegenheit gehabt; er war mit den Meisterwerken der Musik vertraut, was er hier vernahm war ein ganz einfacher harmloser — Tanz, und doch war er noch nie so ergriffen gewesen wie eben jetzt, er fühlte ein Glück, eine innere Befriedigung, die jeden andern Wunsch ausschließt; der Augenblick erfüllte ihn so ganz, daß er darin aufging und das Glück aller Zeit und aller Ewigkeit sich in ihm zusammendrängte. Er war wie im Traum, und er erwachte aus ihm als die Stimme mitten im Gesange plötzlich abbrach und sich tiefe Stille zu dem Dunkel der Nacht gesellte.

Er begab sich zur Ruhe. Lange Zeit konnte er nicht einschlafen. Das Glück, das er im innern Herzen spürte, hatte sich gleichsam über den ganzen Körper verbreitet und alle Müdigkeit des Leibes hinweggenommen. Er versenkte sich ganz in die Empfindung

Digitized by Google

des Augenblicks, den er zurückzurufen und festzubannen suchte, tausend Erinnerungen aber liefen quer durch die Gedanken, die ihn beherrschten, und mischten Bilder und Szenen vergangener Tage mit dem unbekannten Bilde, das sein Herz mit unsäglicher Hoffnung erfüllte. Nur selten störte der Tritt eines spät aus dem Wirtshause Heimkehrenden ihn aus seinen Betrachtungen auf. Der Schritt verhallte allmählich und alles war wieder still und ruhig, als endlich ein lautes und ziemlich ungeniert geführtes Gespräch zweier Vorübergehender durch das offene Fenster hereindrang und die Aufmerksamkeit des in sich Gekehrten in seltsamer Weise erregte.

Hast du sie denn schon gesehen? — fragte der Eine. — Gesehen nicht, nur gehört — gab der Andere zur Antwort. Wieso gehört — fragte der Erste, und —: Sie hat den Glasscherbentanz gesungen — war des Andern Antwort.

Wie? — dachte Josef, nachdem er diese kurze Rede und Gegenrede vernommen — war hier nicht die Rede von meiner geliebten Sängerin? Und noch nicht gesehen! sagte er? Also ist sie am heutigen Tage erst hierhergekommen, wie ich, und ist hier fremd, wie ich! Wie sollt' er sie sonst, wäre sie hier einheimisch, noch nicht gesehen haben! wer mag sie wohl sein? was hat sie hierhergeführt? zu wem ist sie gekommen? und diese beiden, die hier vorübergegangen und von ihr gesprochen haben? welches Interesse nehmen sie wohl an ihr? war es bloße Neugierde? oder wäre es mehr? Nein, nein! o nein; es war keine tiefere Empfindung in diesen Worten! Nur gehört! mit welcher Gleichgiltigkeit er das sagte! Nur gehört! Als ob es mehr bedürfte als sie zu hören, um das Herz mit der größten Seligkeit zu erfüllen! Auch ich habe sie nur gehört, aber ich gebe alles, was ich in meinem Leben gehört und gesehen habe, dafür hin, sie gehört zu haben, und ich wünsche mir auf dieser Erde kein größeres Glück, als sie immer und immer nur zu hören.

Mit solchen Fragen und Betrachtungen beschäftigt, schlief er endlich ein, und frühzeitig weckte ihn die durch das offene Fenster eindringende herbstliche Kühle des Morgens zu erneuerten und wiederholten Fragen und Überlegungen. Er war so glücklich und sein Herz so voll Freude; alles erschien ihm schöner als sonst. Die Morgenluft, in die er, nachdem er sich rasch angekleidet hatte,

Digitized by Google

hinaustrat, erfrischte und belebte seinen Mut, und selbst der Nebel, der die langsam heraufsteigende Sonne wie mit einem zarten Schleier bedeckte, gewann in seinen Augen einen bisher noch nie wahrgenommenen Zauber; die ganze Natur war verschönt und beseelt von einem überirdischen Hauche, und in jedem Blatt, in jedem Grashalm, in jeder Erscheinung, die sein Auge traf, sah er nur den Abglanz des holden Bildes, das er seit dem vorigen Abend mit dem Auge des Geistes anzuschauen nicht müde werden konnte. Sein ganzes Wesen hatte einen Schwung, wie er sich von einem ähnlichen sein ganzes Leben lang noch niemals getragen fühlte, es war ihm, als ob er jetzt imstande wäre in Tönen das Höchste und Tiefste auszusprechen, dessen die Sprache der Töne fähig ist, und unwillkürlich, ohne sich auch nur im mindesten dieser lauten Äußerung bewußt zu werden, rief er aus: Jetzt habe ich das große Geheimnis aller großen Künstler kennen gelernt; jetzt weiß ich es, wer einem Haydn, einem Mozart, einem Beethoven, einem Schubert die herrlichen Gedanken, die alle Welt entzücken, in die Finger diktiert! Die Liebe ist es! Die Liebe! Die Liebe!

Herr Schul'gehilf! Sie sollen z'Haus kommen zum Frühstück! — sagte, ihm leise auf die Schulter tippend, ein Bauernknecht, der eben hinter ihm hergekommen war und seinen Weg fortsetzte, ohne sich weiter um den närrischen Träumer, als welcher ihm der Fremde erschien, zu kümmern.

Josef, aus seinen Träumen aufgeweckt, wendete sich um und ging zum Frühstück.

Beim Frühstück ging's recht gesprächig her. Der Schulmeister belehrte den Gehilfen über mancherlei, was sich auf die Schule und den Dienst in der Kirche bezieht, dazwischen warf die Frau Schullehrerin manche Bemerkungen und Frage über die erste Nacht unter fremdem Dache, wie er geschlafen, was er geträumt habe und dergleichen, und Anna meinte, der Herr Schulg'hilf wird wahrscheinlich g'stört gewesen sein durch dö dumme Mirl, dö in einem fort immer den faden Glasscherbentanz g'sungen hat.

Josef wurde über und über rot; als ob er sich des Glasscherbentanzes wegen zu schämen hätte. Die Entdeckung, daß die angebetete Sängerin, mit deren Ausmalung seine Phantasie so un-

Digitized by Google

ermüdlich beschäftigt war, Mirl heiße, hatte ihm plötzlich alle Illusionen geraubt; und doch — der Glasscherbentanz klang fort in seinen Ohren und die Stimme des Mädchens, mit der er nichts vergleichen konnte, ebenfalls. Schon hatte er die Frage auf der Zunge, ob die Sängerin denn auch wirklich Mirl heiße, aber eine rasche Überlegung hielt die Frage in seinem Munde zurück, indem er sich sagte, daß Anna den Namen der wunderbaren Sängerin gar nicht wissen könne, da sie ja fremd und gestern erst angekommen sei. Wenn Anna nichtsdestoweniger die Sängerin in so entschiedener Weise Mirl genannt hatte, so sah Josef hierin nur den Ausdruck einer Bosheit, die durch nichts anderes gerechtfertigt sein konnte, als durch einen leicht erklärlichen Neid über die Schönheit der unvergleichlichen Stimme. Anstatt also sich, wie es ihn anfänglich gedrängt hatte, nach dem Namen der geliebten Sängerin zu erkundigen, fragte Josef vielmehr, ob Fräulein Anna auch singe, worauf die Mutter nicht ohne Selbstgefälligkeit antwortete: Ja freilich — Anna selbst jedoch rasch hinzufügte: — aber nur in der Kirchen, kan Glasscherbentanz nit!

Das ist also eine klassische! dachte Josef, als er vom Frühstück weg an seine Geschäfte ging, und er konnte nicht umhin, im Geiste Vergleichungen anzustellen zwischen der klassischen Anna, die ihre Stimme nirgends anders als in der Kirche hören läßt, und seiner schönen Unbekannten, die einen ganz gewöhnlichen Gassenhauer zum offenen Fenster in die Nacht hinaus singt, und doch, was seine Vernunft dagegen auch vorzubringen imstande sein mochte, der Vergleich fiel trotz der Gemeinheit des Glasscherbentanzes immer und immer wieder zugunsten der Unbekannten aus, und weit entfernt durch Annas verächtliche Bemerkung über die dumme Mirl und den faden Glasscherbentanz in seiner Empfindung erschüttert zu werden, befestigte sich im Verlaufe des Tages die Meinung in ihm nur immer mehr und mehr, daß die unbekannte Sängerin das holdeste und anmutigste Wesen auf dieser Erde sei.

Leid tat es ihm aber eigentlich doch, daß er die beim Frühstück so schön sich darbietende Gelegenheit, über die reizende Glasscherbentanzsängerin Erkundigung einzuziehen, so ganz ungenützt habe vorbeigehen lassen. Er hätte vielleicht doch irgendwie einen Anhalt-

Digitized by Google

punkt gewinnen können, näheres zu erfahren; sich aber jetzt nachträglich an Anna mit einer direkten Frage zu wenden, verbot ihm die natürliche Schüchternheit seines Charakters. Überlegend, wie er das Versäumnis in irgend einer Weise wieder gut machen könne, ohne sich bloß zu stellen und seine Teilnahme für die Unbekannte zu verraten, ging er gegen Mittag aus der Schule heim, und da kam ihm, wie das oft geschieht, der Zufall in sonderbarer Weise zu Hilfe, und zwar war es wieder ein kurzes Gespräch zweier Bursche, das er im Vorbeigehen erhaschte. Auf die Frage: Kommst heute abend zu der Toni? — die der eine an den andern gerichtet hatte, gab dieser andere zur Antwort: Ich kann ja nicht; wir haben ja heut Quartettabend im Bräuhaus!

Quartettabend im Bräuhaus! — halt! — dachte Josef — das ist ja sehr interessant! und sollte eine Sängerin mit einer solchen Stimme da nicht auch dabei sein?

Sein Entschluß war rasch gefaßt; freilich werde die Frau Schullehrerin einen Triumph über ihn feiern, da er so rasch die Wege seines Vorgängers wandle, und mit ihrem schlauen Lächeln werde sie es ihm gewiß auch zu verstehen geben, sie habe es ihm vorhergesagt! Aber was tut's? was sollte ihm daran gelegen sein? hatte er doch Hoffnung, von seiner geliebten Sängerin etwas zu erfahren, vielleicht sogar sie zu sehen, sie kennen zu lernen, und jedenfalls die Aussicht auf einen musikalischen Abend. Wer war glücklicher als er?

Beim Mittagtische nahm Josef die Gelegenheit wahr, das Gespräch auf seinen Vorgänger zu lenken, und von da aus machte er in einer ungezwungenen Wendung die Bemerkung, er habe seinem Vorgänger eigentlich in Gedanken Abbitte zu leisten, denn — sagte Josef — ich hatte mir allzurasch über ihn das Urteil gebildet, er sei kein Musikfreund, weil er so oft ins Bräuhaus gegangen ist, indessen sollen ja im Bräuhaus musikalische Unterhaltungen stattfinden.

Ja! — sagte die Frau Schullehrerin — zweimal in der Woche.

Und das ändert denn freilich die Sache gar sehr — setzte Josef fort — und ich muß aufrichtig gestehen, daß derartige musikalische Abende auch auf mich eine ziemlich große Anziehungkraft

Digitized by Google

zu üben imstande sind; denn ich kenne nichts Schöneres als den Zusammenklang schöner Menschenstimmen.

Ja freili — sagte die Frau Schullehrerin — und unsere Anna könnt' in dem Quartett ebensogut mitsingen wie die Gruber Marie, aber mein Mann derlaubts nit!

Und i täts a gor nit! — fügte Anna hinzu — dös is jo a Bänkelsängerei! Dös is jo ka Musi nit! I bitt Ihna gor schö! was dö All's zsammsingen!

Ja, unsere Anna singt halt keine gemeine Musik — sagte die Schullehrerin mit nachdrücklichem Selbstbewußtsein.

Josef verglich im Geiste nicht nur die hochmütige Anna und ihre Verachtung des Volksgesanges mit der unbekannten Sängerin des Glasscherbentanzes, sondern auch die eitle Frau, die sich auf diese Tochter so viel zu gute tat, mit seiner eignen Mutter, so bescheiden und anspruchlos in ihrem ganzen Tun und Lassen, endlich den pedantischen Schulmeister mit seinem eignen Vater, der zwar von Pedanterie keineswegs gar frei war, bei dem aber eine liebenswürdige Begeisterung für die Musik über jede etwaige Schwäche leicht hinwegsehen ließ, eine Begeisterung, von deren Schatten selbst in diesem Hause nicht die leiseste Spur zu finden war. Josef war, man kann es sagen, unter begeisterten Menschen aufgewachsen, und gerade die Begeisterung, die Empfänglichkeit und der Eifer für alles Schöne und Gute war es, was hier in seiner neuen Heimat gänzlich mangelte. Er befand sich in einer ihm fremden Luft, die seinem Gemüte nicht wohl tat, und nur eines belebte ihn: dies war die Hoffnung, die sich in diesem Augenblicke gänzlich in die Erwartung des kommenden Abends zusammendrängte.

Der Abend kam. Der Bräuhaussaal hatte sich bald mit Gästen gefüllt, die gekommen waren, bei einem guten Glas Bier einige fröhliche Lieder zu hören. Ganz oben in der Ecke des Saales stand auf einem Podium ein sehr hübsches Klavier aus einer damals schon berühmten Wiener Fabrik, neben dem Podium ein für die Sänger und Sängerinnen besteckter Tisch. Man nannte diesen Tisch, obgleich es nur Dilettanten waren, die hier ihre Produktionen zum besten gaben, den Künstlertisch. Josef, als ein Neuling in der Welt, und in dem Dorfe noch ganz unbekannt, hatte

Digitized by Google

an einem der Tische, die noch nicht besetzt waren, Platz genommen; nicht lange war er einsam da gesessen, so hatte er auch schon Gesellschaft. Diese bestand aus fünf Personen, aus Vater, Mutter und drei Töchtern, von denen die älteste das zwanzigste Jahr noch nicht erreicht zu haben schien, während die jüngste kaum der Schule entwachsen war. Ungleich an Jahren, waren die drei Schwestern einander gleich an Schönheit und Anmut, obgleich man nicht behaupten konnte, daß sie einander ähnlich sähen. Bald hatte sich zwischen der gemütlichen Familie und Josef ein Gespräch entsponnen, aber für die Schönheit der drei Schwestern schien er kein Auge zu haben. Seine Phantasie war so ganz mit dem Bilde der unbekannten Schönheit beschäftigt, daß die bezaubernde Anmut der Mädchen, in deren Nähe manch anderer junger Mann sich glücklich gefühlt haben würde, auf ihn gar keinen Eindruck machte. Er plauderte zwar mit den Eltern sowohl als mit den Töchtern, aber sein Geist war nicht bei dem Gespräche, ja selbst sein Auge schweifte in dem Saale herum, die unbekannte Schönheit zu suchen, obwohl er sich (für einen so schwärmerisch Verliebten immerhin vernünftig genug) es deutlich vor die Seele hielt, daß er seine Göttin nicht mit dem Auge, sondern nur mit dem Ohre ausfindig machen könne.

Am Künstlertische hatten mehrere jüngere und ältere Herren und einige Mädchen Platz genommen, und nun glaubte er auch schon einen etwas bestimmten Anhaltpunkt gewonnen zu haben, denn er zweifelte nicht, daß seine Sängerin sich unter denen, die am Künstlertische saßen, befinde. Welche von ihnen es wohl sein mag? Welche Frage! Die Schönste zweifellos! So sehr er diese Damen aber auch prüfend ins Auge fassen mochte, keine schien ihm schön genug, um das in seiner Seele lebende Ideal zu verwirklichen, und er konnte den Beginn der Gesangproduktionen kaum erwarten, ob vielleicht das Ohr ihm gewähren werde, was das Auge bisher versagte.

Die erste Nummer war ein Quartett für Männerstimmen. Josef kannte es sehr genau, er hatte selbst darin die zweite Tenorstimme zu singen gepflegt und hatte jede Nuance im Kopfe; es interessierte ihn die Wahrnehmung, daß das Quartett recht gut vorgetragen wurde. Es war aber mehr als dies, es war die Er-

Digitized by Google

innerung an die Heimat, es war gleichsam der erste heimatliche Ton, was ihm Herz und Seele erwärmte. In den Vorträgen wechselten nun Quartette mit Solopiecen ab; bereits hatten sich zwei weibliche Stimmen hören lassen, aber in keiner von beiden glaubte er die Glasscherbentanzsängerin finden zu können. Die eine von beiden war recht hübsch und sang ein schönes Lied, aber mit sehr mittelmäßiger Stimme, die andere hatte eine viel schönere Stimme, aber sie war so gar nicht hübsch. Unmöglich konnte die eine oder die andere jene unbekannte Sängerin sein, die seine Seele in der vorigen Nacht mit so viel Entzücken erfüllt hatte.

Und doch! Diese zweite Sängerin, die so gar nicht hübsch war, und deren Stimme auf unsern schwärmerischen Freund jetzt keinen besonders starken Eindruck zu machen schien, diese Sängerin hieß Marie Gruber, und Marie Gruber wurde im Orte die Gruber Marie oder auch schlechtweg Mirl genannt; sie war also jene Mirl, deren die Schulmeisterstochter beim Frühstück gedachte, sie war also auch in Wahrheit jene Glasscherbentanzsängerin, von welcher Josef seit gestern träumte. Einige Tage vorher war sie auf einem nahen Dorfe bei Verwandten zu Besuch gewesen und gestern in ihr Heimatdorf wieder zurückgekommen. Sie war also keinesfalls fremd im Orte, wie Josef allzufrüh kombiniert hatte, sondern eine veritable Einheimische, über die ihm jedes Kind hätte Auskunft geben können; sie war also die richtige Glasscherbentanzsängerin. Daß Josef sie an ihrer herrlichen Stimme nicht sofort erkannte, das hat seine Ursache bloß darin, daß ihm seine Phantasie die unbekannte Sängerin als einen Ausbund von Schönheit vormalte, die Natur aber durchaus nicht so gefällig war, ihre Bildungen und Gestalten den Phantasien eines schwärmerischen Schulgehilfen zu lieb über Nacht umzuformen oder auszutauschen.

Wenn jemand Josefs Gemützustand gekannt und zu ihm gesagt hätte: Lieber Freund! Würdest du die Stimme deiner geliebten Sängerin sofort als solche erkennen, wo und wann immer du sie auch hören solltest? — Josef hätte sicher: ja — geantwortet, und man darf es ihm auch zutrauen; man darf aber nicht vergessen, eine Bedingung hinzuzufügen, die nämlich, daß er sie beim wiederholten Hören ebenfalls nicht sehen dürfe. Da Josef seine unbe-

Digitized by Google

kannte Sängerin für eine Göttin an Schönheit hielt, wie hätte er hinter diesem kleinen Mädchen mit dem so gar nicht ansprechenden Gesichte seine angebetete Sängerin suchen sollen! Er suchte sie nicht in ihr, darum fand er sie auch nicht, er konnte sie eben darum nicht finden, obwohl ihre Stimme seit der vorigen Nacht an Kraft, Fülle und Schönheit sicherlich nichts eingebüßt hat.

Die Unterhaltung war im besten Gange. Eben hatte Marie Gruber wieder das Podium betreten, um ein Lied zu singen, als ihr Bruder Franz, der sich an das Klavier gesetzt hatte, sie zu begleiten, gleich bei den Einleitungakkorden die unangenehme Entdeckung machte, daß zwei Tasten versagen. Es war für solche Fälle in der Regel zwar vorgesehen, indem der Klavierstimmer in Wien gewöhnlich in Kenntnis gesetzt wurde, ob das Klavier für die bevorstehende Produktion einer Reparatur bedürfe; diesmal hatte man es unvorsichtigerweise unterlassen, den wichtigen Mann herbeizuholen, und diese Unterlassung hatte sich gerächt. Die Verlegenheit war groß. Marie Gruber mußte unverrichteter Sache das Podium verlassen; die Ursache hiervon war nicht schnell genug verbreitet, und es entstand in dem ausgedehnten Saale jenes Geräusch, wo alles aufsteht, jeder wissen will, was es gebe, jeder fragt und keiner imstande ist, eine befriedigende Antwort zu erteilen. Es dauerte eine geraume Weile, bis die wahre Ursache der eingetretenen Störung allgemein bekannt wurde, und als die Kunde von dem Sachverhalte auch bis zu dem Tische gedrungen war, an welchem Josef saß, und seine schönen Nachbarinnen die unliebsame Störung höchlich beklagten, tröstete sie Josef, indem er meinte, die Sache sei von keiner Wichtigkeit und verdiene nicht, daß so viel Aufhebens davon gemacht werde. Mit ein klein wenig Uhrmacheröl wolle er die zwei widerspänstigen Tasten rasch zur Raison bringen, so daß die Unterhaltung sogleich wieder ihren ruhigen Verlauf werde nehmen können.

Diese Bemerkung hörte einer der Gäste, welcher an dem Tische eben vorüberging, und im Nu verbreitete sich im Saale die Nachricht, es sei ein Klavierstimmer da, der imstande sei, das Klavier zu reparieren; es dauerte demgemäß auch nicht lange, so wurde Josef von dem Bruder der Marie Gruber, der zu seiner großen

Digitized by Google

Freude die erfreuliche Kunde vernommen hatte, aufgefordert, das Klavier zu besichtigen und zu sehen, was zu machen sei.

Josef betrat unter allgemeinem Beifall das Podium, eine Ehre und Auszeichnung, welche wohl noch kaum jemals einem Klavierstimmer zuteil geworden sein dürfte, er wurde beklatscht, wie ein längst anerkannter Künstler, der sich herabläßt, seine Kunst zu produzieren; rasch erkannte er, was er anfangs gleich vermutet hatte, daß es nicht an den Tasten lag, sondern am Hammer; er zog die Klaviatur heraus, nahm die beiden Hämmer, und brachte sie in Ordnung. Es waren kaum zehn Minuten verstrichen, so war das Klavier wieder in stand gesetzt und keine Taste versagte. Das Notenblatt, aus dem Franz seine Schwester begleiten sollte lag noch immer auf dem Pulte und Josef, nachdem er in einigen Läufen nach auf- und abwärts das Klavier geprüft hatte, begann die Einleitungakkorde des Liedes, das vorhin Marie Gruber hatte singen wollen. Franz führte seine Schwester wieder auf das Podium und ersuchte den Schulgehilfen, der sich eben wieder zurückziehen wollte, seinen Platz am Klaviere zu behalten und die Begleitung des Liedes zu übernehmen. Josef blieb und war bereit, der Aufforderung Folge zu leisten. Er begann, Marie Gruber sang das Lied, und er spielte die Begleitung so zart, daß die Stimme der Sängerin weit mehr hervortrat, als dies sonst bei den Vorträgen unter der Begleitung ihres Bruders der Fall gewesen war. Sie fand allgemeinen Beifall und Josef selbst, der ihre Leistung ohne jede Voreingenommenheit beurteilt, mußte sich gestehen, daß er es hier mit einer ganz vortrefflichen Sängerin zu tun habe. Die Stimme war schön und der Vortrag zeigte musikalische Bildung; aber anstatt entzückt zu sein, unerwartet eine solche Bekanntschaft gemacht zu haben, schwärmte Josef innerlich vielmehr für seine unbekannte Glasscherbentanzsängerin und dachte bei sich, diese würde das Lied doch noch viel schöner gesungen haben.

Der Vortrag wurde beklascht und der Applaus nahm kein Ende, bis das Lied wiederholt wurde. Nach abermaligem Applaus verließ Marie das Podium und zog Josef, dessen Hand sie instinktiv ergriffen hatte, mit sich. Er wurde eingeladen, an dem Künstlertische Platz zu nehmen; er tat es, aber erst, nachdem er

Digitized by Google

sich bei seiner früheren Gesellschaft entschuldigt hatte, und nun saß er da neben Marie Gruber, die ihm verstohlen mit zärtlichen Blicken ansah, und dachte an seine unbekannte Glasscherbentanz-sängerin.

Marie Gruber hatte drei Brüder, von denen Franz der jüngste war; sie waren sämtlich musikalisch, sie hatten in Wien ihre Bildung genossen; man nannte die Grubers das „musikalische Haus". Alle drei Brüder waren anwesend. Bald waren sie mit Josef in einem Gespräche über Musik verwickelt, wobei sie die Wahrnehmung machten, daß zwischen ihm und seinem Vorgänger ein sehr großer Unterschied bestehe. Der frühere Schulgehilfe hatte sich an den musikalischen Produktionen nie beteiligt, er war bei ihnen stets nur als Gast anwesend, hatte sich aber niemals dazu herbeigelassen, in irgendwelcher Weise durch seine Mitwirkung teilzunehmen. In Josef sahen sie nun eine Kraft für ihre Unternehmung und so hatten sie ihn alle rasch liebgewonnen.

Wenn im Laufe des Gespräches von irgendeiner Piece die Rede war, nannte Josef sogleich mit voller Bestimmtheit die Tonart, den Takt und sang auch wohl hier und da leise den Anfang des Stückes, kurz, er zeigte sich in jeder Beziehung als ein Kenner der musikalischen Literatur, dem nichts fremd war, was man auch immer vorbringen mochte; als endlich Franz den Wunsch äußerte, ein Stück auf dem Klaviere von ihm zu hören, ging Josef ohne Ziererei und ohne sich lange bitten zu lassen, zum Klavier und spielte den Ländler, den ihm Schubert zum Andenken geschrieben hatte, mit den Variationen, und erregte durch seinen Vortrag die Bewunderung des Gruberschen Hauses, d. h. so viel als die unbedingte Anerkennung der ganzen Ortschaft. Josef war von diesem Augenblicke an eine gefeierte Persönlichkeit. Alles kam ihm mit der größten Achtung entgegen, jeder drängte sich zu ihm, jeder wollte mit ihm persönliche Bekanntschaft machen, er wurde ganz berauscht von dem Beifall, der ihm gespendet wurde, und in der gehobenen Stimmung, in der er sich befand, stieg er nochmals hinauf und spielte den Glasscherbentanz.

Dieser Tanz nun gab das Signal zu einer Lustigkeit, auf die man sich gar nicht vorbereitet hatte; Bänke und Tische wurden bei-

Digitized by Google

seite und übereinander gestellt und rasch ein Tanzlokal improvisiert. Nun ging es los, daß es eine Art hatte. Die Tänzer und Tänzerinnen wurden nicht müde; bis spät über Mitternacht hinaus dauerte die Unterhaltung, endlich verließ man unter den Klängen des Glasscherbentanzes den Bräuhaussaal mit der allgemeinen Versicherung, daß man sich so gut noch niemals unterhalten habe. Alles war glücklich, und Josef wäre es zweifelsohne auch gewesen, wenn nicht der trübe Gedanke, seine unbekannte Glasscherbentanzsängerin, die er unermüdlich suchte, nicht gefunden zu haben, seinen Freuden einen beträchtlichen Dämpfer aufgesetzt hätte.

Im Gruberschen Hause herrschte eine wahre Freude über die neue Bekanntschaft, und des andern Morgens befanden sich sämtliche Geschwister in einer Art Feiertagstimmung, die sie einander, ohne es sich mit Worten ausdrücklich zu sagen, vom Gesichte ablesen konnten. Vom Gruberschen Hause sprach man in dem Dorfe ungefähr so, wie man in einer kleinen Residenz vom Hofe spricht. Es war das reichste Haus im Orte und gab in allen, auch nichtmusikalischen Dingen, den Ton an. Der Vater, ein sehr solider Geschäftmann, war seit mehreren Jahren tot, die Söhne waren an die Stelle des Vaters getreten, und Mutter und Tochter versahen das Hauswesen; es war aber Dienerschaft genug im Hause, so daß bei allem Eifer für die laufenden Geschäfte und Erfordernisse des Hauswesens sämtliche Geschwister einer schönen Muße sich erfreuen konnten; und diese wurde ausschließlich der Musik gewidmet. Die musikalischen Unterhaltungen im Bräuhaussaale waren eine Schöpfung des Gruberschen Hauses; was aber dort wöchentlich nur zweimal gepflegt wurde, geschah zu Hause täglich, oder vielmehr allabendlich. Die musikalischen Unterhaltungen im Bräuhause hatten den Charakter der Öffentlichkeit und ihr Zweck war — Unterhaltung; zu Hause hingegen waren die Geschwister sozusagen unter sich, hier wurde studiert, probiert, neues durchgesehen, altes wieder hervorgesucht, und zu diesen Abenden hatte nur selten jemand Zutritt. Diese Auszeichnung ward aber unserem Josef zuteil. Schon am nächsten Tage lud man ihn ein, am Abende bei den Privatübungen im Gruberschen Hause teilzunehmen. Er fand sich sehr gerne ein; es wurde musiziert, wohl auch geplaudert, gescherzt und gelacht, ge-

Digitized by Google

gessen und getrunken; die anfängliche Zuneigung zu dem liebenswürdigen Musiker wuchs, je näher man ihn kennen lernte, und so war er bald ein täglicher Gast im Gruberschen Hause.

Je fester und inniger sich das Band zwischen Josef und dem Gruberschen Hause knüpfte, mit desto scheeleren Augen wurde der Gehilfe von der Schulmeisterfamilie angesehen, und es fehlte bei Tische niemals an ironischen Seitenhieben, die den Zweck, ihm seine Besuche im Gruberschen Hause zu verleiden, nur allzu deutlich verrieten. So z. B. ließ die Frau Schulmeisterin einmal die Bemerkung fallen, wie ganz anders die Welt jetzt sei gegenüber früheren Zeiten. Sonst habe ein junger Mensch seine Augen sicher am ersten und liebsten auf ein schönes Mädchen geworfen (hierbei warf sie einen vielbedeutenden Seitenblick auf ihre Tochter)', heutzutage aber laufen die Burschen den häßlichsten Mädchen nach, wenn sie nur glauben, daß wo ein Geld zu holen sei. Ein andermal wieder, meinte Anna, daß die Gruber Marie, seitdem sie Schülerin des Herrn Schulgehilfen sei, bedeutende Fortschritte im Gesang gemacht habe und fügte mit spöttischem Lächeln hinzu: Ja, dös kommt davon, sie lernt halt gar so gern! Die Mutter wieder sprach einmal die Meinung aus, die Musik sei ein sehr bequemes Mittel für Schmarotzer, um sich in alle möglichen Häuser und Gesellschaften, wohin man seiner Stellung nach nicht gehört, Zutritt zu erschleichen, auf welche Niederträchtigkeit Anna sogleich die Gegenbemerkung bereit hatte, daß sich solche Eindringlinge in der Regel sehr täuschen, man läßt sich die Musik gefallen, schmeißt den Kerl aber dann, wenn man ihn nicht mehr braucht, zur Türe hinaus.

Josef hätte geradezu unempfindlich sein müssen, um diese Bemerkungen nicht auf sich zu beziehen und das Absichtliche daran nicht zu erkennen; aber er hielt es unter seiner Würde, auch nur mit einem Worte und einer Miene zu verraten, daß er sich verletzt fühle. Allen diesen Schmähungen, deren Ursache ihm gänzlich unbekannt war, und die er, da er sich gegen die Schulmeisterfamilie mit nichts vergangen zu haben bewußt war, sich auch gar nicht erklären konnte, setzte er ein unverbrüchliches Schweigen entgegen, nur ein einzigesmal, als Anna sich nicht mehr mit Anspielungen begnügte, sondern einen direkten Angriff wagte mit der Bemerkung,

Digitized by Google

der Herr Schulgehilfe habe es tief hinter dem Ohre stecken, er wisse wohl auch schön und häßlich zu unterscheiden, aber seine Besuche des Gruberschen Hauses gelten nicht der Haustochter, sondern dem schönen Klavier, da fühlte sich Josef verpflichtet, den Angriff auf die Abwesende zurückzuweisen, indem er fest und entschieden erklärte, es sei ihm, da er in seinem Zimmer kein Klavier habe, ganz gewiß sehr angenehm, das prächtige Instrument im Gruberschen Hause nach Belieben benutzen zu können, allein jetzt, nachdem er die Gruberschen Familie näher kennen gelernt, müsse er aufrichtig gestehen, daß er das Haus besuchen würde, auch wenn kein Klavier dort stände und gar nicht musiziert würde; er habe alle Ursache, die Grubersche Familie für Leute zu halten, die neben dem, daß sie musikalisch sind, auch noch andere vortreffliche Eigenschaften besitzen.

Hiermit war nun vollends dem Faß der Boden durchgeschlagen. Die elektrische Spannung hatte sich entladen, und zwischen dem Schulgehilfen und der Schulmeisterfamilie bestand nun offene Feindschaft. Das Leben in diesem Hause ward unserm Josef immer unleidlicher und gerne hätte er es verlassen, lieber heute als morgen, würden ihn nicht zwei Dinge zurückgehalten haben. Das eine war die Rücksicht auf seinen alten Vater, dem er die Schande nicht antun wollte, daß es heiße, sein Sohn habe sich auf dem Posten nicht halten können; das andere aber war die Hoffnung, vielleicht doch noch im Laufe der Zeit der unbekannten Glasscherbentanzsängerin, die sein Herz gefangen hielt, zu begegnen.

Dem Schulmeister war dieses feindselige Verhalten seiner Familie gegen den Schulgehilfen nicht sehr angenehm; zwar hatte auch er an dem jungen Manne so manches auszusetzen, denn Josef schien ihm eigentlich mehr Musiker als Schullehrer zu sein. Der Schulgehilfe hatte sich zwar in der Schule bisher noch nicht des geringsten Versäumnisses schuldig gemacht, er war pünktlich und genau und erfüllte seine Pflichten mit redlichem Eifer; auch war er im Umgange mit den Kindern leutselig und ließ es, wo es not tat, an der nötigen Strenge nicht fehlen; daß er aber jede freie Stunde der Musik widmete, war ein deutlicher Beweis, daß die Musik für ihn eine größere Anziehungkraft habe als die Schule,

Digitized by Google

und dies war dem alten ehrlichen Manne nicht recht. Auch sah er es nicht gerne, daß der Schulgehilfe an den musikalischen Unterhaltungen im Bräuhause, von denen er sich selbst mit seiner Familie fern hielt, einen so regen Anteil nahm. Seine Meinung war, der Schullehrer dürfe sich mit den Leuten nicht so gemein machen; vor einem Schullehrer aber, der den Leuten im Bräuhause sogar zum Tanze aufspiele, könne man unmöglich den nötigen Respekt haben, und habe er erst die Achtung der Eltern eingebüßt, so müsse die Mißachtung der Kinder nachfolgen, was die Schuldisziplin nur schädigen könne. Für unsern Schulmeister war die Beschäftigung mit Musik eben auch nichts anderes, als die Erfüllung einer Pflicht. Die Musik in der Kirche gehörte zu seinen Pflichten, und soweit es diese Pflicht erforderte, war er gewiß nicht säumig, aber über diese Pflicht ging er auch keinen Schritt hinaus. Daß Josef gerade hierin ein mehreres tat, konnte er nicht billigen.

Trotz dieser nicht gerade sehr günstigen Zensur konnte er aber doch auch die ewigen Sticheleien von Mutter und Tochter nicht gutheißen, ebensowenig wie die ungerechten Ausfälle gegen das Grubersche Haus; denn an hohen Festtagen mußte in der Kirche doch ein Amt gemacht werden, zu welchem alles im Dorfe, was nur einigermaßen singen, geigen und flöten konnte, zusammengetrommelt wurde, und in solchem Falle erwies sich das Grubersche Haus, obwohl da auch die profane Musik ziemlich stark betrieben wurde, als die Hauptstütze. Eine Messe von Michael Haydn, von Josef Haydn oder Mozart ohne Mitwirkung des Gruberschen Hauses wäre geradezu unmöglich gewesen, und eine solenne kirchliche Feier, bei der ein Hochamt aufgeführt werden mußte, stand nun eben gerade bevor. Mit der Gruberschen Familie durfte man sich's nicht verderben, und man konnte nicht wissen, ob Josef bei seinen häufigen Besuchen daselbst nichts verlauten lassen werde, was die Grubersche Familie veranlassen könnte, die Mitwirkung bei der Kirchenmusik zu versagen. Mutter und Tochter hatten sich über alle solche Bedenken hinweg von ihrer törichten Eifersucht hinreißen lassen, die Grubersche Familie zu schmähen, der Schulmeister aber, bedächtiger als diese und — ohne Umschweife gesagt, auch ehrlicher und rechtschaffener im Gemüte, war über diese Dinge sehr verdrießlich, nur

Digitized by Google

war er nicht kräftig genug, sie zu verhindern; es mußte ihm daher das Aufhören der Stichelreden bei Tische, obwohl es das offenbare Zeichen einer offenen Feindschaft war, doch nur sehr erwünscht sein und ihm einigermaßen wie ein Friedensschluß oder mindestens wie ein Waffenstillstand erscheinen.

Zu einem solchen, oder besser, zu einem wirklichen und ernst gemeinten Friedensschlusse sollte es aber in der Tat bald kommen, und zwar war es eben die kirchliche Feier und die ihr vorhergehende Generalprobe, welche ihn herbeiführten. So lange nämlich der frühere Schulgehilfe noch im Dienste war, hatte der alte Schulmeister bei den Proben und Aufführungen oft seine liebe Not; der Gehilfe vermochte zwar notdürftig die Orgel zu spielen, aber weiter griff er in die Gesamtaufführung nicht ein, und eine ausreichende Hilfe beim Einstudieren und Einüben der einzelnen Stimmen war von ihm nicht zu erwarten. Der alte Schulmeister mußte alles das selbst besorgen. Griff jemand falsch, so mußte er zeigen, wie es zu machen sei, sang einer zu hoch, der andere zu tief, mußte er es berichtigen, fehlte der eine im Takt, der andere im Rhythmus, der alte Mann mußte es korrigieren, das war oft sehr ärgerlich und sehr zeitraubend, und was das Schlimmste war — hatte er auf den Fehler auch aufmerksam gemacht und gezeigt, wie es gehen mußte, so hatte er doch noch keineswegs die Garantie, daß alles, was er bei der Probe ausgebessert hatte, auch bei der wirklichen Aufführung in der Kirche gelingen werde; denn nicht alle Mitwirkenden hatten den Eifer und die musikalische Bildung, wie die Geschwister aus dem Gruberschen Hause. Daher kam es, daß der Schulmeister einer jeden solchen kirchlichen Aufführung mit einiger Besorgnis entgegensah, und daß ihm nach jeder Aufführung eines Amtes wahrhaft ein Stein vom Herzen gefallen zu sein schien. Denn er war auch keine eigentliche Künstlernatur, und hatte auch er selbst gerade keine besondere Vorliebe für Musik, so war er doch nichts destoweniger ein pflichttreuer Mann, der das, was er zu leisten hatte, auch gerne ordentlich leistet.

Das alles war nun jetzt durch die tätige Mitwirkung des neuen Schulgehilfen ganz anders geworden. Dieser hatte die Generalprobe nicht erst abgewartet, sondern hatte vielmehr aus eigenem

Digitized by Google

Antriebe allen Mitwirkenden ihre Stimmen einstudiert, und zwar derart, daß sie alle, als es zur Generalprobe kam, vollständig vorbereitet waren; er hatte sich keine Mühe verdrießen lassen und alle einzelnen in ihren Wohnungen aufgesucht, auf die Hauptschwierigkeiten besonders aufmerksam gemacht, sie durch häufiges Probieren glücklich beseitigt, so daß der alte Schulmeister bei der Hauptprobe seine blauen Wunder vor sich zu sehen glaubte, wie da alles vortrefflich klappte und zusammenging.

Anna war eine gute Trefferin und taktfest, aber sie hatte keine Idee von Vortrag. Sie brachte alles, was sie sang, mit gleicher Stärke hervor, ohne auch nur einen Versuch zu machen, durch stärkere und schwächere Betonung der Einzelheiten irgendwelchen Ausdruck in den Gesang hineinzulegen. Sie war demungeachtet neben Marie Gruber noch immer die beste Sängerin, denn sie hatte die gründlichste musikalische Bildung genossen, so weit ihr Vater sie ihr zu erteilen vermocht hatte, und was den Vortrag anbelangt, so war er allerdings sehr mittelmäßig, aber der der andern (Marie Gruber ausgenommen) war nicht besser. So kam es, daß der Schulmeister, der selber vom Vortrage nicht viel verstand, den Mangel an Vortrag bei seiner Tochter niemals bemerkt hatte. In dieser Probe war es das erstemal, daß er diese Wahrnehmung machte, und trotz der Freude, in die ihn das Fertige und Exakte der ganzen Probe versetzt hatte, konnte er sich doch nicht enthalten, seiner Tochter, die eben ein Solo gesungen hatte, die Bemerkung zu machen, daß sie heute schlechter singe als sonst.

Anna wurde blutrot im Gesichte über diese ihr ganz ungewohnte Äußerung des Vaters; ein junger Backfisch aber, der während dieses Solos mit dem Notenblatte eifrig in der Luft herumgefuchtelt hatte, wurde plötzlich laut und ließ sich folgendermaßen vernehmen: Nicht wahr ist's, Herr Schullehrer! die Fräulein Anna singt heut grad so gut, wie's alleweil singt; aber mir andern, mir singen heut halt viel besser! — Und auf die verdutzte Frage: Wie so denn? — Dös macht alls der Herr Schulg'hilf! — schrie der Backfisch mit großem Selbstbewußtsein, daß es dem Schullehrer in den Ohren gellte.

Diese resolute Behauptung des jungen Mädchens wurde von

der ganzen Versammlung, welche sofort deren Wahrheit erkannte, applaudiert, wie eine Kunstleistung.

Anna glaubte vor Scham in die Erde versinken zu müssen, denn der dem Mädchen gespendete Beifall war in ihren Augen eine ihr mit Absicht angetane Schmach, und als deren Urheber stellte sich ihrem Geiste mit der Raschheit, mit welcher die Logik der Leidenschaft ihre Schlüsse zieht, kein anderer dar, als der abscheuliche Schulgehilf, der die Sache angestiftet habe, um sie dem allgemeinen Spotte und Gelächter Preis zu geben.

So rasch als diese Gedanken ihren Geist durchflogen, ebenso rasch hatte sie auch das Notenblatt, aus dem sie das Solo gesungen, zur Erde geschleudert und stürzte hinaus aus dem Zimmer zur Verwunderung aller Anwesenden.

Dem alten Manne fiel vor Schrecken der Taktierstock aus der Hand, und er wußte nicht, was er beginnen sollte. Weiter dirigieren, als ob gar nichts vorgefallen wäre, war unpassend, und der Tochter nachlaufen, um sie zurückzuholen, schien ihm, der den Geist der Widerspenstigkeit seiner Tochter wohl kannte, bedenklich, da er sich, wenn sie nicht zurückkam, in den Augen aller Anwesenden eine Blöße gab.

Der Schullehrer hatte aber noch kaum alles das durchdacht, als der Schulgehilfe bereits aus freien Stücken die nötigen Schritte unternommen hatte. Ohne irgend welches Aufsehen zu erregen, hatte er sich geräuschlos aus dem Zimmer, in dem die Probe abgehalten wurde, entfernt und war dem gekränkten Mädchen nachgegangen. Er traf sie trotzig in ihrer Kammer. Bei seinem Eintritte sprang sie auf vor Wut, in der Meinung, daß er der vollführten Beleidigung noch eine neue hinzufügen wolle; da sie aber nichts von ihm hörte, was einer Kränkung gleich war, da sie sein sanftes Zureden, in die Probe zurückzukehren und die Aufführung nicht zu stören, vernahm, da wurde sie allmählich weicher und ihre Empfindung machte sich Luft in einem Tränenstrom, den sie, wer sollte das vermuten, an seinem Herzen, wie an dem Busen eines lieben Freundes, ausschüttete.

Die Situation war sonderbar genug. Josef hielt Anna in seinen Armen wie eine Geliebte, und sie schmiegte sich an ihn mit

einer Hingebung, als ob er ihr Lebensretter wäre. In dieser Stellung wurden sie von der Mutter überrascht, welche erstaunt über den unvermuteten Anblick, der sich ihrem Auge bot, keine anderen Worte fand, ihrem freudigen Erstaunen Ausdruck zu geben, als den Ausruf: Da schau mir einer den Duckmäuser an!

Statt aller Antwort nahm Josef Anna bei der Hand, um sie zur Probe zurückzuführen, und Anna ließ sich von ihm leiten, willig wie ein folgsames Kind.

Ohne Red und Antwort wurde hierauf die Probe, als ob gar nichts vorgefallen wäre, fortgesetzt. Anna, aus deren Augen ein ganzer Himmel voll Seeligkeit strahlte, sang nun ihre Solostellen mit einer Empfindung, die ihr die Liebe, dieser ausgezeichnetste aller Gesangmeister, beigebracht hatte, und alles ging nun vortrefflich von statten.

Nach dieser Probe konnte man auf eine gelungene Aufführung in der Kirche mit Sicherheit rechnen.

Und die Rechnung war diesmal (entgegen dem bekannten Spruche) nicht ohne den Wirt gemacht. An eine solche Aufführung eines Hochamtes konnten sich die ältesten Leute des Dorfes nicht erinnern, und sie war an dem Feiertage und den darauf folgenden Tagen fast der ausschließliche Gesprächstoff bei jung und alt. Josef hatte die wenigen Stunden, welche zwischen der letzten Probe und der Aufführung lagen, noch dazu benützt, Anna ihre Solostellen einzuüben und sie auf die Kunst des Vortrages aufmerksam zu machen, und Anna hatte sich als gelehrige Schülerin gezeigt. Sie wurde allgemein ebenso belobt wie die Gruber Marie; besonderes Aufsehen hatte aber die Behandlung der Orgel von Seite des Schulgehilfen gemacht; selbst unmusikalischen Personen war es aufgefallen, daß der Schulgehilf ganz anders auf der Orgel spiele wie sein Vorgänger. Worin dies Neue bestehe, wußten sie allerdings nicht anzugeben, im Gruberschen Hause wußte man, daß es die Art der Modulation sei, die Fähigkeit, ohne Zwang auf eine die Erwartung des Ohres befriedigende und doch zugleich überraschende Weise aus einer Tonart in die andere überzugehen; auch der Schullehrer hatte von einer solchen Art zu modulieren früher nie etwas gehört, und war voll des Lobes und der Anerkennung für den Schulgehilfen, der ihm sein schwieriges Amt so sehr erleichtert hatte.

Digitized by Google

Diese unverhohlene Anerkennung von Seite des Vaters tat dem Herzen der Tochter wohl, und paßte vortrefflich zu den geheimen Absichten der Mutter. Die nächste Folge dieser Absichten war, daß Josef ein Klavier bekam. Gleich am Tage nach der Aufführung des Amtes in der Kirche hatte die Frau Schullehrerin es veranlaßt, daß der alte Kasten, welcher unter dem Namen eines Clavicembalo im Zimmer ihres Mannes gestanden hatte, in die Kammer des Schulgehilfen hinüber geschafft wurde. Die kluge Frau wußte sehr wohl, was sie tat. Josefs Besuchen im Gruberschen Hause mußte der Vorwand entzogen werden, dies konnte nur dadurch geschehen, daß man ihm zu Hause die Möglichkeit verschaffte, seine musikalischen Passionen zu befriedigen, und dem Mädchen konnte keine Gelegenheit erwünschter sein, als diese, mit dem Geliebten häufig allein zu sein und unter vier Augen verkehren zu können, da sie sich seit dieser Zeit offen als Schülerin des Schulgehilfen erklärte. Josef selbst hingegen sah in der Sache nichts als eine ihm erwiesene Freundlichkeit, für welche er sich dankbar erwies, ohne sich im Übrigen hierdurch in irgend einer Weise verpflichtet zu fühlen oder gar gebunden zu erachten. Demgemäß setzte er denn auch nach wie vor seine Besuche bei Grubers fort, und erzählte daselbst mit kindlicher Offenheit, wie lieb es ihm sei, daß er nun auch zu Hause musizieren könne, da man ihm ein Instrument auf sein Zimmer gestellt habe. Marie faßte die Sache sogleich mit der dem Weibe eignen Raschheit auf, indem sie sagte: Da werden Sie jetzt wohl seltener zu uns herüber kommen! Josef aber fragte: Wie so? — und wollte gar nicht einsehen, welchen Zusammenhang dies habe.

In Josefs Gemütstimmung können wir den besten Einblick erhalten, wenn wir einen Brief lesen, den er kurz nach den hier geschilderten Ereignissen an seine Eltern gerichtet hat. In dem Briefe findet sich folgende bezeichnende Stelle: — — es ist zwar nur ein alter Klimperkasten; die Obertasten weiß und die Untertasten schwarz, und von einer so geringen Spannweite, daß ein zehnjähriges Mädchen bequem eine Oktave greifen kann; Schubert würde sich den Bauch halten vor Lachen, wenn er seine Variationen, die ich Ihnen am Tage meiner Abreise vorgespielt habe, auf diesem Instrumente hören sollte, wie dünn da alles herauskommt, jeder einzelne Ton,

Digitized by Google

als ob er den Katarrh hätte; und doch — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wohl es mir tut, ein Instrument in meinem Zimmer zu haben; es ist mir bisher in diesem Zimmer so unheimlich gewesen. Ein Zimmer ohne Instrument! Denken Sie sich das, wenn Sie es imstande sind! Gewiß, Sie können sich's nicht denken, und ich — ich hab's erlebt und hab's einige Monate hindurch ausgehalten! Dieses Unheimliche und Unbehagliche ist nun weg; auch sind die Hausleute seit dem letzten Hochamt gegen mich ganz anders, als sie früher waren! Der Schullehrer selbst hat sich in seinem Benehmen gegen mich am wenigsten geändert, aber Frau und Tochter ganz und gar. Diese waren früher oft beleidigend, ich weiß nicht warum, da ich ihnen nie etwas in den Weg gelegt, jetzt aber sind sie beide die Zuvorkommenheit selbst, und Anna — so heißt das Mädchen, kommt jetzt tagtäglich in mein Zimmer, um bei mir Unterricht im Singen zu nehmen. Sie hat eine sehr hübsche Stimme, singt alles vom Blatt, ist taktfest, nur im Vortrag ist sie vernachlässigt. (Unter uns gesagt, versteht ihr Herr Papa, der alte Schulmeister, vom Vortrag auch nicht viel) den soll sie nun bei mir erlernen, und ich hoffe, sie wird es! — Stellen Sie sich aber vor (Sie werden das nun freilich für unglaublich halten, und doch ist es wahr!), welche Bedeutung sie im Gruberschen Hause diesem Umstande, daß ich jetzt ein Klavier in meinem Zimmer habe, beilegten! Denken Sie sich nur, die Leute meinten, ich würde mich jetzt, da ich ein Klavier habe, seltener bei ihnen sehen lassen und besonders das junge Mädchen, die Sängerin, von der ich Ihnen in meinen früheren Briefen schon manches geschrieben habe, ist es, welche diese, ich muß schon sagen lächerliche Meinung aussprach. Natürlicherweise gehe ich nach wie vor hinüber, wenn ich auch freilich, da ich jetzt die Tochter des Schulmeisters im Singen unterrichte, so manche Stunde zu Hause zubringe, die ich früher bei Gruber zugebracht habe! Als Sängerin würde Ihnen Marie Gruber ohne Zweifel besser gefallen, sie hat eine schönere Stimme und mehr Feinheit im Vortrage; die Schullehrer-Anna hinwiederum ist eine weit schönere Gestalt und hat besonders feurige Augen und glänzende Haare. Ich denke mir oft, wenn ich mir sie so näher betrachte, sie würde auf die Bühne passen und hätte bei einem anders geleiteten

Digitized by Google

Unterrichte heute vielleicht im Kärnthnerthortheater sein können. Ich habe hier freilich (ich weiß nicht wie es kommt, daß ich Ihnen hiervon nicht schon früher Mitteilung gemacht habe) eine noch ganz andere Sängerin gehört, vor der sich die Schullehrer-Anna und die Gruber Marie verstecken können! Aber wer diese Sängerin ist, das kann ich Ihnen leider nicht sagen! Was macht Schubert? Grüßen Sie ihn! A propos! Ein Bier wird hier gebräut, daß man das Weintrinken verlernen könnte! Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß er, wenn er einmal herauskäme, hier nicht auch sein gutes Glas Wein finden sollte! Grüßen Sie mir ihn tausendmal! ich denke an ihn, bei Tag und bei Nacht, wie wenn er der liebe Herrgott wäre.

Erst aus dem Antwortschreiben der Eltern, welches auf diesen Brief folgte, wurden dem schlichten, arglosen Schulgehilfen ein wenig die Augen geöffnet. Josefs Vater, ein alter Mann, der bei seiner geräuschlosen, häuslich umfriedeten Amtwirksamkeit nicht gerade besonders günstige Gelegenheit hatte, erhebliche Welterfahrung zu sammeln, demungeachtet aber doch Welt und Menschen besser kannte als sein unerfahrener Sohn, ließ sich in diesem Briefe in folgender Weise vernehmen:

— was du also über die dir widerfahrenen Ehren mitteilst, hat uns natürlich sehr gefreut, aber keineswegs überrascht; es wäre auch traurig, wenn du bei der musikalischen Ausbildung, die du genossen hast, nicht überall, wo es etwas Musikalisches zu tun gibt, hervorragen solltest, und schon gar in der Kirchenmusik, die du sozusagen mit der Muttermilch eingesogen hast; auch freut es uns beide, mich und deine Mutter, sehr, daß dir der Aufenthalt in deinem gegenwärtigen Bestimmungorte minder unerfreulich erscheint als dies früher der Fall war, und deine Begeisterung, daß du endlich ein Klavier in deinem Zimmer hast, hat uns beiden aufrichtige Tränen der Rührung entlockt. Ja, lieber Josef, daran haben wir erkannt, daß du noch derjenige bist, der du warst, als du das Elternhaus verließest; allein ich kann dir auch nicht verhehlen, was für befremdenden Eindruck uns deine weiteren Mitteilungen gemacht und in was für peinliche Sorge sie mich und besonders deine gute Mutter versetzt haben! Wie! du hast eine Sängerin gehört und

Digitized by Google

wagst es nicht, deinen Eltern zu sagen, wer sie ist? Josef! ich will nicht hoffen, daß du dich mit irgend einer Landstreicherin in einen schlechten Handel eingelassen hast. Wäre dies der Fall, so ist mein Plan gefaßt! ich hätte gemeint, du solltest einige Achtung vor dir selber haben. Schreibe sobald als möglich und beruhige deine besorgten Eltern über einen Punkt, der mir sowohl, wie deiner Mutter schlaflose Nächte verursacht. Ich hoffe, daß unsere Bekümmernis eine grundlose sei, und daß du in dem Rausche, in welchen dich ein bißchen Anerkennung deiner musikalischen Fähigkeiten versetzt haben möchte, nicht vergessen wirst, an die Zukunft zu denken. Ich lasse diesen unwürdigen Gegenstand also beiseite und will die folgenden Zeilen vielmehr dazu benützen, dir in bezug auf die weniger geheimnisvollen Mitteilungen, welche du uns gemacht hast, die Ratschläge deiner Eltern hierher zu setzen. Die Tochter des Schullehrers ist in dich verliebt! darüber ist kein Zweifel. Deine Mutter behauptet es steif und fest, und ich glaube, sie hat recht. Das andere Mädchen scheint dir aber auch nicht abgeneigt zu sein. Welche von beiden für dich (vorausgesetzt, daß du bereits an eine ernstliche Verbindung denken solltest) die passendere wäre, ist für uns, die wir die Sache nur aus der Entfernung beobachten können, schwer zu entscheiden. Dir scheint die Tochter des Schullehrers besser zu gefallen. Verhüt' es Gott, daß ich gegen das Mädchen, wenn sie sonst brav und gut ist, etwas einzuwenden hätte; deine Mutter aber meint aus deinen eignen Schilderungen herauszulesen, daß die andere, aus dem Gruberschen Hause nämlich, die bessere Natur sei, und da das Grubersche Haus, wie du sagst, sehr wohlhabend ist, so scheint uns diese letztere Verbindung weitaus den Vorzug zu verdienen, wenn die Schullehrerstochter auch ein bißchen schöner ist; denn die Schönheit vergeht, die andern guten Eigenschaften aber, die im Herzen liegen und aus dem Herzen kommen, die bestehen, und eine wohlgefüllte Brieftasche ist just auch nicht zu verachten. Dies glaube mir und bedenke wohl, es sagt es einer, der kein Geizhals ist. Was du von der Schullehrertochter schreibst, daß sie bei einer sorgfältigen Ausbildung heute am Kärthnerthortheater sein könnte, so läßt sich über eine solche Möglichkeit nicht streiten; heute ist sie es nun einmal nicht. Es ist aber auch mög-

lich, daß dir der Aufenthalt in einer im ganzen doch weniger musikalischen Umgebung den Maßstab für die Größe der Leistungen und der Anforderungen, die man an eine Primadonna zu stellen berechtigt ist, verrückt hat; denn sonst könnte nur die Verblendung oder die Liebe aus dir sprechen! Ist nun dem also, und glaubst du in diesem Mädchen die zukünftige Gattin gefunden zu haben, so möge uns Gott bewahren, dir hindernd in den Weg zu treten; auch ich habe deine Mutter als ein Mädchen geheiratet, welches keinen vollen Geldbeutel ins Haus gebracht; wäre dem aber nicht so, dann scheint es uns unpassend und zugleich unklug, daß du sie täglich auf dein Zimmer kommen lassest und mit ihr stundenlang allein bist. Erstens wirst du über kurz oder lang mit ihr ins Gerede kommen; man wird euch als ein Paar bezeichnen, als ob ihr euch miteinander verlobt hättet, und wenn du dann Miene machen solltest, eine andere zu heiraten, so wird man dies völlig so ansehen, als ob du an ihr eine Untreue begangen hättest. Zweitens — was das Alleinsein betrifft — ein Sprichwort sagt: Gelegenheit macht Diebe; ich aber sage dir, Gelegenheit bewirkt auch noch manches andere, und wie rein und keusch deine Absichten und Gesinnungen auch sein mögen, es kann kein Mensch für sich gut stehn! eine schwache Stunde und die Folgen sind unvermeidlich und können alle Hoffnungen zerstören, die du etwa in bezug auf die Zukunft hegst. Es wäre also gut, wenn du es bewirken könntest, daß du mit dem Mädchen nicht so ganz allein bist, wenn etwa die Mutter bei dem Unterrichte, den du ihr erteilst, anwesend wäre, oder wenn sonst noch jemand, vielleicht eine zweite Schülerin, zu dieser Lektion gefunden und herbeigezogen würde. Du mußt es aber mit Klugheit machen, um niemanden vor den Kopf zu stoßen.

Schubert läßt dich grüßen. Ich habe ihm deinen Brief zu lesen gegeben; er freut sich über deine Erfolge. Neulich haben wir wieder ein Streichquartett von ihm gemacht. Das ist nun über alle Maßen entzückend! göttlich! es läßt sich mit Worten nicht ausdrücken! Seit Beethoven, den wir am 19. März zu Grabe getragen, unter der Erde liegt, hat Schubert seinesgleichen nicht auf der Welt! Das ist meine feste Meinung, und ich hoffe, es wird einmal die Meinung auch aller andern sein.

Digitized by Google

Wenn du deinem alten Vater und deiner guten Mutter eine unbeschreibliche Freude bereiten willst, so schreibe bald und beruhige uns über alles, was uns in diesem Augenblicke noch beunruhigt.

Als Josef diesen Brief las, war er anfänglich ganz erstaunt darüber, daß die Eltern Dinge sehen wollten, von denen er ihnen ganz und gar keine Mitteilung gemacht, nachdem er ihn aber wiederholt durchgelesen, mußte er sich doch gestehen, daß die guten alten Leute aus der Entfernung gar manches besser wahrgenommen, als er in unmittelbarer Nähe, und er war in einiger Verlegenheit, was er auf die von den Eltern gemachten Bemerkungen erwidern sollte. Gänzlich unschuldig fühlte er sich nur in bezug auf einen Punkt — das war der Verdacht mit der vermeintlichen Landstreicherin. In diesem Betreff sah er zu seinem nicht geringen Mißvergnügen das seiner Seele vorschwebende Ideal bis zur Karrikatur verzerrt und die hochfliegenden Träume seiner jugendlichen Begeisterung auf den flachen Boden einer schalen Alltäglichkeit herabgezogen. In allen übrigen Stücken aber fühlte er sich so ganz unschuldig nicht. An eine Heirat hatte er, da die unbekannte Glasscherbentanzsängerin unauslöschlich im Gedächtnisse lebte, noch nicht gedacht, und weder bei Marie Gruber, noch bei der Schullehrertochter war bisher jemals in ihm der Wunsch aufgestiegen, in eine festere und innigere Verbindung, als sie der Augenblick ergab, einzugehen; allein über die etwaigen Absichten eines jeden der beiden Mädchen auf ihn wurde er durch den Brief der Eltern doch aufmerksam gemacht, und wenn er gegen sich selbst nicht unwahr sein wollte, so mußte er sich in aller Stille sagen, daß er durch sein Benehmen doch wohl manches dazu beigetragen habe, in der einen wie der andern den Gedanken aufkommen zu lassen, von welchem seine Eltern wie von einer fertigen und unzweifelbaren Sache sprachen. Er mußte sich gestehen, daß er im Feuer der Begeisterung dem Mädchen aus dem Gruberschen Hause, wenn sie z. B. eine Arie gesungen hatte, die ihm recht zu Herzen gegangen war, die Hand oder vielmehr die Hände doch öfter und fester gedrückt habe als es gerade nötig gewesen wäre, um seinem Beifall Ausdruck zu geben; ja noch mehr, er mußte auch anerkennen, daß es ihm, obwohl Marie Gruber in seinen Augen nicht eben als eine Schönheit galt, doch keineswegs

Digitized by Google

unangenehm gewesen, diesen Händedruck mit Innigkeit erwidert zu sehen. Noch stärker wurde jetzt, nachdem der Brief der Eltern ihm die Augen geöffnet hatte, seine Selbstanklage in bezug auf die Tochter des Schullehrers. Bei diesem Mädchen, welches in früherer Zeit, verblendet durch eine tolle Eifersucht, den arglosen Schulgehilfen mit Schmähungen aller Art überhäufte, war der Ausdruck solchen Hasses von jeher nur die krampfhafte Äußerung einer zurückgehaltenen Liebe gewesen. Von dem Augenblicke an, da sie ihrer wahren Empfindung etwas freieren Lauf lassen durfte, tat sie dies mit einer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, die jedem andern sofort verständlich gewesen wäre, wenn auch Josef in seiner angeborenen Schüchternheit sie nicht zu deuten fähig war. Sie hatte sich dem bisher fremden Manne in der Aufwallung des Gefühls plötzlich in die Arme geworfen, und er hatte sie nicht von sich gestoßen. Er hatte sie im Arm gehalten als die Mutter ins Zimmer trat, und hatte, in einer so heiklen Situation überrascht, gleichsam als ob sich dies von selbst verstände, kein Wort zur Entschuldigung vorgebracht. Die Mutter behandelte demgemäß auch stillschweigend ihre Tochter als Josefs zukünftige Braut, und Anna selbst, leidenschaftlich von Natur, und durch das stillschweigende Dulden ihres Verhaltens von seiten der Mutter nur noch kühner gemacht, zeigte das Bestreben, sich irgendwelchen Zwang anzutun oder auch nur einige Zurückhaltung sich aufzuerlegen, in sehr geringem Grade; daher war es hier in kurzem nicht bloß zu Händedrücken, sondern auch zu Küssen gekommen und zu Berührungen, die sich nicht bloß auf die Hände einschränkten. Und wenn er wieder sich nicht selbst belügen wollte, so mußte er sich gestehen, daß er Annas Küsse nicht unerwidert gelassen; es wäre ihm wohl freilich lieber gewesen, wenn er die Glasscherbentanzsängerin hätte in seinen Armen halten können! Nichtsdestoweniger aber hatte er sich Annas stumme Beredsamkeit sehr gerne gefallen lassen; die entzückende Sängerin lebte in seinen Gedanken, in seinen Armen aber fühlte er Annas warmen Busen an dem seinigen schlagen.

Unter solchen Umständen traf ihn der Brief seiner Eltern, und es erschien ihm nun, nachdem er ihn wiederholt gelesen hatte,

manches Wort darin wie das Strafgericht einer unsichtbar über ihn waltenden Macht.

Was hätte unter den obwaltenden Umständen der arme Junge nun aber tun sollen? Die Beziehungen zu Anna abbrechen? Das war nicht so leicht! Hatten ja doch die Eltern selbst geraten, alles mit Klugheit zu machen und niemanden vor den Kopf zu stoßen! So tat er denn, was er nicht lassen konnte, und was in seiner Lage jeder andere junge Mensch vermutlich gleichfalls getan hätte: er setzte sich hin, schrieb den Eltern einen langen Schreibebrief, worin er sie in den entschiedensten Ausdrücken bezüglich der vermeintlichen Landstreicherin beruhigte, was er mit gutem Gewissen auch konnte, und erging sich über diesen Gegenstand so in die Breite, daß es fast gar nichts Auffallendes an sich hatte, wenn er über die anderen Punkte, welche den Eltern ja keine derartigen Besorgnisse wie die Landstreicherin eingeflößt hatten, mit Stillschweigen hinweg ging; er erwähnte am Schlusse des Briefes fast nur so nebenbei, daß er an eine ernstliche Verbindung vorläufig noch gar nicht denke, er sei dazu auch noch zu jung und dergleichen mehr, sprach aber nichts mehr von den beiden Mädchen, erzählte nichts neues, weder von Anna noch von Marie, und ließ übrigens alles beim alten. Auf diese Weise glaubte er den doppelten Zweck erreicht zu haben, einerseits die besorgten Eltern zu beruhigen, anderseits aber auch jede Aufsehen erregende Veränderung in seinem Benehmen zu vermeiden.

Seine fortgesetzten Besuche im Gruberschen Hause waren der Schullehrertochter freilich nicht recht; ebenso hatte Marie gegen die Gesanglektionen, welche Josef der Tochter des Schullehrers erteilte, manches auf dem Herzen; aber weder auf der einen, noch auf der andern Seite wagte man es, ihm einen direkten Vorwurf zu machen.

* * *

So führte Josef dieses Leben fort, das zwar äußerlich stille verfloß, ihn aber keineswegs innerlich befriedigte. Der Drang seiner unendlichen Sehnsucht nach einem fernen unbekannten Glücke, das in seiner Seele Gestalt angenommen hatte, war nicht gestillt, und er ließ ungeachtet der geringen seelischen Befriedigung, welche die

Digitized by Google

Wirklichkeit ihm gewährte, alles beim alten, mehr aus Nachgiebigkeit gegen die fast wider seinen Willen gewordenen Umstände, als aus freier entschiedener Wahl.

So verstrich die Zeit. Wenn ein hoher Feiertag und mit diesem eine kirchliche Festlichkeit herannahte, hatte er mit den Vorbereitungen und Proben zu der Aufführung alle Hände voll zu tun, und wenn die Aufführung des Amtes vorüber war, heimste er in stiller Bescheidenheit die ihm gebührenden Ehren ein. Des Tages über verrichtete er seine Pflichten in der Schule, des Abends war er Gast im Gruberschen Hause oder er unterrichtete seine Schülerin. Das alles ging so fort ohne äußere Störung, und darüber waren die Wintermonate hinweggegangen. Beethoven war, wie wir aus einem Briefe seines Vaters bereits erfahren haben, inzwischen gestorben, Schubert aber stand da in der schönsten Blüte. Die Sonne war am Horizonte niedergegangen und der milde Mond leuchtete vom Himmel hernieder. Die Ostern waren herangekommen, mit ihnen der Frühling, die schöne Jahrzeit, welche die Menschen hinauslockt ins Grüne und die aus eben dem Grunde den winterlichen Abendunterhaltungen im Bräuhaussaale ein Ende machte. Es wurden jetzt häufig Spaziergänge unternommen in den nahen Wald, auf das nahe Gebirge. Bei diesen gemeinschaftlichen Spaziergängen konnte es nicht fehlen, daß die Schullehrer-Anna und die Gruber Marie häufiger miteinander zusammen kamen als es im Winter der Fall gewesen war, wo sie miteinander nur bei den seltenen kirchlichen Aufführungen in unmittelbare Berührung kamen, da Anna nach wie vor trotz der geänderten Gesinnungen gegen Josef an den musikalischen Unterhaltungen im Bräuhause nicht teilgenommen hatte. Bei diesen Spaziergängen verhielten sich die beiden Nebenbuhlerinnen gegen einander äußerlich im besten Einvernehmen; heimlich aber, im innersten Herzen war jede von beiden die bitterste Feindin der andern und sah in ihr die gewaltsame Störerin ihres Glückes. War also das gute Einvernehmen zwischen den beiden Mädchen von beiden Seiten ein erzwungenes, so bedurfte es, wie sich leicht begreifen läßt, nur eines hinreichenden Anlasses, um es zu stören, und wo wäre es jemals der Fall gewesen, daß der zündende Funke sich nicht gefunden hätte, wenn der Zündstoff einmal vorhanden und im

Digitized by Google

Laufe der Zeit nur immer mehr gehäuft dessen harrte? Ein scheinbar sehr unbedeutender Umstand war es, der hier die Veranlassung bot. Die schönen Sommerspaziergänge waren unter Scherzen und angenehmen Spielen, unter Singen, Lachen und Tanzen vergangen; aber das Pfingstfest war lange vorüber, das Getreide stand bereits hoch in den Feldern und deckte häufig den Wanderer, der einen Seitenweg durch das Feld einschlug, den Augen der andern gänzlich. Es war die Zeit nahe dem Schnitte, und da geschah es, daß Josef, welcher es liebte, zwischen den hohen Getreidehalmen hinzugehen, sich plötzlich bei einer solchen Wanderung rückwärts von sanften Armen umschlungen fühlte. Anna, welche seine Gewohnheit, durch die hohen Ährenfelder hinzuschreiten, seit einiger Zeit beobachtet hatte, war es, die ihm diese Überraschung bereitete. Die Sache wäre an sich von keiner weiteren Bedeutung gewesen, denn was hier geschehen war, ist nichts Außerordentliches, und geschah daheim in der Stube der Eltern; außergewöhnlich war bei der Sache nur der veränderte Schauplatz; denn was zu Hause in der stillen, verschwiegenen Stube ohne Zeugen geschehen konnte, wurde hier trotz der hochstehenden Halme von dem weitsichtigen Auge der Liebe dennoch bemerkt; Anna hatte sich nämlich nicht sobald von der übrigen Gesellschaft entfernt, um Josef die erwähnte Überraschung zu bereiten, als auch Marie in aller Stille ihr nachschlich, um zu sehen, was sie vorhabe, und so sah sie denn, was zu sehen sie lieber hätte unterlassen mögen, hätte sie die Folge ihres Vorwitzes ungeschehen machen können. Als sie den geliebten Jüngling von den Armen der Nebenbuhlerin fest gehalten sah, war sie im ersten Augenblicke ihrer nicht mächtig; aber rasch gewann sie die Fassung wieder. Sie trat aus ihrem Versteck nicht hervor, sang aber, den beiden unsichtbar, mit heller Kehle die erste Zeile des Glasscherbentanzes. Als Josef diese Töne vernahm, war es ihm im Innern, als ob eine unsichtbare Macht ihn anriefe und warnte und seine Untreue gegen die Glasscherbentanzsängerin ihm vorhielte. Mit Heftigkeit und Ungeduld riß er sich aus Annas Armen los und lief, Anna zurücklassend, nach jener Seite hin, woher der sein ganzes Wesen so aufregende Gesang erklungen war. Es dauerte nicht lange, bis er Marie Gruber, welche sogleich, nachdem sie die

Digitized by Google

Wirkung ihres Gesanges wahrgenommen, ihren Versteck verlassen hatte und mit scheinbarer Gleichgiltigkeit den Seitenpfad zwischen den Halmen herauskam, begegnete.

Sie sind hier? — fragte Marie Gruber mit der angenommenen Miene der Überraschung. Josef aber, anstatt auf diese Frage eine Antwort zu geben, sagte mit laut pochendem Herzen: den Augenblick habe ich hier den Glasscherbentanz singen gehört!

Ich auch! — sagte Marie Gruber.

Wissen Sie nicht, wer gesungen hat? — fragte Josef.

Wer mag's denn nur gewesen sein! — erwiderte Marie und zwang sich zur Trockenheit, während sie schelmisch lächelte.

Es war himmlisch! rief Josef voll Entzücken.

Wirklich? — fragte Marie.

Wie können Sie fragen — rief er weiter in seiner Begeisterung — wenn Sie's eben so gehört haben, wie ich? Wenn ich diese Sängerin nur sehen könnte!

So? — sagte Marie — liegt Ihnen so viel daran?

Mehr als an meinem Leben! rief er außer sich.

Nun — sagte Marie — warum suchen Sie sie nicht? Sie kann ja nicht weit entfernt sein! Wenn sie den Augenblick hier gesungen hat, so wird sie sich ja wohl finden lassen.

Auf jeden andern Menschen hätte diese vernünftige Erwägung den natürlichen Eindruck gemacht, dessen sie fähig war; Josef war aber kein gewöhnlicher Mensch, er war ein Schwärmer, und er war eben im Begriffe, auf Marias Bemerkung irgend eine schwärmerische Antwort zu geben, als Anna, der inzwischen das etwas zu lange Gespräch Josefs mit Marie den Faden der Geduld abgerissen hatte, mit Heftigkeit dazwischen trat.

Entweder ich, oder sie! — rief sie auf Marie Gruber deutend — das Spiel muß einmal ein Ende haben!

Weder Josef noch Marie hatten auf diesen überraschenden Angriff ein Wort der Erwiderung. Schweigend kehrte man zur Gesellschaft, die sich auf der nahen Wiese befand, zurück, und schweigend ging man nach Hause. Die Feindschaft zwischen Anna und Marie war nun ausgesprochen, jede von beiden hatte einen Stachel im Herzen; im Herzen Josefs aber lebte nach wie vor die von seiner

Digitized by Google

Phantasie mit allem Liebreiz bekleidete Gestalt einer unbekannten Schönheit, die Gestalt der sein Gemüt mit so großer Sehnsucht erfüllenden Sängerin, deren entzückende Stimme er heute nach Verlauf so langer Zeit wieder vernommen hatte.

Die schneidige Manier, in welcher Anna in der Szene auf dem Kornfelde durch ihr entschiedenes: — sie oder ich! — den verwickelten Knoten zu lösen gedachte, hatte aber keineswegs die Wirkung, die sie sich von ihr versprach und sie mußte nur zu bald erkennen, daß sie sich von ihrer Heftigkeit zu weit habe hinreißen lassen. Die Verlegenheit war für alle drei beteiligte Personen groß genug. Marie Gruber war durch den Anblick des von den Armen Annas umschlungenen Geliebten zur Erkenntnis gekommen, welcher Art die Singlektionen im traulichen Stübchen daheim beschaffen sein mögen; sie waren ihr gleich anfänglich nicht so ganz harmlos erschienen, als Josef, wenn er davon erwähnte, sie darzustellen pflegte; jetzt hatte sie vollkommene Klarheit und Gewißheit in der Sache, und ein Zweifel über Annas Empfindungen war nicht mehr möglich; was sie einzig noch bezweifeln konnte und mußte, war die Frage, wie es im Herzen Josefs aussehe und auf welcher Seite er sich eigentlich gefesselt fühle, und das war allerdings die Hauptsache. Auch Marie sagte sich: — entweder ich oder sie! — denn teilen mochte sie den Geliebten mit keiner andern; der Unterschied war nur der, daß Marie bei aller Stärke ihrer Empfindungen sich soweit zu beherrschen imstande war, deren heftigen Ausbruch nach außen hin zu vermeiden, während Anna der Heftigkeit ihrer leidenschaftlichen Ausbrüche keinen Zügel anzulegen wußte. Aber weder die eine mit ihrer Heftigkeit, noch die andere mit ihrer Gelassenheit konnte in der Sache etwas tun und die weitere Entwickelung durch selbsteingreifende Tätigkeit fördern oder hemmen, und alles hing nur davon ab, wie sich Josef infolge der vorausgegangenen aufregenden Szene verhalten werde. Anfänglich wußte er auch wirklich nicht, wie er sein Benehmen den beiden Mädchen gegenüber einrichten solle; er konnte es aber weder auf der einen, noch auf der anderen Seite zu einem völligen Bruche kommen lassen, das sah er klar, und diese Notwendigkeit war es denn auch, die ihm aus der Verlegenheit heraushalf. Anstatt irgendwie sich in einen Wort-

ized by Google

wechsel mit Anna einzulassen, tat er, als ob nichts geschehen wäre; er machte ihr keine Vorwürfe, verlangte von ihr keine Entschuldigung, war freundlich ohne zärtlich zu sein, und ging des abends, ohne auch nur die mindeste Befangenheit zu verraten, ins Grubersche Haus. Anna, die Vorwürfe seinerseits erwartete, war froh, so leichten Kaufs davon zu kommen und wagte, als sie des abends ihn weggehen sah, es keineswegs, irgend eine Einwendung dagegen zu machen. Marie wieder, die befürchten mußte, Josef werde nun gezwungen sein, seine Besuche bei ihr einzustellen, war hoch erfreut, als sie des abends ihn in gewohnter Weise erscheinen sah und erblickte in diesem Umstande einen vollen Beweis, daß sie es sei, die in seinem Herzen wohne, und daß sie über die Nebenbuhlerin ganz entschieden den Sieg davon getragen habe. Sie war zu zartfühlend und auch zu klug, um einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, dessen Erörterung für Josef nur peinlich sein konnte; sie begnügte sich mit dem stillen Siege, den sie erfochten zu haben glaubte, und benahm sich gegen den jungen Mann in ganz unauffälliger Weise, als ob sich inzwischen nichts ereignet hätte, worüber eine neue Aufklärung erforderlich wäre; das Vergnügen aber konnte sie sich dem-ungeachtet nicht versagen (sie hätte sonst gar kein Weib sein müssen), an ihn in scherzhafter Weise die Frage zu richten, ob er über die Person der Glasscherbentanzsängerin bereits etwas näheres erfahren habe. Hiermit war dasjenige Thema angeschlagen, welches unsern jungen Freund in tiefster Seele beschäftigte, und anstatt auf diese Frage eine Antwort zu geben, setzte er sich ans Klavier und begann leise die Melodie des Glasscherbentanzes. Marie tat, als ob sie sich darum gar nicht kümmerte und beobachtete unterdessen unbelauscht im Spiegel seine Physiognomie, in deren Zügen sie zu lesen suchte. Josef so mit seinen Gedanken und Empfindungen allein, überließ sich ungestört dem Fluge seiner Phantasie, und diese trug ihn in wahrhaft fremde Gefilde, in ein Zauberland, das mit dieser Erde nichts gemein zu haben schien; denn unvermerkt hatte er über das Thema des Glasscherbentanzes eine solche Fülle von Variationen ausgegossen, und sie wurden im kühnen Fortgange unter seinen Händen immer reicher und reicher, so daß beinahe nur für denjenigen, der den Ausgangpunkt dieser freien Ergießung kannte, das ursprüng-

Digitized by Google

liche Thema noch erkenntlich war; die Gemeinheit des Gassenhauers war verwischt, und was man vernahm, gehörte in das Gebiet des Erhabenen. Unterdessen waren auch Mariens Brüder nach Hause gekommen und lauschten mit Entzücken den herrlichen Phantasien, die seinem Geiste entströmten und aus seinen Fingern über die Tasten sich ergossen. Kein Wort ward gesprochen, kein Gruß gewechselt, alles war stille, als ob das gesprochene Wort eine Entweihung des Augenblicks gewesen wäre, Josef aber geriet nur immer weiter und weiter, immer in neue Entzückungen und ward nicht müde, das Thema bald in schmerzlich resignierenden Moll-Akkorden, bald in ausgelassen aufbrausendem Jubel zu verändern, bis er endlich seiner kaum mehr mächtig, vom Klaviere aufsprang und in den in dessen Nähe befindlichen Lehnsessel erschöpft niedersank.

Marie jubelte innerlich vor Wonne; denn das konnte sie nicht für Ernst nehmen, daß Josef in Wahrheit nicht wissen sollte, daß sie es sei, die draußen im Ährenfelde den Glasscherbentanz gesungen habe. Wie sollte er das nicht wissen? Mußte er nicht ihre Stimme erkennen? Hat er sie nicht oft genug singen gehört, und war es möglich, daß er ihre Stimme für die einer anderen halte? Alles das war unmöglich. War dem aber so, und kannte Josef seine Glasscherbentanzsängerin, so war diese musikalische Ergießung, der er sich so ganz und voll hingegeben, nichts anderes als eine unter der Form künstlerischer Aufwallung verdeckte Liebeserklärung und eine der Geliebten in sinniger Weise dargebrachte Huldigung. In sich beseligt, nach außen hin mit größter Unbefangenheit näherte sie sich dem Jüngling mit einem Glase Wein, das sie ihm mit aufmunterndem Blicke reichte; er nahm es, trank es leer, und hierauf, nachdem seine Lebensgeister hierdurch wieder aufgeweckt waren, begann die Unterhaltung der kleinen Gesellschaft allgemein zu werden wie an gewöhnlichen Abenden, die man neben den musikalischen Produktionen unter Gesprächen ernsten oder heitern Charakters, wie der Augenblick sie ergab, hinbrachte. Für den heutigen Abend ergab sich infolge der vorausgegangenen musikalischen Ergießung in sehr ungezwungener Weise als Gesprächgegenstand die interessante Frage, was einer Komposition größeren Wert verleihe, die Bedeutsamkeit des musikalischen Themas an sich, oder die künstlerische Behandlung

und Bearbeitung; denn darüber waren sie alle einig, daß das Thema des Glasscherbentanzes ein höchst triviales sei, und daß ihm als Thema an sich eine höhere Bedeutsamkeit nicht zuerkannt werden könnte; ebenso stand es für alle Anwesenden aber auch außer aller Frage, daß das, was sie gehört hatten, eine wahrhafte Kunstleistung genannt werden müsse. Dieses Thema wurde nach allen Seiten gedreht und gewendet, denn die Meinungen über den fraglichen Punkt waren keineswegs einstimmig. In stiller Übereinstimmung befand sich jedoch Marie mit allem, was Josef sagte; jedes Wort, das aus seinem Munde floß, war ihr wie — ein Evangelium, auf das man schwören dürfe.

In Wahrheit aber ist es just nicht nötig, ein verliebtes Mädchen zu sein, um alledem, was Josef im Gespräche über den fraglichen Gegenstand äußerte, seine Zustimmung zu geben; denn seine Auseinandersetzung war wohl begründet und tief durchdacht. So unerfahren er dem Leben gegenüberstand, so erfahren zeigte er sich im Gebiete der Kunst; auf diesem Felde entwickelte er gar wohl jene Schärfe des Verstandes, die ihm in den praktischen Fällen des Weltlaufes nur allzuoft zu fehlen schien. Kein Hirngespinnst erfüllte seinen Geist, wie etwa der Gedanke an eine unbekannte Glasscherbentanzsängerin, sein Urteil war ein sachliches und für jedes Wort, das er sprach, standen ihm aus dem reichen Schatze seines musikalischen Wissens die Beispiele willig zu Gebote.

Wie wäre es möglich — so hatte der jüngste von Mariens Brüdern, der eben auch kein übler Klavierspieler war, seine Meinung zu begründen versucht — daß uns aber diese musikalische Paraphrase wie ein wahres Kunstwerk anmutete, wenn es bloß auf die Bedeutung des Themas ankäme. Ich meinerseits muß gestehen, daß ich auf das Thema selbst gar nicht geachtet, daß ich vielmehr einzig und allein dessen meisterhafte Durchführung bewundert habe.

Dieser Umstand — versetzte Josef — würde für Ihre Ansicht nichts beweisen; im Gegenteile! Wenn Sie während meines Spieles die Freiheit behielten, von dem Thema ganz abzusehen und Ihre Aufmerksamkeit ausschließlich der Ausführung zuzuwenden, so beweist dies nur, daß ich nicht bei der Stange geblieben bin, daß ich das eigentliche Thema vermutlich ganz gelassen und die Form der

Digitized by Google

Variation unwillkürlich mit der Form der freien Phantasie vertauscht habe. Habe ich dies aber getan, so kommt das ursprüngliche Thema auch gar nicht mehr in Rechnung, und kam vielmehr nur dasjenige in Betracht, welches mir anstatt dessen unbewußt in die Finger kam.

Das ist wahr — sagte der ältere Bruder, es waren keine eigentlichen Variationen, und ich behaupte, aus nichts wird nichts, und wenn das Thema selber keinen Wert hat, so läßt sich sein Lebelang daraus auch nichts rechtes machen.

So unbedingt — erwiderte Josef — möcht' ich das nun eben nicht behaupten; ich glaube vielmehr, daß nur der bedeutende Meister dazu gehört, ein solcher wäre gar wohl imstande, Variationen zu komponieren, deren Bedeutung über jeden Zweifel erhaben sind, und dabei dennoch das Thema des Glasscherbentanzes in erkennbarer Weise fest zu halten.

Ich könnte eigentlich gar nicht sagen — begann hierauf der Jüngere — daß ich überhaupt irgend eine Thema herausgehört habe; ich erinnere mich an keines, weder an das des Glasscherbentanzes, noch an ein anderes.

Irgend eines muß aber halt doch dagewesen sein! — meinte der Aeltere.

Aufrichtig gestanden — sagte Josef — wäre ich nicht imstande, ein bestimmtes musikalisches Thema anzugeben, das mir vorgeschwebt hätte.

So hätten Sie variiert ohne Thema? — fragte der Ältere.

Ich meine eben — antwortete Josef — wie ich schon vorhin gesagt habe, es sei keine Variation geblieben, sondern eine freie Phantasie geworden, eine Art Präludium ohne ausgesprochenes Thema.

Hat denn das Präludium kein Thema? — fragte der Ältere.

O, warum nicht? Sie finden in Bach's „Wohltemperiertem Klavier" Präludien, die auf wunderbar schöne Themen aufgebaut sind. Sie finden darin aber auch einige, die ganz in das Gebiet der freien Phantasie gehören und gar kein Thema haben. Oder sollten Sie imstande sein, gleich vom ersten Präludium in C-dur oder von dem zweiten in C-moll das Thema anzugeben?

Digitized by Google

Das wäre wirklich schwer! — riefen alle.

Und sind diese Musikstücke — fuhr Josef fort — die gar keine Themen haben, darum weniger bedeutend?

Dann hätte er in der Tat recht — meinte der ältere Bruder, indem er auf den jüngern deutete — und das musikalische Thema wäre auf die Bedeutung der Komposition eigentlich von keinem Einfluß!

So steht es nun eben nach meiner Ansicht nicht — erwiderte Josef — und man muß das Kind nicht gleich mit dem Bade ausschütten. Ich dächte, die ersten Takte der G-moll-Symphonie von Mozart müßten jedem Menschen ins Herz gehen, der sie hört, und das Thema hätte einen unbestreitbaren Wert noch lange bevor an irgend eine Bearbeitung gedacht zu werden braucht.

Das ist wahr! — riefen alle, und Marie sang leise das Thema des ersten Satzes der G-moll-Symphonie.

Wie herrlich! — rief der eine — wie entzückend! — der andere, Josef aber fuhr fort: Übrigens bedarf es gar nicht der G-moll-Symphonie und des unsterblichen Mozart, um zu zeigen, wie mächtig eine Melodie an sich ohne jede Bearbeitung zu ergreifen vermag; wenn sie wirklich seelenvoll ist, d. h. wenn sie aus dem Herzen kommt, so dringt sie auch ins Herz. Ich kenne mehrere Walzer, ich kenne mehrere Volkslieder, die das unbezweifelbar feststellen — und man mußte zugeben, daß er hiermit recht habe.

Aber — begann hierauf der jüngste wieder — das alles ist ja richtig! ich habe auch gar nicht behauptet, daß ein Thema für sich allein nichts sei, ich meinte nur, die Behandlung sei es, die daraus erst das Rechte zu machen vermag, und deshalb scheint mir die Behandlung des Themas in bezug auf den Wert einer Komposition wichtiger, als das Thema selbst. Nach den zuletzt angeführten Ansichten von Walzern und Volksliedern würde dagegen die Behandlung zu sehr degradiert, ja sogar als unnötig betrachtet werden können!

Man muß — erwiderte Josef — eben beide Seiten ins Auge fassen, und beide Elemente zu würdigen wissen. Es gibt gewiß sehr viele Musikstücke, bei denen das Thema an sich schon so stark wirkt, daß es einer kunstreichen Behandlung gar nicht bedarf, um zu

Digitized by Google

wirken; sicher aber gibt es auch wieder Musikstücke genug, in denen das Thema allein nur eine geringe oder gar keine Wirkung hervorzubringen vermöchte, wogegen ihnen die kunstreiche Behandlung einen bedeutenden Wert erteilt. Daß es auch Kompositionen gibt, in denen ein an und für sich schon wirksames Thema auch kunstreich behandelt wird und durch diese Behandlung noch mehr gewinnt, ist keine Frage. Mozarts G-moll-Symphonie liefert sogleich ein Beispiel hierfür, und im wohltemperierten Klavier von Sebastian Bach finden sich ähnliche Beispiele einer Vereinigung bedeutender Themen mit kunstreicher Behandlung.

Ich möchte sagen — so nahm jetzt der ältere Bruder wieder das Wort — die Erfindung des Themas zeigt den Mann von Genie, die kunstreiche Behandlung verrät den gewandten Künstler.

Das kann man wohl gelten lassen — meinte Josef.

Gut — setzte der frühere Redner fort — ich ziehe aus meiner Behauptung aber eine Folgerung zugunsten meiner Ansicht.

Diese wäre?

Keine andere als diese, daß wohl zur Erfindung eines bedeutenden Themas Genie gehöre, nicht aber zu dessen Behandlung, die erlernt und geübt werden kann. Daraus ginge dann aber hervor, daß die eigentliche Bedeutung des Ganzen doch immer nur im Thema zu suchen sei.

Ganz und gar nicht — fiel ihm der jüngere Bruder ins Wort — ich akzeptiere deine Behauptung vollständig und ziehe daraus eine ganz andere Folgerung zugunsten meiner Meinung. Ich erwäge nämlich, um wie viel schwieriger es für einen Komponisten sein muß, ein unbedeutendes und nichtssagendes Thema, das ihm gar nicht zu Hilfe kommt, so zu behandeln, daß das Ganze dennoch den Eindruck eines Meisterwerkes hervorbringt!

Wie vorhin beim Glasscherbentanz — sagte Marie, welche sich bisher in die gelehrte Unterhaltung noch nicht gemischt hatte; der jüngere Bruder aber fuhr fort: verhält es sich aber so, ist nämlich ein größerer Aufwand von künstlerischer Ausführung nötig, um ein unbedeutendes Thema zu bearbeiten, so ist keine Frage, daß der eigentlich künstlerische Wert einer Komposition strenge genommen nur von der Behandlung und nicht vom Thema abhängt. Sind

Digitized by Google

Sie nicht auch meiner Meinung? wendete er sich an den Schulgehilfen. Dieser aber sagte trocken: — Nein! und auf die Frage: Warum? — entgegnete er: weil der Satz, den Sie aufgestellt haben, sich genau umkehren läßt und deshalb nichts beweist.

Wie meinen Sie das? fragte der andere, und Josef sagte: — könnte man nicht behaupten (ich tue es nicht, denn es ist gar nicht meine Meinung, aber wenn jemand ins Extrem gehen wollte, könnte er nicht behaupten) es sei die Behandlung eines wuchtigen und inhaltvollen Themas weit schwieriger, weil dieses an sich die Aufmerksamkeit des Hörers in höherm Grade fesselt?

Sie glauben also — sagte der Jüngere — es sei leichter Variationen über den Glasscherbentanz zu komponieren, als über das erste Thema der G-moll-Symphonie?

Ich glaube das eben nicht — erwiderte Josef — nach meiner Ansicht ist beides gleich schwierig und gleich leicht; wohl aber dürfte für den Einen das Eine und für den Andern das Andere das Schwierigere sein! Jeder Mensch, der sich viel mit Kirchenmusik beschäftigt hat, wird es Ihnen bestätigen, daß es ihm z. B. beim Präludieren auf der Orgel ziemlich gleichgiltig sei, ob er da eine bestimmte Aufgabe zu lösen und von einem gegebenen Thema auszugehen habe, oder nicht.

Sie werden aber — so nahm der ältere Bruder jetzt wieder das Wort — es doch nicht für möglich halten, etwa in der Kirche das Thema des Glasscherbentanzes zu einem Präludium zu verwenden!

Warum nicht? fragte Josef mit kindlicher Heiterkeit.

Wie? fragte der Ältere. Sie würden das wagen? und müßten Sie nicht befürchten, die Andacht des Gottesdienstes zu stören, wenn Sie in der Kirche den Glasscherbentanz spielten, den alle Buben und Mädel des Ortes singen, pfeifen und schreien?

Nicht im geringsten! sagte Josef.

Ja freilich! — lautete die Einwendung, wenn Sie so präludieren, daß man das Thema nicht erkennt, so wie Sie es hier gemacht haben.

Das ist gar nicht nötig — sagte Josef — das Thema kann dabei ganz in erkennbarer Deutlichkeit hervortreten.

Digitized by Google

Das möchte ich sehen! — sagte der ältere Bruder.

Ich auch — sagte der jüngere.

Wenn Sie's wünschen — sagte Josef — so will ich's das nächstemal versuchen!

Gut! riefen sie alle. —

Gut! — sagte Josef — nur Geduld bis zum nächsten Feiertag.

Es gilt! bis zum nächsten Feiertag!

Mit diesem Versprechen begnügte man sich für heute und ging zum Nachtmahl. Nach eingenommenem Mahle wurde noch musiziert, und als endlich Josef, im Begriffe nach Hause zu gehen, den jungen Leuten zum Abschied die Hand reichte — vergaßen sie nicht, ihn an sein gegebenes Wort zu erinnern, und mit der Beteuerung: also es bleibt dabei! der Glasscherbentanz! am nächsten Feiertag! trennte man sich in heiterster Stimmung.

* * *

Während Josef im Gruberschen Hause einen der schönsten und glücklichsten Abende verlebt hatte, war inzwischen daheim im Hause des Schullehrers Anna still und gegen ihre Gewohnheit ganz in sich gekehrt dagesessen, ohne an irgend etwas von dem, was die kleinen häuslichen Interessen anging, innigen Anteil zu nehmen. Wohl konnte Anna darüber beruhigt sein, daß Josef ihr nach der ärgerlichen Szene, die sie provoziert hatte, keine Vorwürfe gemacht, daß er aber die Sache so ganz und gar gleichgiltig behandelte, wie er tat, und nach wie vor des Abends zu Marie Gruber gegangen war, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und es nicht einmal der Mühe wert gefunden hatte, mit irgend einem guten Worte ihre Zweifel und Befürchtungen zu zerstreuen, das tat ihr doch innerlich recht weh; sie war mißmutig und tat nichts dazu, ihren Mißmut und den Druck, der auf ihrem Herzen lastete, zu verbergen.

Die Mutter, die ebenfalls gern den von ihr begünstigten Liebeshandel der Tochter mit dem Schulgehilfen zu einem gedeihlichen Ende hinausgeführt sehen mochte, begann deshalb mit dem Schullehrer ernstlich über die Sache zu reden.

Lieber Alter — sagte sie zu ihrem Mann — wir haben nur

Digitized by Google

das eine Kind, und sicher ist es Dein Wunsch ebenso wie der meinige, unsere Anna glücklich zu machen. Ein Mädel glücklich machen heißt nichts anders, als sie unter die Haube bringen; denn das Heiraten ist, wie mir scheint, der einzige Zweck, den ein Weibsbild auf der lieben Gotteswelt zu erfüllen hat.

Gut — sagte der Schullehrer — dagegen ist nichts einzuwenden.

Das freut mich — setzte die Gattin ihre Rede fort — du wirst also auch einsehen, daß wir uns darum kümmern müssen, unsere Anna an den Mann zu bringen.

Schon gut — sagte der Schullehrer — aber die Sache ist nicht so leicht. Woher den Mann nehmen, wenn sich der Freier nicht meldet?

Nicht meldet? — fragte die Frau — hast du denn keine Augen im Kopfe?

Wie? — fragte der Schullehrer.

Siehst du denn nicht — fragte sie dagegen — was man im ganzen Dorfe schon als eine ausgemachte Sache betrachtet?

Was wäre das? — fragte der Schullehrer.

Seid ihr Männer dumm! — sagte die Gattin — das ist doch klar, daß unsere Anna und Josef ein nettes Paar machen!

Josef? — fragte der Schullehrer — von welchem Josef sprichst du da? Doch nicht von meinem Gehilfen?

Wahrhaftig! von keinem andern! — sagte die Schullehrerin.

Weib, wo denkst du hin — sagte der Mann — wovon sollen sie denn leben?

Mannerl! — sagte das Weib — fragst du das im Ernst oder zum Spaß? Ich denke, du wirst jeden Tag älter, und es kann für dich nur eine Guttat sein, wenn der Bursch dir die beschwerliche Last von den Schultern nimmt. Er ist jung und rüstig, wird den Dienst zur Zufriedenheit versehen, und du kannst meiner Seel schon daran denken, dir ein bisserl Ruhe zu gönnen!

Was? — rief der Schullehrer ganz erstaunt — ich soll zugunsten eines Gelbschnabels von meiner Stelle zurücktreten?

Warum nicht? — sagte die Frau — wenn der Gelbschnabel dein Schwiegersohn wird!

Digitized by Google

Niemals! — rief der alte Mann — niemals! was du verlangst, ist ein Unsinn! Narr, der ich wäre, ihn zum Herrn zu machen, so lang ich selber der Herr sein kann! Soll ich bei ihm Gnadenbrot essen!

Gnadenbrot! — erwiderte die Frau — hat er denn nicht dir alles zu danken?

Nein, nein, nein! — sagte der Schullehrer — daraus wird nichts! Ich kenn' eine alte Geschichte, wo ein König unter seinen Kindern das Reich verteilt. Die undankbaren Töchter stoßen dann den armen alten Narren bei Sturm und Regen in die kalte Nacht hinaus!

Ammenmärchen! — sagte die Frau — kennst du deine Anna nicht?

Die Unterredung wurde noch lange mit Gründen und Gegengründen fortgeführt; allein der arme Schullehrer mochte sich gegen den Vorschlag sträuben so viel er wollte, die Frau Schullehrerin wendete alle Mittel ihrer Ueberredungkunst auf und wußte ihn schließlich doch herumzukriegen. Das Ende war, es blieb zwischen den beiden Alten eine ausgemachte Sache, der Schullehrer solle sich bei der Gemeinde für den Schulgehilfen verwenden und zu dessen Gunsten seine Stelle niederlegen, damit Anna unter die Haube kommen.

Während in dieser Weise auf Josef Jagd gemacht wurde, beschäftigte ihn in seinen Gedanken die phantastische Jagd nach der unbekannten Sängerin des Glasscherbentanzes.

Seit der Unterredung zwischen Annas Eltern war bereits einige Zeit verflossen, ohne daß der Schullehrer in der betreffenden Angelegenheit irgend einen Schritt unternommen hätte; er war in jener Stunde trotz dem Aufgebote seiner ganzen Kraft wohl zu schwach gewesen, um schließlich über die bewegliche Zungenfertigkeit seiner Frau den Sieg davon zu tragen, und so hatte er sich damals in das Unvermeidliche gefügt, aber von jenem Plane, der da zum Beschlusse gemacht wurde, bis zu dessen Ausführung war der Weg ziemlich weit, und der Schullehrer seinerseits beeilte sich keineswegs die Länge dieses Weges aus freien Stücken abzukürzen. So verloren inzwischen die Tage ihre Länge, die Sonne ihre verdorrende

Digitized by Google

Kraft; der Sommer war geschwunden, der Herbst war wieder herangekommen und erquickte die Menschen mit seiner wohltuenden mäßigen Wärme und mit dem Reichtum seiner Früchte. Die Weinlese kam heran, der junge Wein gärte in den Fässern und Weinlesefeste wurden allenthalben gefeiert. Die sommerlichen Spaziergänge hatten aufgehört, die Abende begannen zu wachsen, und die musikalischen Unterhaltungen im Bräuhaussaale hatten bereits wieder ihren Anfang genommen. Josef dachte an die Zeit zurück, da er das erstemal an diesen geselligen Zusammenkünften teil genommen, er erinnerte sich des ganz besondern Interesses, das ihn an jenem Abende in diese Räumlichkeit geführt; ein volles Jahr war seit jener Zeit verflossen, und mit nur geringer Abwechslung in den kleinen Ereignissen des Dorflebens ein zweites Jahr. Wir befinden uns bereits im Herbste des Jahres 1828, von der Glasscherbentanzsängerin aber, die er da gesucht und zu finden gehofft, war noch immer keine Spur vorhanden.

Inzwischen waren auch wieder mehrere Feiertage ins Land gegangen und einige Kirchenfestlichkeiten begangen worden. Josef hatte wie immer, seitdem er sich dieser musikalischen Aufführungen bemächtigt, alles mögliche aufgeboten, um das Hochamt so gut, als mit den vorhandenen Kräften tunlich war, herauszubringen; sein gegebenes Versprechen aber, bei nächster Gelegenheit in der Kirche auf der Orgel den Glasscherbentanz zu spielen, schien er gänzlich vergessen zu haben. Die Sängerin dieses Liedes lag ihm weit mehr im Sinne, als das Lied; sie füllte seinen Geist so vollständig aus, daß er für andere Dinge kein Gedächtnis hatte, und die Freunde aus dem Gruberschen Hause, denen er das Wort gegeben hatte, schienen entweder der Sache weiter kein Gewicht beizulegen, oder sie mochten meinen, er sei dies zu leisten doch nicht imstande, und vermieden es daher, ihn an sein Versprechen zu erinnern, dessen Erfüllung für sie selbst von keinem eigentlichen Werte war, dem Freunde aber vielleicht nur unangenehm wäre. So schwieg man still, und es ging alles seinen ruhigen Lauf.

Nicht ganz so gleichgiltig aber, wie ihre Brüder, hatte Marie die Sache angesehen. Seit jenem Tage, da sie zwischen den Halmen auf dem Felde den Glasscherbentanz gesungen und mit dem Gesange

Digitized by Google

eine so mächtige ihr selbst unerklärliche Wirkung auf Josef hervorgebracht, hatte diese Glasscherbentanzmelodie für sie eine ganz neue Bedeutung erhalten. Daß Josef in ihr die Glasscherbentanzsängerin kenne und verehre, darüber war sie, wie sich schon früher gezeigt hat, nicht im Zweifel; die Phantasie auf dem Piano an jenem Abende war, wie sie sich es ausgelegt hatte, eine verstohlene Liebeserklärung, die ihrer Selbstliebe schmeichelte und ihrem Herzen wohltat. Sie hätte es gerne gesehen, daß ihr diese Huldigung von seiten des Geliebten sogar an dem Orte dargebracht worden wäre, in welchem er gewiß nur mit dem allerernstesten Vorsatze an sie denken konnte; da diese Huldigung in der Kirche aber ausblieb, so mußte sie befürchten, in dieser Unterlassung eine Absicht und in der Nichterfüllung des gegebenen Versprechens ein Zeichen zu erkennen, daß Josef von den Fesseln der Schullehrertochter vielleicht doch enger umstrickt sei und mächtiger festgehalten werde, als sie bereits annehmen zu dürfen geglaubt hatte. Und dieser Umstand bekümmerte sie doppelt; denn sie sah nicht nur ihr Gefühl betrogen, sondern auch ihr Urteil. Sollte er wankelmütig sein, er, den sie für einen Charakter gehalten hatte? Sollte sie sich in ihm so arg getäuscht haben? Darüber wollte sie Aufschluß. Aber wie sich diesen verschaffen? Ein Mädchenkopf ist nicht verlegen, wenn es solche Dinge zu erforschen gilt; ein Feiertag rückte wieder heran, man war bereits weit im Spätherbste; Schnee lag auf den Dächern und krachte unter den Tritten auf der Gasse. Die Generalprobe zu dem Amte war vorüber; morgen ist das Amt. Josef setzte sich an die Orgel, da sieht er am Pulte ein kleines Blättchen; ein Blick darauf belehrt ihn, was es sei: es ist der Glasscherbentanz, und er erinnert sich augenblicklich des vor langer Zeit gegebenen Versprechens.

Diese Erinnerung setzte ihn nicht im geringsten in Verlegenheit. Sobald an ihn die Reihe kam und er zu präludieren begann, nahm er sogleich die ersten Töne des Glasscherbentanzes auf und benützte sie als Bässe bei einer Folge von Akkorden, die immer in denselben Bässen weiterschreitend eine ganz merkwürdige Wirkung auf den Hörer machten; es war nämlich, wie wenn jemand ankündigt, er habe ein Geheimnis zu verraten, damit aber dennoch hinter dem Berge hält. Die immerfort wiederholten Bässe wären

sicherlich bald monoton geworden, wenn die Akkordfortschreitungen nicht eine sehr merkwürdige Belebtheit in das Ganze gebracht hätten. An den Glasscherbentanz dachte niemand von allen Anwesenden, nur Marie Gruber hatte das Thema, ob er auch vorerst nur die Anfangnoten verwendet hatte, sogleich erkannt, und sie war gespannt, wie weit er es durchführen werde. Josef mußte in einer Tonart schließen, in der das folgende Stück der Messe ging. Sobald er nach Vollendung dieses Teiles wieder ans Präludieren kam, machte er mit den nächstfolgenden Noten des Glasscherbentanzes dasselbe Manöver, wie vorhin mit den Anfangnoten; hiermit war die erste Hälfte des ganzen Themas bruchstückweise vorgebracht, und dasselbe geschah dann später noch mit einem dritten Motive, welches den Anfang des zweiten Teiles vom Thema ausmachte, worauf die Motive des ersten Themas wiederkehren; diese fragmentarische Vorführung des ganzen Glasscherbentanzes hätte dem gewandten Organisten, wenn es ihm bloß darum zu tun gewesen wäre, sein Versprechen zu erfüllen, wohl genügen können; aber an dieses Versprechen dachte Josef jetzt lange nicht mehr. Nicht der Eifer, seine Kunst zu zeigen, trieb ihn dazu, das Thema des Glasscherbentanzes immer und immer wieder aufzunehmen; nein — sondern indem er sich mit dessen kontrapunktischen Behandlung beschäftigte, stellte sich seinem Geiste die Glasscherbentanzsängerin mit allen Reizen der Schönheit geschmückt entgegen, und seine Phantasie führte ihn so weit, daß er sich allen Ernstes der Meinung hingab, das kleine Notenblättchen möchte in Wahrheit von der holden Sängerin herrühren, die sich vielleicht dieses Mittels bediene, um ihm ihre Anwesenheit bekannt zu geben, kurz er überließ sich dieser Meinung so sehr, daß er in diesem Augenblicke keines anderen Gedankens fähig war, als — der Erkorenen seines Herzens einen Beweis zu geben, wie vollkommen er ihre zarte Andeutung zu erfassen fähig sei, und so überließ er sich, nachdem er mit dem Thema noch einige Zeit gespielt hatte, endlich ganz dem Strome seiner Phantasie und vertiefte sich so sehr in seinen Gegenstand, daß er ganz und gar ohne Rücksicht auf den Ort, an dem er sich befand, in der Behandlung des Themas immer wieder aufs neue ansetzend und weiter ausgreifend, die Kirche vollständig in einen Konzertsaal verwandelt. Glücklicher-

Digitized by

weise war zu der Zeit, da sein Gedankenflug ihn einen solchen Weg führte, das eigentliche Amt schon vorüber, und er hatte nur noch das Hinausspielen; aber dieses Hinausspielen nahm eben kein Ende, und so oft man auch meinen mochte, jetzt sei er fertig, hatte man sich immer aufs neue getäuscht. Die Kräfte wuchsen ihm so zu sagen in den Fingern, die früher nur bruchstückweise vorgeführten Motive rückten jetzt immer mehr teils neben, teils übereinander, bald erschienen sie im Basse, bald in den höchsten Registern, bald im getragenen Stile, bald in einem lebhafter bewegten Zeitmaße; kurz, es ereignete sich das Unerhörte, daß die Anwesenden von der Macht seines Spieles gefesselt, nach beendigtem Amte die Kirche nicht verließen; alles blieb an seinem Platze und lauschte den Klängen, die von der Orgel am Chore oben herniederströmten und durch die geräumige Halle brausten. Einige Wenige, welche die Kirche schon früher verlassen hatten, waren sogar wieder zurückgekommen, und anstatt sich zu leeren, füllte sich die Kirche immer mehr und mehr. Von allen den Anwesenden war niemand so glücklich wie Marie Gruber. Ein größerer Triumph als dieser konnte ihr nicht bereitet werden. Es hätten aber außer Marien und ihren Brüdern vielleicht nur noch sehr wenige etwas von dem Glasscherbentanze, der hinter der freien Phantasie versteckt war, gemerkt, wenn Josef nicht endlich, da der alte Schullehrer zu Mittag essen wollte, abgeholt worden wäre. In diesem Augenblicke, der ihn aus den Regionen, in welche sein Geist sich verloren hatte, wieder zur Erde zurückrief, ließ er alle Phantasie beiseite und spielte ohne Hinzufügung irgend eines anderen Gedankens das Thema des Glasscherbentanzes nackt und unvermischt mit vollem Werke. Die Orgel verstummte, und die Kirche begann sich zu leeren. Des Nachmittags aber war von nichts anderem die Rede, als von dem Schulgehilfen, und es wurden verschiedene Meinungen darüber ausgesprochen, daß er in der Kirche den Glasscherbentanz gespielt habe; besonders lebhaft wurde dieser Gegenstand von einer Gesellschaft ventiliert, die sich im Bräuhause als sogenannte Stammgäste an einem besonders für sie besteckten Tische jeden Abend einzufinden pflegte. Der Eine meinte, es sei nicht recht passend gewesen, in der Kirche den Glasscherbentanz aufzuspielen, während ein anderer die Meinung vertrat,

es sei, da dies erst ganz am Schlusse geschah, hierdurch niemand in seiner Andacht gestört worden, und ein bischen Lustigkeit schade selbst in der Kirche nichts. Jede der beiden Meinungen fand ihre Anhänger und Verteidiger, der Disput wurde immer lebhafter, so daß alle andern Gäste des großen Bräuhaussaales stille schwiegen, um zuzuhören, und nur an einem der Nachbartische, an welchem eben sehr eifrig Tarok gespielt wurde, schien man sich um das laut geführte Gespräch nicht im geringsten zu kümmern. Plötzlich aber, mitten in der heißesten Debatte, nahm plötzlich ein älterer Mann das Wort und sagte:

Meine Herren! weil wir da grad vom Glasscherbentanz reden, muß ich Ihnen eine G'schicht erzählen.

Hierbei ergriff er sein Glas, um zu trinken, bemerkte aber, daß es bereits leer sei. — Kellner! — rief er — noch einen Tropfen! indem er ihm das Glas reichte, und hierauf sich wieder an die Gesellschaft wendend, in welcher es inzwischen ganz stille geworden war, fuhr er fort: Ich muß aber bitten, wann die Herr'n die G'schicht vielleicht schon kennen, mir's zu sagen; denn es gibt, wie ich aus Erfahrung weiß, und die Herr'n werden mir das zugeben, nichts Langweiligeres, als wenn jemand eine G'schicht erzählen tut, die der andere schon weiß

Der Kellner brachte das Bier, und der Erzähler, den Schaum ein wenig auf die Seite blasend, setzte an und tat einen guten Zug. Hierauf stellte er das Glas etwas kräftig nieder und fuhr fort: Ja, was ich hab' sagen wollen, ja richtig, also die G'schicht vom Glasscherbentanz. Es betrifft eigentlich nicht den Glasscherbentanz, sondern einen andern Tanz. Wie hat man den Tanz dazumal nur geheißen? Sie werden schon entschuldigen, aber ich hab' halt schon ein schwaches Gedächtnis. Ja, so geht's halt, wann man älter wird, es wird manchem von Ihnen einmal auch so ergeh'n, das bringt das Alter so mit sich. Aber das ist halt doch zum Teufel holen, daß ich mich auf den Namen von dem Tanz, den man dazumal gesungen hat, gar nimmer mehr besinnen kann! Halt, da fällt mir was ein. Dort sitzt ja der Dreihackel, der mit mir zugleich beim Militär war; der wird's wissen. Du! Dreihackel! — rief er, indem er sich von seinem Sitze erhob, zu dem andern Tisch hinüber.

Digitized by Google

Dreihackel, welcher an dem Spieltische saß, war eben damit beschäftigt, die Karten zu mischen, und war überdies ein wenig schwerhörig. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn er sich auf den an ihn ergangenen Ruf nicht meldete. Der Ruf wurde aber mit etwas kräftigerer Stimme wiederholt, worauf ein Nachbar Dreihackels diesen anstieß mit den Worten: Der Merkel ruft dich! Dreihackel drehte sich neugierig um und fragte verdrossen: Wos is denn?

Du Dreihackel! — rief jetzt Merkel, so hieß der Erzähler, zu dem andern Tisch hinüber: Erinnerst du dich noch an den Tag, wo du Feldwebel geworden bist?

Nein! — rief Dreihackel, drehte dem Fragenden den Rücken und begann die Karten auszuteilen.

Schad'! — sagte Merkel — daß er sich d'ran nicht erinnern kann; aber wenn er Karten spielt, da ist halt nichts mit ihm zu reden. Es war in Olmütz. Wir beide waren dazumal dort in Garnison, ich weiß auch ganz bestimmt, daß es im April gewesen ist; nur weiß ich nicht, war es der vierzehnte oder fünfzehnte!

Was liegt daran? — bemerkte einer der Gäste — sei es der vierzehnte oder der fünfzehnte. Was war es mit dem Glasscherbentanz?

Es war ja gar nicht der Glasscherbentanz — korrigierte Merkel — es war ein anderer Tanz; ich kann mich nur nicht mehr auf den Namen besinnen, wie der Tanz geheißen hat.

So soll er geheißen haben wie er will, was liegt auch daran! — bemerkte derjenige aus der Gesellschaft, der seine Geduld am wenigsten im Zaum zu halten vermochte — kommt doch endlich zu der Geschichte, die Ihr erzählen wollt.

Ja, ja, wenn ich nur wüßte, ob der Dreihackel am vierzehnten oder am fünfzehnten Feldwebel geworden ist. Mir scheint, es war am vierzehnten; ja, ganz recht, es kann nur am vierzehnten gewesen sein! Und woher weiß ich's? schauen Sie, meine Herren, mein Gedächtnis ist doch noch nicht gar so schlecht, als wie ich gemeint hab'; es muß der vierzehnte gewesen sein, weil ich mich erinnern tu, daß der vierzehnte dazumal auf einen Dienstag gefallen ist!

Na! das ist ein wahres Glück! daß der vierzehnte so glücklich grad auf den Dienstag hinauf gefallen ist — sagte der Ungeduldige — hoffentlich bekommen wir jetzt einmal die G'schicht von dem Tanz zu hören!

Schau, schau — sagte Merkel, nachdem er inzwischen einige Zeit die Finger an die Stirn gelegt — es war doch nicht der vierzehnte, nein, meine Herren, es kann der vierzehnte gar nicht gewesen sein; jetzt fallt mir's ein, weil wir am Dienstag nicht getanzt haben. Wir haben nämlich, wir Korporals, jede Wochen einmal eine Tanzunterhaltung gehabt. Das war aber nicht am Dienstag, sondern das war am Donnerstag. Sehen Sie, meine Herren, jetzt weiß ich's ganz richtig, es kann weder der vierzehnte noch der fünfzehnte gewesen sein, es war der sechszehnte, denn es war ein Donnerstag.

Nach dieser Anstrengung nahm der Erzähler wieder das Bierglas zur Hand und feuchtete sich die vom Sprechen trocken gewordene Kehle an; kaum hatte er das Glas aber wieder vor sich hingestellt, begann er: Sollte ich mich aber doch irren? sollte es doch der fünfzehnte gewesen sein? Es könnt' ja sein, meine Herren, daß dazumal der Mittwoch auf den vierzehnten gefallen wär', dann möcht's genau stimmen, denn dann wär' der Donnerstag der fünfzehnte. Der Dreihackel muß es wissen, denn wie gesagt, er ist dazumal genau an demselbigen Tage Feldwebel geworden und hat mit der Judenkathel eine unbändige Hetz gehabt.

Wer ist denn die Judenkathel? — fragte einer der am Tische Sitzenden.

Ich werd's gleich sagen — antwortete Merkel — ich bitt' mir nur einen Augenblick Zeit zu lassen, weil mir scheint, daß meine allererste Meinung doch die richtige war, und daß es am vierzehnten gewesen ist; denn ich weiß, daß wir einmal, weil einige verhindert gewesen wären am Donnerstag an der Tanzunterhaltung teil zu nehmen, den Tanz auf den Dienstag verlegt haben. Ich bin auch überzeugt, meine Herren, der Dreihackel weiß es ganz gut, und wenn er da neben mir am Tische sitzen tät, und ich fraget' ihn: Du Dreihackel! an welchem Tag bist Du Feldwebel worden? — ich bin überzeugt, er weiß es auf der Stell' und saget es, ohne sich zu besinnen; aber wenn einer die Karten in der Hand hat, ist's g'rad als ob der Teufel in ihm stecken tät. Da sehen Sie, meine Herren, was für Folgen das Kartenspielen nach sich zieht, und wie schädlich es wirken kann.

Digitized by Google

Um Gotteswillen — rief der Ungeduldige. —

Ich bitte recht sehr — sagte Merkel, sich vorzugsweise an diesen wendend — wenn Sie vielleicht gern spielen, in Gottes Namen; ich meine ja auch nicht, daß man überhaupt gar nicht spielen soll, und wenn es jemandem Freude macht, wer kann es ihm verbieten; ich meine nur, daß es in manchen Fällen sehr gefährlich wirken kann, wie zum Beispiel in diesem Augenblicke, wo der Dreihackel, der sonst ein sehr gutes Gedächtnis hat, sich nicht besinnen kann, ob er am vierzehnten oder am fünfzehnten Feldwebel geworden ist.

Es liegt ihm halt nichts d'ran — bemerkte einer.

Aber mir liegt d'ran — entgegnete der Erzähler — denn es ist unglaublich, was wir damals mit der Judenkathel für eine Hetz gehabt haben! Die Judenkathel, meine Herren, daß ich Ihnen sag', war ein bildsaub'res Madel, aber a Jüdin war's.

Sie war zwar eine Jüdin, aber, wie gesagt, ein bildsauberes Madel! Kathel hat's geheißen, eigentlich Kathi, und wann wir mit ihr g'redt haben, haben wir sie auch nicht anders angesprochen als Fräulein Kathi — aber sonst haben wir's immer nur g'heißen die Judenkathel, wann wir von ihr geredt haben, und eine Tänzerin war sie! Sapperment! da hat sich eine jede verstecken müssen, und lustig war's, o je! und an Spaß hat's verstanden! sie war halt auch sehr gescheit, und wann man hat was ausführen wollen, da is sie halt auch dabei gewesen. Nun und der Dreihackel, der hat ein Aug' auf ihr g'habt, das heißt, um die Wahrheit zu sagen, er ist nicht der einzige gewesen, denn wir haben sie alle gern gesehen, und es hätt' sich jeder von uns lieber zu einer Nacht Judenkathel als wie zu drei Wochen Hausarrest verurteilen lassen. Nun ja! sauber war's, und sie hat uns gefallen. Sie war zwar, wie schon gesagt, eine Jüdin, aber das hat uns nicht geniert und, wie gesagt, die beste Tänzerin auf dem Platz, und weil der Dreihackel dazumal an dem Tag g'rad' Feldwebel worden ist, aha, jetzt fallt mir's ein, die Judenkathel ist damals gar nicht in Olmütz gewesen. Sie war verreist zu einer Tant' oder zu einer andern entfernten Anverwandten, ich weiß es nicht mehr so genau, möglicherweis' ist's auch ihre Schwester gewesen, kurz und gut, sie war damals g'rad' nicht

in Olmütz und kann aus dem Grund auch bei dem Tanz, von dem ich erzähl', gar nicht dabei gewesen sein. Um aber auf den Glasscherbentanz, will ich sagen, auf den Tanz wieder zurückzukommen —

Der Redner war eben bei dieser glücklichen Wendung seiner Erzählung angelangt, als einer der im Saale Anwesenden, welcher inzwischen das Podium bestiegen hatte, unter seinen wuchtig hämmernden Händen den Glasscherbentanz erklingen ließ; mehrere der Anwesenden stimmten mit ein und sangen das Tanzlied kräftig mit; die Unruhe wurde immer größer, aber keiner von den Mitgliedern der Stammgesellschaft am extra besteckten Tische hat es jemals vor- oder nachher erfahren, was es mit diesem Tanz, von dem Merkel eine so merkwürdige Geschichte erzählen wollte, für eine Bewandtnis hatte, noch in welcher Weise die Geschichte mit unserem Glasscherbentanz zusammenhing.

Wichtiger aber, als das, was im Bräuhaussaale über den Glasscherbentanz verhandelt wurde, war dasjenige, was sich infolge des improvisierten Konzertes in der Kirche im Hause des Schullehrers ereignete. Dem Ortpfarrer nämlich, der zwar nach dem Amte die Kirche verlassen hatte, wurde nichtsdestoweniger über das ungewöhnlich lange andauernde Hinausspielen Nachricht gegeben, und dabei der Umstand, daß der Glasscherbentanz in der Kirche aufgespielt wurde, in greller Weise hervorgehoben, so daß der Pfarrer sich gezwungen sah, infolgedessen, um ähnliche Vorkommnisse für die Zukunft zu verhüten, irgend eine Verfügung zu treffen. Der Pfarrer, ein herzlich guter Mann, sah die Sache nicht eben von der strengsten Seite an und wählte die mildeste Form. Er ließ den Schullehrer zu sich rufen und belehrte ihn über das Unpassende eines solchen Vorkommnisses in ruhiger Weise mit der Ermahnung, dem Gehilfen eine derartige Benützung der Kirche und der Orgel zu profanen Zwecken für die Zukunft zu untersagen. Der Schullehrer wollte sich entschuldigen und stotterte alles mögliche unsinnige Zeug über die Verderbtheit der heutigen Jugend, aber der Pfarrer ließ ihn nicht recht zu Worte kommen und meinte, er wisse sehr wohl, wie die Sache sich verhalte, es bedürfe von Seite des Schullehrers, der an der Sache ganz unschuldig sei, keiner Entschuldigung; er habe es jedoch vorgezogen, ihn — und nicht

Digitized by Google

den Schulgehilfen — zu sich rufen zu lassen, weil er erstlich von der Sache kein weiteres Aufsehen machen wolle, um jeden öffentlichen Skandal zu vermeiden, und zweitens, weil es ihm passend dünke, in dieser Angelegenheit sich an den Regenschori zu halten, der für alles, was auf dem Chore vorgeht, verantwortlich sei, und nicht an den Schulgehilfen, der keine Verantwortung trage. Der Pfarrer fügte auch noch hinzu, er wisse sehr wohl die ausgezeichneten musikalischen Leistungen des Schulgehilfen zu würdigen und sei überzeugt, daß nur eine Art jugendlichen und zugleich künstlerischen Übermutes ihn vermocht habe, in der Kirche den Glasscherbentanz aufzuspielen, und daß es nichts als einer milden Ermahnung bedürfe, um den jungen Mann zu belehren, daß er sich derartiger unberechtiger Übergriffe künftighin zu enthalten habe.

Dem Schullehrer war dieser milde Ton, diese wohlwollende Gesinnung des Pfarrers nicht gerade sehr erwünscht; er für seine Person hätte eine etwas größere Strenge lieber gesehen. Der Schullehrer war zwar auch gerade kein übler Mann, dennoch wäre ihm eine kleine Züchtigung des Schulgehilfen, seine Beschämung nicht unwillkommen gewesen; erstlich sah er sich durch dessen musikalische Leistungen gänzlich in den Schatten gestellt, und obwohl der Schulgehilfe ihm in der Ausübung der Pflichten seines Amtes sehr dienstwillig zu Hilfe kam, so konnte der alte Mann dem Jüngling gegenüber, dem er sich notgedrungen unterordnete, ein Gefühl des Neides nicht ganz unterdrücken; zweitens aber, und dies war der wichtigere Punkt, erblickte er seit jenem Augenblicke, da seine Gattin ihm das Projekt von der Verheiratung der Tochter mit dem jungen Manne mitgeteilt hatte, in dem Schulgehilfen seinen Amtnachfolger, und der Gedanke, daß er zugunsten eines andern, sei dies auch der eigene Schwiegersohn, gleichfalls als bereits Unbrauchbarer von seiner Stelle zurücktreten solle, war ihm unerträglich. Er hatte seinem Weibe gleich anfangs in bezug auf diesen Punkt einen ziemlich hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt und sich nur notgedrungen in den Wunsch des willenkräftigen und zungenfertigen Weibes gefügt; jetzt aber glaubte er den Moment gekommen, der ihn mit Einem von seiner Furcht befreien konnte; deshalb erzählte er bei seiner Nachhausekunft, mit wie bitterem Tadel der Pfarrer sich über den Skandal,

den der Schulgehilfe durch das unrechtzeitige Orgelspiel hervorgerufen, ausgesprochen habe, und fügte hinzu: Mit der Partie ist es also nichts! Der wird sein Lebtag die Stell' hier nicht kriegen! Der hat sich's für immer verscherzt! Er kann froh sein, wenn man ihn noch als Schulgehilfen hier duldet und ihn nicht augenblicklich auf und davon jagt! Übrigens hat er sich die Suppe selber eingebrockt, so soll er sie auch allein aufessen! Was der Mensch tut, tut er sich selbst, und Übermut kommt vor dem Fall! Wer hat ihn geheißen, den Glasscherbentanz in der Kirche zu spielen? Warum ist er überhaupt so übermütig? und warum bildet er sich auf das Bisserl Musik so viel ein? Warum ist er nicht ein ordentlicher Schulgehilf', wie jeder andere, der seine Pflichten erfüllt und nicht mehr tut, als er muß? Der Ehrgeiz ist es! Weil er sich für einen großen Künstler hält!

Er is a a großer Künstler — sagte Anna, die bei den letzten Worten des Vaters eben ins Zimmer trat, während die Mutter, die jetzt durch die Dazwischenkunft des unliebsamen Ereignisses ihre Pläne vereitelt sah, sofort dem Gehilfen gegenüber die Partie des Vaters nahm, was sie mit den Worten einleitete: du hast das Maul zu halten!

Anna verließ hierauf rasch die Stube, und außer stande, sich den plötzlichen Gesinnungwechsel der Mutter zu erklären, harrte sie mit Ungeduld der Heimkunft des Geliebten entgegen, von dem sie über ein ihr etwa unbekannt gebliebenes Vorkommnis, das die Mutter so sehr zu seinen ungunsten umgestimmt hatte, die gewünschte Aufklärung zu erhalten hoffte; Josef aber war im Gruberschen Hause, wo er im Kreise dieser ihm lieb gewordenen musikalischen Familie einen schönen und angenehmen Abend verbrachte.

Wenige Tage nach den geschilderten Vorgängen saßen Josef und Anna, wie oft vorher, in seinem Kämmerlein, aber nicht beim Klavier; es war keine Singlektion, die da abgehalten wurde, und auch von Liebeserklärungen und Liebkosungen war keine Rede. Josef saß stumm in einem Winkel der kleinen Stube und ließ trübgestimmt den Blick zur Erde sinken; auf der andern Seite saß Anna, ebenfalls schweigend und damit beschäftigt einen breiten schwarzen Flor an dem Hute des Geliebten zu befestigen. Auf dem Tische lag ein

Digitized by Google

Partezettel, aus welchem ersichtlich war, daß in Wien am 19. November 1828 ein junger Mann im Alter von einunddreißig Jahren gestorben sei. Der Name des Verstorbenen war: Franz Schubert.

Anna war diejenige, die zuerst das Schweigen brach.

Josef! — sagte sie und er blickte auf.

Warum sind Sie denn gar so traurig? — Er ließ sie ohne Antwort.

War denn der Schubert ein naher Verwandter von Ihnen? — (wieder keine Antwort.)

So reden Sie doch!

Nein! — sagte er, und sie darauf: Nun also! und weshalb legen Sie eigentlich Trauer an?

Verdient er's nicht? — fragte Josef.

Weil er ein Musiker war? — fragte Anna dagegen — mein Gott! Der Mozart ist gestorben, der Beethoven ist gestorben, warum soll denn nicht auch der Schubert sterben? Warum haben's denn im vorigen Jahr, wie der Beethoven gestorben ist, keine Trauer angelegt?

Schubert war mein Lehrer! — sagte Josef.

Von deswegen? — rief Anna lachend aus — wenn man für jeden Lehrer Trauer anlegen sollt, da käm die Welt ja aus der Trauer gar nie heraus.

Das verstehen Sie nicht, Anna! — sagte Josef, nahm den mittlerweile fertig gewordenen Hut und wollte sich entfernen.

Wo wollen Sie hin? — fragte sie.

Hinüber zum Vater —

Was wollen Sie von ihm?

Ich will für Schubert ein Requiem aufführen.

Ah — sagte Anna — da wird nichts d'raus, das wird der Vater nit tun. Der ist froh, wann er a Ruh hat. Dem könntens schön ankommen mit solchen Geschichten.

Josef ließ sich trotz dieser wenig ermunternden Ansprache nicht abhalten, ging hinüber zum Schullehrer, um ihm sein Anliegen vorzutragen. Das Resultat war, wie Anna, die ihren Vater genau kannte, vorhergesagt hatte, ein negatives. Das könnt mir einfallen — sagte der Schullehrer, ganz außer sich vor Erstaunen — ein Requiem! Haben Sie sonst keine Schmerzen?

Digitized by Google

Josef ließ sich jedoch durch die Erfolglosigkeit seines ersten Schrittes nicht abhalten und tat den zweiten; er ging zum Pfarrer.

Der Pfarrer empfing den jungen Mann würdevoll und freundlich. Ruhig hörte er die Bitte an, und nachdem der Schulgehilfe sein Anliegen vorgebracht hatte, hieß ihn der Pfarrer Platz nehmen. Josef setzte sich auf den ihn angewiesenen Stuhl, mit klopfendem Herzen der Gewährung seiner Bitte entgegenharrend.

Der Pfarrer betrachtete eine Weile prüfend den jungen Mann und fragte dann, wie es komme, daß er just für Schubert einen solchen Eifer an den Tag lege, während er im vorigen Jahre beim Tode Beethovens keine derartige Bitte vorgebracht.

Der Schulgehilfe erwiderte: Beim Tode Beethovens war es nicht meine Sache einen Vorschlag zu machen, es wäre von mir unbescheiden gewesen, mich bei dieser Gelegenheit hervorzudrängen —

Und jetzt? — fiel ihm der Pfarrer ins Wort.

Jetzt — fuhr Josef fort — steht die Sache anders. Beethoven stand mir nicht näher als jedem andern. Ich habe stets nur staunend zu ihm emporgeblickt. —

Und Schubert — fragte der Pfarrer nicht ohne Neugierde.

In Schubert? — erwiderte der Schulgehilfe — verehre ich nicht nur einen Genius, sondern meinen Lehrer.

So? — sagte der Pfarrer — Sie sind ein Schüler von Franz Schubert, und das erfährt man jetzt erst, nachdem Sie länger als zwei Jahre hier sind? Junger Mann, das gewinnt Ihnen meine ganze Zuneigung! Ein anderer an ihrer Stelle hätte so etwas schon früher kund zu machen gewußt. Ihre Bescheidenheit gefällt mir! —

Und darf ich, Hochwürden, in bezug auf das Requiem — — —

Ohne weiteres — schnitt ihm der Pfarrer die Rede ab. — Sie sollen in der Erfüllung Ihrer Pietät und in der Befriedigung eines Herzensbedürfnisses nicht gehindert sein.

Mit diesen Worten entließ der würdige Pfarrer den Jüngling, welcher sofort ins Grubersche Haus eilte, um sich die Mitwirkung der Geschwister zu versichern.

Als er eintrat und Marie den Trauerflor an seinem Hut gewahrte: — Um Gotteswillen! — rief sie — was ist das? Wer ist Ihnen gestorben?

Digitized by Google

Schubert! — rief der Jüngling, der seinen Schmerz so lange zurückgehalten hatte, und reichliche Tränen floßen ihm über die Wangen hinunter. Er warf sich in einen Sessel nieder und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen; er war unvermögend, ein Wort zu sprechen und teilnahmvoll stand Marie neben ihm, ohne das Wort zu finden, das sie ihm zum Troste hätte sprechen können.

Schweigend nahm sie den Hut in die Hand und richtete fragend den Blick auf den unglücklichen Freund. Josef verstand diesen Blick und sagte: Sie werden mich sogleich verstehn, Marie, wenn ich Ihnen sage, daß Schubert mein Lehrer gewesen ist.

Ihr Lehrer? — rief Marie — Franz Schubert? Ich habe Sie immer verstanden, Josef, doch nun verstehe ich Sie erst ganz.

Und hierauf ergingen sich die beiden in einem Gespräche, welches für den Jüngling von sehr heilsamer Wirkung war. Er hatte in Marie eine teilnehmende Freundin gefunden, an deren Busen er sein volles Herz ausschütten konnte; er erzählte von Schubert, von seinen Eltern, von dem Verhältnisse Schuberts zu dem väterlichen Hause, und schließlich teilte er auch mit, daß er es beim Pfarrer erwirkt habe, für Schubert ein Requiem aufführen zu dürfen.

Als die Brüder abends heimkamen, wurde ihnen die Sache mitgeteilt und das Nähere in Beratung gezogen. Man entschied sich für das Mozartsche Requiem und Josef verließ spät in der Nacht das Grubersche Haus, mit dankbarem Herzen für die Teilnahme und Freundschaft, die ihm daselbst wie immer, so auch heute erwiesen worden war.

Nachdem sich Josef entfernt hatte, sagte Marie zu ihren Brüdern: Habt Ihr schon einmal einen solchen Menschen kennen gelernt? Er ist ein persönlicher Schüler von Franz Schubert, und wir erfahren es erst heute! —

Er ist wirklich ein eigenartiger Mensch — sagte einer der Brüder.

Ich wünschte mir keinen bessern! — sagte Marie unbefangen.

Ist das dein Ernst? — fragte der jüngste von den Brüdern.

Marie hatte es unterlassen, auf die verletzende Frage ihres jüngsten Bruders eine Antwort zu geben. Wenn sie eine so ernste

Digitized by Google

Äußerung tat, wie diese, daß sie sich keinen bessern wünsche, so hatte niemand das Recht, sie als einen bloßen Scherz anzusehen. Sie sagte deshalb nichts und verließ die Stube. Die älteren Brüder wiesen den jüngsten auch zurecht, denn ihnen war der Ernst, mit dem Marie ihre Meinung ausgesprochen hatte, nicht entgangen, und so entspann sich nun in Abwesenheit der Schwester eine etwas lebhaft geführte Debatte über die etwaige Verwirklichung des so aufs Tapet gebrachten Planes.

Soll sie vielleicht eine Frau Schulmeisterin werden? — fragte der Jüngste.

Und warum nicht? — fragte der Älteste dagegen.

Es ist dies ja auch nicht gerade notwendig — sagte der andere der beiden älteren Brüder — Josef ist ja eigentlich doch weit mehr Musiker, als Lehrer. Wenn er in die Stadt geht, so kann es ihm bei seinem Talente nicht fehlen. Als einem Schüler Franz Schuberts werden ihm rasch alle großen Zirkel geöffnet sein; man wird ihn hören, wird ihn bewundern, er wird ein berühmter Mann werden, und an seinem Ruhme wird auch seine Frau Anteil haben. Ich sehe nicht, was gegen die Partie ernstlich einzuwenden wäre, und daß Marie von einer tieferen Neigung für ihn ergriffen ist, das habe ich schon seit längerer Zeit zu bemerken geglaubt. Jetzt aber hat sie ihre Empfindung mit solcher Unzweideutigkeit ausgesprochen, daß es grausam wäre, ihr hinderlich zu sein und Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Bei diesen letzten Äußerungen kam auch die Mutter in die Stube, und nachdem sie erfahren hatte, um was es sich hier handle, nahm sie an der weiter geführten Erörterung der Sache teil, und das Resultat der Unterredung war, daß der jüngste Bruder erklärte, er bedauere sehr, durch ein voreiliges Wort sich gleichsam zum Gegner einer von ihnen allen gebilligten und wie er glauben müsse, sogar gewünschten Verbindung gemacht zu haben. Er gebe gerne seinen Widerstand auf, und wenn Marie in dieser Verbindung ihr Glück finde, so sei er weit entfernt, ihnen allen seine abweichende Meinung aufdrängen zu wollen. Er hätte freilich einen Burschen aus dem Dorfe, der es nicht nötig hätte, in Wien bei den Großen herumzuschwänzeln und von der Musik zu leben, lieber als seinen

Digitized by Google

Schwager gesehen, aber wenn Marie wirklich verliebt ist, so läßt sich nichts machen, da hört alles auf, ihr Wille ist ihr Himmelreich.

Die Frage war nur noch, wie die Sache jetzt einzuleiten sei, Sollte man dem Schulgehilfen einen direkten Heiratantrag machen; dazu war die Grubersche Familie denn doch zu stolz. Man kann ihm doch ein Mädchen aus dem vornehmsten Hause des Ortes nicht geradezu an den Hals werfen; es ist ja Herablassung genug, wenn der Bewerber um Mariens Hand keinen Korb davontrage; aber die Bewerbung kann ihm doch nicht ohne weiteres erlassen werden. — Das sah man ein; nur wurde dagegen geltend gemacht, daß Josef wohl zu schüchtern sei, um den ersten Schritt zu tun, um so mehr, da er nicht wissen könne, wie man seinen Antrag aufnehmen würde. Zurückweisen lasse sich niemand gerne, und man könne doch andererseits das Glück der Schwester nicht der Zaghaftigkeit und Schüchternheit des jungen Mannes zum Opfer bringen. Wenn man also auch keineswegs ihm einen Heiratantrag machen könne, so müsse man ihm doch wenigstens so weit entgegenkommen, um ihn zu dem Schritte zu ermuntern und ihn durch verschiedentliche, leicht hingeworfene Anspielungen merken zu lassen, daß er bei einer Bewerbung um Mariens Hand nichts zu wagen habe.

Vor der Aufführung des Requiems wurde über die Sache weiter nicht gesprochen. Diese Aufführung aber, welche zum Verdrusse des Schulmeisters in glänzender Weise vor sich ging, machte den Schulgehilfen plötzlich zum berühmten Manne; denn jeder war neugierig, zu wissen, weshalb für Franz Schubert ein Requiem gemacht werde, und da erfuhr man denn allgemein, was bisher nur wenigen bekannt war, daß der Schulgehilfe ein persönlicher Schüler des Franz Schubert gewesen, und das verschaffte ihm in den Augen der ganzen Dorfbevölkerung ein nicht geringes Ansehen. Gerade diesen Umstand aber konnte man leicht benützen, um sein Selbstgefühl aufzuwecken und ihm zu dem gewünschten Schritte in der Heiratbewerbung Mut zu machen. Das geschah denn auch. Man lobte ihn, man schmeichelte ihm, man gab ihm zu verstehen, daß jedes Mädchen im Orte, keine einzige ausgenommen, eine Bewerbung von seiner Seite annehmen würde; es sei hieran nicht im mindesten zu zweifeln, und dergleichen Andeutungen mehr. Sie hatten aber

Digitized by Google

alle nicht den gewünschten Erfolg. Hatte Josef sie trotz ihrer Deutlichkeit doch nicht verstanden? oder war er so demütig, daß er an die Echtheit der ausgesprochenen Loberhebungen nicht glaubte? hielt er diese für bloße Redensarten? oder war er vielleicht so unempfindlich, daß er an eine innigere Verbindung mit einem weiblichen Wesen nicht dachte? Die Brüder Mariens wußten sich seine schweigsame Zurückhaltung nicht zu erklären. Wie sollten sie dies auch imstande sein? Konnten sie wissen oder auch nur ahnen, daß ein Phantasiegebilde den Wünschen ihrer Schwester im Wege stehe? Wußte doch niemand etwas von seiner unauslöschlichen Liebe für die unbekannte Sängerin des Glasscherbentanzes.

Diese an Unempfindlichkeit grenzende Zurückhaltung des jungen Mannes machte im Gruberschen Hause einen peinlichen Eindruck. Man konnte sich nicht leicht denken, daß Josef so manche ihm gegebene Andeutung nicht sollte verstanden haben, und konnte nur annehmen, daß er sie nicht verstehen wolle. Die Brüder besprachen die Angelegenheit und vereinigten sich in der Meinung, daß Josef an ihrer Schwester wahrscheinlich jenes Wohlgefallen nicht finde, wie sie an ihm. Wenn er aber keine Neigung zu ihr habe, dann fehle die Grundbedingung für eine glückliche Ehe — die Gegenseitigkeit der Liebe, und es wäre unter solchen Umständen für die Zukunft der Schwester schlecht gesorgt, sie einem Manne anzuvertrauen, der das Glück, sie zu besitzen, nicht zu schätzen wisse. Die Enttäuschung würde sie unglücklich machen und besser ein kurzer Schmerz, als eine lange Reue. Übrigens brauche man deshalb die Sache noch nicht als gänzlich abgetan zu betrachten, denn Josef scheine zu jenen Menschen zu gehören, denen man Zeit lassen müsse, wenn man von ihnen etwas erwarte, und so beschloß man denn auch, die Angelegenheit der Zeit zu überlassen, ohne ihr durch irgendwelchen Eingriff zuvorzukommen. Marie selbst beobachtete, nachdem sie das eine ernste Wort, welches die Brüder über ihren Gemützustand aufklärte, gesprochen hatte, in der Sache die größte Zurückhaltung und kam auf sie mit keiner Silbe mehr zurück.

Von derselben Trösterin und Hoffnungspenderin, von der Zeit, erwartete anderseis auch Anna die Lösung ihrer Herzenssache. Der Konflikt zwischen dem Vater und dem Geliebten hatte sich verschärft,

Digitized by Google

das war ihr nicht entgangen; auf der andern Seite aber hatte die Mutter durch die liebreiche Intervention des Pfarrers bezüglich der Aufführung des Requiems, so wie auch durch die Achtung, mit der man nach der Aufführung allgemein von dem Schüler Schuberts sprach, die Erkenntnis gewonnen, daß die Aussichten für ihn in der Gemeinde doch nicht so schlecht wären, wie ihr Mann nach dem Gespräche mit dem Pfarrer sie neulich hatte glauben machen wollen. Sie erkannte, daß der Schullehrer die Sache falsch auffasse und griff mit verdoppeltem Eifer auf den ursprünglichen Plan zurück. Sie vermied es zwar, vorläufig die Sache wieder offen mit dem Schullehrer zu verhandeln, sondern beschloß, in der Stille hinter dem Rücken ihres Mannes für die Verwirklichung ihres Planes zu arbeiten. So hatte sie sich denn nach gewonnener Erkenntnis des Irrtums, in dem der Schullehrer sich befinde, rasch wieder auf die Seite der Tochter gestellt, das Mädchen in den Hoffnungen für die Zukunft bestärkend.

Aber auch die Schulmeistersfrau war viel zu stolz dazu, dem Gehilfen gegenüber in der Sache den ersten Schritt zu tun; an seiner Neigung für Anna zweifelte sie nicht, und so erwartete sie denn, daß er mit aller Förmlichkeit um ihre Hand anhalten solle, und da dieser Antrag von Tag zu Tag auf sich warten ließ, so konnte man auch hier, wie im Gruberschen Hause, nichts anderes tun, als den Ausgang der delikaten Angelegenheit der Zeit überlassen.

So wurde Josef von zwei Seiten umworben, ohne daß er's wußte. Er schien fühllos wie der Kirchturm, der alle Häuser des Dorfes überragt, ohne etwas davon zu wissen, ob man ihn für groß oder klein halte.

Josef selbst war seit dem Verluste, den er durch den Tod seines geliebten Meisters erlitten hatte, sehr in sich gekehrt; er sprach wenig und musizierte viel. Stundenlang saß er daheim in seinem Kämmerlein bei dem alten Rumpelkasten, oder im Gruberschen Hause bei dem prächtigen Flügel und phantasierte, ohne auch nur ein einziges Wort über die Lippen zu bringen. Gewöhnlich nahm er da irgendein Thema aus einem Schubertschen Liede oder aus einer andern Komposition von Schubert auf und phantasierte darüber nach der Eingebung des Augenblicks. Gar manchmal hatte

Marie, wenn sie seinen Phantasien mit Entzücken lauschte, ihn gebeten, die Sachen doch auch niederzuschreiben, denn es sei Schade, daß so schöne Erfindungen mit dem Momente vorübergehen und für alle Folgezeit verloren sein sollen. Wenn sie gar so einschmeichelnd gebeten hatte, sagte er auch wohl hier und da zu, aber zur Erfüllung eines derartigen Versprechens war es nie gekommen.

Wozu das Zeug aufschreiben — pflegte er dann zu sagen, wenn man ihn über seine Nachlässigkeit zur Rede stellte — wenn man ebenso gutes immer wieder neu machen kann? Ich kann's auch gar nicht! Beim Klavier fallen mir tausend Sachen ein! Wie ich mich zum Schreibtisch setze, hab' ich alles wieder vergessen; es ist rein wie weggeblasen!

Und da man sich bei der Schullehrerfamilie sowohl, als im Gruberschen Hause an seine Wunderlichkeiten so ziemlich gewöhnt hatte, so ließ man ihn hier und dort gewähren, ohne ihn in seinem Tun und Lassen durch einen störenden Eingriff in die Eigentümlichkeiten seines Wesens zu beirren. — —

Nur kurze Zeit war seit der Aufführung des Requiems verflossen, als Josef eines Tages vom Hause einen Brief erhielt mit folgendem Inhalt:

Eile, geliebter Sohn, und komme sogleich, nachdem du diese Zeilen gelesen hast, an das Krankenbett deines Vaters, denn es ist leider keine Hoffnung, daß er es jemals lebend wieder verlassen wird. Vielleicht vergönnt es dir der Himmel, noch ein letztes Wort aus seinem Munde zu vernehmen. Unter tausend Tränen

deine unglückliche Mutter.

Josef, außer sich vor Schmerz und Verzweiflung, eilte mit der Schreckenskunde zu Marie. Das Mädchen öffnete rasch ein Fenster, das gegen den Hof hin gelegen war, und rief nach dem Knechte.

Sind die Pferde im Stall? — fragte sie — und als die Frage bejaht wurde, gab sie Befehl, sogleich anzuspannen. Es war noch kaum eine Viertelstunde verflossen, so stand das Gefährte bereit. Josef bestieg den Wagen, der Knecht trieb die Pferde an, und mit zerknirschtem Gemüte eilte der tieferschütterte Jüngling an das Sterbebett seines Vaters.

Digitized by Google

Er war aber trotz aller Eile nur noch zurecht gekommen, um seinen Vater sterben zu sehen. Hierauf erst erfuhr er den Verlauf, wie das so schnell gekommen sei. Der Tod Schuberts hatte auf den alten Mann einen großen Eindruck gemacht. Vom Leichenbegängnisse heimgekommen, mußte er sich zu Bett begeben; man hielt die Sache nicht gerade für bedenklich, man meinte, es sei eine kleine Erkältung, und sie werde ohne weitere gefährliche Folgen vorübergehen. Es war eine Täuschung. Traurig saßen Mutter und Sohn in stummem Schmerze einander gegenüber. Josef blickte starr und regunglos zur Erde nieder und wagte es kaum, von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Toten zu werfen. Der Mutter Augen aber waren unaufhörlich auf den Sohn gerichtet. Sie schien in seinen Mienen etwas lesen zu wollen. Doch störte kein Wort die feierliche Stille. Geräuschlos wurden die Vorbereitungen zum Leichenbegängnisse getroffen, und als es vorüber war, erschienen mehrere der vornehmsten Gemeindemitglieder bei der Witwe und kündigten ihr an, daß man in Anbetracht der vielen Dienstjahre des Verstorbenen und seiner lobenswerten Leistungen in der Schule, wie in der Kirche, auf dem Gemeindehause mit Einstimmung des Pfarrers beschlossen habe, bei der Behörde den Sohn für die Stelle des Vaters in Vorschlag zu bringen, indem man hoffe und voraussetze, der Sohn werde die Wege des Vaters wandeln und den Dienst in Schule und Kirche mit eben solchem Eifer, wie der Verstorbene, versehen.

Das war ein starker Trost für die arme gebeugte Frau. Jetzt erst faßte sie sich ein Herz, mit dem Sohne über seine Angelegenheiten zu sprechen. Sie erinnerte ihn an verschiedene Mitteilungen, die er brieflich gemacht habe, und wollte wissen, wie die Sache draußen stünde, und ob er sich jetzt, da er nun in der Lage sein werde, ein eignes Hauswesen zu gründen, eines der beiden Mädchen, von denen er briefliche Nachricht gegeben, als Gattin heimführen werde. Josef antwortete ruhig auf die Fragen der Mutter und erkläre ihr, daß er weder für die eine noch für die andere jene tiefe Neigung empfinde, die man nach seiner Meinung haben müsse, wenn man sich mit einem Wesen für das ganze Leben verbinden wolle. Es habe Anna sowohl als Marie gewisse Eigenschaften, die

Digitized by Google

er sehr wohl zu schätzen wisse, und er sei beiden gut. Anna sei schöner, Marie habe mehr Seele, mehr Gefühl, musikalisch seien beide sehr tüchtig, aber ihm sagt sein Herz, daß er die Rechte und Einzige bisher noch nicht gefunden habe, und es sei die Frage, ob er sie überhaupt jemals finden werde.

Die Mutter konnte nicht ahnen, wie dies gemeint sei und nahm die Worte in dem einfachen und natürlichen Sinne, den man ihnen ohne Spitzfindigkeit beilegen muß. Deshalb sagte sie: — Wenn die Sache so steht und dein Herz noch frei ist, dann können wir vorläufig beisammen bleiben! — und auf die verwunderte Frage des Sohnes, was sie mit dem „vorläufig" sagen wolle, und ob sie die Absicht habe, sich überhaupt jemals von ihm zu trennen, erwiderte die Mutter: allerdings könnte es dazu kommen! — Ich war der Meinung, du habest dich bereits heimlich mit einem der beiden Mädchen verlobt, und da muß ich dir denn aufrichtig gestehen, daß ich nach den Schilderungen, die du von ihnen entworfen, mich nur dann entschlossen hätte, bei dir zu bleiben, wenn es die aus dem Gruberschen Hause gewesen wäre. Zu dieser Marie habe ich unbekannter Weise ein gewisses Vertrauen, welches ich, wenn ich an die Schullehrertochter denke, nicht habe. Es ist nicht gut, wenn zwei Frauen in einem Hause sind, es ist da immer eine zu viel. Du kennst mich und weißt, daß ich weder ehrgeizig noch herrschsüchtig bin, aber andererseits könnte ich es auch nicht ertragen, im Hause einer Andern bloß geduldet zu sein!

Mutter! — rief der Sohn mit Ergriffenheit, indem er ihre Hand in die seinige nahm — und wenn ich in eine Prinzessin verliebt wäre, und sie wollte mein Weib werden, ich würde an ihr vorübergehen und nicht weiter an sie denken, wenn ich ihren Besitz nur dadurch erkaufen könnte, daß du von mir scheidest! Wie? ist es nicht genug, daß ich den Vater verloren habe? Soll ich auch die Mutter verlieren? — Den Vater hat der Tod hinweggerafft; wer vermag etwas gegen die Natur? Du aber! dich halte ich fest mit diesen meinen Armen — und er umschloß sie hierbei — und lasse dich nicht los! Ich sollte es dulden können, daß du einem Mädchen ausweichst, weil es mein Weib wird! Lieber will ich niemals ein Weib nehmen! Ich weiß zwar nicht, warum du gegen Anna von

vornherein ein Mißtrauen hast! schlecht ist sie nicht! Marie freilich ist besser! wenigstens scheint es mir so! aber weder Anna noch Marie soll mir jemals angehören! ich schwöre dies! denn ich liebe dich mehr als die beiden! und diejenige, die imstande wäre, dich aus meinem Herzen zu verdrängen, müßte noch erst gefunden werden!

Die Mutter umarmte den Sohn, und sie ergingen sich hierauf in Gesprächen, welche die letzten Lebenstage des Vaters betrafen.

Er hatte dich eigentlich doch sehr geliebt! — sagte die Mutter — und nicht ich, du warst sein letzter Gedanke. Er konnte förmlich nicht sterben, so lang du nicht da warst! Hätten wir eine Ahnung gehabt, wie es mit ihm steht, wir hätten dich natürlich gleich kommen lassen. Es hätte ihm deine Anwesenheit gewiß die letzten Lebenstage versüßt. Er war stolz auf dich!

Josefs Augen standen voll Wasser bei diesen Eröffnungen.

Ich habe immer geglaubt — fuhr die Mutter fort — daß ich dich lieber habe als er; es ist aber nicht wahr; er hat dich ebenso, vielleicht noch mehr geliebt; ich habe mich in seinen letzten Lebenstagen erst so recht davon überzeugt, und du wirst sein Andenken nicht besser in Ehren halten, als wenn du dich des Postens würdig zeigst, auf den man dich, als einen so jungen Menschen, bloß weil du sein Sohn bist, beruft!

Ach! — sagte Josef — wie kann ich mich mit ihm vergleichen! was bin ich gegen ihn?

Das war seine Meinung nicht — entgegnete die Mutter — im Gegenteil, er hat von dir mehr gehalten als von sich selbst. Viel zu dieser Meinung hat natürlich auch Schubert beigetragen; denn Schubert hat dich immer sehr herausgestrichen! und was der Schubert gesagt hat, das, du weißt es ja, war für ihn wie das Evangelium.

Daß solche Menschen auch sterben müssen — sagte Josef mit einem tiefen Seufzer.

Ja — sagte die Mutter — gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Was läßt sich machen? Wir haben viel verloren, aber man darf den Mut nicht sinken lassen, und ich hoffe, an dir noch Freude zu erleben! Das tröstet mich!

Und für mich — sagte Josef — gibt es nach dem Verlust

Digitized by Google

des besten Vaters keinen andern Trost, als daß ich dich noch habe, und daß wir uns nie trennen werden. Was auch geschehen möge, niemals, niemals!

Josef wollte eigentlich gar nicht mehr weg gehen. Die Mutter aber belehrte ihn, wie unschicklich es wäre, so ohne jede vorausgegangene Verständigung wegzubleiben; sie ermahnte ihn mit nachdrücklichen Worten, auf seinen derzeitigen Posten zurückzukehren und dort in Geduld den Zeitpunkt abzuwarten, bis er amtlich auf die durch den Tod des Vaters erledigte Stelle berufen würde. Das leuchtete ihm ein; er gehorchte, und so zog er den wieder hinaus in das Dorf, in welchem zwei liebende Herzen ihm entgegenschlugen.

Nachdem er in das Dorf und in die stille, geräuschlose Tätigkeit zurückgekehrt war, schien es, als ob über alle die früheren Verhältnisse ein Etwas, wie ein sanfter Schleier, gebreitet wäre. Er hatte kurz nacheinander zwei Väter verloren, denn er hatte Schubert eben so sehr wie seinen Vater geliebt; man ehrte seinen stillen Schmerz und suchte ihn mit jeder möglichen Zuvorkommenheit zu behandeln. Die Heiratprojekte auf beiden Seiten waren zwar nicht eingeschlafen, aber es war jetzt von ihnen nicht die Rede; sie mußten sich gedulden. So verlebte er in gewohnter Weise, abwechselnd im Hause des Schullehrers und im Gruberschen Hause, die kurze Zeit, bis der Moment gekommen war, der ihn auf die Stelle des verstorbenen Vaters berief. Josef hatte von dieser bevorstehenden Berufung vorher nicht gesprochen; das eintretende Ereignis wirkte daher im Dorfe allenthalben mit der ganzen Kraft der Überraschung. Diese Wirkung war aber in den beiden Häusern, um die es sich hier zumeist handelt, eine sehr verschiedene. Im Hause des Schullehrers faßte man die Sache rein vom geschäftlichen Standpunkte auf. Josef hatte jetzt eine selbständige Stellung, also konnte er daran denken, einen eignen Herd zu gründen, und man setzte voraus, er werde hiermit auch gewiß nicht lange warten. Zudem hatte er ein Amt erlangt, ohne daß der Schullehrer, falls er ihm die Tochter zur Frau gab, nötig hatte, zugunsten des Schwiegersohnes auf den eignen Posten zu verzichten. Josef war daher jetzt in den Augen des Vaters sowohl als der Mutter eine gute Partie. Man besprach den Gegenstand nun auch mit der Tochter sehr ernstlich,

Digitized by Google

und die Mutter hatte keinen schlechtern Trost für sie, als die klar ausgesprochene Überzeugung: Jetzt kann er dir nicht mehr entgehn! — Ganz anders sah man die Sache im Gruberschen Hause an. Mit der Annahme der erledigten Schullehrerstelle hatte Josef, bisher gleichsam noch am Scheidewege stehend, für das ganze Leben entschieden, und die früher von einem der Brüder geltend gemachte Meinung, Josef könne im Vertrauen auf sein Talent die Künstlerlaufbahn wählen, hatte sich hiermit als eine unbegründete Hoffnung erwiesen. Nun war allerdings bei jenem Gespräche auch der Fall, daß Josef beim Lehrfach bliebe, als derart angesehen worden, daß darin kein Hindernis läge, ihm die Schwester zu geben, wenn er sie verlangte; aber verlangen mußte er sie! und dies hat er bisher ja noch immer nicht getan. Man ließ also die Sache auf sich beruhen, und Marie war die einzige Traurige unter den Gleichgültigen und Fröhlichen.

Einen Trost behielt sie doch zurück. Josef mußte ihr versprechen, zu schreiben und zeitweise brieflich von sich Nachricht zu geben. Mit diesem Versprechen hatte er von ihr Abschied genommen, während der Abschied im Hause des Schullehrers in etwas lärmenderer Weise dahin gelautet hatte, man hoffe, ihn in Kurzem doch wieder zu sehen — eine Hoffnung, welche Josef für seine Person weder durch irgend ein Wort zu ermuntern, noch auch abzuschwächen sich gelaunt fühlte. Noch am selben Abend saß er bei seiner Mutter, und schon am andern Tage trat er in sein neues Amt ein.

Nun lebte er stille und ruhig mit der Mutter, und ihr Glück bestand in tausend Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit. Die Mutter versah die Haushaltung, der Sohn amtierte in der Schule und auf dem Kirchenchor, und da gab es denn immer Beschäftigung, der beste Trost für Menschen, die seiner bedürfen. Die Schule stand nun unter seiner Leitung, und das war eine ganz andere Aufgabe, als diejenige, welche ihm früher als bloßen Gehilfen zugeteilt war; auch die Kirchenmusik nahm hier seine Kräfte ganz anders in Anspruch, als in jenem Dorfe, in welchem nur an besonderen Feiertagen beim Hochamte eine Messe aufgeführt wurde. Gar manchmal fiel es ihm ein, daß er eigentlich doch einmal einige

Digitized by Google

Zeilen an Marie Gruber richten sollte, da er es ihr mit so fester Gewißheit zugesagt hatte; aber da kam immer etwas anderes dazwischen, und er verschob es von einem Tag auf den andern, so lange, bis er sich bereits schämte, sein Versprechen noch zu erfüllen, weil er in Verlegenheit war, wie er ein so langes Stillschweigen entschuldigen sollte. So kam es, daß er, anstatt das Versäumte durch eine verspätete Entschuldigung gut zu machen, das bisherige Stillschweigen noch weiter bewahrte. Die Sache schlief nach und nach in seinem Gewissen gänzlich ein, und endlich dachte er gar nicht mehr daran. Darüber vergingen Wochen, Monate und Jahre. Weder von der Schullehrertochter, noch von der Gruber Marie hatte er in dieser ganzen Zeit irgend ein Sterbenswörtchen erfahren. Man muß annehmen, daß ihm dies nicht sonderlich zu Herzen gegangen sei, da er diese beiden Verbindungen mit solcher Gleichgültigkeit aufgegeben hatte; an die Sängerin des Glasscherbentanzes aber dachte er noch immer fort.

Es konnte im Laufe der Zeit nicht fehlen, daß ihm in seinem Heimatorte Partien angetragen wurden; er aber wies jeden Antrag zurück, noch ehe er ihn vernommen hatte. Die Mutter konnte sich die Sache nicht anders erklären, als daß er ihr zu lieb gänzlich darauf verzichte, sich mit einem Mädchen zu verbinden, um ihr nicht etwa eine unliebsame Schwiegertochter ins Haus zu bringen, die sie veranlassen könnte, sein Haus zu verlassen. So hatte es die Mutter aber bei jener Unterredung, da von einer etwaigen Verbindung mit Marie Gruber oder der Schullehrer-Anna gesprochen wurde, durchaus nicht gemeint, und sie fing an, sich im Stillen Vorwürfe darüber zu machen, daß sie überhaupt jemals ein Bedenken gegen die Schullehrertochter geäußert, denn sie nahm es nun für fest und sicher an, daß sein Herz bereits gewählt habe, daß er mit seinem Gemüte an jene Anna gefesselt sei, und auf sie verzichte, weil er der Mutter keinen Schmerz bereiten wolle. Sie beschloß daher offen mit ihm über diese Angelegenheit zu sprechen und ihm zu erklären, daß sie ein solches Opfer von seinem Herzen keineswegs verlangen könne. Dies geschah denn auch; aber wie erstaunte die gute Frau, von ihm zu erfahren, daß sie sich vollständig im Irrtum befinde. Sie durfte ihm dies nach den treuherzigen

Digitized by Google

Versicherungen, die er ihr erteilte, wohl glauben und fühlte sich in ihrem Gewissen von den selbstanklägerischen Vorwürfen, die sie sich gemacht hatte, wieder frei; allein sein abwehrendes Verhalten in bezug auf jeden Heiratantrag und sein unbedingtes Zurückweisen eines jeden derartigen Vorschlages konnte sie nun noch weniger begreifen, als vorher. Doch ließ sie die Sache auf sich beruhen, ohne weiter in den Sohn zu dringen, und so lebten die beiden auch ferner, wie bisher, ruhig nebeneinander fort, sie mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt, er seinen Pflichten als Lehrer und Chordirigent obliegend. Seine Freude und Hauptbeschäftigung war seit jeher die Musik gewesen, und sie war es auch jetzt, und gar manchmal, wenn sie nach getaner Tagearbeit des Abends mit dem Strickstrumpf in der Kammer saß und den Improvisationen des Sohnes lauschte, der am Klaviere sitzend seiner Phantasie freien Lauf ließ, gedachte sie im Stillen des Vaters und Schuberts und fragte sich, was die beiden wohl sagen würden, wenn sie ihn hören könnten.

So vergingen die Jahre. Einen Ruf als Komponist hat Josef nie errungen, denn von seinen Improvisationen wußten nur näher Bekannte etwas zu erzählen, und zum Aufschreiben seiner Empfindungen konnte er sich nie entschließen; dagegen stieg sein Ruf als Orgelspieler immer mehr und verbreitete sich von Tag zu Tag in immer weitere und weitere Kreise. Bald war der junge Schulmeister von X . . . als einer der besten Orgelspieler in der Residenz und ihrer Umgebung bekannt, und Freunde des erhabensten aller Instrumente ließen sich die Mühe nicht verdrießen, an Sonn- und Feiertagen auf das in der Nähe von Wien gelegene Dorf hinauszupilgern, um den berühmten Orgelspieler zu hören.

Die Folge hiervon war, daß Josef sehr häufig Einladungen erhielt, in den verschiedenen Kirchen, sobald in der einen oder andern irgend eine außergewöhnliche Feierlichkeit bevorstand, die Orgel zu spielen, und eine solche Veranlassung war es denn auch, weshalb wir ihn eines schönen Tages in Rodaun finden, wo er eben vor dem Beginn des Gottesdienstes mit einigen Musikern vor der Kirchentüre stehend gemütlich plauderte.

Allmählich rückte die Zeit des Hochamtes heran, die Einwohner der Ortschaft und viele Fremde, welche die Feierlichkeit herangezogen

Digitized by Google

hatte, kamen immer häufiger, und schon waren die Musiker im Begriffe sich auf den Chor zu begeben, als Josef plötzlich wie von einer Erscheinung gefesselt stehen blieb. Eine junge Dame, in ein hochrotes Tuch gehüllt, war den Weg herangekommen, sie sah weder rechts noch links, sie ging geradeaus auf die Kirche zu; Josef stand beim Anblicke dieser Gestalt da wie versteinert, und ihre Zaubergewalt ließ ihn nicht eher wieder zu sich kommen, als bis sie die Kirchenschwelle überschritten hatte und auf diese Weise seinen Blicken entschwunden war. Rasch eilte er nun die Treppen zum Chore hinauf und spähend sah er über die Brüstung herunter, um die so rasch Entschwundene wieder zu finden. Dies war nicht schwer. Das rote Tuch konnte er nicht verfehlen. Sie saß in einer der vordersten Bänke.

Bevor die Messe anging, sagte Josef zu einigen Musikern, die um ihn herum standen und damit beschäftigt waren ihre Instrumente zu stimmen: — Gebt acht, wenn ich anfange zu präludieren! schaut hinunter in das Schiff! Seht ihr dort, die Person in dem roten Tuche? Wenn ich so recht im Modulieren drinnen bin, gebt acht, ob die sich nicht nach dem Chor umwendet und neugierig heraufschaut!

Wie sollte denn das zugehn? — fragte ein alter Bassist; Josef aber bat ihn, auf jede Erklärung vorläufig zu verzichten und acht zu geben, ob es nicht genau so eintreffen würde, wie er es vorhersage.

Josef begann zu präludieren, und zwar mit den ersten Takten des Glasscherbentanzes, in ähnlicher Weise wie er es damals getan, als ihm auf den Notenpulte der Orgel plötzlich das Blättchen vor die Augen kam, auf welchem das Thema des Glasscherbentanzes verzeichnet war. Er ließ heute das Thema gleich zu Beginn etwas kräftiger hervortreten, und er konnte es diesmal tun ohne Furcht, hierdurch etwa Anstoß zu erregen, da der Glasscherbentanz, der vor einigen Jahren so populär und so allgemein verbreitet gewesen, im Laufe der Zeit bereits durch andere Tänze und Gassenhauer wieder verdrängt worden war, so daß in diesem Augenblicke ganz gewiß niemand an den Glasscherbentanz auch nur im entferntesten dachte. Es war aber doch eine da, die das Thema sogleich bei den ersten

Digitized by Google

Takten erkannte; die eine war die Gruber Marie, die junge Dame im roten Tuche, die in einer der vordersten Bänke im Schiffe der Kirche saß. Sie hatte den Glasscherbentanz sogleich erkannt, ja noch mehr, sie wußte, wer bei der Orgel sitze, sie wußte, daß sie von ihm gesehen und erkannt worden sei, und sie wußte, daß Josef den Glasscherbentanz dazu verwende, um sich ihr zu erkennen zu geben. Alle diese Gedanken waren aber nicht das Werk einer langen Überlegung, sondern Resultat des Augenblicks, und unwillkürlich hatte sie, was sie bei einigem Nachdenken sicher nicht getan hätte, den Kopf gewendet und nach dem Chore hinaufgesehen. Als sie aber in diesem Momente die Blicke aller der Musiker vom Chore herab auf sich gerichtet sah, wendete sie sich rasch wieder um, alle weitere Neugierde wacker bekämpfend. Josef aber genoß die Freude, daß ihm die Musiker, welche er vorher unterrichtet hatte, erzählen konnten, seine Vorhersage sei pünktlich eingetroffen, die Dame im roten Tuche habe sich umgewandt und neugierig zum Chore emporgesehen.

Marie Gruber konnte kaum erwarten, daß das Hochamt zu Ende ginge. Sie wollte während des Gottesdienstes die Kirche nicht verlassen, um kein Aufsehen zu erregen, aber sie saß auf ihrem Sitze wie auf spitzen Nadeln. Sie war nicht, wie so mancher andere Fremde, wegen der Kirchenfeierlichkeit hierher gekommen, sie hatte vielmehr einer alten Tante, die sie sehr liebte, einen Besuch gemacht, auch vorher nichts davon gewußt, daß sich der ehemals so heiß Geliebte (und vielleicht auch jetzt noch nicht Vergessene) auf dem Chor bei der Orgel befinde, bis ihr dies durch das in die Modulation verwobene Thema des Glasscherbentanzes zur unbezweifelbaren Gewißheit wurde. Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich ihrer jedoch eine peinliche Unruhe; denn sie mußte sich fragen, aus welchem Grunde Josef sich ihr auf diese Weise zu erkennen gegeben? sollte es ein bloßer Scherz von seiner Seite sein? Dafür hielt sie ihn trotz der Art, wie er sich benommen hatte, doch zu ernst; sollte er hier eine ernstere Absicht haben? Diese konnte sie wieder mit seinem bisherigen Verhalten, mit seinem Stillschweigen durch so lange Zeit, nicht zusammenreimen. Sie mußte sich ferner fragen, was sie selber jetzt tun solle. Eine Annäherung suchen?

Digitized

das verbot ihr das jungfräuliche Schamgefühl; ihm ausweichen, jeden Versuch einer Annäherung zurückweisen? dagegen sprach allzulaut ihr heftig pochendes Herz. Sobald also das Amt zu Ende war, erhob sie sich und suchte den Ausgang zu erreichen, was ihr aber, da die Kirche sehr gefüllt war, und alles auf einmal nach der Türe hindrängte, sie obendrein noch in einer der vordersten, also von der Kirchentüre entferntesten Bänke Platz genommen hatte, nicht so leicht gelingen wollte; es dauerte also immerhin eine geraume Zeit bis sie sich im Freien befand. Langsam schritt sie von dannen, sie mochte sich wohl gerne finden lassen, und obwohl sie es nicht wagte sich umzuwenden, konnte es ihr doch nicht entgehen, daß jemand ihr auf Schritt und Tritt folge. Sie zweifelte nicht daran, daß es Josef sei; deshalb beschleunigte sie ihre Schritte, und als sie bei dem Hause der Tante anlangte, konnte sie leicht eine derartige Wendung machen, um unauffällig einen Blick nach der Seite schweifen zu lassen, und da überzeugte sie sich denn zu ihrem Verdrusse, daß derjenige, der mit solcher Hartnäckigkeit hinter ihr hergegangen, der sehnlich Erwünschte nicht war. Sie trat ins Haus, aber sie bedurfte dazu keiner langen Überlegung, um sich zu sagen, daß Josef die Orgel und also auch die Kirche nicht so schnell habe verlassen können, wie sie. Eine beleidigende Gleichgültigkeit brauchte sie also aus dem Umstande, daß sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sah, nicht zu folgern; sie gab vielmehr der Meinung Raum, derjenige, der ihr bis zum Hause der Tante nachgegangen und sich hier so geräuschlos entfernt habe, ohne auch nur einen Versuch zu machen sie anzusprechen, möchte gar wohl von Josef nachgeschickt worden sein, um zu erkunden, wo sie wohne und wo sie zu finden sei, und mit dieser Meinung hatte sie sich nicht getäuscht.

Josef war nach dem Amt zu einer festlichen Tafel geladen, bei welcher er sehr gefeiert wurde; er war aber mit seinen Gedanken nicht anwesend; sobald als es ihm möglich war abzukommen, folgte er der ihm von freundlicher Seite angedeuteten Spur, und wenige Minuten nach aufgehobener Tafel saß er Marien gegenüber im Hause ihrer Tante. Er war anfänglich in Verlegenheit, was er sprechen sollte; er fühlte tief, daß er gegen sie nicht gehandelt, wie es sich geziemt hatte, und wußte nicht, wie er sich entschuldigen

Digitized by Google

sollte. In dieser Verlegenheit kam ihm ein altes Buch, das aufgeschlagen auf dem Tische lag, sehr zu statten; er fragte, ob Marie vielleicht gerade gelesen und ob er sie gestört habe, was sie verneinte, indem sie die Auskunft gab, es sei dies das Lieblingsbuch der Tante, die gar nicht müde werden könne, daraus zu lesen; es möchte wohl auch sehr erbaulich oder vielleicht sehr unterhaltend sein. Josef nahm das Buch zur Hand und erkannte es rasch genug; es war der „Don Quixote" des Cervantes.

Das Buch war ihm nicht unbekannt; auch ihm hatten die Heldentaten des berühmten Ritters von der Mancha schon manche vergnügte Stunde bereitet, aber die Wirkung, die das Buch in diesem Augenblicke auf ihn machte, wo sich dessen ganzer lebendiger Inhalt für ihn in einen einzigen Gedanken zusammendrängte, war ein ganz merkwürdiger. Er erkannte wie mit einem Zauberschlage, daß er selbst eigentlich bisher ebenso einem Phantom nachgejagt habe, wie der Ritter von der traurigen Gestalt. Das Buch in der Hand haltend, sah er sich dem Mädchen gegenüber, das ihm in früherer Zeit so viele Beweise einer aufrichtigen Teilnahme gegeben hatte, wie im Spiegel, und das Bild, das sich ihm da zeigte, war kein schmeichelndes. Marie wirkte jetzt auf sein Gemüt mit der vollen Kraft der sinnlichen Gegenwart, sie schien ihm weit voller und schöner zu sein, als sie ihm je erschienen war. Ohne lange zu überlegen, was er tun sollte, legte er das Buch zur Seite, ergriff lebhaft Mariens Hand mit der Frage: Nun sagen Sie mir rasch, was denken Sie von mir?

Wie soll ich diese Frage beantworten? fragte Marie.

Ganz offen! — sagte Josef, und — sind Sie verheiratet?

Marie, ganz verblüfft von dieser unerwarteten zweiten Frage, ehe sie die erste noch beantwortet hatte, sagte rasch: Ja freilich! Die Schullehrer-Anna ebenfalls!

Das ist Schade! — sagte Josef.

Weshalb? — fragte Marie — die Anna hat eine gute Partie gemacht.

Das ist mir gleichgültig — sagte Josef — aber Sie! wie geht es Ihnen!

Leidlich! man lebt seine Tage ruhig hin . . .

Digitized by Google

Und denkt nicht an die Vergangenheit — ergänzte Josef ihre Rede mit einem Anflug von Bitterkeit.

Warum denn nicht? — entgegnete Marie — man erinnert sich vergangener Tage, die angenehm waren, recht gern! aber woher rührt Ihre Gleichgültigkeit gegen Anna? Sie haben sie einstens doch geliebt?

Ich? niemals!

Nicht?

Nein!

Sie war aber doch einer andern bei Ihnen im Wege!

Welcher andern?

Einer andern, die Ihnen damals nicht abgeneigt war!

Meinen Sie sich selbst, Marie?

Warum sollt ich's läugnen? jetzt kann ich's ja sagen!

Sie täuschen sich! Anna war Ihnen nicht im Wege, nicht einen Augenblick; es war eine andere!

Eine andere? in unserem Dorfe?

Im Dorf! — außer dem Dorf! — das weiß ich nicht!

Wie ist das möglich? — fragte Marie.

Ich hab sie nie gesehen!

Und haben sie doch geliebt?

Ja, ich habe sie gehört!

Das versteh ich nicht!

Ich will es Ihnen erklären! Erinnern Sie sich noch jener Stimme, die wir damals im Felde den Glasscherbentanz haben singen hören!

Gewiß, was ist's mit dieser Stimme?

Diese war's! in diese Stimme war ich verliebt!

Sie scherzen! Das war ich ja selbst!

Wie? — es ist nicht möglich! — hören Sie mich weiter an. Erinnern Sie sich noch unserer allerersten Zusammenkunft im Brauhause?

Sehr gut; der Abend ist mir vollkommen gegenwärtig!

Nun geben Sie acht — sagte Josef — der Abend, der diesem vorherging, ist mir nicht minder gegenwärtig! — und nun erzählte er ihr sein Erlebnis vom ersten Abend, den er in dem Schullehrer=

ized by Google

hause zugebracht, wie er bei offenem Fenster den Glasscherbentanz habe singen hören, und wie dies auf ihn gewirkt. Diese Sängerin — so schloß er seinen Bericht — die ich mit meinen Augen nie gesehen, hat immerfort in meinem Herzen gelebt, sie ist es, die ich stets gesucht und nie gefunden habe.

Und Sie haben wirklich nicht gewußt, daß ich diese Sängerin gewesen bin? — fragte Marie — alle Umstände treffen ja genau zusammen. Ich bin wirklich an jenem Abend angekommen, weil ich einige Wochen zuvor eben hier in Rodaun bei meiner Tante zugebracht habe. Sie konnten das freilich nicht wissen, und mußten meinen, es sei eine Fremde, keine Einheimische! es war aber gewiß keine andere als ich!

O! — rief Josef — wie schade! wenn ich das gewußt hätte.

Nun — fragte Marie — was wäre da gewesen?

O, ich blöder Tor! rief er aus — ich habe Sie unaufhörlich gesucht, und Sie sind mir stets zur Seite gewesen!

Nun — sagte Marie — haben Sie Ihre Sängerin endlich doch gefunden!

Was nützt es mir jetzt? — rief er wehmütig — von dem Wahne dieses Phantoms bin ich geheilt, und Sie — — — Sie sind ja verheiratet!

Nein, geliebter Mensch — sagte Marie — und umschlang ihn mit ihren Armen — noch bin ich es nicht, aber wenn du nun willst, so werd' ich es bald sein.

Und so geschah es. Kurze Zeit nachher führte Josef seiner Mutter die Schwiegertochter ins Haus.

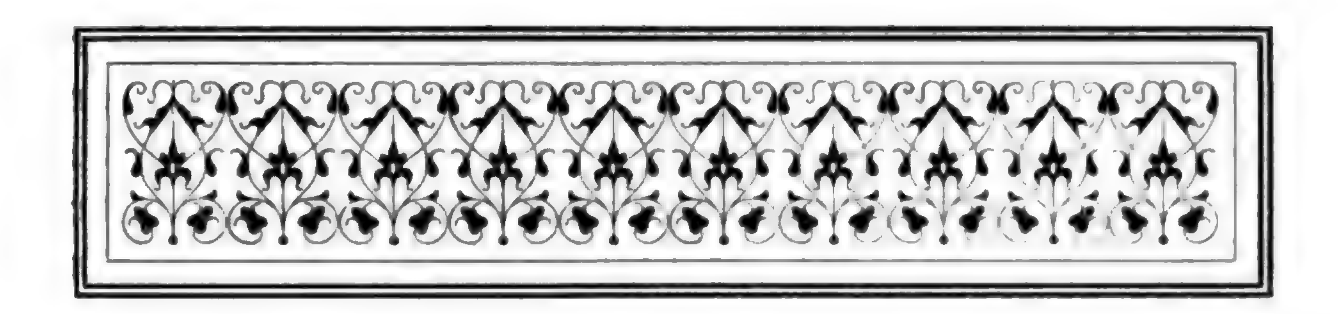
Ende.

Anmerkung des Herausgebers: Kulke teilte mir einmal mit, der alte Schulmeister von Nußdorf — das jetzt zu Wien gehört — habe ihm selber diese seine Lebensgeschichte erzählt. Josef war in Schwechat Schulgehilfe. Er gab auch seinen Kindern eine gute musikalische Erziehung und bildete sie zu Wagnerschwärmern aus. Ob einer seiner Söhne als Musiker etwas schöpferisch geleistet, ist mir unbekannt. Krauß.

Digitized by Google

Die Lichtanzünderin.

Erzählung.



Wenn man Freitag abends, nachdem der Sabbat mit bräutlichem Willkomm begrüßt worden, aus der Synagoge ging, so konnte man draußen in der Vorhalle ein Weib mit einem kleinen Knaben an der Hand erblicken, das auf den Schluß des Gottesdienstes zu warten schien. Es war ein abgehärmtes Weib; doch lag auf dem Gesichte ein tiefer Friede ausgegossen. Schmerz und Kummer hatte sie genugsam erfahren, aber Schmerz und Kummer lagen hinter ihr. Und doch war sie noch nicht alt, kaum dreißig, und der Knabe, den sie bei sich hatte, ihr Söhnchen, ein weniges über vier Jahre. Es war ein pausbäckiges Knäblein, mit blondem schlichtem Haar, freundlich blauen Augen und von gesunder Gesichtfarbe. Von dem vergangenen Schmerz der Mutter wußte er nichts, denn sein Vater starb, da der Knabe noch nicht reden konnte. Und die Kost, wenn auch größtenteils mager und nur selten in guten Bissen bestehend, behagte ihm sehr, und schlug ihm gut an. Der Knabe hieß Andreas und seine Mutter war die „Schabbesgoite".

Was ist die „Schabbesgoite"?

Es gibt verschiedene Gewerbe und Beschäftigungen in großen wie in kleinen Städten und nicht alle sind gleich einträglich; die Beschäftigung der „Schabbesgoite" trägt immerhin ein wenig mehr, als nichts — vorausgesetzt, daß sie es mit guten Leuten zu tun hat. Die „Schabbesgoite" ist eine Figur, die nur in der „Gasse" vorkommen kann, außerhalb ihrer gibt es keine, braucht es keine zu

Digitized by Google

geben, ja selten weiß man außerhalb auch nur etwas von ihrer Existenz. Und doch kann die „Schabbesgoite“ keine Tochter der „Gasse“ sein; sie gehört zu der „Gasse“ und ist ihr doch eigentlich fremd. Sie versieht ein Amt in der Synagoge, während sie in der Kirche zu ihrem Gott betet; sie ist, wie jede gute Christin, ein Beichtkind des Ortpfarrers, in der Synagoge aber untersteht sie dem Gemeindediener. Sie hat die Verpflichtung, am Freitag Abend, nachdem die Leute die Synagoge verlassen, die Sabbatlichter auszulöschen. Ihr Geschäft besteht aber nicht nur im Lichtauslöschen, sondern noch vielmehr im Lichtanzünden. Im Winter zündet sie Lichter an für den sabbatlichen Morgengottesdienst, da es noch dunkel ist, wenn das Morgengebet beginnt, und daher nennt man sie auch die Lichtanzünderin.

Allerdings ist es war, man möchte sie ihrer Beschäftigung nach mit ebenso gutem Rechte auch die Lichtauslöscherin heißen können; allein — wer sich in solche Wortklaubereien einlassen will, der wird niemals fertig, denn er könnte sie ebensogut auch die Einheizerin nennen, da sie im Winter in den Häusern der „Gasse“ am Sabbat auch das Geschäft des Einheizens versieht, und noch manchen andern Namen könnte er ihr geben, von diesem oder jenem Teil ihrer Tätigkeit in der „Gasse“ hergeleitet. Bleibe es im allgemeinen bei der Bezeichnung „Schabbesgoite“, womit alles in einem gesagt ist. Ich meinerseits halte mich an die Tatsache, daß sie eben die Lichtanzünderin genannt wird, und ich gestehe aufrichtig, daß mich diese Benennung freut. Ein Licht anzünden erweckt im menschlichen Gemüte — ich sollte meinen, es ist jedem so — eine angenehme Vorstellung, ein Licht auslöschen hingegen eine unangenehme — es sei denn, daß man schlafen möchte, und bei Licht nicht schlafen kann. Ein Licht anzünden erinnert an das Erwachen zum Leben, ein Licht auslöschen an das Sterben. Deshalb ist es recht und billig, wenn die Bewohner der „Gasse“ -- sage ich — soweit es in ihrer eignen Macht liegt, das Bestreben zeigen, die Dinge der Außenwelt in einem schönen Lichte zu sehen. Somit ohne weitere Grübelei: die „Schabbesgoite“ ist — die Lichtanzünderin.

Sobald sie in der Synagoge ihr Geschäft verrichtet hatte, trat sie mit ihrem vierjährigen Andreas den Rundgang durch die Gasse

Digitized by Google

an. Diesem Rundgang lag eine doppelte Absicht zugrunde. Sie kam nachzusehen, ob man in irgend einer Weise ihrer Hilfe bedürftig sei — denn der Jude darf ja am Sabbat nicht nur kein Feuer anzünden, wie in der Bibel steht, sondern wie die Rabbiner verschärfend hinzugefügt, auch nicht einmal einen Leuchter berühren; dann aber kam sie auch zugleich den Beitrag abzuholen, der ihr in jedem Hause der „Gasse" verabreicht wurde — doch nicht in Geld, beileibe nicht, dies hätte man ihr ja am Sabbat nicht geben dürfen, sondern in weißem Brot und anderem Genießbaren — oder auch Ungenießbaren — bestehend. Sie machte diesen Rundgang während des Sabbats nach altherkömmlicher Weise dreimal, und zwar: Freitag zu Nacht, wo sie in der Regel nur ein Stück Weißbrot, Samstag zu Morgen, wo sie ein Stück Kuchen, und Samstag zu Mittag, wo sie nebst Weißbrot auch Schwarzbrot und außerdem noch ein Stück „Kugel" oder etwas dergleichen erhielt. Zum Behufe dieser Einsammlung trug sie selbst einen ziemlich großen Topf mit; einen zweiten aber, so groß als ihn ein Knabe von vier Jahren halten kann, trug der kleine Andreas, der die Mutter bei ihren Rundgängen stets getreulich begleitete.

Der „Lichtanzünderin" versagt man in keinem Hause einen guten Bissen; ist sie doch eine unentbehrliche Person, und weiß man doch auch, daß die arme Frau mit ihrem Söhnchen von den Gaben, die sie am Sabbat einsammelt, die ganze Woche leben müsse. Die Lichtanzünderin ist an und für sich eine so notwendige Person in einer echt jüdischen Gemeinde, daß die eine ohne die andere gar nicht gedacht werden kann, und was den andern Punkt, die ärmliche Stellung der guten Frau betrifft, so ist ja die jüdische Mildtätigkeit bekannt genug. Andreas hatte daher vollkommen gegründete Ursache, sich auf den Sabbat zu freuen. Am besten aber befand er sich, wenn er mit seiner Mutter bei Reb Mayer Braun eintrat; denn Taube, die wackere Hausfrau, war ein gar gutes mitleidvolles Wesen, Salmele und Privele aber, die beiden Kinder des Hauses, gar herzig und liebreich. Hier gab man der Lichtanzünderin nicht nur, was sich gebührt, wie in jedem andern Hause, sondern sie und ihr Andreas erhielten hier obendrein regelmäßig auch ein Nachtmahl Freitag zu Abend, am Sabbat aber Frühstück und Mittagmahl, was

Digitized

sie sogleich verzehren konnten, und freilich war das alles, was sie hier bekamen, auch besser, als irgendwo in der „Gasse“, denn Reb Mayer Braun konnte sich einen guten Sabbat gönnen, er hatte das Vermögen dazu. Man erzählte sich in der „Gasse“, daß er ein „Hunderttausendmann“ sei, und ein solcher Mann, der seine hunderttausend Gulden reich ist, macht in einer kleinen Gemeinde sein Haus. Freilich haben die Leute in der „Gasse“ Reb Mayer Brauns Geld nicht gezählt, und es ist gar wohl möglich, daß sie sein Vermögen überschätzten; item hatte eine solche Überschätzung auf unsern kleinen Andreas keinen Einfluß; denn wie das Essen bei Reb Mayer Braun beschaffen war, das wußte er sehr gut.

So machte der kleine Andreas jeden Sabbat mit der Mutter die Rundgänge in der „Gasse“ und gedieh dabei ganz vortrefflich. Samstag ging er mit seiner Mutter in die Synagoge, wo sie ihr Amt verrichtete; Sonntags führte sie ihn in die Kirche, wo sie ihn beten lehrte. In der „Gasse“ holte sie ihm die Speise für den Leib, seiner Seele gab sie Nahrung in der Kirche. Der kleine Andreas nahm willig das Eine wie das Andere. Mit gleicher Rührung hörte er Freitag abends „Lecho Dodi“ und des Sonntags die Messe singen; mit gleich neugieriger Aufmerksamkeit hörte er oft am Sabbat den Rabbiner und am Sonntag den Pfarrer predigen, ohne von dem Einen oder dem Andern viel zu verstehen. In der Synagoge sah er die Thora küssen, in der Kirche lernte er das Zeichen des Kreuzes machen; er lernte den Heiland verehren und ließ sich dabei vortrefflich jüdische „Kugel“ und „Scholet“ schmecken. So wuchs er auf. Jener Haß, welchen andere Kinder seines Alters, durch Vorurteile ihrer Eltern, gegen die Juden einzusaugen pflegten, war ihm unbekannt. Seine Mutter war eine fromme Christin; aber sie kannte die Juden, da sie mit ihnen in steter Berührung war, und teilte keineswegs die Meinungen, welche sie bisweilen über sie aussprechen hörte. So hielt sie denn auch die schädlichen Einflüsse des Vorurteils von ihrem Andreas ab. Es wehte etwas von dem Geist der allgemeinen Menschenliebe durch das Gemüt dieses schlichten Weibes, und den Samen dieser Menschenliebe streute die fromme Mutter in das empfängliche Herz des Kindes.

Der Knabe lebte nach dem Beispiele der Mutter fromm und

Digitized by Google

schlicht und fraglos. Als er sechs Jahre alt war und schulpflichtig wurde, mußte er in die Schule gehen.

Beim Eintritt in die Schulstube riefen ihm die Kinder entgegen: Judenbub! Judenbub!

Judenbub! Das war ein Wort, das er noch nie vernommen hatte; er konnte es also nicht für einen Schimpf halten; auch war er fest überzeugt, daß dieser Willkomm ihn gar nichts angehe, und kehrte nochmals um, zu sehen, wer denn eigentlich der Judenbub sei; der wiederholte Ruf: Andreas Judenbub! Andreas Judenbub! — belehrte ihn jedoch sogleich, wer gemeint sei. Dieses Benehmen der Kinder überraschte ihn, er wußte nicht, was er hierauf sagen sollte. Er war sich bewußt, kein Judenbub zu sein, und konnte also auf diese Bezeichnung — ob sie nun ein Schimpf war oder nicht — keinen Anspruch machen; er fühlte aber doch bald, daß sie es in der Absicht sagten, ihn zu ärgern. In diesem Gefühl trieb ihn die Offenheit seines Wesens, nicht auf das Wort, sondern auf die boshafte Absicht zu antworten, und er gab diese Antwort in so handgreiflicher Weise, daß sie dem kleinen Stephanik, der sich eben am keckſten an ihn herangedrängt hatte, ziemlich fühlbar sein mochte; denn der sechsjährige Andreas hatte bereits ein recht artiges Fäustchen.

Diese Tat blieb nicht unerwidert, es entstand eine Balgerei unter den Knaben, welcher nur durch den plötzlichen Eintritt des Lehrers ein Ende gemacht wurde.

Der Lehrer nahm sein Stäbchen in die Hand und stellte eine Untersuchung an, den Schuldigen auszufinden. Alle gaben Zeugnis, daß Andreas den ersten Schlag geführt.

Warum hast du den Stephanik geschlagen? — fragte der Lehrer.

Er hat mich Judenbub geheißen — gab der Knabe zur Antwort.

Und was hat er dir damit getan? Ist denn Judenbub ein Schimpf? — fragte der Lehrer weiter.

Andreas war betroffen, er konnte hierauf keine Antwort geben. Schamröte überzog sein Gesicht. Wohl fühlte er, daß er recht gehandelt, aber dieses Gefühl war ein dunkles, nicht klar, nicht deutlich, daß er es hätte vor dem Verstande rechtfertigen, oder gar vor dem Lehrer in Worte fassen können. Er tat, was in solchem Falle

Digitized by Google

ein Kind tut, er schwieg, und Tränen traten ihm in die Augen. Der Lehrer ermahnte die Kinder, ihn in Zukunft nicht mehr Judenbub zu heißen, und drohte mit Strafe, für den Fall, daß dies geschehen sollte. Dies machte den Knaben noch mehr verwirrt. In bezug auf ihn begnügte sich der Lehrer mit einem kleinen Verweis, nebst der Ermahnung, künftighin von seinen Händen einen andern Gebrauch zu machen. So war er in eine neue Welt eingetreten, und also ward er gleich beim Eintritt empfangen.

Zu Mittag kam der Knabe nach Hause.

Na, was hast in der Schule gelernt? — fragte die Mutter.

Mutter! sag, ist Judenbub ein Schimpf? — fragte dagegen Andreas.

Wie kommst du auf eine so dumme Red'?

Bin ich ein Judenbub? — fragte der Knabe weiter.

Nein! Aber was hast denn?

Ist der Salmele einer?

Freilich ist er einer; und was liegt da dran, ob er einer ist?

Der Salmele ist also ein Judenbub, und ich bin keiner — sagte Andreas.

Dies schien der Mutter bedenklich; sie bemerkte, daß der Gegenstand in der Schule zur Sprache gekommen sein müsse. Drum sprach sie strenge:

Jetzt gehst gleich, und sagst heraus, was du immerfort mit dem Judenbub hast!

Die Kinder haben mich alle Judenbub geheißen! — berichtete Andreas — und haben alle auf mich geschrieen: Andreas Judenbub; Andreas Judenbub! und da hab ich dem Stephanik Eins versetzt; und da sind sie alle auf mich her und haben mich schlagen wollen, und da ist der Lehrer kommen und — —

Na, da hast gleich an deinem ersten Schultag Prügel kriegt?

Nein, der Lehrer hat mich gefragt, ob Judenbub ein Schimpf ist, und dann hat er ihnen verboten, mich Judenbub zu heißen. Jetzt sag mir Mutter, ist's ein Schimpf oder nicht?

Der Lehrer hat schon ganz recht gehabt — sagte die Mutter — ein Judenbub zu sein ist kein Schimpf, aber wer es sagt, der will schimpfen. Der Judenbub und der Christenbub, das ist alles eins, du bist grad so gut, wie der Salmele, und der Salmele ist

Digitized by Google

grad so gut, wie du. Wenn aber einer dem andern es vorwirft, so will er damit schimpfen, und das darf nicht sein!

Andreas hörte das, was als dunkles Gefühl in ihm lebte und worüber er nach Verständigung rang, in klaren Worten von den Lippen der Mutter ausgesprochen.

Dann wär's grad so — sagte Andreas — wenn mich der Salmele Christenbub heißen möcht.

Das wär grad so — sagte die Mutter — aber das wird der Salmele nicht tun.

Nein! — sagte Andreas.

Das tun die Juden alle nicht — fügte die Mutter hinzu.

Warum nicht?

Weil sie ein unterdrückt Volk sind.

Was ist das: ein unterdrückt Volk?

Dazu bist du noch zu klein; in ein paar Jahren, wann du größer wirst, dann wirst es schon verstehen.

Geh, sag mir's nur, glaubst, ich versteh nicht?

So gib acht — sagte die Mutter — schau, wir sind arm, und haben nichts, als das von den Juden; aber wenn ich Geld hab, so kann ich damit machen, was ich will.

Ins Wasser 'nein schmeißen! sagte Andreas.

Geh, du bist ein dummer Bub! Kaufen kann ich, was ich will: Häuser und Äcker und Weingärten und was mich freut.

So kauf ein' Weingarten!

Ich hab ja das Geld nicht, ich sag ja, wenn ich's hab.

Ja so.

Aber der Mayer Braun, der mehr Geld hat, als der reichste Bauer im ganzen Ort, ist mit seinem ganzen Geld nicht imstand, sich ein Stückel Feld zu kaufen.

Warum nicht?

Er darf nicht.

Und wer verbietet's ihm?

Das Gesetz.

Was ist das: das Gesetz?

Das Gesetz, das ist dasjenige, was sagt, ob man etwas tun darf oder nicht.

Digitized by Google

Und warum sagt das Gesetz, daß der Jud kein Feld kaufen darf?

Weil er ein Jud ist.

Und warum sagt das Gesetz, daß der Jud kein Feld kaufen darf?

Jetzt fragst mich schon zu viel, das weiß ich selber nicht. Die Juden sind halt ein unterdrückt Volk! verstehst es jetzt?

Der Knabe schwieg. Die Mutter gab ihm etwas zu essen; er ließ sich's schmecken.

Als er am nächsten Samstag mit seiner Mutter den Rundgang durch die „Gasse" machte, tat er dies nicht mit der Heiterkeit, die man bisher an ihm hatte wahrnehmen können. Er sah betrübt aus. Was schmerzte ihn? War ihm die ärmliche Lage seiner Mutter jetzt erst recht zum Bewußtsein gekommen? nein. Die Mutter klagte nie über ihr Schicksal, und der Geist der Zufriedenheit, der in ihr lebte, übte auch auf den Knaben den wohltätigsten Einfluß. Er sah Salmele und Privele, die in Wohlleben und Reichtum erzogen wurden, ohne Neid. Was ihn traurig machte, war die Stimme des Mitleids, die sich in seinem jungen Herzen gewaltig zu regen begann. In jedem Hause, wo er mit seiner Mutter die Brote und andere Dinge einsammelte, sah er mit tiefem Bedauern diese Leute, die nichts anderes sind, als ein unterdrückt Volk. Und als er bei Reb Mayer Braun wieder gar köstlich bewirtet und von Salmele und Privele so liebreich behandelt wurde, da traten ihm die hellen Tränen in die Augen, und es war ein gar rührender, zugleich aber komischer Anblick, wie Andreas große Bissen machte und dabei ihm die Tränen über die Pausbacken herunterliefen.

Die beiden Kinder bemerkten dies, und Privele fragte ihre Mutter, warum Andreas weine.

Warum weinst, Andreas? — fragte die Frau, sich ihm nähernd — hat dir jemand etwas getan?

Ihr seid ja doch nur ein unterdrückt Volk! — seufzte der Knabe.

Die Frau stand sprachlos vor Erstaunen. Im ersten Augenblick wußte sie sich diesen Ausruf nicht zu deuten. Sie wußte nicht ob der Knabe nicht von jemanden abgerichtet worden sei, diese Beleidigung anzubringen, deshalb nahm sie ihn bei der Hand, hob ihn das Kinn in die Höhe und fragte:

Digitized by Google

Woher weißt du das? wer hat dir das gesagt, mein Kind, daß wir ein unterdrückt Volk sind?

Die Mutter!

Die Mutter? — sagte die Frau — beugte sich wieder zu ihm und streichelte ihm die Wangen. — Wenn es deine Mutter gesagt hat, so kannst du's glauben. Ja wir sind nur ein unterdrückt Volk. Aber warum weinst denn darüber?

Weil Ihr ein unterdrückt Volk seid — sagte der Knabe, der einen andern Grund hierfür nicht anzugeben vermochte.

Die Lichtanzünderin war in nicht geringer Verlegenheit über diesen Vorfall.

Wein' nicht, Andreas, und mach dir nichts daraus — sagte die gute Taube. — Von deswegen geht es uns Gott sei Dank doch nicht schlecht.

Bis hundert Jahr nimmer ärger — redete der Mann dazwischen.

Die Frau aber fuhr fort: Und wenn Gott will, kann es noch immer besser werden; er ist stark.

Darauf küßte sie den Knaben, der sie gutmütig anschaute, und zu ihrem Manne sich wendend sagte sie: Weißt du, Mayer, ein merkwürdig Gemüt hat das Kind!

Nun, er hat ja Wem nachzugeraten — erwiderte der Mann — der Apfel fällt nicht weit vom Baum.

Wie kommt es, daß Sie mit dem Kind von solchen Sachen reden? — fragte er hierauf die Lichtanzünderin.

Die Lichtanzünderin erzählte die Veranlassung zu dem merkwürdigen Gespräche.

Reb Mayer Braun schüttelte bedenklich den Kopf; nachdenklich stand die gute Taube noch bei dem Knaben. Salmele und Privele wußten nicht, was vorgeht. Andreas hatte endlich fertig gegessen, und die Lichtanzünderin nahm ihn bei der Hand und führte ihn weg, um den Rundgang durch die Gasse fortzusetzen.

Ein merkwürdig Gemüt hat das Kind! — wiederholte Taube, nachdem die Lichtanzünderin mit Andreas fortgegangen war.

Wie seine Mutter — sagte Mayer Braun.

Hast du gesehen, wie ihm die hellen „Tränen" über die Backen heruntergelaufen sind? — fragte Taube weiter.

Digitized by Google

Ob ich's gesehen hab! Warum soll ich's nicht gesehen haben?

Mayer-Leben — sagte Taube — ich hab einen Gedanken.

Was hast du für ein' Gedanken?

Tu's erraten.

Ich bin zu raten nicht aufgelegt.

Das Kind hat ein jüdisch Herz.

Warum ein jüdisch Herz? ein gut Herz hat es.

Nun, ich mein' nur so, es hat ein Herz für uns.

Wie seine Mutter.

Für das Kind mußt du sorgen, Mayer-Leben!

Gut — sagte Mayer-Braun — wenn die Zeit wird kommen, werd' ich ihn nicht vergessen. Er ist ja erst sechs Jahr alt.

Ja — sagte Taube — du mußt für ihn sorgen, wie für deine eigenen Kinder, und etwas mußt du mir versprechen.

Was soll ich dir versprechen?

Daß ich soll zu bestimmen haben, wann die rechte Zeit gekommen ist. Versprichst du mir's?

Meinetwegen, bestimm du's.

Während die gute Taube also mit ihrem Manne über die Zukunft des kleinen Andreas beratschlagte, ging dieser mit seiner Mutter in der Gasse von Haus zu Haus, und endlich trugen sie die eingesammelten Kostbarkeiten nach Hause, um eine neue Woche davon zu zehren.

Andreas besuchte täglich die Schule und machte gute Fortschritte. Der Lehrer war mit ihm zufrieden und belobte ihn oft; am meisten aber erwarb er sich die Zufriedenheit des Pfarrers, welcher zweimal in der Woche Religionunterricht erteilte. Andreas war im Katechismus der Fleißigste und in kurzer Zeit der Bewandertste. Dies alles aber hinderte nicht, daß er von seinen Mitschülern dennoch immer der Judenbub genannt wurde. Sie hätten Strafe bekommen, wenn der Lehrer, der es ausdrücklich verboten, etwas davon gewußt hätte; aber er wußte es nicht; Andreas zeigte es nicht an; er ließ sich ruhig so heißen.

Reb Mayer Braun fing nun auch an, daran zu denken, daß seine Kinder etwas lernen müssen. Ins „Cheder" (hebr. Schule) wollte er sie nicht schicken, er empfand eine Abneigung dagegen, und

Digitized by Google

unwissend durfte er sie auch nicht aufwachsen lassen. Eines Tages kam er von Brünn nach Hause und mit ihm kam ein junger Mann, den er seiner Frau als den künftigen Lehrer der Kinder vorstellte. Rasch verbreitete sich in der Gasse die Kunde, Reb Mayer Braun habe für seine Kinder einen Privat-Lehrer mitgebracht, und Gelle Libeles, die es hörte, sagte darauf verwundert: Kinder-Leben, was jetzt für eine Zeit ist, jetzt nehmen sich die Leut' gar schon Extreminal-Lehrer! —

Anfänglich wurde der junge Mann, der die Erziehung und den Unterricht in Mayer Brauns Hause zu leiten hatte, allenthalben mit neugierigen Blicken betrachtet. Wenn er durch die Gasse ging, flogen die Fenster auf, und man sah ihm nach, so lang man ihn im Auge behalten konnte. Die Leute auf der Gasse steckten die Köpfe zusammen und flüsterten sich in die Ohren, daß dies der neue Lehrer sei, den Reb Mayer Braun vom Brünner Markt mitgebracht habe.

Ein schön Stückel Ware — meinte der Eine — ein Sack Woll ist mir für meine Person lieber.

Weil du keinen Verstand hast — erwiderte der Andere — die Kinder lernen lassen, ist manchmal mehr wert wie der schönste Sack Woll; und wenn Reb Mayer Braun sich Den von Brünn mitgebracht hat, so kann der gewiß auch kein „Am-hoorez“ (ungelehrter Mann) sein und muß mehr können als Brot essen.

Geh, laß mich gehn, es ist gewiß kein Segen an ihm. Wenn er etwas wär, so wär er nicht zu uns da hergekommen — gab der Erste zurück, worauf der andere wieder sagte:

Mehr Segen ist jedenfalls an ihm, wie an dir, denn: „Wer da redt auf seine Kehilla und seine Mischpocho, an dem ist keine Brocho“. (Wer auf seine Gemeinde und seine Familie raisoniert, an dem ist kein Segen).

Noch mehr Sensation als bei den Erwachsenen erregte der Ankömmling bei den Kindern. Die liefen ihm auf der Gasse nach, deuteten auf ihn mit Fingern und riefen laut: Kinder! seht da her, das ist Salmeles und Priveles Lehrer.

Nach und nach aber legten sich alle diese Dinge, die dem jungen Manne anfänglich sonderbar genug vorkamen. Sogar die

Digitized by Google

Klätschereien, welcher der „Bocher“ des „Cheders“ anfänglich über den aus der Stadt herausgekommenen Konkurrenten geschickt in Umlauf zu setzen und bis in Reb Mayer Brauns Haus zu bringen wußte, sie verstummten nach und nach, da sie sich erfolglos erwiesen. Und so lebte der junge Mann in Ruhe und Frieden im Hause Reb Mayer Brauns und erfüllte treu und redlich die Pflichten seines Berufes.

Salmele und Privele genossen also einen gediegenen Unterricht, der sie nach und nach vorwärts brachte. Wer aber von diesem Unterrichte noch weit mehr profitierte, als diejenigen, denen er eigentlich galt, das war der kleine Andreas, welcher ihm zeitweilig beiwohnte, scheinbar teilnahmlos, in Wahrheit aber achtend auf jedes Wort, das der Lehrer sprach und es fest und tief sich einprägend. Andreas durfte nämlich zu Mayer Brauns Kindern kommen, um mit ihnen zu spielen, wenn sie bei dem Lehrer fertig waren — er kam aber oft zu zeitig, anfangs freilich aus Ungeduld, die ja jedem Kinde eigen ist, so bald als möglich zum Spiele zu kommen; nach und nach aber — in dem Grade, als er an den Belehrungen des jungen Mannes immer größeres Vergnügen empfand — absichtlich, so daß er bald regelmäßig der letzten Unterrichtstunde am Abend beiwohnte — immer wohl, wie eigentlich nicht dazu gehörig, in einem Winkel des Zimmers niedergekauert, scheinbar teilnahmlos und als ob er das Ende der Unterrichtstunde kaum erwarten könnte, in Wahrheit aber sehr aufmerksam und lauschend, damit ihm ja auch kein Wörtlein entgehe von dem, was der Lehrer sprach. Es entging ihm auch nichts. Bald sollte er Gelegenheit finden, dies zu beweisen.

Wieder war Andreas im Lehrzimmer anwesend und wieder kauerte er seiner Gewohnheit gemäß im Winkel. Der Lehrer richtete an Salmele eine Frage; Salmele wußte keinen Bescheid.

Besinn' dich nur — sagte der Lehrer — das ist ja schon öfter vorgekommen!

Salmele besann sich — besann sich lange; aber alles Besinnen wollte nichts helfen, er wußte immer noch keinen Bescheid.

Schämen sollst du dich — ermahnte ihn der Lehrer — eine Sache nicht zu wissen, die schon so oft vorgekommen. Ich wette

Digitized by

darauf, daß Andresel dort, der doch gar nicht zuhört, es auch schon wissen muß!

Ja! ich weiß es! — rief Andreas, indem er freudig aufsprang.

Ist's wahr? — fragte der Lehrer.

Sie haben ja gesagt, Sie wetten, daß ich's weiß.

Nun ja — sagte der Lehrer — aber ob ich meine Wette auch gewinnen möchte?

Verlieren möchten Sie sie nicht — sagte Andreas.

Also, laß hören!

Der Lehrer wiederholte die Frage, und Andreas gab die Antwort korrekt und bestimmt, auf ein Jota.

Der Lehrer war voll freudiger Überraschung; denn obwohl er hatte wetten wollen, so war er doch im Ernste weit davon entfernt, dem Knaben solches zuzutrauen. —

Am Abend bei Tische berichtete der Lehrer den Vorfall, mit der Bemerkung, daß es schade wäre, dieses Kind mit so großen Anlagen verkümmern zu lassen; in einer guten Hand müßte etwas Rechtes aus ihm werden.

Nun — sagte Reb Mayer Braun — wollen Sie ihn unterrichten.

Wenn Sie es gestatten möchten — erwiderte der Lehrer — mit größtem Vergnügen.

Von dieser Zeit an genoß Andreas, der die Schule noch immer weiter besuchte, im Hause Reb Mayer Brauns noch einen Privat-Unterricht, der ihn in kurzer Zeit über das Lehrziel der gewöhnlichen Trivialschule weit hinaushob. Denn der lernbegierige Knabe machte schnell große Fortschritte und erwarb sich die Zufriedenheit seines Lehrers mit jedem Tage mehr und mehr. Während er in der öffentlichen Schule angehalten wurde, die Anfangübungen im Lesen, Schreiben und Rechnen Tag für Tag entweder selbst zu machen oder andere Kinder machen zu sehen, lernte er hier in dem einsamen Stübchen in der „Gasse“ so manches, wovon man sich in der Normalschule nichts träumen ließ. Er erfuhr, was es mit Blitz und Donner für eine Bewandtnis habe, wie der Regenbogen entstehe, warum das Flußwasser im Winter nicht bis auf den Grund friere und dergleichen Naturerscheinungen mehr. Er lernte

Digitized by Google

Sätze richtig konstruieren und schrieb nach den Diktaten seines Lehrers in kurzer Zeit ohne Fehler. Er führte Rechnungen aus, über welche ihn mancher Handelsmann in der „Gasse" würde beneidet haben und verfaßte schriftliche Aufsätze, die nach der Versicherung seines Lehrers eine poetische Ader verrieten. Die meiste Freude gewährten ihm aber die Bücher, die ihm der Lehrer zum Lesen mit nach Hause gab. Hatte er ein solches Buch einmal in der Hand, da war er auch nicht leicht davon wegzubringen, und nicht selten schalt ihn die Mutter, wenn er ins Lesen vertieft, ihren Ruf zum Mittagmahl zu überhören pflegte.

Aus diesen Büchern schöpfte seine kindliche Phantasie reiche Nahrung. Sie führten ihn in fremde Gegenden, die er nie gesehen und die er sich anschaulich auszumalen liebte; sie machten ihn bekannt mit Persönlichkeiten, wie sie hier in seinem Geburtorte nicht vorkamen und nicht auf der Gasse herumgingen, wie Peter oder Franz, aber er nahm so innigen Anteil an ihren Lebensschicksalen, als ob er sie gekannt hätte, als ob sie seine Freunde gewesen wären, ja im Geiste versetzte er sich selbst nicht ungern an die Stelle dieser bekannten Unbekannten und beschäftigte sich oft mit der Frage, wie er wohl in ähnlichen Fällen handeln und sprechen würde. Wie bei naiven Gemütern überhaupt, auf welche das Stoffliche der geschilderten Begebenheit den größten Reiz übt, war es auch bei ihm. Sowie er einigermaßen mit seinen Personen bekannt war und den Gang der Handlung zu verfolgen begann, nahm er Partie für den Einen und faßte Widerwillen und Unmut gegen den Andern. Er befand sich noch in dem beneidenswerten Zustande jener Unmittelbarkeit, welche die geschilderten Personen als Freunde und Feinde ansieht, mit denen man es selbst in eigner Person zu tun habe. Noch war er weit entfernt, sich gegenständlich und mit ruhigem Blute über die gelungene Zeichnung eines Bösewichtes freuen zu können; nein, der Bösewicht war einmal ein Bösewicht, ein Mensch, der den guten und tugendhaften Freund, den er unschuldig leiden sah, verfolgte, und so war auch er sein Feind. Immer stand er auf seiten der leidenden, verfolgten Tugend. Die Charaktere aber, die er am meisten liebte, waren diejenigen, in denen sich mit ungewöhnlicher Mildheit und Sanftmut ein gewisses Selbstgefühl,

Digitized by Google

eine unüberwindliche Energie des Wollens vereinte und die schließlich nach langem Kampfe und ungeheurem Widerstande an das von ihnen ersehnte Ziel gelangten. Wenn der Held seines Stückes unterlag, so schenkte er ihm sein aufrichtigstes Mitleiden, und nicht selten sah die Mutter Tränen in seinem Auge, ohne daß sie die Ursache seines stillen Kummers entdecken konnte; war aber sein Held der Sieger, dann hatte seine Freude keine Grenzen.

So verstrichen einige Jahre, da trat ein Ereignis ein, das diese schöne Ruhe und diese innere Freudigkeit auf immer zu zerstören drohte. — Dies geschah bei einer öffentlichen Schulprüfung. Der Privatunterricht nämlich, den der Knabe in dem jüdischen Hause erhielt, konnte in der Schule nicht lange verborgen bleiben; denn bald zeigte sich die natürliche Frucht davon, die geistige Überlegenheit des Knaben vor den übrigen Schulkindern. Es ist dabei nicht zu verwundern, daß der Schullehrer, dessen eigene Bildung nicht über das niedrigste Maß hinausging, diesen außerhalb der Schule errungenen Erfolg eines seiner Schüler mit neidlosen Augen anzusehen kaum fähig sein konnte. Er intriguierte deshalb gegen jenen Unterricht auf jede Weise, aber vergebens; denn die Lichtanzünderin wollte das Gefährliche der Sache, ein christliches Kind in einem jüdischen Hause unterrichten zu lassen, welches der Schullehrer in den brennendsten Farben ausmalte, durchaus nicht einsehen. Die öffentliche Prüfung nun gab dem Lehrer Gelegenheit zu einem glänzenden Kunststückchen, wie er selbst sich ausdrückte.

Der Lehrer richtete an einige der Schüler und Schülerinnen mehrere Fragen, die sämtlich sehr wohl, das heißt nach der von ihm eingetrichterten Weise, wobei die Antwort gar nicht erst das Ende der Frage abzuwarten braucht, beantwortet wurden.

Nun wendete er sich auch an Andreas.

Sage mir, Andreas — frug der Lehrer — kannst du mir sagen, was ein Gewitter ist?

Nein — sagte Andreas ruhig.

Ei, ei! — sagte der Lehrer — ich habe gemeint, du weißt alles und weißt nicht einmal, was ein Gewitter ist?

Nein — wiederholte Andreas bestimmt — was es ist, weiß ich nicht; ich weiß nur, wie es entsteht.

Digitized by Google

Ah so — lachte der Lehrer höhnisch — also sag' mir, wer macht denn den Blitz?

Die Wolken.

Die Wolken? so? Und wer macht denn die Wolken?

Die Dünste.

Die Dünste? ei! so? nun, wer macht denn aber die Dünste?

Das Wasser.

Wer macht denn aber das Wasser.

Es ist eine Zusammensetzung verschiedener Urstoffe, in die man es wieder auflösen kann.

Potz Tausend! Was du in einer halben Stunde nicht alles weißt. Ich aber sage dir, — fuhr der eifernde Lehrer mit erhobener Stimme fort — daß dieses alles ketzerische Lehre ist, und deine Mitschüler werden dir es besser sagen, wie es sich für einen guten Christen geziemt. Stephanik, steh' hübsch auf und sage dem Andressel, wer das Wasser macht, er weiß es nicht.

Stephanik stand auf, kratzte sich hinter dem Ohr, steckte dann den Finger in den Mund und sagte: Der Wasserträger.

Setz dich, du Lümmel — schalt der Lehrer — wer hat denn alle Dinge, die auf der Erde sind, gemacht? wer kann mir sagen, wer alles, was auf Erden und im Himmel ist, gemacht hat?

Es erhoben sich hundert Hände darauf zu gleicher Zeit, und da der Lehrer mit seinem „Präzeptor-Also!" keinen Einzelnen bezeichnete, der die schwierige Frage zu beantworten hatte, da schrie es aus hundert Kehlen gleichzeitig: Gott, Gott! der liebe Gott! der liebe Gott! ohne Aufhören.

Recht so, meine Kinder — sagte der Lehrer — der liebe Gott hat alles erschaffen, was im Himmel und auf Erden ist.

Sich hiermit an den Pfarrer wendend, welcher der Prüfung als Vorsitzender beiwohnte, fügte der Lehrer salbungvoll hinzu: Sehen, Hochwürden, das sind die Folgen des bösen Unterrichts in dem Judenhause. Der Knabe ist nun ein räudiges Schaf, und ich fürchte, ich fürchte, er wird mir die ganze Herde anstecken, wenn dem Übel nicht noch beizeiten vorgebeugt wird.

Den Tag darauf erhielt der Lehrer im Hause Reb Mayer Brauns eine Einladung, sich zum Pfarrer zu verfügen.

Digitized by Google

Der Lehrer folgte der Aufforderung und hatte hier ein Examen zu bestehen über die Art und Weise, in der er beim Unterrichte mit Andreas bis jetzt vorgegangen sei.

Wer bezahlt Ihnen den Unterricht, den Sie dem Kinde geben? fragte der Pfarrer.

Niemand! — antwortete der Lehrer.

Also nicht der Mann, bei dem Sie im Hause sind?

Nein.

Unentgeltlich also! Sonderbar! Da müssen Sie auch mit dem Kinde etwas Sonderbares vorhaben. Gestehen Sie mir, was sie vorhaben?

Nichts anderes, als das Kind zu belehren.

Schon recht, aber zu welchem Zwecke? Welche Beweggründe haben Sie, ein Kind zu belehren, das Sie doch eigentlich nichts angeht?

Nichts angeht? — fragte der junge Mann betroffen.

Nun ja! — wiederholte der Pfarrer — was geht Sie der Knabe an? er ist ja doch kein jüdisches Kind!

Er braucht ja nur ein Menschenkind zu sein, um meine Teilnahme zu erwecken.

Wie verstehen Sie das?

Er ist ein Mensch wie ich; ob Christ oder Jude, danach frage ich nicht.

Das alles ist sehr schön, und was mich betrifft, ich weiß solche Gesinnungen zu würdigen. Allein in der Welt, die uns umgibt, denkt man noch nicht so. Man wird Ihrer Handlungweise und wohl auch der Ihres Herrn Prinzipals so edle Absichten nimmermehr zutrauen und Sie eher beschuldigen, den christlichen Knaben an seiner Religion zu schädigen. Wir müssen die Vorurteile der Welt, die wir nicht gewaltsam beseitigen können, berücksichtigen; sie sind stärker als wir, und Ihre Glaubensgenossen sind die schwächste Partei. Hüten Sie sich! Sie werden von dem Auftritt bei der Schulprüfung vernommen haben — die Sache hat in der Gemeinde Aufsehen erregt. Vor mir könnten Sie sicher sein, aber — ich muß etwas tun! Der Schullehrer bringt sonst das Konsistorium gegen mich in Allarm. Sie werden einsehen, daß hier eine Veränderung eintreten muß. Ich müßte eigentlich pflicht-

Digitized by Google

gemäß der Mutter des Andreas strenge untersagen, ihr Kind weiter von Ihnen unterrichten zu lassen. Ich will aber jedes Aufsehen vermeiden und verlange von Ihnen nichts, als daß Sie sich danach benehmen. Sie verstehen mich!

Andreas soll also — — —

Nicht mehr Ihr Schüler sein. Sie werden schon die geeignete Form finden, dieses hier so mißtrauisch angesehene Verhältnis ohne viel Aufsehen für immer zu lösen.

Hiermit wurde der Lehrer von dem wackeren geistlichen Herrn entlassen.

In der „Gasse" war großes Geflüster und Gerede. Allenthalben wisperte man über die wichtige Neuigkeit, daß der Lehrer von Reb Mayer Brauns Kindern zum Geistlichen geholt worden sei und daß etwas Wichtiges vorgehen müsse. Niemand war darüber mehr erfreut, als der „Cheder-Bocher", welcher in seinem Haß gegen den Fremdling mit dem Schullehrer wetteiferte.

Er wird droben beim Geistlichen seinen guten „Tee" bekommen haben! — sagte er sich selbst mit vergnügtem Lächeln. Der „Cheder-Bocher" hatte durch die lange Zeit seiner Lehrtätigkeit noch nie Gelegenheit gehabt, die humane Anschauungweise des katholischen Geistlichen kennen zu lernen.

Der Erzieher im Hause Mayer Brauns war in arger Verlegenheit. Es tat ihm Leid um Andreas, den er im Laufe der Zeit lieb gewonnen hatte; es tat ihm wehe, dieses Wesen, daß sich in seiner Bedürftigkeit an ihn anschloß, hartnäckig von sich stoßen zu müssen; es tat ihm wehe, daß so schöne Anlagen, wie die, welche er an Andreas wahrgenommen, unbenutzt verkümmern sollten, und doch konnte er sich nicht helfen. Dazu kam noch der Umstand, daß er auf eine geeignete Form zu sinnen hatte, um die Lösung zu bewerkstelligen, ohne weiteres Geschrei zu veranlassen und insbesondere das Gemüt des verständigen Knaben nicht zu beirren. Aber gerade dieser Umstand, der ihn anfänglich quälte, gab ihm das richtige Mittel an die Hand, dem Willen des Pfarrers nachzukommen, ohne Andreas um die Segnungen der geistigen Ausbildung zu bringen. Der Gedanke kam ihm wie ein Blitz: Andreas muß fort von hier! Andreas muß studieren!

Digitized by Google

Er hatte hiermit den rechten Ausweg gefunden, nur handelte es sich um die Mittel zur Ausführung. Wie sollte er den Plan ins Werk setzen? sollte er Reb Mayer Braun den Vorschlag machen? er wußte nicht, ob es Erfolg haben werde.

Daß Reb Mayer Braun ein fremdes Kind, das ihn nichts anging, in seinem Hause unterrichten ließ, war lange keine genügende Bürgschaft dafür, daß er ein fremdes Kind, das ihn nichts anging, aufs Gymnasium schicken werde; das Erstere war eine Gefälligkeit, die er einem armen Waisenkind erzeigen konnte, ohne daß es ihm etwas kostete; das Letztere aber war mit Auslagen verbunden, zu denen sich Reb Mayer Braun kaum entschließen würde. Dabei hatte der junge Mann das empfindsame Ehrgefühl, daß er keine Fehlbitte tun dürfe, wenn er die Achtung, mit der er bis jetzt im Hause behandelt wurde, nicht verscherzen wollte. Fast war er daher schon entschlossen, den Knaben auf seine eigene Rechnung in die höhere Lehranstalt zu schicken, den erklecklichen Sparpfennig, den er sich hier im Hause erworben, zugunsten seines Schützlings zu verwenden. Aber eine einfache Überlegung belehrte ihn, daß der Schritt, den er da zu machen gedachte, ein unvorsichtiger, ja ein leichtsinniger sei; denn er bedachte rasch, ob es ihm wohl auf die Länge hin möglich sein könnte, das auch durchzuführen, was ihm anfänglich nicht allzu hart ankäme; er sagte sich, daß es für Andreas viel gefährlicher sei, auf die Bahn, die er ihm anweisen wollte, hinausgeworfen zu werden, und dann etwa auf halbem Wege verlassen dazustehen, als wenn er aus seiner dunklen Existenz gar nicht herausgerissen würde. Ein Student, der sich nicht fortbringen kann, und der seine Studien nicht vollendet, ist darauf hingewiesen, jeden sich darbietenden Ausweg zu betreten, ohne viel nach rechts und links zu sehen, ob der Weg, den er gezwungen einschlägt, auch der rechte sei, während ein dunkler Handwerker, dem niemals ein größerer Horizont eröffnet worden, der von Jugend auf daran gewöhnt ist, sich in die engsten und beschränktesten Verhältnisse hinein zu finden, den rechten Weg zu verlassen nie genötigt ist.

So sollte das edle Vorhaben, zu dessen Ausführung ihm die Mittel fehlten, dem guten Menschen bald mehr Kummer als Freude

Digitized by Google

bereiten. Endlich kam er auf einen Gedanken, der einen günstigen Ausgang versprach.

Er entschloß sich, Reb Mayer Braun zu bestimmen, seinen eignen Sohn aufs Gymnasium zu schicken, und ihm Andreas als Genossen mitzugeben.

Hätte er gewußt, daß derselbe Plan auch in einem andern Herzen gereift war und bereits fertig stand, als er sich mit ihm beschäftigte, wie würde der gute Mensch gejubelt haben!

Die gute Taube nämlich war eine Frau, die nicht nur das Herz, sondern auch den Kopf auf dem rechten Fleck hatte. So wie der Lehrer zum Geistlichen berufen worden war, wußte sie auch sogleich, um was es sich hier einzig und allein handeln könne. Sie wußte aber auch, was sie nun zu tun habe.

Sie schickte nach der „Lichtanzünderin".

Wiß Ihr — fragte Taube — daß unser Lehrer zum Geistlichen gerufen worden ist?

Gehört hab' ich's — sagte die Lichtanzünderin.

Wißt Ihr auch, was er von ihm will?

Gewiß nichts Unrechts; unser Herr Pfarrer ist ein braver Mann!

Und was möchtet Ihr sagen, wenn der Herr Pfarrer meinetwegen unserem Lehrer verbieten möcht', den Andreas zu unterrichten?

Das tät' mir leid, denn ich glaub, der Andreas hat eine Freud' am Lernen.

Das glaub ich auch. Setzt, der Herr Pfarrer hat es schon verboten, was sagt Ihr dazu?

Nichts! wenn der Herr Pfarrer es verbieten tut, so ist sicher was Unrechts dabei, was ich nicht versteh.

Und möchtet Ihr den Andreas lieber auf der Gasse herumlaufen und aufwachsen lassen als einen Menschen, der nichts gelernt hat?

Das gewiß nicht; aber was nutzt mir alles, meinen Wunsch kann ich doch nicht erreichen.

Was für einen Wunsch?

Mit dem Andreas.

Wie das? was wollt Ihr denn mit dem Andreas?

Digitized by Google

Ja, ich möcht' halt, daß der Andreas ein Geistlicher wird; aber ich kann ihn nicht studieren lassen. Oft tut mir's Herz weh, wenn ich ihn zu Haus' beim Buch sitzen seh, wie er fleißig drin lesen tut, wann die andern Kinder rumlaufen. Da denk ich mir oft, schau, das möcht' einmal ein' guten Pfarrer geben; aber woher nehmen und nicht stehlen?

Wie, wenn ich den Andreas studieren lassen tät?

Auf ein Pfarrer?

Auf was Ihr wollt. Ich schick ihn fort in die Fremd und geb ihm, was er braucht.

Herr Gott, das wär' mir im Traum nicht eingefallen, daß mein geheimer Wunsch noch einmal wahr werden sollt'.

Also seid Ihr zufrieden?

Zufrieden? Ob ich zufrieden bin? Den Weg, wo Sie gehen, möcht' ich Ihnen mit goldenen Dukaten pflastern, wenn ich's im Vermögen hätt'.

Also, es bleibt dabei; der Andreas geht zum Herbst in die lateinische Schul — soll er meinetwegen ein Pfarrer werden. Jetzt red't nur noch nicht viel davon, bringt's nicht unter die Leut' — —

Das brauchen's mir nicht zu sagen.

Ich mein nur, die Leut' möchten's Euch vielleicht abraten.

Ach! davon bringt mich kein Engel ab, und wenn er da gleich vom Himmel herunter steigt.

Beim Mittagmahl war der Lehrer ungewöhnlich schweigsam und zeigte wenig Eßlust. Die gute Frau wußte gar wohl, was ihn drückt. Als das Mittagmahl zu Ende war, erbat er sich von Reb Mayer Braun eine kurze Besprechuung.

Ist es ein Geheimnis, oder darf ich es wissen? fragte Taube.

Kein Geheimnis vor Ihnen, denn es betrifft Ihr Kind — gab der Lehrer zur Antwort.

Die drei begaben sich in ein anstoßendes Gemach.

Herr Braun — begann der Lehrer — ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß ich hier anfange, eine überflüssige Person zu werden.

Wie so? hat man Sie beleidigt? — fragte Reb Mayer.

Bewahre, ich fühle mich hier wie das Kind im Hause; aber

Salmele ist bereits in dem Alter, daß Sie sich in Betreff seiner zu etwas entschließen müssen; er ist so weit vorbereitet, daß Sie alles mit ihm anfangen können. Darf ich fragen, was Sie aus ihm machen wollen?

Lassen Sie mich hören, was Sie mir für einen Rat erteilen — sagte der Vater.

Ich möchte ihn studieren lassen — setzte der Lehrer fort; denn wenn er es auch nicht nötig hat, einmal von der Wissenschaft zu leben, so wird es ihm im Geschäft nicht schaden, einige Klassen durchgemacht zu haben.

Das läßt sich hören — sagte der Vater ruhig — wir können davon noch sprechen, und — —

Wir brauchen nicht lange zu sprechen — unterbrach ihn die Mutter — sobald der Lehrer sagt, wir sollen ihn studieren lassen; er muß es verstehn!

Arbeit' nicht — sagte Reb Mayer — es brennt ja nicht!

Und Andreas schicken wir mit ihm, daß dem Kind nicht bang sein soll in der Fremd! — fügte die Frau hinzu, ohne sich durch die Bemerkung des Mannes irre machen zu lassen. Der Lehrer aber, außer sich vor Staunen und Entzücken, rief: Wie ist es möglich, daß Sie meine Gedanken erraten? Das ist es, was ich gerade noch zu sagen hatte.

Ich seh aber nicht ein — sprach hierauf Reb Mayer — wie Sie dadurch hier eine überflüssige Person geworden sind? Alles Recht, meinetwegen, werd' ich die zwei Kinder in die Fremd schicken; aber darum müssen Sie doch nicht gleich weggehen von uns. Haben Sie denn nicht auch eine Schülerin? Hab ich denn nicht auch eine Tochter?

* * *

Herbstlich fielen die Blätter von den Bäumen. Das Heu auf den Wiesen war gemäht und lag in großen Bünden zur Einheimsung aufgeschichtet. Hoch beladene Wagen führten es über die Brücke dem Städtchen zu. Der Wind strich durch die Stoppelfelder. Der nahegelegene Wald zeigte einen bunten Anblick. Das Grün seiner Baumkronen war verschwunden und hatte einer Mischung

Digitized by Google

aus Gelb und Rot Platz gemacht, durch die hier und da auch schon das fahle Grau der kahlen Äste und Zweige durchblickte. Die Sonne schaute zwar noch freundlich vom Himmel hernieder, aber man durfte diesem letzten Gnadenlächeln nicht mehr viel trauen; denn allzuoft hüllte sie sich in den undurchdringlichen Nebel, der die Herbstlandschaft bedeckte. Die Lichtanzünderin und Andreas gingen den schmalen Weg zwischen den Stoppelfeldern dem Walde zu. Die Mutter hatte ihrem Sohn vor seiner Abreise aufs Gymnasium noch eine Freude machen wollen, und Andreas hatte nichts lieber, als sich in der Natur in Wald und Feld zu ergehen. Vielleicht hatte sie noch eine andere Absicht; vielleicht wollte sie den Ermahnungen, die sie ihm als Wegzehrung mitzugeben gedachte, eine größere Feierlichkeit verleihen; vielleicht glaubt sie, daß die freie Natur, das weite, offene Feld, überwölbt von der unnahbaren Himmeldecke, ihren Worten zu Hilfe kommen und ihnen einen größeren Nachdruck verleihen würde, als der enge Raum in ihrer Hütte daheim. Wenigstens wird diese Vermutung nicht ganz unbegründet erscheinen, wenn man dem, was die Mutter dem Sohne hier ans Herz legte, einige Aufmerksamkeit schenkt.

Auf dem Hergange schien sie nachdenklich; schweigend führte sie den Knaben an der Hand. Als es aber Zeit zur Rückkehr war und sie sich wendeten, um wieder dem Städtchen zuzuschreiten, da begann die Mutter folgenderweise:

Andreas, jetzt sind wir ordentlich zusammengegangen; jetzt hör' mich auch an, was ich vor deiner Abreis' noch zu sagen hab. Du wirst heut' die letzte Nacht hier sein in dem Ort, aus dem du bis jetzt noch nicht 'rausgekommen bist; du wirst heut Nacht zum letztenmal daheim auf dem Bett liegen, wo du bist jetzt jeden Abend eingeschlafen und jeden Morgen erwacht bist. Du wirst morgen abreisen; du wirst studieren und wirst, wenn Gott will, ein geschickter Mensch werden. Dank' Gott täglich in deinem Gebet, daß das so gekommen ist; ich hätt' dich nicht können studieren lassen: ich bin ein armes Weib; aber unser Herr Gott hat's dem Maier Braun in die Seel' gegeben, daß er es tun soll und dafür wird ihn die himmlische Gnad auch belohnen. Du aber mußt ihm dafür danken all' dein Lebtag, denn er ist dein Wohltäter. Merk

Digitized by

dir das und versprich mir's, daß du daran zu denken nie vergessen wirst.

Andreas gab seiner Mutter auch die andere Hand, die er noch frei hatte. Sie preßte ihn an sich, und nach einer Weile fuhr sie fort:

Sieh dich hier um in dem weiten Feld, es ist keine lebendige Seel' zu sehen: es ist alles heim; wir sind die letzten. Keiner sieht uns, keiner hört uns; keiner weiß, was du mir versprochen hast. Aber Einer ist, der alles sieht und alles hört, der aber selber nicht gesehen wird. Er weiß, was du mir versprochen hast und er wird darüber wachen, daß du's hälst.

Warum sieht man ihn denn nicht? — fragte Andreas.

Die Mutter aber erwiderte: Jetzt das gehört nicht hierher, und das kann ich dir auch nicht so sagen; ich bin kein Studierter, ich bin eine unwissende Lichtanzünderin, aber was ich dir noch sagen muß, ist das. Du weißt, wie gern ich dich hab. Vielleicht siehst du mich nie wieder.

Andreas fing bei diesen Worten bitterlich zu weinen an.

Die Mutter aber trocknete ihm mit ihrem Tuche die Tränen und fuhr fort: Brauchst deshalb nicht zu weinen; ich leb ja noch und bin auch gesund; und von deswegen, daß ich das gesagt hab, sterb ich noch nicht; aber wir sind nur Menschen und wenn es Gott befiehlt, so bin ich morgen nicht mehr da, und sie tragen mich hinaus und legen mich in die Erd.

Andreas weinte noch heftiger, als zuvor.

Die Mutter aber fuhr fort: Ich muß dich, eh' du weggehst, auf alles vorbereiten, denn ich will haben, daß du an dein Ziel kommst, und durch nichts davon abgebracht werden sollst. Schau, daß du in der neuen Schul was Rechts lernst, daß der Braun Maier sein Geld für dich nicht umsonst ausgibt; er ist ein reicher Mann, aber zum Hinauswerfen hat er's auch nicht; und wenn einer schon sein Geld hergibt, so will er auch was dafür haben. Er verlangt nichts von dir, er tut die Guttat ohne Eigennutz, aber du mußt ihm zeigen, daß du's auch wert bist, was er dir tut, damit er nicht, Gott behüt! einmal Ursach hat, seine Gutheit zu bedauern. Gib nur drauf acht, daß mir der Maier Braun nicht einst

Digitized by Google

den Vorwurf machen kann, was du ihm gekostet hast, und daß er nicht sagt: Wenn ich nur den Nichtsnutz nicht hätt' studieren lassen! — Versprichst mir das?

Andreas versprach es unter Tränen, die Mutter aber sprach weiter:

Ich bin noch nicht fertig. Merk auf! Die Hauptsach' kommt noch. Der Maier Braun ist auch nur ein Mensch wie ich, und obwohl er reich ist und ich bin arm, es gibt einen da droben über uns alle, vor dem sind wir alle gleich. Wenn es so Gottes Wille ist', so wird ein Reicher über Nacht arm, oder ein Armer über Nacht reich. Die ganze Fabrik, die er da stehn hat, kann in einer Nacht weg sein. Der Mensch kann nichts wissen; er kann auch sterben so gut wie ich. Das wär' für dich ein großes Unglück, aber du mußt auch darauf gefaßt sein, damit es dich nicht einmal überrascht und du dann die Händ zusammenschlägst und stehst da und weißt nicht, was anzufangen. Mach dich beliebt in der Fremd', bei allen Menschen, mit denen du immer zu tun hast. Schaff dir Freund und keinen Feind, und du wirst keinmals verlassen sein. Schau, daß du ein Mensch wirst, auf den man sich verlassen kann, und daß du, wie es kommt, einmal fähig bist, dir selber ein Stückel Brot zu verdienen. Trocknes Brot, das du selber erwirbst, wird dir dann süßer schmecken, als alles, was du für geschenktes Geld zu essen bekommst. Aber was ich hab sagen wollen, das ist das. Wenn du einmal so weit sein wirst, dir dein Brot zu verdienen, und die Guttat, die dir jetzt erzeigt wird, nicht mehr nötig hast, daß du dann nicht meinen sollst, jetzt bist du mit Maier Braun ein für allemal fertig, weil du von ihm nichts mehr brauchst; das, was er dir tut, kannst du ihm niemals abtragen, und wenn du ihm noch so viel zahlen könntest. Schau, mir kommt immer vor, du hättest bei Maier Brauns Lehrer gar nicht so viel gelernt, wenn du in der Schul beim Schullehrer nicht früher das A-B-C-Büchel gelernt hättest. Und wenn der Maier Braun jetzt nicht mit dem Studieren den Anfang machen möcht', so wärst nie dazu gekommen. Das darfst du nie vergessen, auch wenn du nicht mehr von ihm abhängen wirst. Für die erste Zeit merk dir nur vor allem, daß du dich mit dem Salmele sehr gut vertragen mußt; er ist ein

Digitized by Google

bißchen verzärtelt, gib manches nach; du brauchst nicht sein Knecht zu sein, aber gefällig kannst du gegen ihn sein, er verdient es seiner Eltern wegen. Und denk allemal, so oft du was vor hast, wo du nicht weißt, ob rechts oder links, an den heutigen Abend, an diesen Spaziergang; erinner' dich nur daran, wie wir da so still dahingegangen sind, wie ich dich an der Hand geführt hab, und wie du geweint hast und wie ich mit mein' groben Tuch da deine Tränen abgewischt hab, und halt dir das alles nur immer vor, so wirst du auch immer den rechten Weg finden und wirst nicht mehr zweifeln, ob rechts oder links. Bei jeder Sach, die du tun willst, denk' dir nur, was deine Mutter dazu sagen möcht', wenn sie's wüßt', und dann wird es immer gut und recht sein. — Richtig, bald hätt' ich vergessen, dir zu sagen, daß du in der Fremd auf dich etwas halten sollst. Putz dir jeden Tag zeitig die Stiefel und die Kleider aus, daß du nicht aussiehst wie ein hergelaufener Bub, und sei reinlich in allem, was du machst. Auch das hab ich dir noch sagen wollen, jede Woch schreib mir eine Zeil. Die Öbstlerin, die oben einkauft, wird schon immer zu dir kommen, und da kannst ihr immer ein Zetterl mitgeben. Brauchst keine lange Sooß, schreib nur, daß ich seh, du bist gesund und bist brav. So lang ein Kind keine Scheu hat an die Mutter und an den Vater — du hast leider keinen mehr! — zu schreiben, wie es ihm ums Herz ist, so lang kann man sagen, er ist auf dem rechten Weg; bleiben die Brief an die Eltern aus, dann ist auch sicher aus ihm ein verlorner Mensch und schlechter Kerl geworden — das merk' dir! — Ja, was hab ich nur noch sagen wollen — — —

Was hättest du nicht noch alles sagen wollen, gutes, treues Mutterherz! Hättest du denn jemals ein Ende gefunden, und wenn du in alle Ewigkeit hättest fortreden können? Aber gut, daß du unterbrochen wurdest; gut, daß der geschwätzige Nachbar dir eben in den Weg trat und dir mit seinen Alltagbemerkungen den Faden abriß; denn Andreas hat genug gehört, und er mag nun mit Ruhe über das Gehörte weiter nachdenken. Hoffe immer, daß du den göttlichen Samen in eine reine kindliche Brust gepflanzt hast!

Den nächsten Morgen fuhren Andreas und Siegmund — so wurde Salmele von nun an geheißen — in die Fremde. Reb

Maier Braun führte die beiden Knaben nach der nicht sehr entfernt gelegenen Stadt, an die Stätte des Wissens, in das Kloster der Piaristen.

Es war ein kalter Septembermorgen. Andreas fühlte sich wohlig in den neuen Kleidern, die ihm Maier Braun hatte machen lassen, und die er heute zum ersten Male angelegt hatte.

Von Ferne schon, da sie des auf dem Felsen gelegenen Schlosses ansichtig wurden, hatte den beiden Knaben das Herz höher geschlagen. Freude und Bangen war es, was sie zugleich empfanden, da sie sich ihrem neuen Bestimmungort näherten. Gegen Mittag hatten sie das Ziel der Reise erreicht.

Die Knaben wollten sogleich ins Kloster gehen, um im Gymnasium aufgenommen zu werden, ihre Neugierde und Spannung war im höchsten Grade erregt. Der Vater aber, ein ruhiger und besonnener Mann, sagte:

Arbeit nicht; du wirst es nicht versäumen. Das Kloster steht fest; es wird es keiner wegtragen. Weißt du nicht, was unsere Weisen sagen: Wenn kein Mehl da ist, so ist auch keine Gelehrsamkeit da! Zuerst werd ich euch Quartier und Kost versorgen, damit ihr wissen sollt, wo ihr daheim seid.

Werden wir beisammen im Quartier sein? — fragte Siegmund.

Nein! — sagte der Vater kurz.

Er führte die beiden Knaben durch die Stadt in die „Gasse“ und erkundigte sich bei einem Bekannten um zwei Häuser, wo er die beiden Knaben in Kost und Wohnung geben könnte. Solche waren bald ausgemittelt.

Siegmund hatte seine Wohnung in der „Gasse“, Andreas die seinige in der Vorstadt, in der Nähe des Gymnasiums.

Nachdem die leibliche Fürsorge bestellt war, führte er die Knaben an die Stätte, wo sie ihre geistige Nahrung erhalten sollten.

Die Knaben mußten sich vor Aufnahme ins Gymnasium einer Prüfung aus der dritten Hauptschulklasse unterziehen, die Andreas vorzüglich, Siegmund zur Zufriedenheit bestand. Hierauf wurde Andreas sofort, Siegmund aber provisorisch ins Gymnasium aufgenommen.

Digitized by Google

Was heißt das, provisorisch aufgenommen? — fragte Siegmund, als sie von dem Gymnasialpräfekten weggingen, um bei dem Professor die schuldige Aufwartung zu machen.

Das heißt — sagte der Vater — ich muß um die Bewilligung der Aufnahme für dich erst bei der Landesstelle in Brünn einkommen. So lang der Bescheid vom Gubernium nicht herunterkommt, bist du einstweilen „provisorisch“.

Und ich brauch nicht um Bewilligung einzukommen? — fragte Andreas.

Nein — sagte Maier Braun.

Warum muß er eine Bewilligung haben, und ich nicht? — fragte Andreas weiter.

Weil er ein Jud ist — sagte Maier Braun — und du nicht. Weißt du denn nicht mehr, daß die Juden ein „gedrückt Volk“ sind? Du hast es doch einmal gewußt!

Noch besorgte ihnen der treffliche Mann einen Instruktor, einen Privatlehrer, der die Schulgegenstände mit ihnen zu Hause durchzunehmen hatte, und schärfte Andreas ein, jeden Tag in Siegmunds Wohnung zu kommen, um an diesem Privatunterricht teilzunehmen.

Dann reiste der gute Vater ab und überließ die beiden Knaben getrost den Händen, denen er sie anvertraut hatte.

Das Schuljahr begann. Es wurde eingeleitet mit einem Hochamte in der Klosterkirche. Siegmund hatte dabei nichts zu tun. Das war schlimm für Siegmund; denn während Andreas bei dieser Feierlichkeit alle seine Mitschüler wenigstens von Angesicht kennen lernte, hatte der jüdische Schüler noch keinen einzigen von ihnen gesehen, und als er am ersten Schultag, morgens acht Uhr, in die Klasse eintrat, da wisperten und zischelten die kleinen Studentlein, maßen ihn mit spöttischen Blicken, und er hörte sich von verschiedenen Seiten mit den Namen: „Moischel“, „Abromele“, „Jaikowel“, „Itzigel“ angerufen. Er war sehr verlegen, denn die Klasse war voll, und er wußte nicht, wo er Platz nehmen solle und dürfe. Sein Auge suchte umher, endlich erspähte er in einer der Bänke seinen lieben Andreas. Dieser kam auch sogleich auf ihn zu, zog ihn mit sich in seine Bank und machte ihm, trotz der Einsprache der Übersitzenden, neben sich Platz. Mit dem Glockenschlage kam der Pro-

Digitized by Google

fessor. Man betete das Pater noster und Ave Maria, wovon Siegmund keine Silbe verstand; er konnte das Ende kaum erwarten; endlich setzte man sich nieder. Der Professor warf einen prüfenden Blick über die Bänke, als ob er seine Lieben überzählen wollte, dann sagte er: die Israeliten können noch keine bestimmte Plätze angewiesen bekommen. Sie sind zur Zeit nur provisorisch und noch nicht eigentliche Schüler. Die Juden setzen sich vorläufig, bis zur Herabgelangung der Guberniumbewilligung, alle auf die letzte Bank.

Mit saurer Miene verließ Siegmund den Platz, den ihm sein Andreas so tapfer errungen hatte, um sich auf die letzte Bank zu begeben. Die Schüler, an denen er vorbei mußte, hörte er deutlich sagen: Geh, marsch, auf die letzte Bank, Jud! Die Juden müssen auf die Schandbank. — Es tat ihm weh; doch hatte er den Trost, auf dieser Bank noch einige Glaubensgenossen anzutreffen, und das Gefühl, nicht der einzige zu sein, der diese schimpfliche Zurücksetzung erdulden mußte, machte ihm das Peinliche minder unerträglich.

Andreas wendete sich öfters um, und sah mitleidig auf Siegmund; dieser hingegen schlug verschämt das Auge nieder, so oft es von dem Blicke des Genossen getroffen wurde. Der Gemützustand beider Knaben ist leicht zu erkennen. Ihre Mienen verraten alles, was im Innern vorgeht.

Siegmund, ein Kind reicher Eltern, in Wohlstand, ja in Überfluß erzogen, hatte bisher das Drückende der Ausnahmstellung seiner Glaubensgenossen noch nicht empfunden. Wie hätte er das auch sollen! Daß sein Vater keinen Acker als Eigentum erwerben durfte, weil er ein Jude sei, davon hatte das kleine Salmele kaum etwas zu erzählen gewußt, und wenn es auch das kleine Salmele gewußt hätte, das lustige Salmele wäre über dieses Wissen gleichgültig hinübergesprungen. Was brauchte sein Vater auch einen eignen Acker, eigne Herden, Wiesen und Felder? Hatte sein Vater nicht eine eigne Fabrik? Nun aber ist aus dem Salmele ein Siegmund geworden, und schon bei dem ersten Schritt, den dieser da draußen in der fremden Welt unternahm — in dieser Welt, um derentwillen er sein Salmele in einen Siegmund umgewandelt hat — mußte er es erfahren, daß er immer noch ein Salmele und noch lange kein Siegmund sei. Zum erstenmale fühlte er jetzt den

Digitized by Google

Druck, der auf dem ganzen Volke lastete, dem er angehörte. Als der Vater vor einigen Tagen an die Landesstelle ein Gesuch richten mußte, seinem Sohn Siegmund Braun aus wohl angeführten Gründen die Erlaubnis zum Eintritt ins Gymnasium zu erteilen, war unser angehender Student nicht sonderlich davon berührt. Siegmund war keine allzutiefe Natur, im Gegenteil! Sein Empfinden, wie sein Denken berührte nur die Oberfläche der Dinge. Was der Vater an das Gubernium schrieb, machte ihm wenig Schmerzen; aber daß er jetzt im Angesicht einer ganzen Klasse von Mitschülern von dem inne gehabten Platze sich auf die letzte Bank begeben mußte, und zwar darum, weil er eigentlich noch kein ordentlicher Schüler war, der einen bestimmten Platz einzunehmen berechtigt sei — das heißt, eben darum, weil er ein Jude war — das erfüllte ihn mit bitterem Kummer.

Andreas hingegen war schon bei der von Herrn Braun erhaltenen Auskunft, daß Siegmund um den Eintritt ins Gymnasium, der ihm selber ohne weiteres gestattet wurde, wie um eine Gnade bitten mußte, unangenehm betroffen, und wenn ihm auf seine Frage, in der er sein Befremden hierüber aufwarf, Reb Maier Braun auch die Antwort gab, ob er denn nicht mehr wisse, daß die Juden „ein gedrückt Volk" seien, so war diese Antwort keineswegs geeignet, den sinnigen, gemütreichen Knaben zu beruhigen. Es ging ihm nicht aus dem Kopf; er konnte den Unterschied nicht aus guten Gründen ableiten und war deshalb auch unfähig, ihn zu begreifen. Der Vorgang in der Schule am ersten Unterrichttage versetzte ihn vollends in die peinlichste Lage, und es ist kein Zweifel, daß Andreas die Zurücksetzung des Genossen noch bitterer empfunden, als derjenige, den sie unmittelbar betraf. Niemand wußte es besser als Andreas, mit welcher Sorgfalt und Zärtlichkeit Salmele im elterlichen Hause gehalten wurde; niemand war daher auch vermögend, besser abzuschätzen, wie der Vorgang auf Siegmund wirken müsse. Andreas litt nicht nur mit ihm, er litt für ihn. Wie ist doch die Sache hier anders als daheim — sagte er sich schmerzlich bewegt — wie ganz umgekehrt. — Ist es doch grad, als ob ich hier das reiche Salmele, und er das Kind der armen Lichtanzünderin wäre! — Wie gerne hätte Andreas den Professor gebeten, doch ihn selbst auf

die letzte Bank zu setzen, wenn er dadurch seinem Siegmund nur den früheren Platz hätte zurück verschaffen können; allein Andreas sah wohl ein, daß ein solcher Tausch hier nicht stattfinden könne; er sagte sich mit Recht: Was weiß der Professor von Reb Maier Brauns Fabrik, und was geht sie ihn an? Der Professor hat ja das Gesetz nicht gemacht; er handelt so, wie er muß. Die Juden sind einmal „ein gedrückt Volk".

Das Glockenzeichen ertönte, die Schulzeit war zu Ende. Der Professor und die Schüler erhoben sich zum Gebet. Wieder wurde das Pater noster und das Ave Maria gesprochen. Dann gingen die Schüler paarweise aus der Klasse über den langen Gang im ersten Stockwerke, dann über die Treppe hinunter und durch den kleinen Klosterhof, der sich längs der Vorderseite des Gymnasiums hinzieht. Unten beim Tor mußten die Juden aus der Reihe treten, da die Schüler nun in die Kirche zur Messe gingen, der die Juden nicht beizuwohnen hatten.

Betrübt ging Siegmund mit seiner lateinischen Grammatik, aus der ihm heute die erste Deklination der Substantiva erklärt worden war, seines Weges nach Hause. In der Stadt gesellte sich ein Schüler, der bereits in der zweiten Klasse war, zu ihm. Der Prinzipist maß den Parvisten zuerst von oben bis unten mit jenem Auge, mit welchem ungefähr ein Veteran einen eben angekommenen Rekruten ansieht; Siegmund grüßte jedermann, der ihm auf dem Wege entgegenkam, und war höchlich überrascht, zu finden, daß die Leute ihm nicht einmal den Gruß erwiderten, ja, daß sie ihn befremdlich ansahen. Er meinte, es sei hier wie daheim, wo jeder den andern grüße; er wußte noch nicht, daß in der Stadt die Menschen aneinander vorübergehen, ohne daß sie einander etwas zu sagen haben; er wußte noch nicht, daß sich hier der eine um den andern gar wenig kümmere, und deshalb tat es ihm einigermaßen wohl, daß sich der Prinzipist, der doch schon um ein ganzes Jahr weiter war, als er, so freundlich zu ihm gesellte. Bald sollte er erfahren, daß er ihn nur zum besten haben wollte.

Geh — sagte der Prinzipist — geh mir in das Gewölbe hinein und bring mir um einen Groschen Kielfedern.

Gutmütig, wie er war, nahm Siegmund den Groschen und

Digitized by Google

trat in das Gewölbe ein. Da stieg ihm ein durchdringender feiner Geruch in die Nase, wie er sonst eben nicht in Kaufmanngewölben angetroffen wird.

Was willst du? — fragte der Provisor.

Um einen Groschen Kielfedern — gab Siegmund Bescheid.

Da mußt du ins Kaufmanngewölbe gehen — sagte der Provisor.

Man hat mich ja eben deshalb herein geschickt — bemerkte Siegmund.

So? — sagte der Provisor lächelnd — dann hatte man dich auch zum Narrn. Hier ist kein Kaufmannladen, sondern eine Apotheke.

Beschämt ging Siegmund von dannen, und als er herauskam, wurde er von einer Gruppe von Schülern, die sich inzwischen hier angesammelt, mit Spott empfangen.

Die Demütigung in der Schule war noch nicht genug; den Spott mußte er auch noch erdulden. Es war gerade, als ob sich alles vereinigt hätte, ihn zu kränken.

So hatte der erste Schultag ihm wenig Freundliches geboten und war wenig geeignet, ihn zu ermutigen. Gewiß, er hätte sich nicht lange besonnen, an der Schwelle schon dem Tempel der Wissenschaften den Rücken zuzukehren, hätte sein guter Geist — Andreas — ihn nicht zurückgehalten.

Geh — sagte Andreas, der gleich nach der Kirche zu dem Genossen geeilt war und dessen törichtes Vorhaben vernommen hatte — geh, sei klug und mach keine Albernheiten. Wenn du jetzt heim kommst, so lachen dich die Leute alle aus und die Kinder rufen dir auf der Gasse nach: das ist der Student; er hat schon alle zwölf Schulen in einem Tag ausstudiert! — Geh, bleib da und lern du nur fleißig, wirst sehen, wie das alles schon anders werden wird. Wenn du deine Sachen nur gut machst, da liegt weiter wenig daran, in welcher Bank du sitzest; und dann ist es mit der letzten Bank ja nur für jetzt, so lang du provisorisch bist; sobald du die Bewilligung von der Landesstelle hast, dann bekommst auch deinen Platz angewiesen, wie jeder andere; der Professor hat's ja gesagt.

Digitized by Google

Die trostreichen Ermahnungen des Genossen verfehlten auf Siegmund ihre Wirkung nicht. Er sah, daß er in einem Momente der innersten Aufregung übereilt habe handeln wollen und entschloß sich, zu bleiben. Andreas aber, dem es durch seine zärtliche und vernünftige Zusprache gelungen war, den Freund zur Besinnung zurückzuführen und einigermaßen zu beruhigen, war darum noch lange selber nicht beruhigt; denn innerlich sagte er sich: die Juden sind doch leider ein gedrückt Volk! und zum erstenmal warf er sich jetzt die Frage auf: Warum sind die Juden ein gedrückt Volk? müssen sie es denn sein? wer ist schuld daran? — Fragen, auf die er keine Antwort fand.

Der Abend kam heran und die beiden Knaben saßen nun bei dem Instruktor, der mit ihnen das in der Schule enthaltene Pensum durcharbeitete.

Nach wenig Lektionen bei dem Privatlehrer sah Andreas ein, daß er dessen Nachhilfe gar wohl entbehren könne. Er hatte die in der Schule vorgetragenen Regeln sogleich aufgefaßt und war imstande, die lateinischen Exerzitien selbständig zu machen. Wenn er gleichwohl von der Privatstunde nicht wegblieb, so geschah dies des Genossen halber, der einer häuslichen Nachhilfe gar wohl bedurfte. — Einige Wochen waren verstrichen — Andreas hatte sich bereits zum ersten Aufseher in der Schule emporgeschwungen, Siegmund saß als provisorischer Schüler noch immer auf der letzten Bank. Er wäre aber auch als ordentlicher Schüler noch nicht berechtigt gewesen, einen der vorderen Plätze einzunehmen; denn er war schwach in der Grammatik, und seine fehlerhaften Übersetzungen in der Schule verrieten gar bald die Hand des Instruktors bei den häuslichen Aufgaben.

Andreas hätte dies gerne geändert.

Weißt — sagte er eines Tages zu Siegmund — dein Vater könnt das Geld, was er dem Instruktor alle Monat zahlt, ersparen; ich getraue mich mit dir die Aufgaben allein auszuarbeiten.

Dann kann der Vater ja dir das Geld geben — meinte Siegmund.

Wozu denn das? — fragte Andreas — geben mir deine Eltern nicht genug?

Digitized by Google

Im nächsten Briefe, den Siegmund an seine Eltern nach Hause schrieb, bemerkte er, daß er von Andreas mehr lerne, als von seinem Instruktor, und daß er dessen nicht mehr benötige, da Andreas ihm alles sagen könne was er zu wissen brauche. Auch Andreas schrieb in seinem Briefe ähnliches. Er bat die Mutter, seinen Wohltätern die herzlichsten Grüße zu bringen, und sie zu bitten, daß er Siegmund unterrichten dürfe.

Ein dankbares Kind ist er, der Andreas — sagte Reb Maier Braun zu der Lichtanzünderin, nachdem sie mit freuderfülltem Herzen den Brief ihres Sohnes vorlesen gehört.

Hab ich nicht alleweil gesagt, das Kind hat ein merkwürdig Gemüt — fügte die gute Taube hinzu.

Nachdem die Lichtanzünderin wieder weggegangen war, sagte Taube zu ihrem Mann: Weißt du was, mein Kind, das Geld, was du da ersparst, kannst du alle Monat der Lichtanzünderin geben.

Das werd ich nicht tun, — sagte Reb Maier Braun entschieden.

Geh, die paar Gulden! — sagte Taube mit leisem Vorwurf.

Er aber erwiderte: Narrele, meinst du vielleicht, die paar Gulden liegen mir auf? das Geld schick ich alle Monat an Andreas; ich will sehen, was das Kind mit dem Geld tun wird!

Und so war es auch. Regelmäßig ging das Geld an Andreas ab; aber Andreas berührte es gar nicht; dieselbe Hand, die es ihm brachte, mußte es wieder mit nach Hause tragen; er schickte es regelmäßig seiner Mutter.

Die Lichtanzünderin erzählte bei Reb Maier Braun höchst überrascht, daß Andreas ihr Geld heimgeschickt habe.

Ich hab das vorausgesehen — sagte Reb Maier Braun — ich hab gewußt, er ist ein gut Kind; ich hab mich aber doch überzeugen wollen.

Hab ich nicht schon lang gesagt, das Kind hat ein merkwürdig Gemüt? — fragte Taube wieder, wie immer bei einer ähnlichen Gelegenheit.

Andreas vergaß auch in keinem seiner Briefe, dem guten Lehrer im Hause Maier Brauns seine Grüße zu senden; ja er verstieg sich

Digitized by Google

nach einigen Monaten sogar dahin, dem ehemaligen Lehrer einen lateinischen Brief zu schreiben, in welchem freilich der gute Wille und die Dankbarkeit des Schülers mehr als die Latinität des Ausdrucks zu schätzen war. Auch seine Genossin Privele vergaß er niemals. Jedesmal durfte auch sie auf einen besondern Gruß in Andreas Briefen rechnen.

Siegmund machte unter des Mitschülers Leitung merkliche Fortschritte; das war auch ganz natürlich. Andreas war für ihn kein bezahlter Lektiongeber, der mit der abgelaufenen Stunde sich um den Zögling weiter nicht zu kümmern hat, sondern es war für ihn sowohl eine Herzenssache, sich seinen Wohltätern nützlich zu erweisen, als eine Ehrensache, die übernommene Aufgabe auch erfolgreich zu lösen. Er arbeitete daher auch mit Siegmund ohne Rücksicht auf den Stunden- oder Minutenzeiger und immer so lange, bis er die beruhigende Überzeugung gewonnen, daß Siegmund die aufgegebene Lektion wirklich inne habe und imstande sei, jede Frage aus ihr richtig zu beantworten. Bald auch erwarb sich Siegmund durch seine Fortschritte die Gunst des Professors, und da mittlerweile, noch vor Schluß des ersten Semesters, die ersehnte Bewilligung zu seiner Aufnahme ins Gymnasium eingetroffen war, so rückte er von der letzten Bank bis in die erste vor, und aller früherer Unmut war somit verschwunden.

Es kamen die Osterfeiertage. Die beiden Knaben fuhren nach Hause, jeder von ihnen mit einem guten Zeugnis in der Tasche. Konnte sich dasjenige Siegmunds auch mit dem des Andreas, in welchem nur E m i n e n z e n eingetragen waren, nicht messen, so durfte es sich doch mit Anstand auch sehen lassen.

Sie hatten aber nicht nur ihre Zeugnisse, sondern auch ein gutes Stück Ferienarbeit mit nach Hause gebracht. Wie Andreas es angestellt, damit fertig zu werden, konnte Siegmund nicht begreifen; denn zu Hause fiel es ihm doch schwer, zu lernen. Er hatte die Seinen nun ein halbes Jahr nicht gesehen; es war das erste Nachhausekommen aus der Fremde und noch dazu zur Zeit des poetischen Passah-Festes. So ließen ihn denn die vier Kinder der Agada, die vier Becher Wein, die Eier und die obligate Knöderl-Suppe an die vier conjugationes und obligatorischen verba irregularia

Digitized by Google

rein vergessen, und sein Freund Andreas war nicht imstande, ihm im elterlichen Hause irgend welche Strenge entgegenzusetzen, wie er es sonst zu tun gar manchmal gezwungen war.

Die Ferien waren rasch verstrichen, und der Schulunterricht nahm wieder seinen gewöhnlichen Lauf. Was eintreffen mußte, traf ein. Der lauernde Bleistift in der Hand des Professors erreichte bald sein Opfer. Freilich, wenn Siegmund gewußt hätte, daß er um tollere gefragt werden würde, dann hätte er gewiß sein sustuli, sublatum gelernt, aber wer kann das auch im voraus wissen? Ebensowenig, als man die Nummern weiß, die in der nächsten Ziehung herauskommen werden. Der Professor zeichnete einen riesengroßen „Dreier“ in den Katalog. Das schmerzte Andreas aber noch mehr, als den, der ihn bekommen hatte. Was tat Andreas? Er entschloß sich zu einer Riesenarbeit.

Heute bleiben wir die ganze Nacht auf — sagte er zu Siegmund — und morgen wirst du den Professor bitten, dich noch einmal zu prüfen.

Aber wo denkst du hin? — wendete Siegmund ein — in einer Nacht alles dieses?

Es muß gehen — sagte Andreas.

Und es ging auch.

Den andern Tag meldete sich Siegmund zur nochmaligen Prüfung und bestand sie vollkommen. Der Bleistift drehte sich und tanzte in den Fingern des Professors, aber Siegmund war heute fest im Sattel, und als dieser auf die letzte Frage: tollere — sein wohleingeprägtes sustuli sublatum losließ, da strich der Professor den „Dreier“ durch und setzte ein großes lateinisches E an dessen Stelle.

In dieser Weise behandelte Andreas seinen Mitschüler und die Fortschritte Siegmunds zeigten sich im Sommersemester noch mehr als früher. Es kam endlich der Schluß des Schuljahres heran. Reb Maier Braun lud die Lichtanzünderin ein, mitzufahren zur feierlichen Klassenverlesung, welche in dem prächtigen, mit Bildern geschmückten großen Prüfungsaal stattfand.

Die Lichtanzünderin hatte ihre Sonntagkleider angetan und machte sich mit Reb Maier Braun auf die Fahrt. Sie mußten

Digitized by Google

zeitig früh abfahren, wenn sie zur rechten Zeit eintreffen wollten: um acht Uhr morgens waren sie bereits an Ort und Stelle. Mit klopfender Brust trat sie in den Prüfungsaal, wo die meisten Eltern und Verwandten der studierenden Gymnasialjugend bereits versammelt waren.

Um neun Uhr wurde in der Klosterkirche ein Hochamt abgehalten und um zehn Uhr begann die feierliche Zeremonie im Prüfungsaal. Zuerst betrat ein Schüler der „Rhetorik“ die Rednerbühne und hielt eine Rede in deutscher Sprache zum Abschied von der Anstalt. Hierauf betrat ein Schüler der „Poesie“ die Bühne und trug eine von ihm selber verfaßte lateinische Ode vor, von welcher der größte Teil des anwesenden Publikums nichts verstand, die aber nichtsdestoweniger mit feierlichen Mienen angehört wurde. Endlich kam die Verlesung der Klassifikation. Ein eigentümliches Flüstern und Summen ging durch den Saal. Die Neugierde der Studierenden war bis auf den höchsten Grad gespannt, denn nun sollte jeder vernehmen, wie er beurteilt worden und was für ein Zeugnis er mit nach Hause nehmen könne. Das Flüstern und Summen legte sich aber wieder; es entstand eine feierliche Stille. Jetzt trat der Religionprofessor auf und verlas aus einem gedruckten Klassenbüchlein in lateinischer Sprache die Namen sämtlicher Schüler und ihre Zensuren.

Die Lichtanzünderin, welche den ganzen Vorgang mit klopfendem Herzen ansah, wußte sich kaum zu fassen, als sie den Namen ihres Kindes rufen hörte. Andreas war erster Prämiant. Er trat hervor aus der Reihe der Mitschüler bis in die Mitte des großen Saales, verneigte sich nach drei Seiten, gegen das Bildnis des Kaisers, gegen die Professoren und gegen das Publikum, und empfing dann aus der Hand des Präfekten das Prämium — ein prachtvoll in roten Saffian, mit feinstem Goldschnitt gebundenes Buch, den Cornelius Nepos. Mit stillem Entzücken trat er, den Preis seines Fleißes in der Hand, auf seinen Platz zurück und freute sich mehr über die Freude seiner Mutter, deren Zufriedenheit und Glück ihm aus ihren Augen entgegenleuchtete, als über die Auszeichnung, die ihm selbst widerfahren. Auch Siegmund erhielt eine durchaus gute Zensur. Nach der Klassenverlesung empfingen

die Studierenden ihre Zeugnisse, jeder von ihnen ein gedrucktes Klassenbüchlein, welches die Zensuren sämtlicher Schüler des Gymnasiums enthielt. Hiermit ward das Schuljahr feierlich geschlossen und die Ferien, diese von jedem Schüler, dem fleißigen, wie dem lässigen, ersehnten Tage der Freiheit, waren da.

Andreas und Siegmund fuhren nun mit Maier Braun und der Lichtanzünderin nach Hause, um die zwei Ferialmonate, August und September, in der trauten Heimat, bei den lieben Menschen, von denen sie jetzt fast ein ganzes Jahr fern gehalten waren, in Lust und Fröhlichkeit zuzubringen.

War das aber auch eine Lust und eine Fröhlichkeit! Zwei volle Monate für sich zu haben und jeden Morgen zu erwachen mit dem Bewußtsein, daß man nicht straks aus dem Bette eilen müsse, um die Lektion noch einmal durchzugehen — kein Pensum, keine Grammatik, keine Rechnung, keine Geographie! Nicht horchen müssen auf das Klosterglöcklein, das die heranrückende Schulstunde ankündigt, nicht eilen zu müssen bei dem Frühstück — nichts, nichts, gar nichts von alledem — sondern frei sein und ungebunden, hingehen können wo man eben Lust hat, hinaus ins Feld, auf die Wiese, in den Wald; anstatt stille dasitzen auf der Schulbank und aufpassen auf jedes Wort, das der Professor spricht, daß ja keine Silbe danebenfällt, draußen in der frischen Natur sich ergehen können, und laufen und springen und jubeln nach Herzenslust! — Ein Schüler in den Ferien ist der beneidenswerteste Mensch auf der Welt. Alle Sorgen abgeschüttelt und für nichts gelebt als für die Freude des Augenblicks!

Siegmund und Andreas brachten die Ferien auch in der angenehmsten Weise hin. Nicht gerade die Lust am Müßiggange war es, was die beiden Knaben freute, sondern die Freiheit von jedem Zwang, etwas Bestimmtes tun zu müssen. Gar häufig konnte man Andreas auch in den Ferien bei seinem Buche finden, und das gute Beispiel, das er hiermit gab, wirkte auf Siegmund wohltätig ein, so daß auch er, obwohl weniger aus innerem Drange, als um den Eltern und dem Lehrer gegenüber nicht beschämt dazustehen, manchmal mit dem Buche in der Hand angetroffen wurde. Häufiger aber als bei den Büchern fand man die beiden Knaben im Freien und

Digitized by Google

am häufigsten auf dem Flusse. Einen kleinen Kahn hin und her rudern, von diesem nach jenem Ufer zu gelangen und dann wieder zurück, und zwischen den Brückenpfeilern durchzufahren, wenn oben die Leute über sie hingingen, das gewährte ihnen die größte Freude. Wenn sie über die „Gasse“ gingen, so blickte man ihnen nach, und manchmal konnten sie's hören, wie man sagte: die Studenten gehen schon wieder „Schinakel“ fahren! — Jeder hatte über sie eine Bemerkung in Bereitschaft. Dieser meinte, daß sie in der Fremde recht gewachsen seien! Jener wollte bemerkt haben, daß sie jetzt schon viel besser aussehen, als da sie aus der Fremde heimgekommen, und wollte daraus den Beweis herleiten, daß man vom Studieren abmagere, vom Essen aber fett werde. Der Eine wunderte sich darüber, daß Jud und Christ so gut miteinander harmonieren; der Andere lobte Reb Maier Brauns Wohltätigkeitsinn, und sein Benehmen gegen den Sohn der Lichtanzünderin, ein Dritter meinte zu alledem: Und Ihr mögt sagen, was Ihr wollt — schön oder nicht schön — ich sag Euch, es ist doch eine besondere Narrheit, daß Reb Maier Braun sein Geld drauf ausgibt, einen Geistlichen zu erziehen.

Die Reden flogen hin und her. Die beiden Knaben kümmerten sich wenig um sie und lebten lustig in den Tag hinein. Andreas war bei Maier Braun häufig zu Tische geladen. Und wenn er so dasaß und die feinen Speisen genoß, die hier aufgetragen wurden, verfinsterte sich manchmal mitten in der Freude sein Gesicht, und wer da in seiner Seele zu lesen verstanden hätte, der würde gewußt haben, daß Andreas in solchen Momenten den Gedanken nicht los werden konnte: Und was habt Ihr von alledem, und was nützt Euch dies alles! Ihr Juden seid doch einmal ein gedrückt Volk!

Schneller als die beiden Knaben es gedacht, und jedenfalls rascher, als sie es gewünscht, waren die Ferien zu Ende, und eines schönen — oder vielmehr nicht schönen — Tages war mit dem ersten Oktober das neue Schuljahr wieder vor der Tür.

Siegmund und Andreas gingen diesmal mit ganz andern Empfindungen als im vorigen Jahre an ihren Bestimmungort ab. Jene leicht begreifliche und leicht verzeihliche Scheu vor der Fremde, die

Digitized by Google

sie früher, da sie noch nie aus ihrem Heimatort herausgekommen waren, erfüllte, war jetzt verschwunden; sie waren keine Neulinge mehr, sie wußten schon, wie es in einem Gymnasium hergeht. Siegmund seinerseits hatte nicht mehr zu fürchten, daß er als ein Mitglied des auserwählten Volkes auf ein besonderes Bänkel gesetzt wird; er war ordentlicher Schüler, wie jeder andere, gleich mit dem Eintritt in die Klasse. Auch war er nicht mehr so gänzlich unerfahren, sich in eine Apotheke um Schreibfedern schicken zu lassen. Andreas seinerseits, bei dem der Wissensdurst größer war als bei dem Genossen, brannte schon vor Begierde, die neuen Dinge kennen zu lernen, die im zweiten Jahre an die Reihe kämen und insbesondere den fürchterlichen „Ablativus absolutus“, von dem er früher schon so viel Aufhebens hatte machen hören, und der ihm schon im Vorhinein einen gewaltigen Respekt einflößte. Wie oft hatte er sich im vorigen Jahre, wenn er so dasaß in der Schule und den Erklärungen des Professors lauschte, wie oft hat er sich da im Stillen gesagt, wie schön es doch in der Welt eingerichtet sei, daß man da so viele merkwürdige Dinge lernen kann, von denen die daheim gar keine Ahnung haben, und wie bestärkten ihn solche Gedanken in seinen Vorsätzen, in seinem Fleiße, in seiner Ausdauer. Auch waren die beiden Knaben jetzt, daß sie in die zweite Klasse eintraten, von jenem Stolze erfüllt, der die Brust eines jeden Studierenden, wenn er nicht ganz ohne Ehrgeiz ist, beim Übertritte aus einer Klasse in die andere belebt. Sie waren jetzt nicht mehr die kleinsten dem Geiste nach, keine Parvisten mehr, sie fühlten sich als Prinzipisten, als angehende Jünger der Wissenschaften, die nun erst recht den Grund zu ihrer weitern Ausbildung zu legen haben.

Die neue Klasse bietet dem aufsteigenden Schüler jenen Reiz, welche dem Wanderer die allmählich sich ändernde Physiognomie der Landschaft gewährt. Die meisten Mitschüler, die im vorigen Jahre beisammen waren, sitzen wohl wieder da; doch einige fehlen; sie sind entweder in der untern Klasse zurückgeblieben oder gänzlich abgegangen; dafür sind aber wieder einige neue hinzugekommen und man betrachtet vor allen neugierig die unbekannten Gesichter. Verschiedene Fragen drängen sich auf. Wie heißt der neue Schüler? wo hat er früher studiert? ist er fest, oder schwach? in welchem

Digitized by Google

Gegenstande liegt seine Hauptstärke? was ist es für ein Bursche in Manier und Benehmen?

So ging es auch unserem Andreas, der besonders die Physiognomie eines neu angekommenen Schülers aufmerksam betrachtete; für alle die hier genannten Fragen und noch mehrere ähnliche schien er die Antwort aus den scharf gezeichneten Gesichtzügen des Ankömmlings herauslesen zu wollen. Und Andreas empfand eine heilige Scheu vor dem Neuling. Es war ihm, als ob ihm seine innere Stimme zuflüsterte: der kann dir gefährlich werden! Freilich war dies Gefühl mehr dunkel, aber eben deshalb um so unheimlicher, und wie die Mücke in die Flamme stürzt, so fühlte er sich trotz dieser Vorempfindung zu dem Fremdling unwiderstehlich hingezogen.

Bald zeigte sich's auch, daß der Fremde ein ihm bedeutend überlegener Geist sei. Andreas hatte eine starke Konkurrenz zu befürchten, er sah voraus, daß seine Prämiantenwürde in Gefahr sei, daß der Fremde ihn leicht um sie bringen könne. Nichts hatte daher einen stärkern Reiz für ihn, als sich mit dem Fremden in ein gutes Einvernehmen zu setzen, ja, dessen Freundschaft anzustreben. Er legte dies Bestreben auch deutlich genug zutage, und bald waren die beiden Mitschüler Andreas und Cyrill — so hieß der Fremde — befreundete Genossen.

Andreas, der sich Cyrill ebenso willig unterordnete, wie er sich seinem lieben Siegmund überlegen fühlte, befand sich doch weit lieber in Gesellschaft des ersteren als des letztern. Wäre er eitel gewesen, dann allerdings hätte er sich in Gesellschaft dessen, dem er Gesetze vorschreiben konnte, behaglicher gefühlt, als bei dem, von dem er Gesetze empfing. Bei Andreas war von dieser Eitelkeit nichts zu finden. Dies hatte zur Folge, daß er seinem Siegmund nicht mehr so viel Zeit widmete, wie früher. Zwar vernachlässigte er ihn keineswegs, er kam täglich zu ihm, um mit ihm die Aufgaben auszuarbeiten und die Lektionen durchzugehen, aber er blieb nicht mehr wie im vorigen Jahre, bis er die Überzeugung hatte, daß Siegmund auch fest im Sattel sitze und jeder Frage Rede stehen könne, sondern er begnügte sich damit, ihm die nötige Unterweisung und Anleitung zu geben und das Uebrige dem Privatfleiße des Genossen anzuver-

Digitized by Google

trauen — um so schnell als möglich zu seinem Cyrill eilen zu können. Siegmund gehörte aber nicht zu den selbständigen und selbsttätigen Naturen, die man nur so sich selbst überlassen darf; er arbeitete, wenn man ihn dazu antrieb, aber getrieben mußte er werden; hörte diese Nötigung auf, war er allein, so verlor er auch die Lust und warf das Buch weg.

Bald sollte Andreas diese betrübenden Folgen seines Leichtsinns gewahren; Siegmund sank immer tiefer und tiefer, wie in seinen Kenntnissen, so auch in der Gunst des Professors. Andreas machte sich die bittersten Vorwürfe, fühlte aufrichtige Reue und, von Gewissenbissen gequält, faßte er den Vorsatz, die Sache wieder zu ändern, und seinem Siegmund wieder die nötige Zeit zu widmen. Vorsätze aber, insbesondere bei den Jungen, sind leichter gefaßt als ausgeführt. Wenn er bei Siegmund war und dieser etwas nicht gleich begreifen konnte, so verriet sich in Andreas eine früher an ihm nie wahrgenommene Ungeduld. Aus der vorigen Zärtlichkeit wurde Strenge, und die früheren treuherzigen Ermunterungen verwandelten sich in mürrische Vorwürfe. Von Cyrill so stark angezogen, war wohl seine Neigung für Siegmund noch groß genug, um ihn nicht gänzlich fallen zu lassen; um aber sich selbst und beiden Mitschülern, zwischen denen er schwankte, gerecht zu werden, kam er auf den Gedanken, sie zusammen zu bringen und näher miteinander bekannt zu machen. So glaubte er beide Zwecke aufs beste zu erreichen. Wie täuschte sich selbst der noch gute, aber gefährlich bedrohte Mensch!

Eines Tages führte er nun seinen Siegmund zu Cyrill. Cyrill war bereits Seminarist. Für den geistlichen Stand bestimmt, genoß er hier im Seminarium schon jetzt alle Vorteile, die ihn über die gemeinen Sorgen des Lebens weit hinaushoben.

Cyrill betrachtete den Mitschüler, den Andreas mitgebracht hatte, mit scheelen Blicken. Er schien ihn nicht als Dritten im Bunde gelten lassen zu wollen. Er behandelte ihn mit eisiger Kälte, ja er benahm sich selbst gegen Andreas auffallend kalt. Er verhielt sich ziemlich schweigsam und keine Spur war in seinen Reden von der Lebhaftigkeit zu finden, die ihm innewohnte.

Andreas war in Verlegenheit und merkte, daß es Zeit sei, für

Digitized by Google

heute den Besuch abzukürzen; doch gab er sich der Hoffnung hin, Cyrill für seinen Schützling günstiger zu stimmen und die Beiden doch noch einander näher zu bringen.

Das nächste Mal kam er wieder allein.

Cyrill war wieder ziemlich schweigsam; er schmollte.

Hast du etwas gegen mich? — fragte Andreas arglos.

Nein — gab Cyrill zur Antwort — nichts gegen und nichts für! — Laß mich, ich brauch meine Zeit für mich!

Aber Cyrill — sagte Andreas schmeichelnd — du bist ja gar nicht mehr wie sonst!

Laß mich — gab Cyrill abwehrend zurück — ich brauch deine Gesellschaften nicht. Hast du Den heut nicht wieder mitgebracht?

Den Siegmund?

Ja, den Judenbuben! —

Aber sieh doch, gerade weil er ein Jud ist, solltest du nicht so hart sein gegen ihn.

Warum denn nicht?

Weißt du nicht? Die Juden sind ein gedrückt Volk!

Gewiß! das sollen sie auch sein! das müssen sie auch sein!

Wie? sie müssen? — Warum müssen sie?

Wie du nur fragen kannst! Haben denn die Juden nicht unsern Heiland gekreuzigt? weißt du denn nicht, daß sie darum von der Stunde an ein gottverfluchtes Volk geworden?

Andreas saß mit offenem Mund und Auge da. —

Cyrill aber fuhr fort: kennst du die Sage vom „Ewigen Juden" nicht?

Nein! — sagte Andreas halblaut.

Wie der Herr mit dem Marterwerkzeug auf dem Rücken vor seine Tür gekommen, und wie er keuchend unter der Last zusammengebrochen, und wie der Jude für ihn keinen andern Labetrunk hatte, als Hohn und Spott; und wie der Herr ihn und sein Geschlecht hierauf verflucht, daß er ewig verdammt sein soll zu wandern und nirgends Ruhe zu finden! Das alles weißt du nicht?

Diese Worte machten auf die Phantasie des leicht erregbaren Andreas einen großen Eindruck. Still schien er zu sinnen über das, was er soeben vernommen hatte.

Digitized by Google

Cyrill aber setzte fort: Ich kann dir das Buch leihen, da kannst es lesen — dann wirst es wissen, warum die Juden ein unterdrückt Volk sein müssen bis ans Ende der Welt. Und das sag' ich dir jetzt ein für allemal. Wir drei gehören nicht zusammen. Mir bringst du den Judenbuben nimmer wieder her; und was Dich angeht, so hast du die Wahl zwischen ihm und mir; du kannst es damit halten, wie du willst. Bin ich dir mehr wert als er, gut; ist er dir aber lieber als ich, so geh' — apage Satanas — und halte dich an den Judenbuben.

Was kann aber der arme Knabe dafür, daß die Juden vor vielen hundert Jahren den Heiland gekreuzigt haben?

So? — fragte Cyrill dagegen — was kann einer dafür, wenn sein Vater, der ein reicher Mann ist, ein liederlicher Kerl wird und das ganze Vermögen vertut? Es ist einmal so auf der Welt von Gott eingerichtet worden, daß die Kinder die Missetaten der Väter büßen sollen. Haben die Juden, als sie den Barrabas frei gelassen, und den Herrn zum Kreuze verurteilt, nicht selber geschrieen: Sein Blut komme über unser Haupt und über unsere Kinder? Nun, so mögen sie jetzt auch verflucht sein, diese Kinder.

Andreas konnte nichts darauf erwidern; mit tränenden Augen verließ er Cyrill, um sich nach Hause zu schleichen und sich daheim in seinem Kämmerlein erst recht auszuweinen.

Er war in einer peinlichen Lage. Auf der einen Seite die schönen Eindrücke seiner Kinderzeit, die durch keinen Flecken getrübt, durch keinen Mißton entheiligt waren; auf der andern Seite die Gewalt der Überzeugung, die hier so mächtig in sein Gemüt eingezogen und seine Seele so tief erschüttert. Auf der einen Seite Maier Braun, der wohltätige Mann, der so viel Gutes für ihn getan und noch zur Stunde tat; Taube, die gute Frau, die sich stets liebend seiner angenommen, und die er wie eine zweite Mutter verehrte, das kleine Privele, mit der er so oft gespielt; der wackere Lehrer im Hause Maier Brauns, der ihm die ersten Unterweisungen gegeben und dem er zu so viel Dank verpflichtet war; und über alles die Erinnerung an seine Mutter, wie sie ihn zur Dankbarkeit gegen seine Wohltäter ermahnt — auf der andern Seite die Vorstellung der ganzen Leidengeschichte Jesu, die unerbittlichen Juden, wie sie

Digitized by Google

ihn zum Kreuze schleppen und sein unschuldiges Blut vergießen — er hatte nichts als Tränen, den innern Sturm seiner Seele zu beschwören. Mit Tränen allein aber entkommt man nicht den unentwirrbaren Labyrinten des Herzens.

Hätte sich die Erde unter ihm geöffnet und ihn verschlungen, daß er das Licht des Tages nimmer hätte schauen mögen, mit Wollust wäre er von dieser sonst so schönen Welt geschieden, die nun in Scherben zu seinen Füßen lag. Das schöne Gleichgewicht seiner Seele war gestört, die Harmonie mit dem Lebenskreise, worin er bisher gestanden, war zerrissen; ein Kind an Jahren, war er gebrochenen Herzens, ein Greis. Und er konnte sich nicht verbergen und konnte sich nicht verstecken — er mußte heraus, heraus ans Licht des Tages, er mußte sich entscheiden, er mußte handeln.

Anfänglich war in ihm die Macht der Gewohnheit noch groß genug, um ihn auf die Seite seiner Jugenderinnerungen hinzuziehen; er setzte seine Besuche bei Cyrill aus und kam täglich zu Siegmund. Bald aber sah Siegmund ein, daß ihm Andreas nur noch ein Opfer bringe. In der Tat war es nicht mehr Neigung, was ihn zu Siegmund führte, sondern das Bewußtsein dessen, was er Siegmunds Eltern schuldig sei. Cyrill sah er täglich in der Schule. Jedes mal erwartete er, daß er ihn auffordern würde, zu kommen, daß er ihn wenigstens frage müsse, warum er schon einige Tage nicht bei ihm gewesen? aber er wartete vergebens, daß der Schweigsame seine Lippen öffnen werde. Dies schmerzte ihn; es zeigte ihm, daß er Jenem gleichgültig geworden sei, und er schloß sich in diesem Schmerze wieder etwas inniger an Siegmund an. Bald aber begann er wieder zu überlegen, daß Cyrill recht habe, sich von ihm zurückzuziehen; dieser habe ihm ja, der früher im Finstern getappt, die Augen geöffnet, habe ihm die Wahl freigegeben, habe ihn nicht von sich gestoßen; er selber sei der Schuldige, er sei ausgeblieben und habe nun auch die Pflicht, das Freundschaftband mit Cyrill wieder anzuknüpfen. In demselben Maße aber, als diese Gedanken in ihm die Oberhand erlangten, lockerten sich seine freundschaftlichen Beziehungen zu Siegmund mehr und mehr, die für kurze Zeit ihre alte Festigkeit zurück erhalten zu haben schienen.

Andreas tat, was er nicht lassen konnte — er kam wieder zu Cyrill.

Digitized by

Nun, kommst du doch wieder? — fragte Cyrill trocken.

Geh, Cyrill — bat Andreas — sei wieder gut.

Wie soll ich denn sein? — sagte Cyrill — ich bin, wie ich immer gewesen bin; ich hab' mich nicht verändert. Wer sich verändert hat, das bist du!

Leider — seufzte Andreas — ist es wahr. Ich hab' mich sehr verändert; oder vielmehr, es hat sich alles um mich herum verändert. Ich war früher glücklich; ich bin's nicht mehr.

Weil du ein Tor bist! Daß ich mir wegen eines solchen Judenbuben das Leben verbittern möchte! — Laß ihn laufen! —

Du weißt nicht, wie schwach er ist.

Wer hat ihn denn gezwungen, daß er studieren soll? er soll nach Hause zu seinem Trödelkram; der paßt für ihn besser, als die lateinische Grammatik, die er bei allem Büffeln doch nicht versteht.

Du weißt aber nicht, was ich seinen Eltern zu verdanken habe.

Und das macht dir Schmerzen?

Du mußt wissen, daß mich Siegmunds Eltern auf ihre Kosten studieren lassen; daß meine Mutter ein armes Weib ist, und daß ich verloren wäre, wenn sich seine Eltern nicht meiner angenommen hätten!

Himmel, Herr Gott! und alle Sakramente! — schrie Cyrill, der von seinem Sitze aufsprang — und das sagst du mir erst jetzt? In so einen Handel hast du dich mit einem Juden eingelassen? Jesus, Maria und Joseph! Sag mir, wo hast denn deinen Verstand? wie konntest du das annehmen? kannst du denn wissen, was der Jud auf dich für Absichten hat? Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß ein Jud so etwas uneigennützig tut. Das heißt ja, wie der Doktor Faustus, sich dem Teufel für die Hölle verschreiben! Armer Junge! wie bedaure ich dich! Schon seh ich den Wechsel auf vielfache tausend Gulden, den dir der wohltätige Mann einmal wie zum Spaß zur Unterschrift vorlegen wird. Der Jud ist ein feiner Kopf; er denkt sich, lang geborgt ist nicht geschenkt! Aber er soll diesmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. Gott sei Dank, daß du noch die Möglichkeit hast, dich aus seinen Krallen zu retten. Das Verhältnis mußt du lösen!

Lösen? — fragte Andreas betroffen.

Digitized by Google

Lösen, ja ganz und gar, wenn du dich nicht ins Unglück stürzen willst.

Aber wie kann ich das? soll ich meine Studien aufgeben?

Ah, pah, warum nicht gar. Das bissel Essen, was du brauchst, wird sich für dich schon in anderer, in ehrlicher Weise finden. Laß nur mich dafür sorgen.

Wie kannst du für mich sorgen?

Begibst du dich in meine Hand? wirst du alles tun, was ich dir sage? so bürge ich dir dafür, in kurzer Zeit bist du den schmählichen Handel los. Versprichst du mir?

Alles! — sagte Andreas — mach mit mir was du willst; ich kann mir ja doch allein nicht raten und nicht helfen.

Zahlt der Jud auch vielleicht das Schulgeld für dich?

Wer sollt' es sonst zahlen?

Also vor allem reichst du um Befreiung von Schulgeld ein. Du bist Prämiant gewesen. Sie befreien dich gewiß. Das Übrige werden wir schon machen. Eins nach dem Andern. —

Wie er sich früher durch einige Zeit von Cyrill zurückgezogen hatte, so hielt sich Andreas jetzt wieder von Siegmund ferne.

Zu Hause kamen durch die Bötin zwei Briefe an. Siegmund berichtete seinen Eltern, daß ihn Andreas jetzt nicht mehr unterrichten könne, er habe jetzt viel für sich selber zu studieren, denn die Aufgaben werden immer schwieriger. Siegmund schämte sich die Wahrheit zu sagen, schämte sich einzugestehen, daß sich Andreas von ihm gänzlich ferne halte; so suchte er selbst lieber einen schicklichen Vorwand, um den treulosen Genossen zu entschuldigen. Vielleicht auch befürchtete er, daß die Eltern, wenn sie die ganze Wahrheit erführen, ihre unterstützende Hand von Andreas zurückziehen möchten, und er hatte ihn doch zu lieb, um ihn der nötigen Stütze beraubt zu sehen. —

Andreas aber schrieb an seine Mutter und bat sie, daß sie ihm ein Armutzeugnis ausfertigen lassen und einschicken möchte, weil er um Befreiung vom Unterrichtgelde einkommen wolle. Zum Schlusse des Briefes fand sich auch eine höfliche Empfehlung an Herrn Braun und Frau. Aus den frühern herzlichen und waren Grüßen

Digitized by Google

an seine Wohltäter ist jetzt eine höfliche Empfehlung, eine leere Redensart — ein Nichts geworden! —

Die Lichtanzünderin brachte, wie immer, den Brief zu Maier Braun, und man studierte nun die beiden Briefe, um aus ihnen irgend einen Zusammenhang herauszubringen. Solcher ergab sich aber nicht so leicht.

Wozu braucht er ein Armutzeugnis? — fragte die gute Taube.

Du hörst — belehrte sie Maier — er will sich vom Unterrichtgeld befreien lassen; dazu muß er doch, scheint mir, nachweisen, daß er es nicht zahlen kann.

Aber wozu das? kommt es uns denn auf die drei Gulden Schein im Monat an?

Er will uns eben die drei Gulden im Monat ersparen.

Nun — fragte die Frau — hab ich nicht alleweil gesagt, das Kind hat ein merkwürdig Gemüt? Wissen möcht' ich nur — fügte sie hinzu — was das heißen soll mit der höflichen Empfehlung. So hat er noch niemals an uns einen Gruß geschrieben.

Vielleicht ist das jetzt so die neue Mode droben unter den Studenten, daß sie, anstatt ein' Gruß, schreiben — eine höfliche Empfehlung.

Wenige Tage darauf besuchte Reb Maier Braun die beiden Knaben. Er nahm für seinen Siegmund wieder einen Instruktor und außerdem eine Privatstunde bei dem Professor selbst, Andreas aber überbrachte er das gewünschte Armutzeugnis, das die Mutter vom Pfarrer hatte ausfertigen lassen.

Andreas war tief beschämt vor sich selbst; er hatte Vorwürfe erwartet, aber ihm wurden keine gemacht; im Gegenteil war Maier Braun gegen ihn gut, wie immer. Wie gerne hätte Andreas, von Gewissensbissen gepeinigt, von Reue überwältigt, sich seinem Wohltäter zu Füßen geworfen und ihm alles eingestanden; aber die Scham — die Scham hielt ihn zurück.

Nicht seltener als unsere Tugenden ihre Wurzel im Laster haben, finden wir die Wurzeln unserer Laster in der Tugend.

Als Andreas das nächste Mal zu Cyrill kam, erzählte er ihm, was vorgefallen.

Digitized by Google

Nun — sagte Cyrill — hat er dich nicht wieder herumkriegen wollen, der Fuchs?

Aber er weiß ja gar nichts — sagte Andreas treuherzig — er war gut gegen mich, wie immer, und seine Güte brennt mir auf dem Gewissen.

Glaub du das nur! — belehrte ihn Cyrill — Wie? du meinst wirklich, daß er nichts weiß? willst du mir einreden, daß der Duckmäuser nichts nach Hause geschrieben? Warum wäre der Alte dann hergekommen? Daß er gut gegen dich ist, das zeigt nur, daß er sich entweder verstellt, um dich weiter zu täuschen, oder daß er ein böses Gewissen hat und sich deshalb nicht traut, gegen dich herauszutreten. Lehr' du mich nur die Juden kennen! Ich sehe, du mußt noch lange zu mir in die Schule gehen, wenn du die recht kennen willst. Aber nun höre mich an. Jetzt nimmst dein Armutzeugnis und gehst zum Pater Theobald.

Und was soll ich dort?

Ich hab schon früher für dich gebeten; jetzt bleibt nur übrig, daß du selber bittest und sie werden dich hier bei uns ins Seminarium aufnehmen. Bist du einmal Seminarist, dann hast du zu essen und zu trinken mehr als du brauchst, und dann kann der Jud mit seinem Gelde sich einen andern Narren aufsuchen, der sich von ihm verführen lassen will.

Die halbjährliche Prüfung war inzwischen herangekommen. Siegmund schlüpfte nur mit genauer Not durch, nicht ohne, daß er vom Präfekten die Ermahnung hätte hören müssen, er würde im nächsten Semester für die Nachsicht, die man jetzt gegen ihn geübt habe, desto strenger beurteilt werden, und er müsse sich zusammen nehmen, wenn er zu Ende des Jahres in die dritte Klasse aufsteigen solle.

Andreas und Cyrill hatten sich in den Fortschritten so ziemlich die Wage gehalten; doch blieb Andreas als der jüngere und auch weil er die Stelle schon seit dem vorigen Jahre einnahm, der erste, Cyrill aber wurde der zweite Prämiant.

Rasch verflog das Sommerhalbjahr. Noch war das Semester nicht zu Ende, als Andreas seine Aufnahme in das Seminarium erhielt.

Digitized by Google

Er konnte nicht umhin, an Herrn Braun einen Brief zu schreiben, in welchem er für alle bisher erzeigten Wohltaten dankte und die Mitteilung machte, daß er auf sie weiter keinen Anspruch mache, indem es ihm gelungen sei, sich auf andere Weise fortzuhelfen und er dem Herrn Braun nicht länger zur Last fallen wolle.

Der Brief war in höflichen, aber kühlen Worten abgefaßt. Kein Pulsschlag eines warmen, wahrhaft dankerfüllten Gemütes war darin zu vernehmen. Nichts als Worte, leere Worte, Figuren ohne Seele, Zeichen ohne Leben.

Noch wäre aber dieser Brief nicht imstande gewesen, die ganze Wahrheit der Sachlage zu enthüllen und vermutlich hätte die gute arglose Taube sich wiederum viele Stücke darauf eingebildet, daß sie es alleweil gesagt was das Kind für ein merkwürdig Gemüt habe, wenn Andreas die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, in einem Briefe an seine Mutter nicht etwas deutlicher enthüllt hätte. In diesem Briefe schrieb Andreas, daß er jetzt erst anfangen werde, ein rechter Christ zu sein, was er bisher niemals gewesen, daß er froh sei, die Unterstützung des Herrn Braun nicht mehr annehmen zu müssen, und daß er ins Seminarium eingetreten sei, um sich schon von jetzt an auf seinen geistlichen Beruf ernstlich vorzubereiten. Am Ende ermahnte er die Mutter, doch das entwürdigende Geschäft einer „Lichtanzünderin" in der Judenschule und in den Judenhäusern aufzugeben; er werde bestrebt sein, durch Unterricht so viel zu erwerben, als zu ihrem Unterhalte notwendig sei. Sie solle ja nicht zögern, es brenne ihm auf der Seele, daß sie so lange schon diesen unwürdigen Dienst versehe. Von einem Gruße oder von einer Empfehlung an das Haus Braun war in diesem Briefe keine Rede mehr; dafür fand sich als Nachschrift so nebenbei erwähnt, daß Siegmund einer der schlechtesten Schüler in der Klasse sei und daß er in der Prüfung wahrscheinlich nicht durchkommen werde Von sich selbst könne er noch nicht behaupten, daß er wieder der erste Prämiant sein werde, jedenfalls aber, wenn nicht der erste, werde er der zweite sein. Dabei teilte er auch mit, daß er auf die nächsten Ferien nicht nach Hause kommen, sondern im Seminarium bleiben werde.

Die gute Lichtanzünderin, des Lesens nicht sehr kundig, brachte

Digitized by Google

in ihrer Harmlosigkeit auch dieses Schreiben zu Reb Maier Braun, und man mag sich vorstellen, was es im Braunschen Hause sowie auf die unglückliche Mutter des Briefschreibers für einen Eindruck hervorgebracht. Kein Wort des Tadels, keinen Vorwurf vernahm sie; im stummen Schmerz schied sie von dannen ratlos und hilflos.

* * *

Es war ungefähr in der Mitte Juli, als die zuletzt geschilderte Wendung der Dinge eintrat. Die „Lichtanzünderin" faßte in der unglücklichen Lage, in die sie der Brief ihres Sohnes versetzt hatte, denjenigen Entschluß, der sich ohne lange Grübelei dem braven Weibe, dem liebenden Mutterherzen als der naturgemäßeste ankündigte.

Ich muß zu ihm — sagte sie sich — ich muß reden mit ihm; ich kann mir's gar nicht denken, daß mein Andreas das selber geschrieben hat. Ich muß zu ihm, ich muß mit meinen eignen Augen sehen, was aus meinem Kind geworden ist.

Die Nacht brachte sie ungeduldig und unruhigen Gemütes hin. Sie wäre schon gern bei ihm gewesen, sie konnte die Zeit fast nicht ertragen, die sie noch fern von ihm weilen mußte, allein mit ihren Gedanken und Empfindungen. Sie beneidete den Vogel, der mit Schnelligkeit den Raum durchfliegen könne, der sie von dem Sohne trennte; die kurze Juli-Nacht war ihr länger, als ihr jemals eine Nacht im Dezember gewesen war. Mit dem Früheſten erhob sie sich und machte sich zu Fuße auf den Weg.

Sie hatte ihre Sonntagkleider angelegt, wie im vorigen Jahre, da sie mit Maier Braun zu der Klassen-Verlesung gefahren war. Ein Weib ist selbst im Unglück darauf bedacht, eine erträgliche Außenseite sehen zu lassen. Noch war die Sonne nicht am Horizont erschienen, als sie schon den schweren Gang angetreten hatte. Nichts trug sie in der Hand, als den roten Regenschirm, den sie als ein Andenken an ihren verstorbenen Mann hoch in Ehren hielt, und der sie auf ihrem Gange später vor der Glut der sengenden Julisonne schützen sollte. Sie ging über die Brücke. Alles war noch still, nichts regte sich; kein Laut war hörbar, als der rhythmische Schall des unter der Brücke fortfließenden Wassers. Sie blickte in den Fluß und sah ihr Bild in dem klaren Spiegel; fast

Digitized by Google

unheimlich berührte sie das eigene Spiegelbild. Dies geschieht, besonders in Stunden der Erregtheit, allen denen, die nur selten in den Spiegel sehen; sie erschrecken vor sich selber. Die Lichtanzünderin floh dies unheimliche Bild, das ihr aus den Fluten entgegenleuchtete und sie einzuladen schien, sich in die Wellen zu stürzen. Sie floh; sie durfte nicht sterben, sie mußte ja zu ihrem Andreas. Sie war froh, als sie die Brücke hinter sich hatte. Es war ihr, als ob sie einer Gefahr entgangen wäre, und mutiger setzte sie ihren Weg fort. Sie ging durch die Fischergasse und jetzt begann sie die ersten Regungen des werdenden Lebens in dem Städtchen, das sie eben verlassen wollte, wahrzunehmen. Der durchdringende Ton der Hirtenpfeife kam vom Marktplatz bis zu ihr herüber; Hundegebell ließ sich hier und da vernehmen, Schafe blökten und Kühe brüllten. Dies erfüllte sie mit einer Art von Fröhlichkeit. Die guten Tiere schienen ihr einen Abschiedgruß zu bieten, sie schienen zu wissen, daß die „Lichtanzünderin" einen schweren Gang zu machen habe.

Sie kam hinaus ins Freie. Bei dem Kreuze, das da draußen vor dem Orte steht, kniete sie nieder; aber nicht lange durfte sie hier im Gebete liegen, denn sie mußte zu ihrem Andreas. Es war ja der Weg, den sie da ging, derselbe, auf dem sie vor nahe zwei Jahren am letzten Abend vor seinem Eintritt in die fremde Welt ihre besten Segnungen, ihre ernstesten Ermahnungen gegeben. Das Bild jenes Abends trat ihr jetzt lebendig vor die Seele. Sie hörte fast die Worte, die sie damals gesprochen; sie sah den weinenden Andreas vor sich, wie er ihr die Hand gibt und verspricht, zu halten auf das, was sie ihm ans Herz gelegt. Sie sah sich mit dem Kinde, das sie in ihren Armen hielt, verschlungen zu einem innigen Liebesknoten; sie hörte den lieblichen Ton seiner sanften Rede; sie sah das entzückende Blau seines gutmütigen Auges, und da sie das Bild des Sohnes mit solcher Lebhaftigkeit genoß, da trat am östlichen Himmel in stiller Majestät die goldene Feuerkugel herauf, und verklärte die Landschaft und das Bild der „Lichtanzünderin".

Nein — rief sie freudig ergriffen aus — es kann nicht sein! — Den Brief kann mein Andreas gar nicht geschrieben haben;

wer weiß, was für ein Lump dahinter steckt, der ihm neidisch ist auf die vielen Guttaten, die der gute Maier Braun meinem Andreas erweist.

Und sie beschleunigte ihren Schritt, denn sie brannte vor Ungeduld, ihren Sohn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Jetzt kam sie zum Walde, der Grenze, wie weit sie mit ihrem Andreas an jenem denkwürdigen Abend gegangen war. Hier machte sie einen Augenblick Halt; sie wendete sich um, sah hin auf das Städtchen, sah hin auf den vom Walde nach dem Städtchen sich schlängelnden Weg, den sie damals mit Andreas zurückgelegt; bald aber besann sie sich, daß sie hier nicht die Zeit vertun dürfe mit müßigen Bildern, denn sie mußte zu ihrem Andreas.

Und nun ging sie längs des Waldes dahin. Das Säuseln der Blätter an den Ästen und Zweigen, die leise vom Winde bewegt waren, fächelte ihr angenehmes Labsal in die Seele; sie fühlte sich etwas ruhiger und begann nun auch etwas gründlicher über die Sache nachzudenken.

Wie? — fragte sie sich — wenn es aber doch so ist? wenn er wirklich den Brief geschrieben hat?

Und sie begann zu überdenken, was er denn eigentlich geschrieben habe.

Jetzt, daß er schreibt, er will Geistlicher werden, darin liegt nichts schlechtes; das war ja immer mein sehnlichster Wunsch. Daß er schreibt, er wird jetzt erst anfangen, ein wahrer Christ zu sein, das versteh' ich schon nicht so recht; denn ich mein, daß ich eine rechte Christin bin und daß ich ihn auch recht christlich erzogen hab'. Vielleicht meint er damit wieder nur, daß er geistlich werden will, und dann liegt freilich nichts schlechtes darin. Daß er ins Seminarium eingetreten ist und die Unterstützung, die er bisher gehabt hat, jetzt nicht mehr braucht, da drin liegt g'rad auch nichts Schlechtes; konträri! ich hab ihm ja selber eingeschärft, daß er trachten muß, sich einmal selbständig zu machen, ich hab ihm ja selber gesagt, daß man nicht in die Zukunft sehen kann, und daß man gar nicht weiß, was mit dem Mayer Braun einmal geschieht; er hat sich meine Red' gut gemerkt und hat auch danach gehandelt. Bis so weit ist alles in Ordnung. Aber das Eine! Was ist das,

daß er mir mein „Lichtanzünden“ in der „Schul“ und bei den Juden in der „Gasse“ als einen unwürdigen Dienst vorwirft? Was soll das sein? Das versteh' ich nicht! Das Einzige wenn nur nicht stehen möcht' in dem Brief, das eine Wort von dem unwürdigen Dienst, dann wär der Brief schon ganz gut. Das ist es, was ich nicht fassen kann! Nein! es ist doch nicht möglich! Mein Andreas kann das von dem unwürdigen Dienst nicht geschrieben haben. Und da kann kommen, wer will, und kann mir sagen; ja, es ist seine eigene Schrift — so antwort' ich; und ich glaub's doch nicht, und ich kann's nicht glauben! Meinen Andreas muß man so kennen, wie ich ihn kenn', ich, die ich ihn erzogen und bewacht hab', wie meinen Augapfel! Was? mein Andreas, der als Kind schon mit mir die Licht' anzünden 'gangen ist, der mit mir jeden Sabbath in der Synagoge gewesen ist, und dann selber sein Töpferl getragen, und mit mir in der „Gasse“ bei den Juden eingesammelt, der wollt' jetzt das Lichtanzünden für etwas Unwürdiges halten? ich kann mir's nicht denken! Weiß der liebe Gott, was für ein Hallunk ihm da einen bösen Streich gespielt hat. Aber — ich werd' es ja bald wissen, bald werd' ich ja bei ihm sein.

Armes Mutterherz! indem du so dachtest, da ahntest du nicht, daß gerade die Scham, dir bei deinem treuen Dienste geholfen zu haben, deinem Sohne dieses unwürdige Wort in die Feder diktiert hat! —

Wieder beschleunigte die Lichtanzünderin ihren Schritt; aber sie fühlte bereits eine ziemliche Mattigkeit. Die Sonne war bereits hoch am Himmel emporgestiegen, und die Hitze wurde immer drückender und unerträglicher. Ihren roten Regenschirm ausgespannt und mit ihm die brennenden Strahlen abwehrend, schritt sie trotz Müdigkeit und Mattigkeit beherzt nur immer weiter — immer weiter, ohne Rast und Aufenthalt, denn sie mußte ja zu ihrem Andreas.

Schon hatte sie den größeren Teil des Weges zurückgelegt. Die Bauern, die auf den Feldern bei ihrer Arbeit waren und das schwache Weib in der großen Hitze so vorübereilen sahen, blieben verwundert stehen und zuckten die Achseln.

Wer weiß, was der da passiert sein mag! — rief der eine oder der andere — die läuft ja, als ob es frieren möcht'!

Digitized by Google

Die Lichtanzünderin hörte nicht auf solche Bemerkungen; sie rannte immer weiter. Sie kam zu einem Berge, und nun war sie gezwungen, den Lauf etwas zu hemmen. Mit Anstrengung klimmte sie die Höhe hinan: hinter sich in einiger Entfernung hörte sie das Gerassel eines raschfahrenden Wagens; sie wendete sich nicht um, dies wäre ja Zeitversäumnis gewesen; sie durfte aber keine Zeit verlieren, denn sie mußte zu ihrem Andreas.

Endlich holte der Wagen sie ein. Kaum blickte sie zur Seite, zu sehen, wer da fahre; aber derjenige, der da oben saß, bemerkte sie gar wohl. Sogleich ließ er den Wagen anhalten und rief die Lichtanzünderin beim Namen.

Wer ruft hier im freien Feld meinen Namen? — dachte die Lichtanzünderin, indem sie sich umwendete; aber wer beschreibt ihre Überraschung, als sie ihren guten Freund und Wohltäter Maier Braun auf dem Wagen erblickte! Auch ihn trieb die Sorge um die beiden Knaben desselben Weges dahin. Die Lichtanzünderin mußte nun selbstverständlich auf dem Wagen Platz nehmen.

Warum seid Ihr zu Fuß gegangen, da Ihr mit mir hättet fahren können? — fragte Mayer Braun.

Woher hätt' ich wissen sollen, daß Sie fahren werden? — entgegnete die Lichtanzünderin.

Hab' ich denn nicht auch ein Kind oben? — fragte Maier Braun darauf, scheinbar, als ob er sich um Andreas gar nicht kümmerte.

Daran hab ich ganz vergessen — gestand beschämt die Lichtanzünderin.

Ihr müßt sehr zeitig aufgestanden und sehr fest zugegangen sein, da Ihr jetzt schon so weit vorwärts gekommen seid — bemerkte Maier Braun, der die Verlegenheit, mit der sie die vorige Antwort gegeben, durch ein anderes Thema ableiten wollte.

Der Lichtanzünderin war es jetzt etwas leichter ums Herz; sie fühlte sich nicht so vereinsamt wie vorhin, als sie mit ihren Gedanken allein war; sie hatte ein bekanntes Gesicht, in das sie schauen konnte; ein Freund war ihr zur Hand, auf den sie nicht gerechnet hatte. Denn obwohl Maier Braun es vermied, von Andreas zu sprechen, so merkte sie doch, daß er ihr nicht zürne, wie

Digitized by Google

sie erwartet hatte. Auch bekam es ihr gut, daß sie nun bequem auf dem Wagen saß, der von zwei raschen Pferden gezogen wurde. Nicht mehr brauchte sie zu keuchen, um eine Minute früher ihr Ziel zu gewinnen, nicht mehr dahin zu eilen, als ob sie verfolgt würde.

Nach nicht langer Zeit erreichten sie das Ziel ihrer Reise.

Jetzt — sagte Maier Braun zu der Lichtanzünderin, da er ihr vom Wagen herunterhalf — jetzt gehen wir, ein jedes nach seinem Kind. Nachmittags treffen wir uns im Adlerwirtshaus, wo der Wagen stehen wird, und dann wollen wir schon weiter sehen, was zu tun ist.

So trennten sich die Beiden. Maier Braun fand seinen Siegmund wohl zu Hause, aber nicht beim Buche, sondern, wie er mit einem andern Knaben eben Ball spielte. Als Siegmund seinen Vater erblickte, wollte er den Ball rasch verstecken. Der Vater aber sagte: Du brauchst nicht zu erschrecken, Siegmund, nimm den Ball nur hervor; ich bin nicht herauf gekommen, dich zum Studieren zu zwingen; im Gegenteil! wenn es dir recht ist, kannst du mit mir heut' schon heimfahren. Ich werde dich zu mir ins Geschäft nehmen. Du bist schon vierzehn Jahre alt; das ist ein Alter, wo man sich schon zu etwas entschließen soll. Zwei Jahr' hab' ich's mit dir probiert. Wärst du ein guter Kopf und ein fleißiger Student, meinetwegen hätt' ich dich noch ein paar Schulen durchmachen lassen; denn schaden tut es dem Menschen auf kein' Fall, wenn er ein Stückel Wissenschaft gelernt hat. Daß du nicht das Zeug zum Studieren hast, dafür kannst du nichts; aber besonders fleißig bist du, wie ich seh', auch nicht, und was sollst du noch hier die Zeit verbringen? Schad' für jeden Tag. Deshalb bin ich gekommen, um dich mit nach Haus zu nehmen, damit etwas aus dir wird, und du nicht aufwachsen sollst als ein Müßiggänger und ein unbrauchbarer Mensch, verstehst du mich? und gehst du gern mit heim?

„Ja! — sagte Siegmund — ich hätt' schon lang heim wollen, wenn ich mich nicht geschämt hätte. Das Studieren macht mir keine Freud!

Nun also gut — sprach Maier Braun — da du willst und ich will, so haben wir weiter über die Sach' nichts zu reden. Ein

Digitized by Google

„koscherer" Topf und ein „koscherer" Löffel ist gewiß „koscher". Aber jetzt sag' mir, ich bitt' dich, was geht vor mit dem Andreas.

Siegmund zuckte die Achseln, als ob er andeuten wollte, daß er darüber nicht gern sprechen möchte.

Was zuckst du mit den Achseln? — fragte der Vater — was bist du zurückhaltend gegen mich? ich mein', ich hab's um ihn verdient, daß ich die Wahrheit über ihn erfahren darf. Im Ernst so! Vielleicht hat er recht, und dann desto besser für ihn. — Jetzt laß mich da gleich auf der Stell hören, was du weißt.

Ich kann dir nichts mehr sagen — berichtete Siegmund — als daß der Cyrill ihn verführt.

Wer ist Cyrill? — fragte der Vater.

Cyrill ist unser Mitschüler, ein Seminarist, der zweite Prämiant.

Verführung also! ich hab mir's gedacht! Nun schon gut — sagte Mayer Braun und setzte sich nieder, sichtbar in Gedanken versunken.

Während der Vater zu seinem Sohne gegangen war, hatte die Lichtanzünderin ihren Andreas aufgesucht. Sie kam ins Kloster und konnte sich vorerst in den verschiedenen Gängen nicht zurecht finden. Ein Student, der auf einem der langen Gänge mit dem Buche in der Hand auf und ab ging und der das Weib da hin- und hergehen sah, ohne daß sie den Mut hatte, jemanden zu fragen, wendete sich endlich selbst an sie mit der Frage, wen sie suche.

Sie nannte den Namen ihres Sohnes.

Ach — sagte der Student — seid Ihr wohl gar die Mutter des Andreas? dann wartet einen Augenblick hier, gute Frau, ich will Euch den Andreas da herbringen.

Rasch rief Cyrill, denn dieser war es, der eben gesprochen hätte, und überbrachte Andreas die Neuigkeit.

Du, Andreas! — sagte er — weißt was neues ist? Deine „Alte" ist da! die wird dich wahrscheinlich herumbringen wollen.

Meine Mutter! — rief Andreas und stürzte aus der Stube, ohne auf Cyrill zu hören.

Cyrill aber erwischte ihn noch beim Rockzipfel.

Du — sagte er — gib acht, was ich dir sag'; die kommt her, dich auszuschelten, weil du das mit dem Lichtanzünden nach Haus

Digitized by Google

geschrieben hast. Ich sag' dir's, nimm dich in acht, daß sie dich nicht herumkriegt.

Andreas aber stürzte seiner Mutter in die Arme, und sie umschlang ihn so fest, als ob sie ihn niemals wieder los lassen wollte.

Ich hab's ja gewußt — rief die Mutter in freudigster Erregung — ich hab's ja gewußt, daß mein Andreas noch der Alte ist. Nicht wahr, ich hab' dich noch? nicht wahr, du bist noch immer mein Sohn?

So lang' ich lebe! — rief Andreas.

Gelt, du hast den niederträchtigen Brief nicht geschrieben, Andreas! Sag „Nein" — und alles ist wieder gut.

Andreas schwieg.

Cyrill, der von ferne stand, sagte sich leise: Aha, jetzt wird die Komödie losgehn.

Sag mir's — setzte die Mutter zärtlich fort — wer ist der schlechte Mensch, der für dich den schändlichen Brief geschrieben hat?

Andreas schwieg noch immer.

Die Mutter aber drang: So geh; so red' doch; so red' mit deiner Mutter. Du tust ja so fremd, daß ich's fast glauben könnt.

Was denn? — fragt Andreas endlich.

Daß du selber den niederträchtigen, schändlichen Brief geschrieben hast!

Ist denn der Brief so schändlich, Mutter? — fragte Andreas nun weiter, nachdem ihm die Zunge einmal gelöst war — stehen denn nicht viele Sachen darin, die ich von dir selber hab'? willst du nicht, daß ich geistlich werden soll?

Gewiß will ich, von ganzem Herzen.

Nun also, und willst du nicht, daß ich mich auf mich selber soll verlassen können? hast du's nicht selber so gewollt?

Gewiß, wer red't denn davon, das ist ja alles recht und gut; aber weiter!

Was weiter? — fragte Andreas — daß ich die Ferien hier im Seminar bleiben will? Wenn du willst, so geh' ich auch heim!

Da red' ich dir nichts drein — sprach die Mutter. — Weißt', das versteh' ich nicht. Wenn's besser ist für dich, daß du da bleibst,

Digitized by Google

so bleib' in Gottes Namen da? Willst du heim kommen, so wirst du bei mir immer gern gesehen sein. Das mein' ich nicht.

Also was dann?

Das von dem „Lichtanzünden!“ Hast du selber das geschrieben?

Und wenn ich's hab'?

Dann wärst du ein schlechter Mensch, ein undankbarer Mensch, der nicht wert ist, daß ihn Gottes Erdboden trägt. Aber nein, Andreas, das hast du nicht getan.

Ich hab's getan! — sagte Andreas und machte sich los aus der Umarmung der Mutter — und ich seh' gar nicht ein, was du daraus für ein Wesen machst! Die paar Groschen, die du da aufgibst, werd' ich dir ersetzen!

Andreas! Andreas! ist es möglich? bist du es selbst, der mit mir red't? Nein, ich kenn dich nicht mehr! Ich hab einmal einen Sohn gehabt; jetzt hab ich keinen. Ein Sohn, der seine Mutter verachtet, ist kein Sohn mehr.

Ich dich verachten! — schrie Andreas — und fiel der Mutter wieder um den Hals.

Komm Andreas, — sagte die Mutter, den günstigen Augenblick benutzend, in dem er von dem natürlichen Gefühle der kindlichen Liebe überwältigt wurde — komm mit mir, ich hab noch mehr mit dir zu reden.

Andreas, leicht erregbar und immer dem Eindrucke, der ihn eben traf, gänzlich hingegeben, wollte sogleich mitgehen. Da sprang aber Cyrill, dem nichts entgangen war, herbei, trat dazwischen und sagte: Er darf nicht fortgehen ohne Erlaubnis! das geht hier nicht.

Die Mutter warf einen bittenden Blick auf Andreas, worauf dieser fortstürzte, indem er rief: die Erlaubnis, mit meiner Mutter zu gehen, wird man mir nicht verweigern.

Bald kam er zur Mutter zurück mit dem freudigen Rufe: Ich darf!

So gingen sie dann miteinander fort. Cyrill sah ihnen ärgerlich nach.

Die Mutter führte ihn ins Wirtshaus zum schwarzen Adler;

Digitized by Google

hier redete sie ihm anfänglich leise und unmerklich, allmählich aber immer stärker und mächtiger zu Gemüte; und der Strom ihrer Rede schwoll an immer mehr und mehr und schwemmte aus seiner Seele alle finsteren Gedanken weg, von denen er kurz vorher noch erfüllt gewesen. Weinend lag der Sohn an der Brust der Mutter, aufgelöst in Reue und Scham über seine unkindliche und undankbare Handlungweise.

So — sagte die Mutter und trocknete ihm wieder, wie am letzten Abend vor seiner Abreise die Tränen mit ihrem Tuche — so, jetzt bist du wieder der Andreas; jetzt kenn' ich dich wieder. Diese Tränen sind mehr wert wie Gold. Jetzt kann ich dich ohne Scham und Schande wieder meinen Sohn heißen; jetzt darf ich's dulden, daß du ihm wieder unter die Augen trittst.

Wem? fragte Andreas mit halb vor Weinen erstickter Stimme.

Wem? Deinem Wohltäter!

Ist er hier?

Da ist er schon.

Bei diesen Worten trat Maier Braun mit Siegmund in die Wirtstube.

Na, wie geht's, Andreas? — sagte Maier Braun scheinbar gleichgültig.

Andreas wagte kein Wort zu erwidern.

Die Mutter aber sagte: Gott sei Dank, er ist noch der Alte!

Ist er's noch oder ist er's wieder? — fragte Maier Braun.

Er ist es wieder — sagte sie.

Nun aber wurde Andreas durch den Anblick des Mannes, dem er so viel zu verdanken hatte, noch mehr aber durch dessen mildes Wesen, so sehr von seinem Gefühle hingerissen, daß er sich nicht länger halten konnte. Mit tiefer Ergriffenheit stürzte er sich auf Siegmund, und indem er diesen umarmte und küßte, fragte er demütig: Darf ich es wieder sein?

Ob du darfst? — antwortete Maier Braun — sei du nur immer, der du gewesen bist; wir werden uns nicht verändern. Uns sollst du immer wieder finden, wenn du uns aufsuchst.

Dann tret' ich auch wieder aus dem Seminarium! — sagte Andreas lebhaft.

Digitized by

Halt! — erwiderte Maier Braun — nur keine neue Übereilung. Du bist zwar übereilt eingetreten, bist eingetreten, ohne uns um Rat zu fragen, ohne uns nur ein Wort davon zu sagen. Das war ein Fehler; denn du kannst dich heute noch nicht rühmen, mehr Verstand zu haben, als wir älteren Leute. Jetzt aber bist du drin, bist aufgenommen, so laß es dabei bleiben. Ob du in einem Seminarium bist, oder in einem Privathaus, darauf kommt es bei mir nicht an; wenn du nur innerlich der bleibst, der du gewesen bist zu der Zeit, wo du darüber geweint hast, daß die Juden ein „unterdrückt Volk“ sind.

Leider müssen sie es sein! — seufzte Andreas.

Sie müssen es sein? — rief Maier Braun mit Befremden — warum müssen sie es sein? sie müssen es nicht sein! — Und wenn Gott will, kann einmal noch eine Zeit kommen, wo sie es nicht mehr sein werden!

Wird Gott das aber wollen? — fragte Andreas mit zweifelhafter Miene.

Können wir wissen, was Gott noch alles wollen wird? — gab Maier Braun ihm zurück. — Jetzt aber wird es Zeit sein, zurückzufahren! — Tut euch beurlauben!

Andreas nahm von seinem Wohltäter und von seiner Mutter herzlich Abschied. Als aber Siegmund ihm die Hand zum Abschiedgruße bot, da ward er traurig. Alle seine Überredungkraft wendete er auf, um den Genossen noch dazubehalten; er versprach wieder, täglich zu ihm zu kommen und mit ihm zu arbeiten; jedenfalls die wenigen Wochen bis zu Ende des Schuljahres möchte Siegmund bleiben. Was die Leute daheim sagen würden, wenn er vor Abschluß des Semesters nach Haus käme. Man würde ihn einen durchgefallenen Studenten schimpfen. — All dieses aber fruchtete nichts. Maier Braun gehörte nicht zu denjenigen, die ihre Entschlüsse jedem beliebigen Zufalle preisgeben. Sein Entschluß war einmal gefaßt, und so stand er auch unverrückt und fest.

Wenn du etwas brauchst, Andreas, so schreib mir nur ungeniert und halt dich nicht zurück. Laß dir nichts abgehen. Du weißt, wo ich zu finden bin — sagte Maier Braun noch, indem er der Lichtanzünderin auf den Wagen hinaufhalf. Als die drei

Digitized by Google

oben saßen und das Fuhrwerk sich in Bewegung setzen sollte, sprang Andreas schnell auch noch auf den Wagen, indem er sagte, er wolle ein Stückchen mitfahren.

Dies tat er auch; ungefähr eine halbe Stunde weit gab er seinen Lieben das Geleite; dann aber mußte er an Rückkehr denken. Nochmals nahm er unter heißen Tränen Abschied von allen dreien und stieg ab. Dann blieb er stehen, so lange er die Teuren im Auge behalten konnte, winkte mit seinem Taschentuche noch Grüße nach, und erst, als jede Spur des Wagens seinem Gesichtfelde entrückt war, kehrte er in trauriger Verlassenheit ins Seminarium zurück.

Gott sei Dank! — sagte die Lichtanzünderin, als sie zu Hause ankamen, da die gute Taube fragte, wie es mit Andreas stehe — wir haben ihn jetzt fester als jemals; er hat seinen Fehler eingesehen und aufrichtig bereut, und ein reuiger Sünder ist ja mehr wert als neunundneunzig Gerechte.

Ich hab alleweil gesagt, das Kind hat ein merkwürdig Gemüt — sprach die gute Taube — und ich seh, daß ich mich nicht geirrt hab.

Nein, gute Taube, darin hast du dich wahrlich nicht geirrt; dein Blick hat dir in der Tat das Richtige gezeigt. An dem Gemüte deines Schützlings ist nichts zu tadeln; wäre Andreas nur auch ein eben so starker Charakter gewesen, wie sein Herz der besten und edelsten Regungen fähig war; hätte er nur auch jene Energie des Wollens besessen, die ihn befähigt hätte, äußern Einflüssen zu widerstehen. Er war aber so geartet, daß die Bildung seines Charakters unbedingt von seinem Umgange abhing. Tiefer Erregung fähig, mit lebhafter Einbildungkraft begabt, dem Momente immer voll und warm ganz und gar hingegeben, kam es offenbar nur darauf an, was dieser Moment ihm zu bieten hatte, und wer ihn günstig zu benutzen und auszubeuten verstand. Hätte er nun, nachdem die aufrichtigste Versöhnung zwischen ihm und seiner Mutter stattgefunden, nachdem die freundschaftlichsten Beziehungen zum Braunschen Hause wieder hergestellt waren, auch ein für allemal von Cyrill entfernt werden können, so ist nicht zu zweifeln, daß er von dem Wege, den zu gehen er von Hause aus durch Erziehung

Digitized by Google

und Beispiel angeleitet worden war, nie wieder gewichen wäre. Allein, so war es nicht; mit seiner Rückkehr ins Seminarium kam er wieder in die Gewalt des ihm geistig überlegenen Mitschülers, dessen Einflusse er sich auf keinerlei Weise entziehen konnte, und darin allerdings irrtest du, gute Taube, wenn du der Meinung warst, daß die Angelegenheit jetzt für alle Zukunft geordnet und geebnet sei. Bald auch solltest du aus deiner so angenehmen Täuschung gerissen werden. Kurze Zeit, nachdem die so aufrichtige für unerschütterlich gehaltene Versöhnung stattgefunden hatte, erhielt die Lichtanzünderin wieder ein Schreiben von ihrem Sohne, daß folgendermaßen lautete:

Teuerste Mutter!

Lebe wohl auf ewig! Mit blutendem Herzen schreibe ich diese Zeilen, aber Gott weiß es, ich kann nicht anders, und er wird richten zwischen — dir und mir. Ich würde mein Leben darum lassen, freudig mein Blut für dich hinopfern, wenn ich dich von deinen törichten Irrtümern zur wahren Lehre des Heils, des allein seligmachenden Heils, zurückführen könnte; allein ich weiß nur zu gut, wie fest dich Satan an den Haaren hält. Armes, schwaches Weib! wie sehr bedauere ich dich. Wenn du kommen wolltest, wenn du ablassen wolltest von deinen falschen Götzen, womit die von Gott verworfenen Juden dich blenden — die Arme deines Sohnes würden weit geöffnet sein. Mit Wollust würde ich die arme Sünderin empfangen, das verirrte Schaf, das zur Herde zurückkehrt; mache aber — darum bitte ich dich ernstlich und entschlossen — keinen Versuch, mich wieder durch Weibertränen von meinem Wege abzulenken. Ich habe meine Mutter verloren, so lange du bleibst, was du bist; aber ich werde mich dessen würdig machen, eine andere Mutter zu gewinnen: die Kirche. Wolle der Herr dich erleuchten, daß ich noch ohne Scheu mich nennen dürfte

Deinen Sohn

Andreas.

Dieser Brief war ein Schlag, der traf. Wäre die „Lichtanzünderin“ besonnen genug gewesen, sie hätte mit Leichtigkeit erkennen müssen, daß dieser Ton nicht der Ton ihres Andreas sei,

Digitized by Google

daß diese Sprache, wenn die Schriftzüge auch seine Hand verrieten, nicht aus dem Grunde seines Herzens kam; daß der Brief auf eine andere Quelle zurückzuführen, daß er eben wieder nichts anders als eine Übereilung sei, und daß sie durch einen zweiten Besuch ihren Sohn wohl wieder eben so zur Erkenntnis seines Irrtums bringen würde, wie das erste Mal. Wer aber wird von einer Mutter, die von ihrem Sohne einen solchen Brief erhält, auch noch erwarten, daß sie ruhig und besonnen sei! War doch der sonst so mäßige und gelassene Maier Braun diesmal ganz aus der Fassung gebracht, von der guten Taube gar nicht zu reden, welche in ihrem Schmerze nur einmal um das andremal ausrief: Merkwürdig, wie man sich in einem Menschen täuschen kann! —

* * *

Überlassen wir die Lichtanzünderin einstweilen ihrem Schmerze — warum sollte eine Mutter auch nicht das Recht haben, mit ihrem Schmerz allein zu sein! — und sehen wir, was sich mittlerweile in Maier Brauns Hause zugetragen.

Hätten sie hier Zeit gehabt, sich in Gedanken viel mit Andreas zu beschäftigen, so würde die immer wieder auftauchende Erinnerung an seinen Verrat, an seine Undankbarkeit und Treulosigkeit den Schmerz der guten Menschen nur immer erneuert haben. Wie aber ein körperlicher Schmerz oft durch nichts anderes als durch einen anderen, und zwar heftigeren beseitigt werden kann, so dient auch oft ein geistiges Leid dazu, ein anderes geistiges Leiden zu beschwichtigen oder wenigstens in den Hintergrund des Bewußtseins zu drängen. So geschah es auch in betreff Andreas durch das Ereignis, das in Mayer Brauns Hause gerade jetzt unvermutet eintrat.

Siegmund, der von den Studien entfernt und dem Geschäftleben gewidmet wurde, sah sich plötzlich aus dem Schulzwange, in dem er bisher gesteckt, in die Freiheit und Unabhängigkeit, wie sie der Sohn eines reichen Hauses in der „Gasse" für sich in Anspruch nimmt, versetzt. Er spielte mit seinen vierzehn Jahren schon gerne den großen Jungen. Im Gymnasium durfte er z. B. keinen Stock tragen; so war denn sein erstes Geschäft bei seiner Nach-

Digitized by Google

hausekunst, sich einen anzuschaffen, mit dem er dann selbstbewußt durch die „Gasse" stolzierte. Nichts aber war im Gymnasium strenger untersagt, als Tabak- und Zigarrenrauchen; Grund genug für unsern Siegmund, die Tabaktrafik mit sehnsüchtigen Blicken zu betrachten und die nun erlangte Freiheit auch durch eine brennende Zigarre zu dokumentieren. Mit dem Rauchen ging es aber nicht so leicht, wie mit dem Stock. Diesen ließ man ihm hingehen, gegen die Zigarre aber zeigten sich die Eltern nicht minder unerbittlich als die Gymnasialvorschrift. Eines Tages hatte er einen tüchtigen Katzenjammer und als man den Grund dieses so erbärmlichen Zustandes in einer Zigarre entdeckte, bekam er einen sogenannten „Tee", den man nicht erst aus China zu beziehen brauchte. Siegmund schien aber vor einer „zweiten Sittenklasse" doch etwas mehr Respekt zu haben als vor dem elterlichen Verbot und vor Katzenjammer; denn was er im Gymnasium nicht wagte, das wagte er hier ohne Umstände. Zwar tat er's nicht offen, aber desto schlimmer, wenn er's im Geheimen tat. So überraschte ihn denn eines Tages die um zwei Jahre ältere Schwester, als er sich eben wieder mit einer Zigarre ein für sein Alter sehr gefährliches Vergnügen bereitete.

Willst du schon wieder ein großer Jung sein, Siegmund? — fragte die Schwester.

Was geht es dich an? — gab Siegmund zurück.

Was es mich angeht? — gleich gibst du die Zigarre aus dem Mund.

Will ich nicht! Du hast mir nichts zu befehlen.

So werd ich dir zeigen, wer dir zu befehlen hat.

Du wirst mir zeigen? — zeig es mir! — Ich werde dir schon etwas anderes zeigen!

Gassenjung!

Schweig, Prive! reiß mir nicht mit Gewalt den Mund auf!

Was? hab ich denn etwas zu scheuen? bin ich denn auch ein durchgefallener Student wie du? und jetzt gibst du gleich die Zigarre weg, oder ich geh und sag's dem Vater.

So geh! — geh nur! — wer hält dich? — schrie Siegmund erzürnt und rannte hinaus, noch ehe Prive das Zimmer verlassen

Digitized by Google

hatte. In seiner Wut, daß ihm der „durchgefallene Student“ von der Schwester vorgeworfen worden sei, kannte sein Rachegefühl, das nach Befriedigung dürstete, keine Grenzen. — So ging er denn hin, und nahm aus seiner Schublade ein in rotes Leder gebundenes Büchlein, trug es zum Vater und rief: Willst du eine neue Zeitung wissen? da lies, du wirst da drin schöne Neuigkeiten finden!

Das rote Büchlein enthielt in Wahrheit mehr, als den Eltern lieb sein mochte. Es war Prives Tagebuch. Siegmund hatte es bald nach seiner Ankunft im Nähtischchen seiner Schwester erspäht; man kann nicht sagen, daß ihn etwas anderes als die bloße Neugierde getrieben, sich in einem unbelauschten Momente, da er den Schlüssel stecken fand, des geheimnisvollen Buches zu bemächtigen. Allein was früher bloße Neugierde war, das wurde jetzt in seiner Hand eine gefährliche Waffe gegen die nichts Arges ahnende Schwester. So war denn das heiligste Geheimnis ihres Herzens, das sie, unvorsichtig genug, in manchen tief empfundenen Herzensergüssen den verräterischen Blättern anvertraut hatte, mit einemmale verraten und enthüllt! —

Als Siegmund auf das Gymnasium geschickt wurde, war seine Schwester vierzehn Jahre alt; jetzt war sie sechzehn. Im Laufe dieser zwei Jahre hatte sich die zarte Knospe zur Rose, das Kind zur Jungfrau entfaltet. —

Der junge Mann, der früher seinen Unterricht neben ihr auch ihrem Bruder Siegmund, dann auch Andreas zuteil werden ließ, konnte von dem Momente an, da er das Haus hatte verlassen wollen und nur durch Maier Brauns ausdrückliche Hinweisung, daß er ja auch eine Schülerin habe, in ihm zurückgehalten wurde, dieser Schülerin seine ganze ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden. Man muß gestehen, daß er dies nicht ohne Erfolg getan; das Mädchen machte in geistiger Beziehung nicht geringe Fortschritte. Mit diesen Fortschritten aber, die von Tag zu Tag wuchsen, erlangte sie auch immer mehr und mehr die Fähigkeit, denjenigen schätzen zu lernen, der ihr alle die Schätze des Geistes erschloß und der ihr zu manchem unentwirrbar scheinenden Rätsel den Schlüssel in die Hand gegeben. Aus solch ehrfurchtvoller Wertschätzung und Hochachtung wurde bald Bewunderung — aus Bewunderung Liebe.

Digitized by Google

Salomon Hamburger — so hieß der verehrte Lehrer — war als ziemlich junger Mensch zu Maier Braun ins Haus gekommen und stand jetzt, in dem Zeitpunkt, bei welchem unsere Geschichte angelangt ist, im Alter von vierundzwanzig Jahren; er war also bloß um acht Jahre älter als das Mädchen, für das er von einer eben so reinen und innigen Neigung erfaßt wurde, als sie ihm mit schwärmerischer Begeisterung anhing.

Daß es ihnen möglich war, eine Neigung, die ihnen selbst wechselseitig bald kein Geheimnis mehr war, von dem klaren und besonnenen Blick des Vaters, vor dem wachsamen Auge der Mutter zu verheimlichen, ist nicht schwer zu begreifen, wenn man weiß, wie erfinderisch in solchen Fällen wahre, aufopferungsfähige Liebe zu sein pflegt. Die notwendige Zurückhaltung war es auch, welche das Mädchen veranlaßte, die Empfindungen ihres Herzens den Papieren anzuvertrauen, in denen sie sich frei und offen mit dem Ideale ihrer Seele beschäftigen konnte.

Hätte sie auch die leiseste Ahnung gehabt, daß Siegmund ein unwillkürlicher Mitwisser ihres Geheimnisses geworden sei, sie wäre minder streng gegen den Bruder aufgetreten und hätte durch Güte zu bewirken gesucht, was sie kraft ihres Rechtes als ältere Schwester zu verlangen sich für befugt hielt.

Hätte andererseits Siegmund, der im Grunde kein schlechter, sondern nur ein leichtsinniger Junge war, die Folgen des übereilten Schrittes vorausbedacht, hätte er vorhergesehen, was sich im Hause für Szenen abspielen würden, und welchen Gram er auf der einen Seite den Eltern, auf der andern Seite der Schwester und dem ehemaligen Lehrer bereiten würde, er hätte sich zu der so verräterischen Enthüllung des Geheimnisses, in dessen Besitz er zufällig gelangt war, nicht so knabenhaft hinreißen lassen. Wann war aber jemals der Leichtsinn besonnen? das hieße ja vom Feuer verlangen, es solle Wasser sein!

So hatte denn die Sache ihren natürlichen Lauf.

Maier Braun war ein Mann, der geistige Begabung zu schätzen fähig war; wie hoch Salomon Hamburger in seiner Gunst gestanden, ist aus dem früheren Gange unserer Geschichte bekannt genug; auch braucht nicht erst erzählt zu werden, wie sehr die gute

Digitized by Google

Taube den jungen Mann achtete und wie große Stücke sie auf ihn hielt. Nichtsdestoweniger versetzte die unvermutete Entdeckung die guten Eltern in die peinlichste Unruhe. Maier Braun beratschlagte sich vorerst mit seinem Weibe über die Maßnahmen, die unter den obwaltenden Umständen von der Notwendigkeit erheischt werden möchten. Er war kein Freund der Überstürzung und liebte es, sobald unangenehme Verhältnisse gelöst werden mußten, daß dies ohne jede Feindseligkeit, sondern in möglichster Schonung und Ruhe geschehe. Wie sehr nun er den jungen Mann auch achten mochte, so war doch die Lösung des Verhältnisses eine Notwendigkeit in seinen Augen. Zwar nicht mit denselben Worten, wie sie Wallenstein einst gebrauchte, war doch auch in seinem Gedankengange die Frage enthalten, ob es denn die Töchter seien, mit denen man seine Gunst beweist?

Wo hab' ich nur meine Augen gehabt? — fragte die gute Taube, da er sie von dem Vorgang in Kenntnis setzte.

Das ist eine leere Red', die zu nichts führt — antwortete Maier Braun — was hilft es, sich über die Vergangenheit zu beklagen? wir müssen jetzt nur überlegen, was zu tun ist, um den Fehler gut zu machen.

Der Lehrer muß auf jeden Fall aus dem Haus — sagte Taube mit der den Frauen eignen Geltendmachung eines momentanen Gefühles, von dem sie im Augenblick beherrscht werden.

Gut — sagte Maier Braun — aus dem Haus ist gut; aber wie? soll ich ihn mir nichts dir nichts abschaffen? du denkst nicht an die Folgen, die so was haben kann.

Also was willst du tun? — fragte Taube.

Ich möcht es gern in Güte auflösen. Was den Lehrer betrifft, den nehm ich auf mich. Und wenn er das ist, für was ich ihn halt, wird er gehn, ohne daß ich es ihm sagen muß.

Nun also, dann ist ja alles fertig.

Alles noch nicht. Du darfst an Prive nicht vergessen. Wenn ein Mädel einmal den Kopf verdreht hat, ist es kein leicht Geschäft, ihr ihn wieder zurecht zu setzen. Das, verstehst du, ist die schwierigste Seite von der ganzen Sache. Am schwersten ist das für einen Mann; noch eher ist es eine Aufgabe für ein Weib, und

Digitized by Google

ganz besonders für eine Mutter. Traust du dir's zu, sie zur Vernunft zu bringen?

Probieren will ich's — sagte Taube — es müßte schlecht stehen mit mir, wenn ich über meine Tochter nicht soviel Gewalt haben sollt.

Du hörst ja, daß ich von Gewalt nichts wissen will. Gewalt anwenden, könnt ich ja ebensogut wie du. Aber wer steht mir gut für die Folgen? Ich meine ja etwas ganz anderes als Gewaltmittel.

Versteh ich denn nicht? ich weiß schon, wie du's meinst; laß mich nur machen, ich werd schon sehen, was zu tun ist.

So waren denn die Aufgaben verteilt, und der Plan konnte in Angriff genommen werden.

Maier Braun hatte sich in seiner Meinung, die er von dem jungen Manne hatte, nicht verrechnet.

Eine kurze Unterredung genügte. Salomon gestand offen seine Neigung, gestand aber auch, daß er jetzt erst einsehe, was er früher hätte einsehen sollen, daß sich der Erfüllung seines Wunsches unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstellen würden.

Wie warm aber auch meine Gefühle für Ihre Tochter sein mögen — schloß er seine Antwort auf Maier Brauns ernstliche Vorstellung — ich bin keineswegs gesonnen, das Glück Ihres Hauses zu stören; wie groß das Opfer auch sein möge, das ich zu bringen habe, ich will es bringen, wenn auch mit blutendem Herzen. An mir ist nichts gelegen, ich werde mich als Mann mit meinem Schmerze, so gut es gehen mag, zurecht zu finden suchen; was mir aber den größeren Kummer bereitet, ist die Sorge um sie — die Sorge, ob sie die moralische Kraft haben wird, ebenso opferwillig zu entsagen, wie sie groß ist in ihren andern edlen Gefühlen und Empfindungen.

Ich hoffe das — sagte Maier Braun — ich hoffe das von ihr, weniger darum, weil sie meine Tochter, als darum, weil sie Ihre Schülerin ist. In Ihnen habe ich mich niemals getäuscht, auch jetzt nicht. Ich habe gewußt, wie Sie handeln werden. Ich danke Ihnen.

In Wahrheit hatte Maier Braun den minder schweren Teil

Digitized

der Aufgabe erwählt; denn mit dem Mädchen wollte es keineswegs so leicht gehen, als die Mutter gehofft haben mochte.

Ich hätt in mein' Leben nicht gedacht — sagte Taube, als sie ihrem Manne über ihren ersten Versuch Bericht erstattete — daß Prive so ein hartnäckiges Gemüt hat. Ich weiß gar nicht, wie mir das in meine Familie hereinkömmt. Weißt du, was sie gesagt hat? ich will's gar nicht nachreden, und will meinen Mund gar nicht zum Bösen aufmachen! Gut, hat sie gesagt, werft ihn hinaus — schickt ihn fort — das könnt ihr machen, — aber dann seht zu, was geschehen wird. Von der Stund an, wo er fort ist, habt ihr keine Tochter mehr, das sag ich euch. Und wenn ihr mich einsperrt, ich werde schon einmal den Ausweg finden. Denk dir, solche Red von einem Kind! Du magst dir vorstellen, wie sich mir bei solchen Worten das Herz im Leib herumgedreht hat.

Das ist es ja, was ich gemeint, das ist es ja, was ich befürchtet hab; Gott soll hüten vor allem Bösen — seufzte Reb Maier Braun. — Das hab ich ja gewußt, daß ich mit ihm keine Schwierigkeiten haben werd; aber was hilft es uns, wenn ich ihn fortschicke — hab ich denn das nicht vorausgesagt? — Ja, ja, man erfährt etwas in der Welt, ehe man siebzig Jahre alt wird!

Ach, — seufzte Taube — Kinder erziehen gibt große Mühen!

Man muß übrigens nicht gleich den Mut verlieren — tröstete Maier Braun seine Frau — man tut nicht gleich alles, was man in der Aufregung spricht. Das versteht sich einmal, daß ich ihn jetzt am allerwenigsten fortlassen darf; denn man kann nicht wissen. — Im ersten Augenblick ist so ein Mädel alles imstand; lass' sie sich ein bissel abkühlen, und red dann nach einigen Tagen wieder mit ihr — aber nur kein bös Wort, sondern alles in Güte, sonst machst du die Sach noch ärger. Für jetzt sieh nur darauf, daß sie nicht allein bleibt; halt die Augen ein bissel offen.

Salomon Hamburger war, da er gehen wollte, erstaunt, von Reb Maier Braun den Wunsch zu vernehmen, er möchte doch noch einige Zeit bleiben; es habe nicht zu eilen! Und da Maier Braun das Befremden, mit dem diese Aufforderung angehört wurde, wahrnahm, so fügte er hinzu: es ist wegen der Leute; warum sollen Sie so mit einemmal weg, ohne daß früher ein Mensch etwas davon

Digitized by Google

erfahren hat? Was wird man davon denken? was von Ihnen und was von mir? Bleiben Sie noch, es kommt ja nicht auf einige Tage und nicht auf einige Wochen an. Ich brauch ja von Ihnen nicht zu befürchten, daß Sie mein Vertrauen, daß ich in Sie setze, mißbrauchen werden.

Salomon Hamburger blieb.

Nach einigen Tagen, da im Hause scheinbar die vorige Ruhe wieder hergestellt war, machte die Mutter wieder einen zweiten Versuch, ihre Tochter auf andere Gedanken zu bringen.

Sieh nur an, mein Kind — sagte die Mutter liebreich — wie du dir selber im Licht stehst und wie du dem Vater und mir und dir das Leben verbitterst. Warum, es könnt' doch auf der ganzen Welt keine glücklicher sein, als du. Was du willst, hast du, wir haben dir in deinem ganzen Leben keinen Wunsch versagt — — —

Aber gerade meinen innigsten — fiel ihr die Tochter ins Wort.

Laß mich ausreden, mein Kind! — sprach die Mutter weiter — du wirst sehen, daß ich recht hab; ich hab's um dich verdient, daß du mich ruhig anhörst, und prüfst was ich sag'; denn das solltest du wenigstens wissen, daß wir, ich und dein Vater, er soll hundert Jahr leben, nichts anderes wollen, als dein Bestes. Was wollen Eltern denn sonst haben von Kindern, und auf was hoffen sie mehr, als auf ihr Wohl? Was ist denn unser ganzes Bestreben auf der Welt, als dich und Siegmund glücklich zu machen?

Red' mir von dem nicht! — unterbrach sie die Tochter wieder.

Die Muttter aber setzte fort: Was willst du von dem Kind haben? hat er dir denn etwas Schlechtes angetan? Was er dir gönnt, soll dir angehen! Daß er dir augenblicklich Schmerzen verursacht, ist wahr. Wenn du gesehen hättest, wie er darüber geweint hat, daß er dem Vater das Buch gegeben, wenn du gesehen hättest, wie er den ganzen Tag darauf herumgegangen ist, wie ein Verrückter, möchtest du besser von ihm denken! Ist er dir ein Feind? ist er denn nicht dein Bruder? was hat er dir denn getan? wenn du klug sein willst, wirst du's ihm einmal danken, daß er in seinem Zorn dir Übles zu tun gemeint hat, etwas, was du nur

Digitized by Google

jetzt noch als ein Übel ansiehst. Wie darfst du denn vergessen, wer du bist? bist du nicht Reb Maier Brauns Tochter? Du wirst dir einmal einen heraussuchen können unter hundert. Aber was sollte die Welt dazu sagen, wenn es heißen möchte: Reb Maier Brauns Tochter hat einen Hauslehrer genommen? ist das eine Partie für dich?

Ich bitte dich, Mutter, rede nicht mit Geringschätzung von ihm — fiel ihr die Tochter zum drittenmal in die Rede.

Mit Geringschätzung? rief die Mutter — hab ich denn das getan? — Gott behüte mich! Meinst du denn, ich weiß ihn nicht zu schätzen, oder dein Vater weiß es nicht? hätten wir ihn dann sonst so lange im Haus behalten? Er ist gewiß ein feiner Mensch, das wird jeder sagen, der ihn kennt, und besonders wer ihn so gut kennt, wie wir; aber — —

Nun, was für ein „Aber“? —

Aber, will ich sagen, er ist doch nur ein Hauslehrer. Man muß doch auch seinen Stand nicht vergessen! Was möchtest du dazu sagen, wenn sich Jossef Kreßeles nehmen möcht' Gitele Nähterin?

Was für ein Vergleich!

Ein Vergleich? Gewiß ist es kein Vergleich; denn ihm könnte man es noch nicht so übel nehmen, wie dir. Ein Mann darf unter seinem Stand heiraten; warum? das Weib steigt zu ihm hinauf; ein Weib aber darf es nicht; denn die unter dem gebührlichen Stand heiratet, steigt zu dem Manne hinunter.

Und glaubst du denn im Ernst, daß von allen denen, die ihr mir geben möchtet, auch nur ein einziger so hoch steht, wie er?

Narrele! die du bist! ich weiß, was du meinst! Aber das ist ein ganz anderes Hochstehen, als was ich meine! —

Kommt nur darauf an, welches das wahre ist!

Ja gewiß! darauf kommt es an! — Siehst du, mein Kind, jetzt fängst du an, ein bissel zu reden, wie du sollst. Wärst du die Tochter von Gitel Zuckerbackerin, oder von Chaile Öbstlerin, dann ja, dann könntest du dir auf so eine Partie etwas einbilden, dann könntest du eine solche Partie als ein Glück betrachten; aber

Digitized by Google

als die Tochter von Maier Braun, der eine solche Fabrik dasteh'n hat, die man weit und breit suchen muß — — —

Und ich meine gerade umgekehrt! — Gerade ich, weil ich Reb Maier Brauns Tochter bin, darf ich — —

Ich versteh' dich nicht; ich muß dir sagen, ich versteh' dich nicht — fiel jetzt die Mutter halb ärgerlich ein.

Hör mich nur an, du wirst mich schon verstehn — sagte Prive. — Wär' ich arm, das heißt, wären meine Eltern arm, so müßte ich trachten, einen reichen Mann zu bekommen, und selbst wenn mein Herz nicht dabei wäre, möcht' ich mich vielleicht verpflichtet fühlen, den Eltern ein solches Opfer zu bringen; aber jetzt, da ihr, Gott sei Dank, ein solches Opfer von eurer Tochter nicht nötig habt, warum soll ich gezwungen werden, von ihm abzulassen, an dem mein Herz hängt? warum soll ich nicht gerade, weil ich reich bin, dem Zuge meines Herzens folgen dürfen? — Nun, Mutter, verstehst du mich jetzt?

Noch nicht ganz — sagte die Mutter — die Sache liegt nicht so glatt wie du sie ansiehst; sie hat einen Haken!

Wie und warum das?

Was willst du haben? Ich bin älter als du, und muß die Sach' besser versteh'n!

In Wahrheit wußte die gute Taube selber nicht, was die Sache noch sonst für einen Haken habe, als den einen, daß Reb Maier Braun dagegen war. Sie konnte der Tochter nichts mehr entgegensetzen, und half sich deshalb mit der Ausflucht, ihr reiferes Alter und ihre größere Erfahrung geltend zu machen.

Prive begnügte sich aber keineswegs mit solcher Ausflucht.

Mutter — sagte sie — du redest davon, daß du mich nicht verstehst; ich muß dir jetzt sagen, ich verstehe dich nicht. Wenn der Vater mir gegenüber hartnäckig bleibt, so kann ich es eher begreifen; denn ein Mann weiß nicht, was in einem weiblichen Herzen vorgeht, aber daß du dich auf seine Seite stellst, mir gegenüber, und nicht vielmehr auf meine Seite trittst, um mich, das Weib, gegen den Mann zu unterstützen, das hätt' ich mir von dir nicht vorgestellt!

Narrele — sagte die Mutter — was hast du denn gemeint,

Digitized by Google

ich werd' nur gleich hingehn und zu dir sagen: Na, Prive, da hast du ihn, nimm dir ihn!

Und warum nicht? wäre das vielleicht nicht schöner? möchte es dir vielleicht nicht besser anstehn, als mich untreu an mir selbst zu machen?

So weit das Gespräch zwischen Mutter und Tochter.

Und wieder mußte Taube ihrem Manne berichten, daß Prive ein sehr eigensinniger Kopf sei, mit dem man nichts ausrichten könne; doch kam diesmal in dem Berichte nichts vor von Davonlaufen oder Sichinswasserstürzen, oder ähnlichen schrecklichen Dingen. Auch glaubte Reb Maier Braun an der Art und Weise, wie Taube die Sache darstellte, wohl zu bemerken, daß sie selbst in ihren Ansichten einen merklichen Stoß erlitten; daß sie durchaus nicht mehr so fest wie früher gegen die fragliche Verbindung sprach; daß sie zwar noch dagegen sei, aber nur deshalb, weil er dagegen sei, keineswegs aber wie bisher aus innerer Überzeugung.

Und er hatte da nicht ganz unrecht, der kluge Maier Braun. Seine Wahrnehmung macht seinem scharfen Blick und seiner Menschenkenntnis Ehre. Er hütete sich aber wohl, seinen Verdacht sofort auszusprechen; er hielt es für rätlicher, sie in der Meinung zu lassen, er merke von der in ihr vorgegangenen Wandlung nichts; denn forderte er hierüber von ihr eine bündige Erklärung, so war sie, wenn er recht gesehen hatte — und er glaubte recht gesehen zu haben — gezwungen, offen gegen ihn für die Tochter Partei zu nehmen; ließ er sie aber in der Meinung, daß er nichts ahne, so konnte sie sich ihm, wenigsten offen, nicht entgegenstellen und mußte, wenn auch scheinbar, doch noch immer seine Ansicht vertreten. Er beschränkte sich also darauf, sie zu ermahnen, daß sie nur immer ein wachsames Auge auf die Tochter haben, ihre Versuche von Zeit zu Zeit in günstigen Augenblicken wiederholen möge, im übrigen aber die Sache Gott im Himmel überlassen solle, der sie gewiß noch zum Guten lenken werde.

So geschah es auch; und als es nach einiger Zeit zwischen Mutter und Tochter wieder zu einer Unterredung gekommen war, da herrschte schon eine viel größere Einmütigkeit, als das Mädchen selbst erwartet hätte. Die Mutter versicherte, daß, wenn die Sache

Digitized by Google

von ihr allein abhängen würde, sie sich über alles Gerede hinaussetzen möchte, daß aber der Vater in seinem Willen unbeugsam sei, und daß man daher alles nur von der Zukunft erwarten dürfe, die Gott wohl so lenken könne, daß sich ihr Herzenswunsch noch erfüllen möchte.

Entzückt über diesen unerwarteten Beistand, ließ sich das Mädchen jetzt auch zu einem Kompromiß bereit finden. Mutter und Tochter kamen darin überein, daß Salomon Hamburger zwar das Haus, nicht aber den Ort verlassen sollte, und daß er im Hause jederzeit als Gast ehrenvoll aufgenommen werde; ferner, daß man die Tochter nicht mit Heiratanträgen belästigen, oder vielmehr, daß man im Falle ihr ein Antrag von irgend einer Seite gemacht würde, darauf gefaßt sein möge, sie werde ihn nicht in Erwägung ziehen.

Mit diesen Friedenpräliminarien kam die gute Taube zu ihrem Manne, und dieser sah die Notwendigkeit ein, in Ermangelung eines Besseren, darauf einzugehen. — Salomon Hamburger bezog infolge der hierauf gepflogenen Verabredung eine andere Wohnung, wo er sich, ledig aller Verpflichtungen, ausschließlich seinen gelehrten Studien hingab. So waren vorläufig alle beteiligten Personen zufriedengestellt und erwarteten, freilich jeder in seinem Sinne, die schließliche Lösung des Knotens von der Zeit.

Die Zeit stand auch nicht stille. Es vergingen Wochen, Monate, Jahre, und so wie sich die physische Welt in ewiger Bewegung und Erneuerung befindet, so fing auch in der geistigen Welt sich vieles zu bewegen und zu wenden an, was früher für fix und unverrückbar gehalten wurde. Bevorzugte Geister ahnten bereits in unscheinbaren Zitterungen und Schwebungen die großen und mächtigen Wellenschläge, welche die Zukunft bringen werde. Der Bürgerkönig in Paris saß zwar noch in behaglicher Sicherheit auf seinem Throne; den Wenigen aber, die die Zeit fest im Auge behielten, entging es nicht, daß die Franzosen die Traditionen von 1792 noch nicht ganz vergessen hatten. Einer von diesen wenigen saß in einem kleinen Winkel dieser Erde, in der stillen Kammer eines kleinen Häuschens unserer „Gasse“; er hieß Salomon Hamburger.

* * *

Digitized by Google

Salomon Hamburger kehrte eines Abends von einem Spaziergange heim und legte sich ermüdet zu Bette. Bald war er eingeschlafen und hatte einen wunderlichen Traum. Er sah sich mit einem Genossen, den er nicht kannte, auf der Wanderschaft. Wohlgemut schritten sie vorwärts, ohne daß sie miteinander sprachen. Es schien zwischen ihnen ein Einverständnis zu herrschen, von dem sie selber nicht wußten, von wo es hergekommen, und worüber sie sich auch keinen Grübeleien hingaben. Sie hielten sich an der Tatsache, sie hielten sich an den Augenblick. Sie schritten weiter und immer weiter, die Gegend, die ihnen früher wohl bekannt war, wurde ihnen mit einem Male fremd und unbekannt, sie wußten nicht mehr, wo sie waren; so kamen sie zu einem dichten Wald. Sie traten ein; anfänglich verfolgten sie die Spur eines Fußweges, der durch die Äste, die sich in den Boden gesenkt hatten und mit den Wurzeln der Bäume verwachsen schienen, nicht eben glatt und leicht zu passieren war. Immer war es aber doch ein Pfad, den bereits vor ihnen irgend ein menschlicher Fuß betreten haben und der sie zu irgend einem Ziele führen mußte. Unversehens hatten sie aber auch diesen Fußweg verloren, der Wald ward immer dichter und dichter, immer finsterer und finsterer, und nirgends eine Spur, ein Ausweg zu entdecken. So tappten sie im Finstern, so gut es anging, weiter; und so wie sie unversehens in das Dickicht hineingeraten waren, so fanden sie sich jetzt plötzlich wieder in einer schönen, grünen, sonnerhellten Lichtung und genossen mit innerer Freudigkeit den Anblick der über ihren Häuptern ausgespannten Himmelbläue, die sie so lange entbehrt hatten.

Sie gingen weiter und weiter, die Lichtung verengte sich und endlich kamen sie zu einer Mauer von unmeßbarer Höhe, die mit dem Wege, den sie zu nehmen hatten, parallel fortlief und die Lichtung in zwei Hälften zu teilen schien. Ohne ein Wort zu sagen, gleichwie als ob es längst früher so festgesetzt und verabredet worden wäre, trennten sich hier die beiden Wanderer, und zwar so, daß der eine seinen Weg an der rechten Seite der Mauer, der andere den seinigen links fortsetzte. Was mit seinem Genossen nun geschehen sei, das wußte Salomon nicht; er selbst ging rechts und nachdem er einige Schritte vorwärts getan hatte, sah er sich in einem präch-

Digitized by Google

tigen Gemach, dessen Wände mit frischem lebendigen Grün ausgeschmückt waren. Alles was sich darin befand, waren Grasbänke, lieblich duftend. Ein Dach war nicht vorhanden, überhaupt keine wie immer geartete Decke, der Himmel lachte frei und offen in das Gemach hinein; aber das sonderbarste dabei war, daß sich mit seinem Eintritte sogleich hinter ihm eine frische Graswand, wie aus dem Boden emporgewachsen, aufrichtete, während die dem Ankommenden gegenüberliegende Wand wie auf einen Zauberschlag auseinanderging. An dieser Stelle erblickte er nun der ganzen Breitseite nach eine wunderschöne Terrasse, zu der Grasstufen empor führten. Ohne langes Zaudern stieg er die Stufen zu der Terrasse hinan, und nun — o Wunder, alles wiederholte sich hier wie in dem ersten Gemache. Wieder richtete sich hinter ihm eine neue Graswand empor und wieder schob sich vor ihm eine Graswand auseinander, die ihm die Aussicht auf eine Terrasse, zu der breite Grasstufen emporführten, eröffnete. Der einzige Unterschied, den er hier wahrnehmen konnte, war dieser, daß hier alles noch lieblicher duftete, als in dem ersten Gemache. Wie einladend aber die längs der Seitenwände angebrachten Moosbänke auch sein mochten, auf einer sich niederzulassen und der Ruhe zu pflegen, die Aussicht auf die neue Terrasse war zu verlockend, als daß er hätte länger verweilen sollen. Auch spürte er nicht die geringste Müdigkeit in den Gliedern und so schritt er denn fürbaß die Stufen zu der neuen Terrasse hinan.

Es würde der Beschreibung kein Ende sein, wenn erzählt werden sollte, wie oft sich dieses Schauspiel unter denselben Umständen ihm noch wiederholte; genug, es ging immer und immer mit derselben Regelmäßigkeit vor sich und der erquickte Wanderer stieg immer höher und höher von Gemach zu Gemach, von Terrasse zu Terrasse. Immer nur ein noch viel lieblicherer Wohlgeruch, der von den frisch duftenden Wänden und Bänken auszuströmen schien. Er wußte selbst nicht mehr, wie viele der Terrassen er schon erstiegen wie viele der Gemächer er schon durchschritten hatte; er hatte schon längst zu zählen aufgehört, es schien ins Unendliche so fortzugehen. Er ging immer weiter und weiter. Endlich befand er sich in einem Gemach, welches das letzte zu sein schien, denn die gegenüberliegende Wand schob sich bei seiner Ankunft nicht auseinander, sondern blieb

Digitized by Google

fest auf ihrem Platze. An Wohlgeruch und lieblichem Duft konnte sich keines der früheren Gemächer mit diesem letzten vergleichen, auch schien das Grün der Wände und Bänke noch frischer und saftiger, und der zu der offenen Decke hereinschauende Himmel lächelte holdselig wie nie zuvor. Nun konnte der Wanderer dem Drange, sich auf eine Grasbank niederzulassen, nicht länger widerstreben; er streckte sich hin in das schwellende Gras, es lösten sich ihm die Glieder und paradiesisches Entzücken erfüllte ihn.

Kaum lag er so einige Minuten da, als sich mit einem Male eine kleine, ihm früher unbemerkt gebliebene Seitentür öffnete, aus der ein ehrwürdiger Greis mit lang herabwallenden weißen Haupthaaren, die edlen Glieder von einem schwarzen Talare umflossen, heraustrat. Mit ernster Miene blickte der Greis den Fremdling an, der sich in der Furcht hier mit frechem Übermute in ein unentweihtes Heiligtum eingedrungen zu sein, rasch von seinem sanften Lager erhob, um sich von dem ehrwürdigen Besitzer dieses paradiesischen Ortes Verzeihung zu erflehen. Im selben Augenblicke war der Greis aber durch dieselbe Tür, zu der er herausgekommen war, wieder verschwunden. Der Fremdling fühlte Bangigkeit, er wußte nicht, wie ihm geschehen, und war besorgt über den Ausgang des wunderlichen Abenteuers; schon meinte er die Ketten klirren zu hören, die bestimmt seien ihn für seinen Frevel zu fesseln; schon glaubte er das Schwert blitzen zu sehen, mit dem er für sein Verbrechen gerichtet werden sollte; aber o Wunder, der ehrwürdige Greis erschien wieder und an seiner Hand — das holdseligste Geschöpf der Welt. — Der Fremdling traute seinen Augen kaum, denn er sah die Geliebte seines Herzens leibhaft vor sich stehen.

Da ist er! sagte der Greis zu dem Mädchen, indem er auf den Fremdling deutete.

Dieser wußte sich kaum zu fassen, und hingerissen von leidenschaftlicher Erregtheit, sprang er hin, die Teuere zu umarmen und an sein Herz zu drücken.

Noch nicht! — sagte der Greis — und Salomon Hamburger fuhr mit einem jähen Schrei aus dem Schlaf empor, und fand sich auf seinem Lager in seinem kleinen Stübchen in der Gasse.

Vergebens strebte er, sich das holde Traumgesicht wieder zurück-

Digitized by Google

zurufen. Er schloß die Augen — um ihn nichts als finstere Nacht. Nur die Gestalt des ehrwürdigen Greises tauchte noch einmal mit blitzähnlicher Schnelligkeit vor seinem Geiste auf und nieder, und er erkannte in ihm den trefflichen Pfarrer, mit dem er vor mehreren Jahren das oben mitgeteilte Gespräch geführt hatte.

Er konnte nicht mehr einschlafen. Ungeduldig harrte er dem Morgen entgegen und in aller Frühe stand er auf und machte sich auf den Weg zum Pfarrer. Er läutete an, es ward aufgetan; aber die Magd, die ihm die Türe öffnete, fragte befremdet: Wissen Sie denn schon?

Was sollt' ich wissen?

Daß der hochwürdige Herr heut Nacht verschieden ist.

Um des Himmels Willen! — schrie Salomon Hamburger, ging nach Haus und vergoß die schmerzlichsten Tränen.

Nach einiger Zeit hielt der Nachfolger des Pfarrers seinen Einzug in die Pfarrei. Es war ein junger Mann, dem der Schauplatz seiner künftigen pastoralen Wirksamkeit nicht ganz unbekannt war; denn das Städtchen, dahin er entsendet worden, ist der Schauplatz seiner Kinderzeit — und wer seine Physiognomie noch nicht erkannt, dem muß man's freilich schon sagen, daß der neue Herr Pfarrer einmal der kleine Andreas hieß und niemand anders sei, als der Sohn der „Lichtanzünderin."

Sein Einzug hatte unter großer Feierlichkeit stattgefunden. Vom Kirchenturm herab entsendeten die Glocken ihre ernsten Klänge wie am Charsamstag bei der Auferstehungfeier. Die Burschen des Ortes ritten auf buntbebänderten Rossen dem neuen Seelenhirten entgegen, die Mädchen weiß gekleidet bildeten Spalier und mehrere Geistliche aus der Umgebung des Ortes hatten sich versammelt, um den jungen Amtbruder zu begrüßen. Böllerschüsse wurden gelöst. Es war ein allgemeiner Jubel im Städtchen, daß die Gemeinde wieder ihren Hirten habe; es freute sich jung und alt und groß und klein.

Und sie? — die „Lichtanzünderin"? — sie war auch mit unter den Wartenden; sie ging auch mit zur Kirche: sie sah Andreas auf der Kanzel, die Verkörperung ihres kühnsten Wunsches. Dieser Wunsch war nun freilich erfüllt. Der Pfarrer war fertig, aber wie stand es um den Sohn?

Digitized by Google

Seit jenem Tage, an dem sie den Abschiedbrief von Andreas erhalten hatte, war ein schöner Zeitraum, mehr als ein Jahrzehnt verflossen. Manches hatte sich inzwischen verändert. Nichts aber war in dieser langen Zeit vorgekommen, was den schmerzlichen Bruch zwischen Mutter und Sohn zu heilen geeignet gewesen wäre.

Die Lichtanzünderin hatte jenem Briefe, der sie in innerster Seele verwundete, der sie aufs tiefste empörte, nichts entgegenzusetzen, als — Schweigen und Dulden. Andreas war in ihren Augen ein verlorener Sohn. Sie schämte sich für ihn in ihre Seele hinein, ja, sie machte sich selbst über seine Undankbarkeit gegen das Braunsche Haus die bittersten Vorwürfe. Ihre Mutterliebe freilich — diese ist darunter nicht erloschen, und oft, gar oft im Laufe dieser langen Zeit stellte sie sich die Frage, ob es denn nicht doch Unrecht von ihr gewesen, keinen Versuch mehr zu machen, den Sohn, wie sie es das erste Mal getan, auch ein zweites Mal zur Besinnung zurückzuführen; ja sie fragte sich oft, ob es nicht noch Zeit wäre, das was sie hierin versäumt zu haben sich anklagen mußte, nachzuholen; ob sie nicht jetzt noch hingehen sollte, ihren Andreas aufzusuchen und zu sehen, ob er nicht wieder ihr Sohn sein könne. Eine gewisse Scheu hatte sie von diesem Schritte jedesmal, so oft sie ihn unternehmen wollte, zurückgehalten. Andreas ist jetzt um mehrere Jahre älter — sagte sie — ist kein Kind mehr, das mit sich spielen läßt, und wenn er schon als Knabe gegen mich so verfahren konnte, was hab ich jetzt zu erwarten! — Einmal kam ihr sogar der Gedanke, ob sie nicht hätte nachgeben, dem Sohn zu Liebe ihren Dienst in der Synagoge hätte verlassen sollen; aber das war gerade die Stelle, wo sie verwundbar war, alles andere hätte sie eher von Andreas ertragen, als daß er diesen Dienst einen unwürdigen genannt, daß er ihre Beschäftigung, mit der sie sich selbst und ihn viele Jahre ernährt, ohne welche sie beide hätten darben und verkümmern müssen, verachtete und verhöhnte. Daß er so sehr aller jener kindlichen Erinnerungen vergessen konnte, war ihr ein Beweis, daß er fähig war, sie selbst zu vergessen.

Und hatte Andreas seine Mutter wirklich vergessen? —

In Andreas kämpften zwei Prinzipe miteinander. Wie Faust

Digitized by Google

hätte er von sich sagen können — und welcher bedeutende Mensch kann es nicht! — daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen. Wie oft bereute er den übereilten Schritt, zu dem er sich von Cyrill hatte verleiten lassen; wie oft hatte er Augenblicke, in denen er gern reuig zu seiner Mutter zurückgekehrt, sich ihr zu Füßen geworfen und ihre Verzeihung erbeten hätte. Wie oft klagte er sich selbst des schnödesten Undanks an, machte er sich die bittersten Vorwürfe über die Lieblosigkeit, mit der er seine brave gute Mutter von sich gestoßen; aber diese natürlichen Aufwallungen seiner kindlichen Liebe wurden bald wieder erstickt, wenn der fanatische Cyrill ihm vorstellte, wie er an der Lösung dieses natürlichen Bandes ganz unschuldig sei, wie er ja alles getan habe, was ein guter Sohn der Mutter gegenüber nur immer zu tun imstande war; wie nicht er die Mutter, sondern die Mutter ihn von sich gestoßen, indem sie in ihrer unheilbaren Verblendung seine aufrichtigen, seine wahrhaft christlichen Ermahnungen zurückgewiesen; wie er bestrebt gewesen sei, für das Heil ihrer Seele zu sorgen, und wie von seiten der Mutter nichts anderes als Stillschweigen und stumme Verstocktheit, stolze Verachtung der Lohn für seine guten Absichten gewesen.

Nicht immer waren Cyrills Betrachtungen stark genug, ihm Trost zu gewähren; allein zu ihnen gesellte sich als Bundgenosse die Scham in seinem eignen Herzen. Wie konnte er es wagen, vor die Mutter, die er so tief gekränkt, hinzutreten! — Und so trug denn das künstlich in sein Gemüt verpflanzte fanatische Prinzip über die schönen und edlen Aufwallungen seines Herzens doch jedesmal den Sieg davon.

Unter solchen innern Kämpfen hatte Andreas seine Studien fortgesetzt, bis er in die Theologie eintreten konnte, und unter solchen Kämpfen hatte er endlich auch die Priesterweihe erhalten. Jetzt, da er an der Stelle des geistlichen Führers derjenigen Gemeinde dastand, der er seiner Geburt nach selber angehörte, hatten diese Kämpfe noch keineswegs aufgehört, im Gegenteil, man kann sagen, daß sie in ihrer ganzen Stärke jetzt erst eigentlich begonnen haben.

Mutter und Sohn waren durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen einander so nahe gerückt worden, wie sie

Digitized by Google

es kaum jemals hoffen durften; doch war mit dieser räumlichen Annäherung die weite Kluft nicht verringert, die sie voneinander getrennt hielt. Allerdings wäre auf jeder Seite ein Entgegenkommen von der andern herzlich gern gesehen und freudigst begrüßt worden; aber darin liegt es ja eben, daß von keiner Seite der erste Schritt unternommen werden wollte; das ist es ja eben, daß sich die Menschen viel leichter entzweien, als sie sich wiederfinden.

Die Mutter, die den Sohn jeden Sonntag auf der Kanzel sah und das Wort Gottes verkünden hörte, wie gern hätte sie diesen Sohn an die Brust gedrückt, wie schlug ihr Herz bei dem Gedanken, daß der da oben stehe, dem die ganze Gemeinde andächtig lauschte, ihr Andreas sei, den sie als Kind genährt, den sie gewartet und gepflegt bei Tag und bei Nacht; aber — was sie bisher unterlassen hatte, wie sollte sie es jetzt wagen? Andreas war ein vornehmer, großer Herr geworden, sie selbst war noch ein niedriges, demütiges Weib. Ist er denn noch ihr Sohn? hatte sie denn auch noch das Recht, sich seine Mutter zu nennen? Hat er's ihr nicht selbst geschrieben in jenem unseligen Briefe, daß er sich würdig machen werde, die Kirche als seine Mutter zu gewinnen? und hat er dieses Versprechen nicht getreulich erfüllt? stand er jetzt nicht im Dienste der Kirche als einer ihrer würdigsten Diener? was hat das demütige Weib noch für einen Anspruch auf ihn? das bißchen Mutterliebe, das sie aus ihrem Herzen nicht wegzubannen vermochte? Wer kümmert sich um das Herz eines armen Weibes!

Und hätte der Pfarrer zu seiner Mutter kommen sollen? gewiß! und es ist auch wahrscheinlich, daß dies geschehen wäre, wenn er dem Drange seines Herzens, dem Zuge seines Gefühls Folge geleistet hätte. Aber an sein warmes Gefühl hing sich die Überlegung wie ein Bleigewicht und hielt ihn von der Mutter zurück. Der Sohn konnte sich vor der Mutter demütigen, gewiß; konnte dies auch der Pfarrer vor der Lichtanzünderin in der Judenschule? —

Die gute Frau versah ihren Dienst noch immer nach wie vor mit Emsigkeit und Pünktlichkeit. Das war aber gerade der Punkt, um den sich alles drehte. Andreas schämte sich, daß seine Mutter

Digitized by

an demselben Orte, wo er Pfarrer sei, in der Synagoge die Lichter anzünde.

Wenn sie nur das aufgeben wollte! — sagte er sich — so könnte alles wieder gut werden.

Ja, aber das gerade gab sie nicht auf. Sie hätte ebensowohl können aufgefordert werden, die Luft aufzugeben, die sie zum Atmen nötig hatte. Das war keine Laune von ihr, sondern eine tiefe innere Herzenssache. Maier und Taube Braun hatten ihr des Sohnes wegen niemals auch nur den leichtesten Vorwurf gemacht. Sie verstand es wohl, eine so zarte Schonung zu würdigen. Sie hielt sich daher um so mehr verpflichtet, dem Braunschen Hause zu beweisen, daß sie mit der Undankbarkeit ihres Sohnes nichts gemein habe, daß sie die höchlich verdamme, kurz, daß in ihr keine wie immer geartete Veränderung in ihrem Verhältnisse zur „Gasse" Platz greifen könne. Was hätte Maier Braun von ihr denken müssen, wenn sie den Dienst, durch den die jüdische Gemeinde so viele Jahre hindurch ihre hilflose Lage erleichterte, nun schmählich verlassen hätte?

Im Gegenteil! Je schmerzlicher sie es empfand, wie sehr sich ihr Andreas gegen das Braunsche Haus vergangen habe, desto weniger zeigte sie das Bestreben, sich von ihm zurückzuziehen, sondern schloß sich so fest, als es in ihrer Macht stand, daran an. So ward sie vor ungefähr zehn Jahren, da durch Siegmunds übereilten Schritt das Verhältnis des Lehrers zu der Schülerin enthüllt wurde, von allen Mitgliedern der Familie ins Geheimnis gezogen. Maier Braun hielt es nicht unter seiner Würde, die simple Lichtanzünderin um ihren Rat zu fragen, was er in dieser schwierigen Lage unternehmen solle. Von Taube wird uns eine solche Herablassung um so weniger befremden. Das Mädchen suchte ihren Schutz gegenüber den Angriffen von seiten der Eltern, Siegmund suchte sich hinter ihr zu verstecken, um sich gegen die vermutete Rache der Schwester zu schützen, und selbst der gelehrte Salomon Hamburger verschmähte es nicht, der Lichtanzünderin zuzuhören, wenn sie ihn in bezug auf Prive zur Geduld ermahnte und auf die Zukunft verwies, die doch noch gar so Vieles bringen könne. Diese freundschaftlichen Beziehungen zum Braunschen Hause sind bei ihr bis zu

Digitized by Google

diesem Tage nicht im mindesten geschwächt worden; sie wurde in ihm wie ein Mitglied der Familie angesehen.

Je fester sich aber ihre Beziehungen zum Braunschen Hause im Laufe der Zeit gestaltet hatten, desto mehr mußten sie jetzt die Entfremdung zwischen Mutter und Sohn noch bestärken; denn wahrlich, er war kein übler Menschenkenner, der Römer, welcher sagte: vitium est humani generis, odisse quem laederis (es ist ein Fehler der menschlichen Natur, den zu hassen, den wir beleidigt).

Daß er sich gegen Maier Braun, gegen Taube, gegen Siegmund und gegen seinen ehemaligen Lehrer im höchsten Grade undankbar benommen habe, das wußte er sehr wohl. Er fühlte nur zu oft Gewissensbisse darüber; aber hat der Mensch einmal einen Fehler begangen, so sucht er die Ursache selten in sich, sondern zumeist in den Andern; hat er namentlich jemandem ein Unrecht zugefügt, so sucht er in der Regel nach Gründen, die nicht nur ihn bei sich selber entschuldigen, sondern die aufs klarste beweisen sollen, daß der Andere dieses Übel verdient, daß es dessen eigne Schuld sei, wenn er nicht anders gegen ihn handeln konnte. Und selten verläßt uns bei einer solchen Jagd nach Sophismen der Scharfsinn. So hatte sich auch Andreas im Laufe der Zeit in einen Haß gegen seine von ihm aufs empfindlichste gekränkten Wohltäter hineinargumentiert, und wo noch irgend ein Winkel in seinem Gemüte frei war, da wußte sich Cyrills fanatische Dialektik mit Hartnäckigkeit festzusetzen. Was Wunder, daß er also jetzt, wo er seinem Wohltäter sozusagen unter die Augen gerückt war, den Stachel des Gewissens schärfer und spitziger fühlte als je, und daß sein Widerwillen gegen das Braunsche Haus in demselben Maße stieg, als sein Gewissen ihm täglich sagte, daß er sich ihm verpflichtet fühlen müsse. Was Wunder aber auch, daß er von der Mutter sich desto ferner halten mußte, je inniger er sie mit dem Hause seiner Widersacher, d. h. Wohltäter befreundet sah! — Wohl war es ihm daher eigentlich in hohem Grade unangenehm, als ihm die geistliche Oberbehörde zur Belohnung und Anerkennung, sowohl seines Wandels als seiner Gelehrsamkeit, die Pfarrerstelle gerade in seinem Geburtorte übertrug, und dennoch konnte er sie — und das war seine empfind-

lichste Strafe! — ohne sich eine Blöße zu geben, nicht wohl ablehnen. —

Die Ankunft des jungen Pfarrers hatte im Herbst stattgefunden. Die Landschaft trug denselben Charakter, wie an dem Tage vor seinem Abgang aufs Gymnasium. Die Blätter fielen von den Bäumen, aber die Schranken fielen nicht, die Sohn und Mutter von einander trennten. Es wurde Winter, und als es kälter ward, da schien sich auch das Herz des Sohnes nur noch finsterer zusammen zu ziehen, und als sich die Eisdecke über den Fluß spannte, da schien sich auch eine stärkere Eiskruste um das Herz des Sohnes zu legen. Aber — der Winter mag toben, wie er will, es muß ja doch auch wieder Frühling werden! —

Und der Frühling kam! — Er wartete nicht auf die astronomische Erlaubnis; aber mit ihm schien auch ein anderer Frühling zu kommen — ein Völkerfrühling schien heranzubrechen. In Paris erhob sich ein gewaltiger Sturm, und bald hatte er sich in rasender Eile in Europa ausgebreitet. Die ganze Welt schien in Aufruhr; kein Winkel und kein Fleckchen blieb unberührt von seinem Wüten; es waren die Märztage des Jahres 1848.

Die Welt schien eine neue werden zu wollen. In Paris hatte man den König vom Thron geworfen, und Frankreich ward eine Republik. In Wien brach Revolution aus und verschlang die ersten Opfer der Freiheit. Kaiser Ferdinand gab seinen Völkern eine freie Verfassung. In allen Landeshauptstädten wurde die Konstitution ausgerufen. Die Bürger errichteten Nationalgarden, die Studenten bildeten Legionen unter eignen, von ihnen gewählten Führern. Alles schien in Wonne und Freude zu strahlen, denn der Druck, der auf der Menschheit gelastet, schien gewichen; die Welt war aus einem langen Traume erwacht; aus der Blutsaat der Gefallenen schien die Freiheit emporzusteigen, und das den Menschen angeborene, so lange niedergehaltene Recht schien sich zu erheben mit siegender Gewalt. —

Die Ereignisse in den Hauptstädten fanden auf dem Lande einen mächtigen Widerhall. Hier sah man die großen Begebenheiten aus der Ferne, und die Einbildungkraft hatte den freiesten Spielraum in deren Ausmalung. — Zeitungblätter und Flugschriften

Digitized by Google

bedeckten das ganze Land: sie schienen förmlich aus der Erde hervorzuwachsen. Die Aufregung in den Gemütern ist unbeschreiblich. Jeder Augenblick bringt andere Neuigkeiten, der Übertreibung und Verdrehung der Tatsachen ist Tür und Tor geöffnet. Bald heißt es, der „Zehnte“ ist abgeschafft; man braucht dem Pfarrer keine „Zehnten“ mehr zu geben, und der Bauer könne jetzt sein Getreide einheimsen, ohne etwas davon vor der Behörde zu verheimlichen. Wenn der Pfarrer Getreide haben will, so soll er nur selber ackern. Bald heißt es wieder, die Juden werden jetzt ebensogut können Äcker und Felder kaufen, wie der Bauer; man spricht von Juden-Emanzipation, man sagt, die Juden werden von nun an keine Ausnahmgesetze mehr haben. Sie werden ebensogut können Beamte werden, wie die Christen. Bald aber heißt es wieder, es sei alles gar nicht wahr; im Gegenteil, man werde den Juden ihr Geld wegnehmen und sie austreiben; sie mögen nach Jerusalem gehen, und Rothschild soll sie hinführen, und vieles anderer ähnlicher Art.

Man kann sich vorstellen, wie derartige Gerüchte auf die Landbevölkerung wirkten. In unserer „Gasse“ herrscht große Besorgnis, denn bereits hatte man von einigen Krawallen, die in anderen Orten gegen die jüdische Bevölkerung vorgekommen, Nachricht erhalten, und die Furcht lag nahe, daß auch hier etwas ähnliches Platz greifen könnte. Bereits hatten sich sogar Nachrichten vernehmen lassen, die namentlich für Maier Braun sehr beunruhigend lauteten. Die Juden seien Betrüger; sie foppen den Christen das Geld aus der Tasche und bereichern sich so. Kein Wunder, daß dann ein Jud, wie Maier Braun imstande sei, eine solche Fabrik herzustellen, darin er über hundert Arbeiter beschäftigt. Das seien arme Leute, die müssen arbeiten, daß ihnen das Blut aus den Nägeln dringt und nichts haben sie davon, er aber und die Seinigen seien Nichtstuer, Lungerer, die auf der faulen Bärenhaut liegen und dem Herrgott den Tag stehlen. Das müsse anders werden. Diejenigen, die arbeiteten, sollen auch den Lohn haben, so sei es recht! — Und jetzt, wenn die neuen Freiheiten auch noch kommen und die Juden sogar auch Äcker kaufen können, dann werde es mit ihnen gar nicht mehr auszuhalten sein; sie werden die armen Bauern von ihren Wirtschaften vertreiben, und ihnen werde nichts übrig bleiben, als

Digitized by Google

sich bei den Juden als Ackerknechte zu verdingen. Am Besten wär's, man nehme den Juden das Geld weg und treibe sie fort. Wozu braucht's denn Juden auf der Welt zu geben? sie haben den Heiland gekreuzigt, so braucht man sie auch nicht zu schonen.

So und in ähnlich tröstlicher Weise lauteten die Stimmen; denn der Pöbel ist überall derselbe; überall versteht er unter Freiheit die zügellose, ungebundene Willkür.

Maier Braun besprach sich mit Salomon Hamburger, was zu tun sei.

Nun sehen Sie, Hamburger — meinte Maier Braun — da haben Sie die Früchte der Freiheit, auf die Sie so lang gewartet haben.

Das war nicht anders zu erwarten — entgegnete Hamburger — jede Umwälzung fordert ihre Opfer. Was sind aber diese Opfer im Vergleich zu dem bleibenden Gewinn, der der Menschheit zuteil wird!

Ich dank ihnen für den Gewinn der Menschheit, wenn sie mir meine Fabrik anzünden, oder wenn sie mich gar — ich will meinen Mund nicht zum Bösen auftun.

Ich glaub es gern, daß es nicht gerade angenehm ist, ein Opfer zu sein, aber das ändert die Sache nicht. Alles Blut, in der französischen Revolution 1792 vergossen, kann nicht in Erwägung kommen gegen den Fortschritt der Menschheit, der durch jene Revolution hervorgerufen wurde.

Was hab ich von Ihren Narrheiten? lassen Sie mich gehn mit einer solchen Philosophie! Reden wir lieber davon, was jetzt geschehen müßte; denn die Reden, die man hört, gefallen mir nicht. Ich muß Ihnen sagen, ich bin in einer großen Furcht. Soll ich beim Amt die Anzeige machen?

Was nützt da eine Anzeige? Im Gegenteil! sie schadet nur; denn erstens können sie doch niemanden ausdrücklich nennen, der die Drohung ausgesprochen, und wenn Sie hundertmal bei sich wissen, daß es der Stephanik ist, beweisen können Sie's ihm doch nicht. Zweitens rufen Sie durch eine Anzeige erst recht den Haß der gemeinen Klassen hervor, und diese glauben sich zu einem Angriff gegen Sie um so mehr berechtigt; drittens aber offenbaren Sie

Digitized by Google

durch eine Anzeige, jetzt, wo noch gar nichts getan worden, daß Sie sich fürchten, und nichts kann Ihnen gefährlicher sein, denn wer zeigt, daß er sich fürchtet, muntert den Gegner nur auf. Sie müssen im Gegenteil ganz furchtlos erscheinen.

Alles Recht; aber was in aller Welt soll ich tun.

Hier kann nur ein Mittel wirken; moralischer Einfluß. Ich wüßte Eins! —

Nämlich? —

Der Pfarrer! —

Ja! wenn der wollt', der könnt' schon machen, daß die Sache anders wird, aber was ist mit dem anzufangen? —

Probieren Sie's! —

Was soll ich probieren? zu ihm gehn? Was soll ich ihm sagen? soll ich ihm vorhalten, welche Opfer ich für ihn gebracht hab? was er mich gekostet hat? — Das wäre gemein! — Und auf welchen andern Dank hab ich Anspruch? Was tu ich, wenn er mir zur Antwort gibt, ich soll ihm die Rechnung bringen, was ich für ihn ausgelegt hab, er will sie bezahlen! Dann kann ich gehen und kann mir den Mund abwischen! — Wissen Sie was? gehen Sie zu ihm! Sie sind ein gelehrter Mann; sie wissen die Gedanken und die Worte besser zu setzen als ich. Sie sind sein Lehrer gewesen! Vielleicht richten Sie bei ihm aus, was mir sicherlich niemals gelingen möchte. —

Gut! — sprach Salomon Hamburger — ich will zu ihm gehn.

Und so tat er.

Salomon Hamburger stand seinem ehemaligen Schüler, dem Pfarrer gegenüber.

Womit kann ich dienen? — fragte der Herr Pfarrer zeremoniös und höflich.

Mich führt eine Bitte hierher — sagte Salomon Hamburger.

O! daß Sie die Neugierde nicht hierher führt, hab ich mir gedacht — sprach der Pfarrer mit einem Zuge von Ironie.

Um Vergebung — entgegnete Salomon — ich habe mir nicht schmeicheln können, daß ich früher hier willkommen gewesen wäre.

Und wer sagt Ihnen denn, daß Sie es jetzt sind? — fragte spitzig der Herr Pfarrer.

Digitized by Google

Hochwürdiger Herr — sagte Salomon — entschuldigen Sie die Freiheit, die ich mir genommen; ich will nun wieder gehn. Ich war auf solche Bitterkeit nicht vorbereitet. Ich trage ein anderes Bild von — — —

Lassen wir diese Anspielungen auf längst entschwundene Tage! Wir haben jetzt eine andere Zeit. — Was verlangen Sie von mir?

Ich will keine Bilder der Vergangenheit heraufbeschwören. Ich bin vielmehr gekommen, um eben über diese neue Zeit, die wir jetzt haben zu sprechen. Die neue Wendung der Dinge ist nicht für alle Stände gleich angenehm.

Wollen Sie mich vielleicht trösten, über den Verlust des „Zehnten?“ —

Ich bitte, Hochwürden, warum dieser Spott? — An eben dieser Stelle, wo ich jetzt stehe, bin ich ungefähr vor fünfzehn Jahren Ihrem seligen Vorgänger gegenübergestanden; ich kann sagen, er hat mich liebreich angehört.

Sie können es doch nicht unterlassen auf die Vergangenheit zurückzukommen! — Doch, nehmen Sie Platz — sagte der Pfarrer einladend — und setzen Sie fort.

Um kurz zu sein — begann nun Salomon ohne weitere Umschweife — die Judengasse ist in großer Aufregung.

O, nicht nur die Judengasse! Nennen Sie mir eine Gasse, die es nicht ist?

Nur ist der Grund der Aufregung nicht überall derselbe. Der Jäger, der das Wild verfolgt, ist freilich auch nicht sehr ruhig dabei.

Ich verstehe; die Judengasse ist also in Furcht.

So ist es.

Ja, aber was befürchtet sie denn eigentlich?

Man hört verschiedenes munkeln, was nicht sehr erbaulich klingt. Es rumort von Fabrikanzünden, von Geldwegnehmen, von Judenvertreiben — von Totschlagen sogar! —

Ah! und Sie geben etwas auf solch alberne Gerüchte? Glauben Sie, daß meine Pfarrkinder Diebe, Räuber, Mörder und Mordbrenner sind?

Bewahre! aber in so aufgeregter Zeit braucht ja nur einer aus allen einen unüberlegten Schritt zu tun; wer kann die Masse zähmen?

Digitized by Google

Wenn Sie Gespenster sehen, wo keine sind, ist Ihnen freilich nicht zu helfen; fürchten Sie aber wirklich einen Exzeß, dann ist der Weg zur politischen Behörde der einzige, den Sie zu machen haben.

Hochwürdiger Herr — sprach Salomon ernst — ich wüßte ein wirksameres Mittel als den Weg zur politischen Behörde.

Nun, und dieses?

Hängt nur von Ihnen ab. Wenn Sie selbst, wenn Sie in der Kirche von der Kanzel herab nur ein paar dringliche Worte —

Ich bitte, mein Herr — sprach der Pfarrer stolz — in meinen pastoralen Obliegenheiten bedarf ich keiner Unterweisungen.

Verzeihung! Ich wollte Ihnen keineswegs eine Unterweisung geben.

Kann ich sonst noch mit etwas dienen? —

Ich danke; meine Sendung ist zu Ende? —

Wenig getröstet ging Salomon Hamburger von dannen, und der „Gasse" blieb nichts übrig, als den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten.

Maier ergriff einige Maßregeln, die keinesfalls zu unterschätzen waren. Er verdoppelte den Tagelohn der Fabrikarbeiter, was auf sie einen sehr guten Eindruck machte, und gab ihnen nicht undeutlich zu verstehen, daß er wohl gar nicht abgeneigt sei, den Arbeitpreis noch mehr zu erhöhen, wenn sie durch ihren Fleiß und ihre Aufführung sich dessen würdig zeigen werden. Diese Aussicht vollends versetzte die Arbeiter in die beste Stimmung, und es verflossen jetzt mehrere Wochen, ohne daß Maier Braun irgend ein beunruhigendes Gerücht zu Ohren gekommen wäre. Die Fabrik war in voller Tätigkeit, und Maier Braun wünschte sich Glück zu der guten Maßregel, die er ergriffen.

Mit Geld und Schlägen richtet man doch alles aus — sprach er lächelnd zu sich selbst. —

Die Ruhe in der „Gasse", überhaupt im ganzen Städtchen, schien durch nichts unterbrochen, aber die brennende Kohle glimmte nur unsichtbar unter der Asche fort. Der Sturm war keineswegs beschworen, wenn auch für den Augenblick beschwichtigt. Die Steigerung des Gehaltes, sowie die Zusicherung einer noch weitern Er-

Digitized by Google

höhung hatte allerdings im ersten Momente einen guten Eindruck gemacht. Die Arbeiter konnten sich etwas mehr gönnen als bisher und lobten deshalb ihren Arbeitgeber. Bald aber war ihnen auch der gestiegene Gehalt zu niedrig, und sie fingen an zu berechnen, wie viel Maier Braun aus ihrer Arbeit gewinne und um wie viel sie besser stehen würden, wenn sie die Fabrik für ihre Rechnung betrieben und den Nutzen unter sich verteilen würden. Ein robuster Kerl von äußerst verderbtem Gemüte, namens Stephanik — Leser von einigem Gedächtnis werden unschwer in ihm jenen rohen Burschen erkennen, welcher vor mehr als zwanzig Jahren den Andreas in der Schule einen Judenbuben genannt — dieser Stephanik war der Rädelführer und Hauptanstifter. Was brauchen wir zu warten, rief er, bis es Seiner Gnaden, dem Herrn Braun gefällig sein wird, unsern Gehalt zu erhöhen? besteht denn die Fabrik durch ihn oder durch uns? was könnt er mit seiner Fabrik anfangen, wenn wir nicht wären? Er braucht uns, wir aber brauchen ihn nicht. Wir wollen mit unserer Fabrik auch ohne ihn fertig werden.

Nun ermahnte er seine Kameraden nur ja recht auf der Hut zu sein und nicht viel zu plaudern; denn mit dem vielen Gerede kommt doch nichts Gescheidtes heraus. Hätten sie früher auch zu schweigen gewußt, so wären sie jetzt schon freie Herren; denn wie der Braun etwas erfährt, so kommt er wieder und verspricht goldene Berge, und da werden denn die Meisten gleich wieder weich und aus ist's mit der Bescherung. Darum sollten sie nur stille sein, und aufpassen; die Stunde der Rache wird schon kommen; er werde ihnen schon sagen, wann es Zeit ist.

Derart war das Schweigen, welches die „Gasse" für völlige Ruhe hielt, und welches sie in die Hoffnung einwiegte, daß keine weitere Gefahr vorhanden sei. —

Wie sehr selbst Maier Braun von dieser Hoffnung erfüllt war, geht daraus hervor, daß er sich gerade jetzt ernstlicher als jemals mit dem Gedanken beschäftigte, seine Tochter zu verheiraten, obwohl derjenige, der einen etwas schärferen Blick hat, ein wenig versteht, den innern Zusammenhang äußerer Vorgänge aufzufinden, gerade aus dieser Hast, namentlich aber aus der getroffenen Wahl, leicht heraus-

Digitized by Google

lesen wird, daß Maier Braun doch eigentlich von einer gewissen Angst und Bangigkeit nicht frei war.

Es ist jetzt eine merkwürdige Zeit — hub er eines Tages zu seiner guten Taube zu reden an — und ich muß dir aufrichtig gestehen, daß wir mit dem Kind doch einen Fehler begangen haben. Heutzutag steht nichts mehr fest in der Welt. Was willst du mehr haben, wenn ein König auf seinem Thron nicht sicher ist! Hat sich's der König von Frankreich heut vorm Jahr einfallen lassen, daß er jetzt nicht mehr in Paris sein wird? In dieser Zeit kann der Mensch nicht wissen, wo er dran ist von heut auf morgen. Was ist Geld, und was sind Reichtümer in diesen Tagen? Ein Windstoß wirft Einem alles über den Haufen. Was tu ich, wenn mir die Bösewichter doch die Fabrik überm Kopf anzünden? Es ist wahr, ich hab sie „begütscht" (besänftigt); aber was kann man wissen! — Eine einzige Sach existiert, die man Einem nicht wegnehmen kann; das ist dasjenige, was der Mensch gelernt hat. Ich seh heut ein, daß dies doch den höchsten Wert hat, und du mögst mir glauben, wie ich da steh als Maier Braun, braucht Salomon Hamburger heutzutag mit mir nicht zu tauschen. Meinst du nicht?

Auf was willst du herauskommen? —

Auf was ich herauskommen will? Merkst du es nicht? Ich will damit sagen, daß heutzutag Einer gescheidter tut, seine Tochter Salomon Hamburger zu geben, als einem reichen Geschäftmann.

Dieser Meinung bin ich schon lang gewesen.

Du bist ein Weib, du hast mit Prive Mitleid gehabt, daß sie ihre schönsten Jahre so zubringt. Deshalb bist du schon lang der Meinung gewesen. Das ist aber keine Meinung, sondern ein bloßes Gefühl. Wäre das eine Meinung, so hättest du damit auftreten müssen, dazu hat dir aber die „K'rasche" gefehlt; ich aber seh das, was ich jetzt sag, mit meinem Verstand ein, und ich muß dir sagen, ich bin der Sache durchaus nicht mehr abgeneigt, und wenn es Gottes Wille ist, so machen wir „Cholhamod-Pesach" (an den Oster-Halbfeiertagen) die Sache richtig.

Jubel herrschte im Braunschen Hause, nachdem die Mutter der Tochter diese Botschaft mitgeteilt; auch die „Gasse" nahm sie mit großer Freude auf; denn Salomon Hamburger war, obwohl er sich

Digitized by Google

nicht in alles fügte, was man daselbst verlangte, von jedermann geachtet und geliebt. Er selbst nahm die Nachricht mit jener Ruhe auf, wie jemand, der das Eintreffen eines mit Bestimmtheit erwarteten Ereignisses aufnimmt. Er war keineswegs ein Mann, der Träumen einen Einfluß auf die Gestaltung seiner Entschlüsse oder Hoffnungen zuschrieb, aber er hielt besonders merkwürdige Träume doch für eine kombinierende Tätigkeit der Phantasie, die ihre Bilder aus Bestandteilen zusammensetzt, die nicht ganz außerhalb der Berechnung des Individuums liegen. So hatte er auch aus jenem merkwürdigen Traume neue Hoffnung geschöpft, und nun, da seine Erwartung so schön sich bestätigte, war es ihm zumute, als ob er an deren Erfüllung nie gezweifelt hätte.

Der Zeitpunkt seiner Verlobungfeier rückte immer näher herbei; nur noch wenige Tage trennten ihn von ihr; aber was bedurfte er deren auch? Diese öffentliche Anerkennung eines Gutes, dessen Besitz ihm in der Seele Innerstem so über alle Zweifel erhaben stand, war diese nötig, sein Glück erst zu begründen? oder konnte sie es steigern?

Es war am Rüstabend des Passahfestes. Alles Gesäuerte war aus den Häusern entfernt. Schon hatte die „Gasse" jene feiertägliche Physiognomie angenommen, welche die Freude des kommenden Festes so anheimelnd ankündigt. Es kam der Abend heran. Einzelne gingen bereits zur Synagoge, bald kamen ihrer mehrere. Noch waren die Lichter alle nicht angezündet. Die „Lichtanzünderin" war eben in voller Tätigkeit und nach und nach hatte sich die ganze Gemeinde zum Abendgebete versammelt.

Die Lichtanzünderin saß wie gewöhnlich in der Vorhalle, den Schluß des Gottesdienstes abzuwarten.

Preiset Gott den Hochgepriesenen! sang der Vorbeter mit lauter Stimme, und die ganze Gemeinde antwortete einstimmig: Es sei der Name des Ewigen gepriesen von nun an bis in die Ewigkeit!

In demselben Augenblicke aber wurde der Gottesdienst durch einen fürchterlichen Lärm, durch wildes Schreien und Toben unterbrochen.

Feuer — schrie es und alle stürzten in wilder Flucht aus der Synagoge.

Digitized by Google

Welch ein Anblick bot sich ihnen dar! Wilde Rotten zogen schreiend durch die „Gasse“; Weiber und Kinder waren mit unter den Aufrührern die von Stephanik angeführt wurden. Steine flogen wie ein Hagelregen in die Fensterscheiben, die Haustüren, die die während der Zeit des Abendgebetes daheimgebliebenen Dienstboten verriegelt hatten, wurden mit Axtschlägen erbrochen und zertrümmert. Die wilde losgelassene Horde stürzte sich in die Wohnungen, zertrümmerte die Möbel, zerschlug die Spiegel, schnitt die Bettdecken auf und warf alles, unter dem Jubel der auf der Straße Befindlichen, zu den Fenstern hinaus — und die Fabrik! an dieser war fast kein Stein mehr auf dem andern. Sie schien umgekehrt von oben nach unten.

Rettung war unmöglich! Die armen Leute, die aus dem Gebete aufgeschreckt, dieses entsetzliche Schauspiel zu sehen kamen, sie konnten sich und ihre Habe nicht verteidigen — ohnmächtig, ohne jeden Versuch eines Widerstandes, mußten sie der Plünderung zusehen und der Zerstörung freien, ungehemmten Lauf lassen; denn schon hatte sich der wilde Ruf: Schlagt sie tot! Schlagt die Juden tot! — vernehmen lassen, und der geringste Versuch eines Widerstandes hätte die erhitzte Rotte zum Äußersten gebracht.

Die Lichtanzünderin, die mit den Juden aus der Synagoge auf die Gasse geeilt war, empfand bei dem gräßlichen Anblick das tiefste Weh, das jemals ihr Herz erfüllt hatte.

Und dies — sagte sie sich — in der Gemeinde, in der mein Sohn das göttliche Wort verkündet! —

Sie war außer sich vor Schmerz; da konnte sie sich nicht länger zurückhalten. Alle Bedenken, die sie lange von dem Sohne getrennt hielten, waren verschwunden; alle Schranken, die sich in ihrem Geiste im Laufe der vielen Jahre aufgerichtet hatten, waren mit einem Male gefallen — denn es galt ja das äußerste.

Ich will doch sehen, ob ich gar nichts mehr über ihn vermag — rief sie mit Ungestüm und stürzte fort ins Pfarrhaus.

Die Lichtanzünderin wurde eingelassen. Als sie in das Zimmer trat, warf sie sich vor dem Pfarrer nieder und war keines Wortes mächtig, so sehr hatte das Gefühl sie übermannt.

Digitized by Google

Der Pfarrer versuchte sie aufzurichten, und nun standen sie da Aug in Auge.

Hochwürdiger Herr! — begann endlich die Lichtanzünderin, nachdem sie die Besinnung und die Sprache wieder gewonnen hatte.

Arme Unglückliche! — rief der Pfarrer aus — warum mußte es so weit kommen zwischen uns! Ist es denn recht, daß wir zwei nebeneinander hingehen durchs Leben, als ob wir uns nie gekannt hätten! —

Andreas! Andreas! — schrie die Mutter aus übervollem Herzen — kennst du mich noch? Erkennst du mich noch als deine — —

Mutter! — Mutter! — rief der Pfarrer und stürzte sich mit Heftigkeit an die so lange verwaiste Mutterbrust. — Oh! — fuhr er mit bitterem Schmerze fort — wie lange ist es her, daß ich dieses Glücks entbehren mußte! Wie oft dachte ich an den Abend vor meiner Abreise, an die Belehrungen, die du mir damals gegeben, an die Versprechungen, die du mir damals abgefordert, und die ich so schlecht erfüllt habe! —

Erfülle sie jetzt! Andreas, mein Sohn! eile, was du kannst! sie schlagen die Juden tot. Das kannst du nicht wollen!

Nein, bei Gott! ich wollt', es wäre vieles anders gekommen!

Noch ist es Zeit! — ermahnte flehend die Mutter — aber eile, eile; eine Minute versäumt, kann deinen guten Willen zu schanden machen. Die wilden Tiere sind los, keine Macht ist im stande, sie zu zähmen, als diese, bei der du im Dienste stehst, die Macht des Kreuzes.

In wildester Aufregung ergriff der Pfarrer das Kruzifix und stürzte mit seiner Mutter fort, hin in die „Gasse“, auf den Schauplatz der entsetzlichen Vorgänge.

Als die beiden daselbst ankamen, rannte ihnen ein wilder Haufen entgegen, und unter die Rufe: Nieder mit den Juden! mischte sich das Geschrei: Nieder mit dieser verkappten Jüdin! die bringt jetzt den Pfaffen über uns! — Es war Stephanik, der dieses neue Feldgeschrei anstimmte, und ausholend mit der Axt, traf er das Haupt der armen Lichtanzünderin so gewaltig, daß sie bewußtlos zu Boden sank.

Dieser Streich hatte die Situation verändert. Blut war ge-

Digitized by Google

flossen. Der Anblick des vergossenen Blutes, der Anblick des in der Hand des Pfarrers erhobenen Kruzifixes hatte die Wildheit der Menge besiegt.

Es ist Christenblut geflossen! — schrie man von der einen Seite.

Sie war eine gute Christin! — rief man von der andern.

Schlagt den Stephanik nieder! Nieder mit dem Mörder! — von einer dritten.

Die Stimmung hatte sich gewendet, die Gemüter waren erweicht und der Pfarrer benutzte den günstigen Moment.

Er hatte sich hingeworfen zur Erde, neben seine Mutter; rasch aber erhob er sich und predigte der Menge.

Nie hatte er ihr so ins Herz gesprochen, und nie waren die Gemüter in der Kirche so ergriffen, wie von dieser Predigt unter freiem Himmel.

Verblendetes Volk! — schloß er seine Ansprache — seht, was ihr getan habt; blickt um euch und betrachtet mit Scham und Zerknirschung das Werk eurer blinden Wut. Hier liegt meine Mutter, blutend aus ihren Wunden, blutend für eure Sünden und Missetaten, wie der Heiland, den ich hier in den Händen halte, für die Sünden und Missetaten der Menschheit geblutet. —

Ihr Frevler! Verbrecher! Verächter Gottes und seines heiligen Gebotes! — Glaubt ihr etwa, daß es sein Wille ist, die Juden von der Erde zu vertilgen? und hätte er vielleicht die Kraft nicht dazu, wenn es sein Wille wäre? und glaubt ihr, daß er dazu eurer Hilfe bedurfte? — Armes, mißleitetes Volk! geh in dich! lerne erkennen, welch böser Same in deinem Herzen aufgegangen ist. — Zerschlage dir deine Brust, armer Sünder; zermalme dir das eigne verstockte Herz, auf daß du dich der göttlichen Gnade vielleicht noch würdig machest! — Kehret zurück zu eurem Gotte, den ihr so schnöde verlassen! —

Tiefe Stille herrschte ringsum — da sprach der Pfarrer das „Vaterunser", und als er zu der Stelle kam: „Und vergib uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unsern Schuldigern" — da fiel alles auf die Kniee und das allgemeine Schluchzen verkündigte, daß die kurz vorher so wild erregte Menge aufs tiefste erschüttert sei. —

Digitized by Google

Der Pfarrer ließ die Mutter in sein Haus tragen, und die Menge ging in feierlichem Schweigen auseinander. Des Rädelsführers hatten sich gleich nach geschehener Tat einige bemächtigt, und nun wurde er in Gewahrsam gebracht. Die Juden hatten einen zerstörten Pessachabend, nichtsdestoweniger dankten sie Gott von ganzem Herzen für die wunderbare Rettung. Oder sollten sie es für kein Wunder angesehen haben, daß der Pfarrer, den sie für ihren größten Feind hielten, zu ihrem Schutze herbeigeeilt war!

Die Lichtanzünderin aber lag auf dem Sterbebette. In dem Momente, da sie, von dem tötlichen Schlage getroffen, zu Boden gestreckt wurde, hatte man sie für tot gehalten. Der unglückliche Sohn hatte sich auf die entseelte geglaubt teure Hülle hingeworfen und war in dieser Lage geblieben, bis er sich zu der Predigt aufgerafft, womit er die wild empörte Menge auseinanderbrachte. Zu Hause angelangt, stürzte er mit erneutem Ausbruche des natürlichen Gefühls auf die totgeglaubte Mutter und bedeckte ihr Gesicht mit tausend Küssen. — Sie bewegte sich, und freudiger Schreck ergriff ihn.

Mutter, Mutter! — rief er — du lebst! — Ach, wie gern wollt' ich mein Leben für dich opfern! —

Und nun fing ihn an, die Hoffnung zu beleben, daß ihm die Mutter vielleicht noch erhalten werde; aber der Arzt fand es nicht geraten, ihn in dieser Täuschung zu lassen, besonders da sie nicht lange währen konnte. Die Wunde war tötlich, und der Tod des guten Weibes konnte jeden Augenblick eintreten.

In tiefster Zerknirschung warf sich Andreas wieder auf das Lager der geliebten Mutter. Sie schlug die Augen auf.

Siehst du mich und hörst du mich auch noch? — fragte Andreas. Die Mutter nickte bejahend.

O — rief er im wilden Schmerze — kannst du mir vergeben?

Selig schien sie zu lächeln. Es war das letzte Liebezeichen, das sie ihm widmen konnte — denn, wie er weiter zu ihr redete, sprach er bereits zu einem verklärten Geist, der die sterbliche Hülle verlassen.

Weinend und zerknirscht saß er bei der entseelten Hülle der teuren Mutter — da wurde ihm ein Besuch gemeldet. — Ein

Digitized by Google

geistlicher Herr ist angekommen — sagte die Magd — und den er jetzt am wenigsten vermutet hätte, der trat plötzlich ein — Cyrill war es, der alte Studiengenosse. —

Was ist das? — fragte der Gast.

Meine Mutter tot! — sagte Andreas.

Deine Mutter? und die bei dir? Hast du sie also doch herumgebracht?

O Cyrill — sprach Andreas wehmütig — kommst du, mir noch ferner mein Dasein zu vergiften?

Ha! was ist das? Hat sie wohl gar dich bekehrt? —

O schweige! und störe meinen heiligen Schmerz nicht durch deinen unseligen Eifer! —

Hab' ich mir's doch gedacht! —

O Cyrill, was hast du mir getan! Mein ganzes Lebensglück hast du vernichtet. Da liegt meine Mutter, meine gute Mutter! — Die Hand, die sie getötet, ist deine Hand!

Was? du willst mich für einen Zufall verantwortlich machen?

Rede nicht von Zufall! es gibt keinen! Nur zu klar sehe ich die Kette von Ursachen und Wirkungen, die mit dieser geliebten Toten endigt und in unserem Seminarium begonnen hat.

Cyrill lächelte höhnisch! Andreas fuhr fort: Diene du der Kirche in deiner Weise, laß mich ihr aber hinfort in der meinigen dienen; glaube immerhin, daß die Andersdenkenden mit Feuer und Schwert von dieser Erde zu vertilgen seien; mein Glaube ist es nicht mehr. Halt du immerhin, wenn du nicht anders kannst, an der Meinung fest, daß die Juden ein gedrücktes Volk sein müssen, daß der Fluch Gottes auf dem Volke laste und in ewigen Zeiten nicht von ihnen genommen werden könne; ich bin dieser Meinung nicht, und wahrlich, der Tag, da ihr Druck aufhören wird, ist nicht mehr ferne; ich sehe ihn kommen diesen Tag, diesen von Gott gefügten Tag. — Schaue der Zeit doch nur ins Auge; verstehst du ihre Zeichen nicht? Sollte dir, deinem aufmerksamen Geiste, die ernste Mahnung entgangen sein, welche die jüngsten Tage so laut verkündigt haben? Wenn die römisch-katholische Kirche die Zeit versteht, so muß sie das Feuer und das Schwert von sich werfen und das Panier der Duldung und der allgemeinen Menschenliebe

Digitized by Google

aufpflanzen. Die römisch-katholische Kirche hat durch Luther den ersten Stoß erhalten; den zweiten gab ihr die französische Revolution von 1789. Danken wir Gott, daß sie kräftig genug war, diese beiden Schläge auszuhalten, treiben wir aber die Welt nicht mutwillig durch unser eignes Verschulden dahin, ihr noch einen dritten Stoß zu versetzen! — Denn wer mag für die Folgen gut stehen? wer kann bürgen, daß sie auch den dritten Stoß überdauern werde? —

Eitler, schwacher Mensch! du bildest dir ein, die Wege der Vorsehung zu durchschauen?

Nenne mich, wie du magst; aber geh! Gehe du deinen Weg und laß mich den meinen gehn. Ich habe mit dir nichts mehr gemein, ich fühle mich frei von deinem unseligen Einflusse — leider nur zu spät! —

Törichter Mensch, ich vergebe dir um deines Schmerzes willen. Bilde dir aber nicht ein, daß du dich jemals mir entziehen wirst. Ich kenne dich zu gut, um darüber beunruhigt zu sein.

Nein, Cyrill! du kennst mich nicht. Schwach war ich, das ist wahr; du weißt aber nicht, was ich innerlich gelitten, und wie oft ich, von innern Vorwürfen und Gewissensbissen gequält, mich selber angeklagt habe. Zwei Wege standen offen. Leider ging ich den, den du mir gezeigt! O, daß ich den andern gegangen wäre! — Du täuschst dich aber, wenn du meinst, daß ich heute noch der schwache Jüngling bin, der sich geduldig von dir leiten ließ und dir mit fraglosem Vertrauen folgte. Du selbst hast mich abgehärtet, und ich habe eine schwere Schule der Prüfung durchgemacht. Das merke dir: wer sich so überwunden hat, gegen sein natürliches sowie heiligstes Gefühl das Herz zu verschließen und der besten aller Mütter einen beispiellosen Trotz entgegenzusetzen, der ist kein schwacher Knabe geblieben, und der ist — glaub es sicherlich — nunmehr auch gegen dich geschützt! —

Das wird die Folge lehren — erwiderte Cyrill stolz und verließ in übler Laune den Genossen. —

Und die Folge hat es gelehrt. — Andreas hat nichts versprochen, was er nicht auch wacker gehalten. —

* * *

Digitized by Google

Auf den Trümmern der Zerstörung feierten **Salomon Hamburger** und **Maier Brauns** beglückte Tochter den Bund ihrer Herzen. **Siegmund**, der allezeit ein leichtsinniger Junge gewesen, ward durch die letzt stattgefundenen Ereignisse zur Einkehr in sich selbst und zu männlichem Ernst auferweckt. **Stephanik** büßte seine verruchte Tat unter der Hand der weltlichen Gerechtigkeit. **Andreas** aber ließ seiner Mutter einen würdigen Leichenstein errichten, und darauf setzte er die folgenden Worte:

Die Lichtanzünderin.

Sit illi terra levis.
Dona ei pacem, domine,
Et lux perpetua
Luceat ei.
Quae ipsa lucem incensit,
Non solum apud Judaeos,
Sed et in anima mea.

Als Salomon Hamburger die Braunsche Familie auf den christlichen Gottesacker führte, um das Grab der Lichtanzünderin zu besuchen, da hatten selbst die orthodoxesten Leute in der „Gasse" hierfür kein Zeichen der Mißbilligung. Denn die Lichtanzünderin wurde in der „Gasse", der sie gedient und für die sie gestorben, allgemein betrauert; sie ward zu den „Chaside ummoth hoolom", zu den edlen Frauen aus den Völkern gezählt, denen das ewige Leben sicher ist. — Und als daselbst **Taube** ihren Schwiegersohn, der ein großer Kenner war, um die Erklärung der Grabschrift bat, und dieser, selbst ergriffen, die Übersetzung vortrug:

Die Lichtanzünderin.

Möge die Erde ihr leicht sein! —
Herr, schenke ihr Frieden, und das ewige Licht leuchte ihr —
Ihr, die selber das Licht anzündete — nicht bloß bei den
Juden, sondern auch **in meiner Seele** — —

da traten der edlen Frau die hellen Tränen in die Augen, und mit tief bewegtem Herzen rief sie aus: Ich hab es doch schon alleweil gesagt, wie er noch ein kleiner Junge war: in dem Kind steckt ein merkwürdig Gemüt! —

Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

Digitized by Google

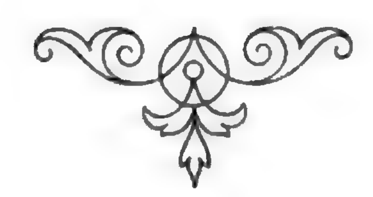
Eduard Kulke's erzählende Schriften

herausgegeben von

Dr. Friedrich S. Krauss.

II. Band.

Eigene Haare. — Heimweh.



Leipzig
Deutsche Verlagsactiengesellschaft.
1906.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

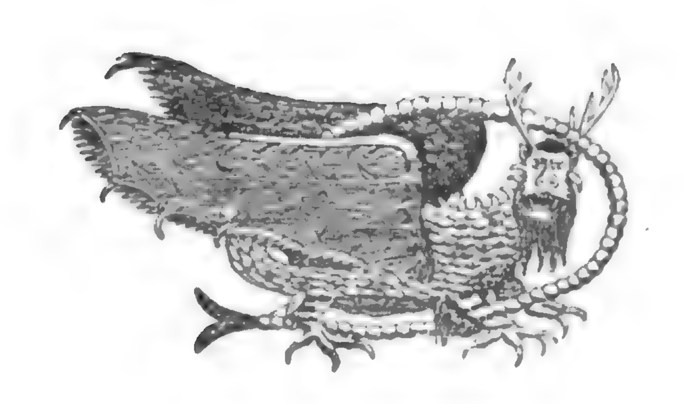
Eigene Haare.

Heimweh.

Erzählungen

von

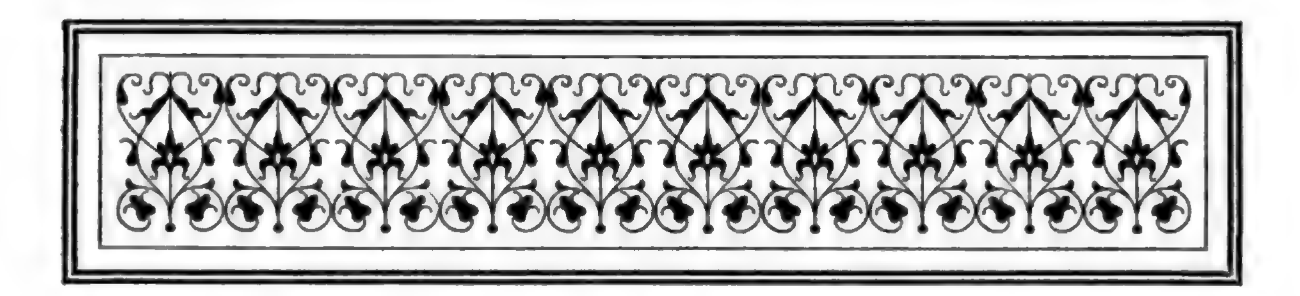
Eduard Kulke.



Leipzig
Deutsche Verlagsactiengesellschaft
1906.

Eigene Haare.

Erzählung.



Niemand freute sich auf die bevorstehende Hochzeit mehr als die kleine Blümele, des Bräutigams zwölfjähriges Schwesterlein. Ein Mädchen, das zwölf Jahre alt ist und noch dazu einen Bruder hat, der Hochzeit machen soll, ist das glücklichste Geschöpf auf der Erde. Wenn sich über ein Ereignis mehrere gemeinschaftlich freuen, so freut sich doch ein jeder auf eine andere Art, in einer nur ihm eigentümlichen Weise; man kann sagen, die Freude ist bei jedem anders gefärbt. Bei Rosa und Jossef, den Brautleuten selber, war die Wonne des Herzens nicht frei von einiger Bangigkeit und Ängstlichkeit. Und das nicht ohne Grund. Mußte sie doch das Haus ihres guten Vaters, ja ihren lieben Heimatort verlassen und sich, freilich an der Seite eines geliebten Mannes, in eine fremde Umgebung fügen lernen, und wußte Jossef doch nicht, ob er auch imstande sein werde, dem holden Mädchen für solches Opfer Ersatz zu bieten und ihm jede Unannehmlichkeit und Anfechtung fern zu halten. Etwas entschiedener als der Sohn zeigte sich Kreßel, die Mutter des Bräutigams. Sie fühlte sich glücklich, daß sie den Tag erleben soll, auf den sie so lange gewartet und gehofft und faßte in bezug auf die Schwiegertochter die besten Vorsätze. Meine „Schnur" — sagte sie — soll gar nicht spüren, daß sie nicht mehr daheim ist bei ihrem Vater. So wie die Hochzeit einmal vorbei sein wird, und sie da herein zieht zu mir in mein Haus, will ich sie halten, wie mein eignes Kind, wie mein Blümele, das ich unter meinem Herzen getragen! — So drückte sie ihre Freude aus, ob sie aber im Stillen nicht dar-

über beunruhigt war, daß ihre zukünftige Schnur aus einem Orte komme, in welchem die neue Mode, die sogenannte „Aufklärerei“ bereits angefangen habe Wurzel zu fassen, möchte nicht schwer zu entscheiden sein, wenn man bedenkt, daß Kreßel von jeher ein sehr frommes Weib gewesen und nicht um die Breite eines Haares von den Gesetzen abwich, die ihr durch Erziehung und langjährige Übung als ein unantastbares Heiligtum galten. So war denn auch ihre Freude nicht ganz frei von einiger Besorgnis. Blümele aber, das zwölfjährige Mädchen, dachte an alle diese Dinge nicht, worüber sich erwachsene Leute den Kopf zerbrechen; sie freute sich aus vollem Herzensgrunde, ihre Freude war rein, ungetrübt.

Schon als ihr Bruder kurz nach der Verlobung zur Braut gefahren war, um ihr das Bräutigamgeschenk, eine große güldene Kette, ein Gehänge von Perlen, bestehend aus sechs Schnüren mit einem Diamant-Verschluß, diamantene Ohrgehänge und ditto Ringe zu überbringen, da hatte Blümele ihn begleitet und wurde von der lieben Schwägerin und deren Vater mit allen Ehren empfangen und fürstlich bewirtet. Nach ihrer Zurückkunft wurde sie nicht müde zu erzählen, was man ihr alles für Ehre angetan, und wie schön und wie gut ihre Schwägerin, Fräulein Rosa sei. Die ganze Ausstaffierung habe sie ihr Stück für Stück gezeigt, den vollen Wäschkasten und alle reichen Kleider; das schwarzseidene „gute“ Kleid, und das grauseidene „nebengute“ Kleid und noch ein drittes farbenschillerndes Seidenkleid, das bei einer andern Braut auch das gute Kleid sein könnte, dann wieder die gute Haub mit echten Brüsseler Spitzen und die nebengute Haube und noch so viele andere schöne Sachen, wie Bettzeuge und Einrichtungstücke, die eine Prinzessin haben darf. Und wenn da die Mutter sagte: Ich bitt' dich, Blümele, mein Herz, warum heißest du Joffefs Braut alls Fräulein Rosa? Weißt du denn nicht, daß sie auf jüdisch Rochele heißt? — Dann lachte Blümele und gab zur Antwort: Ich heiß sie, so wie sie alle heißen; das ist jetzt so die neue Mode. — Immerfort erzählte Blümele von ihrer Schwägerin, sie sprach von nichts anderem, sie dachte auch an nichts anderes; ihr ganzes Gedanken- und Gemütleben bewegte sich stetig um diesen einen Punkt herum. An keinem Tage aber war ihre Freude so groß, und niemals noch hatte

Digitized by Google

sie sie mit solchem Jubel ausgedrückt, als heute, da man sich anschickte zur Hochzeit zu fahren, denn die Kaleschen standen bereits vor der Türe.

Den ganzen Tag vorher hatte Blümele ihre Hände voll zu tun gehabt mit dem Packen der Koffern, die man zur Hochzeit mitnahm, denn sie konnte sich in einem fremden Ort sehen lassen mit ihrem Staat und ihrem Putz. Kreßel mochte in ihrer Kleidung zwar etwas altvätrisch erscheinen, sie trug noch ein schwarzseidenes Fürtuch, womit sie Parade machte; deswegen stand aber ihre Kleidung in Aufwand und Reichtum der neumodischen nicht im geringsten nach. Blümele hatte dafür zu sorgen, daß beim Einpacken an nichts vergessen werde, und sie verwaltete dieses Amt mit großer Gewissenhaftigkeit. Die ganze Nacht hindurch schloß sie kein Auge. Zuerst war sie lange aufgeblieben und dann, nachdem sie sich gegen Mitternacht niedergelegt, konnte sie erst recht nicht einschlafen; schon klangen ihr die fröhlichen Tanzweisen im Ohre, bei denen sie sich morgen abends beim Vorspiel im Kreise drehen sollte, und die Freude drohte ihr das Herz zu zersprengen. Sie konnte den Morgen, dem sie wachend entgegenträumte, kaum erwarten. Die erste im Hause war sie aus dem Bette und rascher als sonst hatte sie sich angekleidet und reisefertig gemacht. Sie wollte gar nicht frühstücken, sondern lief immer hin und her, und da sie sich schließlich auf das Geheiß der Mutter ordentlich zum Frühstück niedersetzen mußte, tat sie sich großen Zwang an, eine halbe Tasse Kaffee zu trinken, die andere Hälfte konnte sie um keinen Preis mehr hinunter bringen. Jeden Augenblick lief sie zum Fenster, zu sehen, ob die bestellten Gelegenheiten noch nicht da seien, und als die drei Kaleschen, die gedungen waren, um alle Verwandten zur Hochzeit zu fahren, endlich anlangten, da hatte sie auch weiter keine Ruhe mehr in der Stube, sondern lief hinaus, zu untersuchen, ob auch alles gehörig Platz finden werde.

Es fand auch alles gehörig Platz. In dem ersten und zweiten Wagen setzten sich die unterschiedlichen Vettern und Muhmen des Bräutigams zurecht, in dem dritten Wagen der Bräutigam selbst mit seiner Mutter und Schwester, und so setzten sich denn die drei Fuhrwerke, so gut sie eben aufzutreiben gewesen waren, in Be-

wegung; dem Zuge voran aber ritt ein Vorreiter auf einem mit bunten Bändern behangenen Pferde, um die gute Nachricht von der Ankunft der Hochzeitleute anzusagen, oder wie man es in der „Gasse" nennt, um das „Bäckenbrot" zu verdienen.

Als die Hochzeitleute vom Hause wegfuhren, sagte man in der Gasse: Wer mir Gutes gönnt, soll so eine Partie ausnehmen, wie Jossef Kreßels ausnimmt. Ein Spaß Joichene Freibürgers Tochter. Keine drei Joichene Freibürgers gibt es nicht in ganz „Marreland" (Mähren). Bei der Ankunft der Hochzeitleute im Orte der Braut wendete man dort die Sache wieder um, nur drückte man sich da in der „Gasse" anders aus; man sagte: Roserl Freibürger darf sich glücklich schätzen, sie macht eine ausgezeichnete Partie. Jossef ist zwar kein hochgebildeter Mensch, aber er ist der Sohn von Kreßel, und man weiß, was er da einmal für einen Reichtum zu erwarten hat.

Die Mutter des Bräutigams und die Braut lagen einander in den Armen. Die alte Frau mit dem runzeligen Gesichte vergoß Tränen der hellen Freude, da sie das holde, blühende Geschöpf an ihren mütterlichen Busen drückte, sie umhalste und küßte das Mädchen unablässig; es war ein ergreifendes Bild. Die alte Frau mochte sich in diesem Momente um alle die Jahre, die sie seit ihrem eignen Brautstande bis auf den heutigen Tag verlebt, im Geiste zurückversetzt denken. Just so mochte sie einst von ihrer Schwiegermutter an die Brust gedrückt worden und mit zärtlichen Armen umschlossen worden sein, wie sie jetzt tat. Alter und Jugend war da so fest ineinander verschlungen, daß sich nicht sagen ließ, wo die eine aufhört und das andere anfängt. Das Alter schien an dem Hauche der Jugend zu erwärmen und sich selbst zu verjüngen.

Die Begrüßungen, Umarmungen und Küsse von allen unterschiedlichen Verwandten, Vettern, Muhmen usw. nahmen kein Ende, bis endlich die hell erklingenden Tanzmelodien aus der Hochzeitstube die Jünglinge und Mädchen zum Vorspiel lockte. Ein Vetter des Bräutigams eröffnete mit der Braut den Tanz, ein Vetter der Braut folgte mit Blümele, dem Schwesterchen des Bräutigams als zweites Paar, und nun ging es los und Jungen, und Mädchen

Digitized by Google

drehten sich in der ausgeräumten Hochzeitstube hurtig und flink im Kreise herum, daß die Röcke flogen, und die an den Wänden herumsitzenden Mütter und sonstigen älteren Zuschauer und Zuschauerinnen befürchten mußten von dieser drehenden Bewegung selber noch mit fortgerissen zu werden. Allein beim „Vorspiel" haben Verheiratete kein Recht auf den Tanz, das Vorspiel gehört ausschließlich den Ledigen.

Immer lebendiger wurde es beim Tanze. Die Mutter des Bräutigams saß ebenfalls in der Tanzstube und ihr Auge hing mit Wohlgefallen an den Zügen des lieblichen Mädchens, das nun ihre Tochter werden sollte.

Tanzen kann sie unverschrieen, ein Gottswunder! — sagte sie zu einer Frau, die neben ihr saß.

Wie eine Ballettänzerin! — sagte ein junger Student, der aus der Stadt zur Hochzeit nach Hause gekommen war.

Wie was? — fragte Frau Kreßel.

Laßt ihn reden — sagte die Nachbarin — mit der ganzen Welt treibt er sein Gespött; nicht einmal Roserl hat vor ihm Ruhe. Aber was hat man von dem Tanzen? und wenn sie's noch so gut kann, das Tänzeln vergeht einem, wenn man ein paar Jahr nach der Hochzeit ist, allein ihre Schönheit — — —

Nu? was ihre Schönheit — wendete Frau Kreßel ein — vergeht denn die Schönheit nicht, wenn man Kinder hat?

Aber die Haar', ich bitt Euch, seht Euch nur die Haare an! Habt Ihr schon solche Haar' gesehen? man weiß nicht, soll man sagen, sie sind rot, man traut sich's nicht und ein Bissele sind sie's doch, sie leuchten und glänzen wie die Strahlen von der Sonn'.

Nu, und was hat man mit dem Haar? — entgegnete Frau Kreßel wieder — mit dem Bedecken: morgen früh zu Gesund, und es ist aus mit dem Haar, mag es sein rot oder nicht, und mag es leuchten und glänzen wie die Hörner auf dem Kopf von unserem großen Lehrer Moses, wie er in dem „Chumesch" (der Bibel) aufgemalt ist. Die Hauptsach ist, werd' ich Euch sagen, die Hauptsach ist, wie geschrieben steht, die Frömmigkeit und die Furcht vor Gott und alles andere ist eitel.

Wie? — fragte die Angeredete — tragen denn die jungen Weiber bei Euch daheim noch nicht die eignen Haare?

Digitized by Google

Und Gott soll hüten und retten! — schlug Frau Kreßel die Hände übereinander. — Wie heißt die eignen Haare? ein verheirat' Weib die eignen Haar'? ein Weib, was einmal unter der Chuppe (dem Trauhimmel) gestanden, die eignen Haar'? meint Ihr denn, man kennt bei uns keine Jüdischkeit? die Gassenjungen möchten einem solchen Weib ja nachlaufen und möchten ihr Steine nachwerfen! man möcht' ihr daheim bei uns ja Klecken ins Gesicht hineinspeien! man möcht' ja nicht in ihre Nähe, in ihre vier Ellen gehen wollen, sie wär' ja verachtet wie ein Hund! Wie heißt, die eignen Haar'? wie könnt Ihr nur so ein Wort zum Maul herauslassen und fürchtet Euch nicht vor einer Sünde?

Merkwürdig, wie Ihr reden tut — nahm jetzt die andere wieder das Wort — Ihr tut, als wie wenn Ihr daheim von uns hier hundert Meilen weit entfernt wärt und als wie wenn Ihr gar nicht wissen möcht', wie man es hier bei uns mit der Sach' hält. Auf die Art, mögt Ihr vielleicht auch meinen, Eure Schnur wird sich lassen, wie Eure Mädel daheim, die Haar abschneiden und wird sich ein fremdes Scheitel antun?

Wie heißt, ich mög' meinen — sagte Kreßel — auch gerecht! was soll ich denn anders meinen? ist sie denn kein jüdisch Kind? aus keinem jüdischen Haus heraus?

Ich sag Euch aber, Ihr irrt Euch grob, wenn Ihr glaubt, daß sich Roserl Freibürger wird lassen die Haar abschneiden.

Was denn?

Auch recht, Roserl Freibürger und die Haar abschneiden!

Schweigt lieber und red't keine Narreschkeiten.

Nu, wir werden's ja sehen! Morgen früh werden wir's sehen. Ich wett mit Euch um was Ihr wollt.

Ihr braucht nicht zu wetten; ich werd' ihr ein' Krese zum Fleisch machen. Als wie fähr ich sag: abschneiden, wird es heißen: abschneiden. Ich mein', ich gelt' auch noch was bei mein' Sohn.

Und wenn Roserl wird doch nicht wollen?

Bei mein' Leben, wie Ihr mich da seht, so laß ich noch morgen am „Chuppetage" (Hochzeittag) die Partie zurückgeh'n.

Nu, das wird morgen eine schöne Musik sein — sagte die Frau, die sich mit der Mutter des Bräutigams so angelegentlich

Digitized by Google

unterhalten hatte und ging davon. Auch Frau Kreßel ging in ihr Zimmer. Vielleicht hatte sie diese Unterredung doch ein wenig unruhig gemacht, vielleicht auch nicht, jedesfalls hielt sie es an der Zeit, sich zur Ruhe zu begeben, um morgen nicht mit übernächtigem Gesichte zum Bedecken zu kommen.

Nach und nach verloren sich immer mehrere; die unermüdlichsten Tänzer und Tänzerinnen bestanden zwar noch auf einen letzten Hopser, aber auch die Musikanten waren für heute nicht mehr frisch genug. Mit einigen Flaschen war ihre Begeisterung zwar noch zu einem letzten Tanz entzündet worden und als auch dieser zu Ende und die Töne verklungen waren, wurde es allmählich leer in der Tanzstube; ein jeder suchte sein Nest auf, um sich im Schlafe frische Kraft für den morgigen Tag zu holen. Es war ein Uhr nach Mitternacht, und stille ward es auch auf der „Gasse“. Alles lag im tiefen Schlafe, man merkte nichts davon, daß eine Stunde früher noch die ganze „Gasse“ in lebendigster Aufregung sich befunden habe. Es mag zwar mancher geträumt haben, und es ist nicht gewiß, ob die „Ständelnacht“ auch die Kraft habe, alle bösen Träume zu bannen. Vielleicht träumte die Mutter des Bräutigams von den goldenen Haaren ihrer zukünftigen Schwiegertochter. Doch so viel ist gewiß, daß ein derartig beunruhigender Traum seine Bilder nicht hin- und hergaukelt von Bette zu Bette und von Haus zu Haus. Mag Frau Kreßel immerhin auch unruhig geträumt haben, die „Gasse“ wußte nichts davon. Desto mehr aber beschäftigte sich die „Gasse“ am folgenden Tage mit den Träumen der Frau Kreßel; denn für einen leeren Traum hielt sie, was diese Frau an diesem Tage wachend erklärte. Die Aufregung war über alle Maßen.

Früh morgens richtete man in der Hochzeitstube den Deckstuhl her — den reich gepolsterten und bunt verbrämten Thronsessel für die bräutliche Jungfrau, auf welchem man ihr Haupt mit dem güldenen Bedecktuche schmückt, wie mit der Krone das eines Königs. Die Frauen stellten sich zeitig genug ein, um kein Tänzlein zu versäumen, denn am Hochzeitmorgen tanzen die Frauen mit der Braut; es sind keine wilden Sprünge, vielmehr sittig-beschaulige Schritte, die da gemacht werden, man führt die Braut so vorbereitend in

den Ehestand hinein; die Musikanten spielen dazu melancholische Weisen, gewöhnlich ein rührendes und ergreifendes Synagogenlied aus der Zeit der furchtbaren Tage. Die Hauptaufgabe aber vor der Zeremonie hat er, Didje, der Schalknarr, der seine besten Reime aufbietet, um die Jungfrau zu rühren, zugleich aber auch zu erheitern. Seine Mission ist eine tragikomische. Die Rabbinerin tanzte eben eine Menuett, und Didje erteilte der Braut gereimten Unterricht in der Kochkunst, schon nahten die Männer, die mit dem Rabbiner an der Spitze aus Schul zum Bedecken kamen, da ertönte in der Hochzeitstube ein gellender Schrei, der alle Anwesenden gar sehr erschreckte.

Nein! — rief das blühende Mädchen, da sie die unbarmherzige Schere erblickte, mit welcher ihre zukünftige Schwiegermutter an sie herangetreten war, um ihr den schönen Schmuck ihres Hauptes abzuschneiden.

Nein! — rief sie — ich duld' es nicht, ich lass' mir mein Haar nicht abschneiden — und die Frau Kreßel wich vor Entsetzen drei Schritte von dem Deckstuhl zurück.

Die Männer waren inzwischen eingetreten, die Stube war voll. Der Bräutigam war schüchtern, die Mutter wütend, die Braut schien gefaßt. Teilnahmvoll stand neben ihr die kleine Blümele. — Alle anderen waren ratlos. Es war eine gewitterschwüle Pause, welche nach diesem Angstschrei der Braut einige Minuten hindurch währte, bis endlich der Strom der Rede auf allen Seiten den natürlichen Ausweg fand.

Hat man das in seinem Leben gehört? — begann jetzt des Bräutigams Mutter mit scheinbarer Ruhe, nachdem sie sich von dem ersten Eindrucke des Schreckens erholt hatte — hat man es je gehört, daß eine Braut solche Nareschkeiten wagt und sich am Chuppetage nicht will das Haar abschneiden lassen?

Bei Euch drüben hört man das nicht, bei uns hier hat man so etwas schon erlebt! — ließ sich eine Stimme vernehmen. Frau Kreßel erkannte diese Stimme allsogleich, sie gehörte der Sprecherin vom vorigen Abend an, und diese war niemand anders, als die Muhme der Braut.

Was hab' ich von Euren Reden — fuhr Kreßel fort — ob

Digitized by Google

bei uns drüben, oder bei Euch hier. Was soll das vorstellen, bei uns drüben? haben wir bei uns drüben denn einen andern Gott? oder habt Ihr bei Euch da eine andere Thora?

Bei Euch drüben ist es noch sehr finster — sagte die Muhme Esterl, denn dies war ihr Name.

Finster! sagte Frau Kreßel — ja bei Nacht!

Nein, bei Tag auch — sagte die Muhme Esterl — Gott verlangt das nicht, daß man sich ein schön Haar soll abschneiden lassen.

Gott verlangt das nicht? — rief Kreßel entrüstet — wie heißt Gott verlangt das nicht? wer denn? wer denn verlangt es?

Ihr! nur Ihr verlangt das.

Ich verlang' es?

Ja, ja, Ihr verlangt es! Verlangt Ihr's nicht? was macht Ihr sonst für ein Gelärm.

Ihr werdet mir noch ein Kind im Bauch einreden; ich werd mich von Euch aber nicht verrückt machen lassen. Red't Ihr, Reb Joichene! Ihr seid der Vater von Eurem Kind. Befehlt, daß sie sich gleich soll lassen das Haar abschneiden.

So etwas befehl ich meinem Kind nicht. So etwas macht ein jeder mit seinem eignen Gewissen aus. Wenn mein Rosel-Leben will, soll sie's meinetwegen tun; will sie nicht, auch gut; stärker wie Löschpapier bin ich nicht.

Wenn es also steht — sagte Kreßel ruhig — dann ist mein Jossef-Leben kein Bräutigam und Ihr Fräulein Rosel da ist keine Braut, weiter „poter" aus (Punktum) und wir können in Frieden wieder heimfahren, wo wir hergekommen sind.

Was Ihr wollt lassen die Partie zurückgehen am Hochzeittage? — fragte die Muhme Esterl.

Warum — fragte die erzürnte Frau dagegen — soll ich nicht lassen zurückgehn am Hochzeittag?

Schämt Ihr Euch denn gar nicht? Ist das keine Schmach und Schande?

Das sagt Ihr mir? ist es nicht eine größere Schmach und Schande, daß ein jüdisch Weib soll die eignen Haar' tragen? Komm Jossef-Leben, wir gehen!

Digitized by Google

Die Bestürzung erreichte bei diesem Worte ihre höchste Höhe. Die Braut, welche bis dahin erwartungvoll auf ihrem Platze gesessen, sprang vom Deckstuhl herunter und wollte aus der Stube flüchten und nur den Bemühungen ihrer Muhme gelang es sie zurückzuhalten. Jossef, der Bräutigam, ward leichenblaß und stürzte fast ohnmächtig seinem Schwiegervater in die Arme. Alles schrie durcheinander, jeder suchte den andern zu beruhigen, während er selbst von größter Unruhe erfüllt war; jeder suchte Rat zu erteilen, während er selbst sich in größter Ratlosigkeit befand; so entstand ein Geschrei und ein Lärmen, das wenig geschickt war, die verwickelte Situation aufzulösen und Ordnung hineinzubringen, und doch gelang dies einem Kinde. Blümele warf sich ihrer Mutter an den Hals und weinte und herzte und küßte sie und bat und trug den Sieg davon.

Laß nur die Hochzeit vorübergehen, Mutter-Leben! und mach kein' Störung am heutigen Tag. Einen einzigen Sohn hast du, und willst ihm so die Freude verwüsten am Hochzeittage. Wirst du sehen Mutter-Leben, wenn unser Rosa-Leben nur bei uns daheim sein wird, dann wird sie alles so machen, wie du es haben willst. Was hast du da davon, ob sie sich die Haar ja abschneiden läßt, oder nicht. Von deswegen wirst du lassen die Partie zurückgehn? Hängt denn das Leben da daran? Tu dich nur gedulden, bis nach der Hochzeit, laß ihr heut ihren Willen; vielleicht hat sie eine Ursach, die sie nicht sagen kann. Folg mir einmal, du wirst sehen, du wirst keine Reue darüber haben.

An den schmelzenden Lauten dieser wunderlieblichen Kinderstimme, die wie aus Paradieshöhen herabkam in dieses schwere Erdendasein, erweichte sich das Mutterherz und Kreßel gab nach.

Schweigend schmückte man das bräutliche Haupt, das seines natürlichen Schmuckes nicht beraubt ward, mit der gold- und edelsteinstrahlenden Bedeckhaube und dem vorn daran hängenden Spitzenschleier, welcher das Gesicht verhüllte.

Gut Glück! Gut Glück! — scholl es zwar von allen Seiten, doch nicht mit jenem Jubel, mit jener inneren Heiterkeit, wie dieser Wunsch sonst ausgerufen zu werden pflegt; ein Druck lastete auf der Hochzeitstube, und die Hochzeitleute fühlten sich inmitten der

Digitized by Google

größten Freude beengt wie durch eine unsichtbare Zaubergewalt, die keinen rechten Frohsinn aufkommen lassen wollte.

Dieser Druck wich auch nicht in den folgenden Stunden als der Tag vorrückte, und man bereits die Vorbereitungen zur „Chuppah" traf. Es war eben keine lustige Hochzeit. Die Leute, namentlich die alten Weiber, steckten fleißig die Köpfe zusammen und tuschelten.

Nu ja, — sagte die eine — Roserl Freiburger soll das zukommen, daß man mit ihr am Chuppahtag soll wollen die Partie zurückgehen lassen. Mein Vaters Sohn soll man Lump heißen.

Und was meinst du — sagte die zweite — Kreßeln soll das zukommen, daß die Braut von ihrem Sohn soll wollen das eigne Haar tragen! Ein Spaß, Kreßel ist nicht wenig fromm; wenn sie in Schul steht und ihre „Tchineh" (Gebet) „leinen" (lesen) tut, meint sie, sie „chappt" (packt) Gott beim Fuß an.

Und meint Ihr denn — sagte die dritte — Kreßel wird sie ruhig mir nichts dir nichts das eigne Haar tragen lassen. Da müßte man Kreßeln schlecht kennen, wenn man das nehmen wollte. Sie denkt sich bei sich, hier steht sie allein, und wo viele Hünd' sind, ist der Has' tot, laßt sie nur einmal wieder heim kommen, wird sie der neumodischen „Schnur" schon ein ander Stückel aufspielen, und nachher wird das Fräulein Rosel-Leben müssen tanzen nach Kreßels Geigen. Drüben bei ihr geht eine andere „Sidrah" (gilt eine andere Praxis).

Gott soll geben — begann eine vierte — das soll nur gut ausgehn. Kinder-Leben, ich kann mir nicht helfen, ich will mein Maul nicht zum Bösen aufmachen, aber werdet Ihr sehen, ich werd' Euch ermahnen dran, und dann werdet Ihr sagen können, daß ich es vorausgesagt hab.

Geh', laß mich gehn — sagte die fünfte — so fürwahr wie ich da sitz und so fürwahr wie heut der „Chassenehtag" (Hochzeittag) ist, wie sich Rosel an alles gewöhnen wird, wie es drüben Brauch ist.

An ein Scheitel nicht! — sagte wieder die erste. — Man tragt keine fremden Haar, wenn die eignen Haar so schön sind und wenn man noch dazu Roserl Freiburger heißt.

Geh, laß mich gehn — entgegnete wieder die fünfte — man gewöhnt sich auf der Welt an alles. Ich habe mich auch an viele Sachen gewöhnen müssen nach der Hochzeit bei mein Schwieger, im Paradies soll sie ruhen.

Ein Vergleich — lächelte die erste mit Überlegenheit — die und Roserl Freiburger. Ein Muster, zweierlei Modell.

Geh, laß mich gehn — wiederholte die fünfte mit großer Hartnäckigkeit. — Warum, du weißt's vielleicht nicht, daß ich von meinen Eltern und Voreltern her bin gewohnt gewesen Freitag Abend zuerst die Supp' und dann erst die Fisch zu essen, und daß ich nach der Hochzeit mich hab gewöhnen müssen die Supp erst dann aufzugeben, nach dem die Fisch aufgegessen waren?

So wie hier in der Hochzeitstube, nur mit anderen Variationen, wurde dasselbe Thema auch in der „Gasse" und in allen deren Häusern besprochen. Wo man hinkam hörte man nichts als von Rosa Freiburger und ihrem eignen Haar.

Als man zur „Chuppa" (Trauung) gehen sollte, nahm sich die Mutter den Sohn auf die Seite und raunte ihm ins Ohr: Ich bitt dich Joseff-Leben! deine Braut mög vielleicht auch nicht fasten heut' am „Chuppatag!" Auf Rosel soll ich sagen.

Ja, Mutter-Leben! sie tut fasten und noch dazu ganz ehrlich, du kannst d'rüber beruhigt sein; du tust ihr unrecht!

Nu — sagte die Mutter — soll sie schon denn gar so schlecht sein, daß sie nicht fasten soll am „Chuppatag"; aber denk' dir nur Jossef, deine „Kalle" (Braut) soll zu der „Chuppa" gehn und das Haar nicht abgeschnitten haben. Daß ich das erlebt hab! Das hätt ich mir auch nicht vorgestellt. Wenn es auf mich allein möcht ankommen, jetzt noch, jetzt noch möcht ich alles steh'n und liegen lassen und heim fahren; sollen sie dann Hochzeit machen, wenn kein Bräutigam da ist.

Tu nur nicht wieder von neuem anfangen — sagte der Sohn. Du mögst mir's glauben, ich habe heut früh schon genug gehabt; ich hätt lieber verloren tausend Gulden.

Ich denk' mir auch, was ich mir denk — sagte die Mutter mehr zu ihrer eignen als des Sohnes Beruhigung — im Ernst so, wie Blümele-Leben gesagt hat. Ein' eisernen Kopf hat das Kind;

Digitized by Google

bei mein Gesund, ich wär nicht darauf verfallen, wenn sie mich nicht darauf gebracht hätt. Laß nur geh'n, bis wir wieder zu Gutem daheim sein werden, dann werden wir schon sehen, wer die Frau ist im Haus, ob ich oder sie.

Daheim kannst du machen was du willst — sagte Jossef — mach nur hier weiter kein Gelärm und tu' dich nicht „jachten" (ärgern). Warum, ich schäm mich die Augen aus dem Kopf heraus.

Die Mutter versprach, sich ruhig und beobachtend zu verhalten, und mit diesen gegenseitig gemachten Zugeständnissen hatte die geheime Unterredung denn auch ein Ende. Es lief alles ruhig ab. Man ging zur „Chuppa", das Paar wurde ohne weitere Störung getraut. Nach der Trauung führte man Braut und Bräutigam zum „Hühndelessen", doch genossen beide wenig von der ihnen vorgelegten Speise. Die voraufgegangene Aufregung war zu groß gewesen, als daß sie eine rechte Eßlust bei ihnen hätte aufkommen lassen sollen. Abends rüstete man sich zur großen Mahlzeit. Da wurden zwar die guten Geister ein wenig entfesselt, der Wein, die Musik, das Aufrufen der Hochzeitgeschenke durch den Schalknarren hatten den bösen Dämon teilweise zu verscheuchen gewußt; aber die Hauptpersonen, namentlich die Mutter des Bräutigams, kamen aus ihrer düstern Stimmung nicht heraus, und als man nach abgehaltenem Hochzeitmahle wieder zum Tanze ging, da tönten zwar wieder lustige Tanzweisen und man tanzte, aber lange war man dabei nicht so heiter und froh, wie am vorhergegangenen Abend, in der Ständelnacht beim Vorspiel. Auch unterließ es die Mutter des Bräutigams, ihn in vorgerückter Nachtstunde ans Schlafengehen zu ermahnen, was doch sonst eine Mutter nie vergißt; sie wartete das Legenführen gar nicht ab, sondern entfernte sich schon früher geräuschlos aus der Tanzstube.

* * *

Des andern Tags, sobald der Nachtanz zu Ende war, fuhr man nach Hause. Jossef führte sein holdes Weib in die neue Heimat ein. Rosa wurde überdies von ihrem Vater dahin begleitet.

In der „Gasse" standen Gruppen von Männern und Frauen,

Digitized by Google

Kindern und Erwachsenen, die der Ankommenden gewärtig waren. Das Gerücht von dem Vorgange am Hochzeittage war den Hochzeitleuten längst vorausgeeilt, und alles war voller Neugierde zu sehen, ob es wahr sei; jeder wollte sich mit eignen Augen davon überzeugen, ob Kreßels „Schnur" es wirklich wagen werde, mit ihren eignen Haaren wie ein lediges Mädchen in die Gasse hereinzukommen; noch mehr aber war man neugierig auf die fromme Schwiegermutter, auf Kreßel selbst, wie sie sich in diesem Falle ausnehmen würde; denn niemand konnte glauben, daß diese zu dem ungeheuerlichen Frevel schweigen oder gar ihre Einwilligung geben könne. Die Spannung war außerordentlich.

Die Hochzeitleute kamen an.

Einen eisernen Kopf hat sie, bei mein Gsund eine große Weisheit ist das von ihr — sagte Aiern Balbierer.

Von wem? — fragte Krumm Racheln.

Von wem? von Kreßel — gab Aiern Balbierer zur Antwort. — Hast du sie gesehen im ersten Wagen sitzen?

Nun was ist? fragte Krumm Rachele — ob sie sitzt im ersten Wagen oder im dritten!

Versteht sich, weil du's sagst — einen Kopf hast du unverschrieen, Eisen und Stahl. Braucht Kreßel, wenn sie im ersten Wagen sitzt, denn zu wissen, was hinter ihrem Rücken vorgeht?

Bei mein' Leben, du hast recht! — bestätigte jetzt Krumm Rachele. — Siehst du Aiern, da darauf wär ich wirklich nicht verfallen; das heißt ein Einfall.

Habt Ihr gesehen? — fragte jetzt lang Jittel — rote Haar hat sie. Die tausend soll ich haben, was ihr ein schwarz Scheitel vom Friseur besser passen möcht', als wie ihre roten Haar.

A ba — sagte Aiern Balbierer — Kinder-Leben bei der heutigen Welt, alle Minut kommt eine neue Mode auf. Ich kann mich noch bedanken, daß es nur zu euch Weibern ausgeht. Wenn es möcht' auf einmal Mode werden, sich nicht mehr mit Aurum zu balbieren, sag du da, was ich anfangen sollt, ich wär ein geschlagener Mann.

In dieser und ähnlicher Weise wurde über die Ankommenden gesprochen, während sie in der „Gasse" den Einzug hielten.

Digitized by Google

Das Haus, welches von nun an Reb Joichene Freiburgers Tochter zur neuen Heimat werden sollte, stand mitten in der obern „Gasse“ und war, wie die meisten, bloß ebenerdig. Es sah aber darum nicht unrespektierlich aus. Zu jeder Seite der Eingangtüre, die sich in der Mitte der Front befand, glänzten in schnurgerader Reihe vier Spiegelfenster, was schon von außen darauf schließen ließ, daß das Haus für zwei vom gemeinschaftlichen Flur aus abgesonderte Wohnungen eingerichtet werden könne. Und so war es auch. Rechts vom Eingange führte eine Tür in die Wohnung der Mutter; dieser Türe gegenüber links gelangte man in die Zimmer, wo sich das junge Ehepaar einrichten sollte.

Rosa war damit beschäftigt ihre Koffern auszupacken und die mitgebrachten Kostbarkeiten in die vorhandenen Kasten einzuräumen. Wer ihr dabei behilflich war, ja, nicht von ihrer Seite wich, um ihr in allen Stücken zu Diensten zu sein, das war die liebe Blümele, die für die Schwägerin die innigste Zuneigung empfand und sich mit schwesterlicher Liebe an sie angeschlossen hatte.

Ab und zu kam auch die Schwiegermutter herüber, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei und gehörig in Stand gesetzt werde. Obwohl sie einen tiefen Groll im Herzen hatte, unterließ sie dies dennoch nicht, denn die Religion ist ein Anderes und die Wirtschaftlichkeit ist wieder ein Anderes, und schließlich betraf es doch die Haushaltung ihres Sohnes.

So kam sie nun wieder in die Stube der „Schnur“, warf einige prüfende Blicke hierhin und dorthin, entfernte sich aber rasch wieder, ohne auch nur ein Wort des Lobes oder Tadels auszusprechen. An der Art und Weise aber, wie sie die Stubentür hinter sich ins Schloß warf, konnte man es wohl abmerken, daß irgend etwas da drinnen ihren Unwillen in nicht geringem Grade erregt haben müsse.

Sogleich nahm sie ihren Sohn beiseite und sprach zu ihm folgendermaßen: Laß mich hören, Jossef, was ist das für ein Mannsbild, was sie sich drinnen über ihrem Bett aufgehängt hat?

Ein Mannsbild? — fragte Jossef und eine leichte Röte überflog sein Gesicht. Er wollte einen Gedanken, der sich ihm da aufdrängte, durchaus nicht aufkommen lassen, denn er wußte es ja seit

mehreren Jahren, noch ehe er Bräutigam geworden war, daß man Rosa Freiburger nichts Schlechtes nachsagen könne. Sie war seit jeher, ebenso sittsam als schön gewesen. Seine Frage: Ein Mannsbild? klang daher so, wie von einem, der über seine eigne Frage betroffen ist, weil er das, was er fragt, gar nicht glauben kann.

Die Mutter aber sagte: Etwas ein Heiligenbild muß es sein; es ist so ein Gesicht, wie man es bei ihnen sieht und nicht bei uns; ein Kopf als wie, nu du weißt ja, wie der, den sie für Gott halten, mit langen Haaren! ich hab' nur einen Blick darauf geworfen, aber ich hab' genug gehabt. Ich bitt' dich geh' hinein und hör was da der Mähr ist, denn so was duld' ich nicht in meinem jüdischen Haus.

Bei dieser Auseinandersetzung atmete Jossef wieder freier und die leichte Röte, womit sein Gesicht sich überzogen hatte, flog wieder von dannen.

Reb Joichene Freiburger kam gerade dazu, als die Mutter die letzten Worte mit großer Entschiedenheit aussprach.

Was ist? was duldet Ihr nicht? — fragte Reb Joichene sanftmütig.

Schwäher-Leben — sagte Jossef, was ist das für ein Mannsbild, für ein Bild will ich sagen, was sich mein Rosel-Leben über ihrem Bett aufgehängt hat?

Und das ist es, was Ihr nicht dulden wollt in Eurem jüdischen Haus — sagte Reb Joichene und lachte dabei herzlich — das ist wirklich eine Kreuzerkomödie. So zurück seid Ihr hier noch, daß Ihr nicht wißt, was das für ein Bild ist?

Mutter und Sohn sahen den Sprecher mit großen Augen an.

Das ist ja Friedrich Schiller! — sagte Reb Joichene und lachte noch immer weiter.

Man kann nicht behaupten, daß dieser Name geeignet war, Mutter und Sohn über alle Zweifel aufzuklären; aber sein Lachen hatte sie derart eingeschüchtert, daß sie sich zu fragen schämten, wer dieser Friedrich Schiller sei.

Die Mutter aber gewann bald wieder ihre Fassung und sagte: Ja, ja, das heißt eine Welt, in welcher wir heutzutag leben durch unsere großen Sünden. Lauter neue Moden. In einem guten

Digitized by Google

jüdischen Haus soll man sich aufhängen etwas einen Friedrich Schiller. In einem guten jüdischen Haus hängt man sich auf einen „Misrach“, und wann man sich in einem guten und ehrlich-jüdischen Haus ja schon will einen aufhängen, so muß man sich aufhängen einen „Landrow“, den Rabbi Markus Benedikt, das Andenken des Frommen sei zum Segen, oder den Rabbi Nachum Trebitsch, hundert Jahr soll er leben! Das sind seine Leut, die in ein jüdisch Haus hinein passen. Wie paßt der Friedrich Schiller in ein jüdisch Haus hinein? Ist er denn etwas ein frommer Mann gewesen?

„Machtenis!“ — sagte Reb Joichene Freiburger. — Ihr könnt Euch über das Bild beruhigen. Dieser Schiller ist ein sehr frommer Mann gewesen, er ist einer von den Weisen der Völker der Welt, und man darf ihn eben so gut aufhängen wie den Rabbi Markus Benedikt und den Rabbi Nachum Trebitsch.

„Lehawdil!“ (zum Unterschiede) — sprach Kreßel rasch dazwischen.

Reb Joichene aber fuhr fort: Und die Sünd', welche nach Eurer Meinung meine Tochter damit begeht, daß sie das Bild in ihrem Zimmer aufgehängt hat, die nehme ich über mich.

Ihr nehmt die Sünd' über Euch „Mechuthen!“ — sagte die Frau ironisch lächelnd. — Nehmt mir's nicht für ungut, ich werd Euch eine Narreschkeit sagen, Ihr dürft Euch aber da darüber nicht beleidigen. Mir scheint von Euretwegen braucht sich Rosel da hier auch kein Scheitel anzutun, und könnt fort ihr eigen Haar tragen. Nehmt Ihr das eigne Haar nicht auch über Euch?

Wie kommt eins zum andern? — fragte Reb Joichene, fall auf den Rücken, schlag dir ein Aug' heraus! Das Bild ist etwas anderes und das eigne Haar ist etwas anderes. Ich hab Euch schon erklärt, wie ich mich in der Sach verhalt. Wird meine Tochter ein fremd Scheitel gutwillig tragen, ich hab nichts dagegen; will sie aber nicht, meinetwegen, ist mir auch recht. Das ist etwas, was sie mit sich selber ausmachen muß, ich misch mich in die Weibersachen nicht hinein.

Weibersachen! sagt Ihr — entgegnete Kreßel — nun, das ist recht, das heißt wenigstens geredt wie ein Mensch; so werden wir Weiber das unter uns ganz allein ausmachen. Drüben bei Euch hab ich

Digitized by Google

nachgegeben. Warum? weil ich die Hochzeit nicht hab verwüsten wollen. Jetzt aber muß das anders werden. Das schwör ich da bei mein' Gesund, sie muß sich vor Sabbath noch die Haare abschneiden lassen, oder ich lass' sie am Sabbath gar nicht in Schul gehn. Ich lass' sie nicht hinein gehn, wie ein ledig Madel, das man mir und ihr in der ganzen „Gaß" die Jahre verschelten und Klecken ins Gesicht hineinspeien soll. Und wert wär' ich's das, wenn ich's leiden möcht! —

Hört zu, was ich sagen werd', begann jetzt Reb Joichene Freiburger etwas gehobener. Ich hab gesagt, ich misch mich in die Weibersachen nicht hinein, und das ist auch richtig; aber ich kann auch nicht dulden, daß ihr gegen meine Tochter irgend einen Zwang ausübt. Das geht nicht, Gewalt leid' ich wieder nicht, und Ihr habt Euch in ihre Haare eben so wenig hineinzumischen, wie ich.

Wie heißt, ich hab mich nicht hineinzumischen?

Stat, nur stat, laßt mich nur ausreden. Da werden wir Rosel herüberrufen! Ihr könnt alle Mittel in Guten anwenden, Ihr könnt ihr zureden in Guten so viel Ihr wollt. Tut sie's Euch zu Gefallen, gut, wenn aber nicht, gebt Euch zufrieden und laßt sie gehn. Seid Ihr aber da damit nicht einverstanden, so wird mein Rosel zu Guten wieder mit mir heim fahren. Ich nehm sie mit, und wo sie bis jetzt nicht zuviel gewesen ist, da wird sie weiter auch nicht zu viel sein.

Warum habt Ihr das nicht vor der „Chuppa" gesagt?

Warum? das will ich Euch sagen. Weil ich gemeint habe, wenn die Hochzeit einmal in Guten wird vorüber sein, werdet Ihr Verstand annehmen und Einsicht gewinnen und ein Wort mit Euch reden lassen. Nun wiederhol' ich es noch einmal, und besonders dir Jossef sag ich es, du bist mein Eidam bis hundert Jahr, und Rosel ist dein Weib. Ihr zwei habt euch gern und ihr zwei werdet euch untereinander schon verständigen. Wie fähr, als ich höre, daß meine Tochter wegen der eignen Haar irgend eine Gewalt erfahren hat, komm ich herüber und führ mir sie heim. Das sag ich und man kennt mich dafür, daß ich Manns genug bin, das zu halten, was ich versprach.

Diese energische Redeweise war geeignet, die erzürnte Schwieger-

Digitized by Google

mutter ein wenig einzuschüchtern; namentlich aber übte sie auf Jossef die Wirkung, daß er alles zu vermeiden suchte, was den Schwiegervater reizen könnte und deshalb zwang er seiner Mutter in dessen Gegenwart das Versprechen ab, keine Gewalt und keine andern Mittel anzuwenden, als diejenigen, die sein Schwiegervater eben als erlaubte anerkannt hat.

Zureden — sagte Jossef — kannst du ihr, Mutter-Leben! zureden werd' ich ihr auch, aber nur nicht mit der Scher in der Hand.

So standen die Dinge, als der Sabbath herankam, und die fromme Kreßel mußte den Schmerz erleben, daß ihre Schnur, die mit ihrem Sohn unter der „Chuppa" gestanden, wie ein ledig Mädchen mit eignem Haar in die Synagoge ging.

Der Vorfall machte nicht geringes Aufsehen in der „Gasse". Es war ein unerhörter Fall. Noch nie seitdem die Gemeinde besteht, hatte sich ein ähnlicher Fall ereignet. Staunen, Überraschung, Zorn und Entrüstung las man auf allen Gesichtern in der Männerschul und in der Weiberschul. Zwar spuckte man ihr nicht ins Gesicht, wie Kreßel befürchtet hatte, aber was man von ihr sprach, das war gar wohl die Erfüllung ihrer Unglückprophezeihung, daß man ihr und ihrer Schnur die Jahr verschelten werde. Nur wenige waren einsichtvoll genug sich zu sagen, daß die Schwiegermutter doch dafür nicht verantwortlich sei, was die Schnur auch für Sünden begehe; andere waren minder nachsichtig und meinten streng und scharf, sie wollten es wohl sehen, ob man mit so einer Person nicht fertig werden könne, wenn man es nur ernstlich will und die rechten Saiten aufzieht.

Einige meinten, es müsse von Seite der Gemeinde gegen die Sache etwas getan werden, denn sie sei ein Unfug, und man müsse darauf Achtung geben, daß der Unfug nicht einreiße und weiter um sich greife. Für heute sei sie die einzige, die sich herausnimmt von dem Gesetz und Herkommen abzuweichen; dulde man es aber und lasse der Angelegenheit ihren freien Lauf, ohne dagegen einzuschreiten, so werden mit der Zeit auch andere dem schlechten Beispiele folgen und die ganze Gemeinde kann versündigt werden. Nur wenige waren es, die dagegen behaupteten, man solle sich nicht in Privatangelegenheiten eines andern mischen, da jeder für seine Sünden

Digitized by Google

selber zu büßen habe; die meisten waren von der Notwendigkeit einer Maßregel gegen das Tragen der eignen Haare vollkommen überzeugt, nur waren sie uneins in den Mitteln, die angewendet werden sollen. Der eine sagte, es solle sich morgen am Sonntag in aller Früh „Khol" (der Gemeindevorstand) setzen, und soll die Sache vornehmen. Man soll beschließen, daß kein verheiratet Weib mit eignem Haar die Schwelle von der Schul übertreten darf. Darauf erwiderte man, daß diese Maßregel nichts wert sei; denn wenn ein Weib einmal so schlecht ist, die eignen Haar' zu tragen, so wird sie sich auch nichts daraus machen, wenn sie nicht in Schul gehen darf, sie wird noch froh sein, ein Ausred' zu haben, daß sie nicht in Schul zu gehn' braucht, und wird sich daheim über den Beschluß nur lustig machen. Ein anderer machte wieder die Einwendung, daß „Khol" kein Recht habe, in Sachen der Religion einen Beschluß zu fassen, es sei dies Sache des Rabbiners, und deshalb schlug er vor, man möge zum Rabbiner schicken und ihn dazu bestimmen, über das Tragen der eignen Haar in Schul eine Predigt zu halten; das werde mehr nützen, denn die ganze Welt wird wissen, auf wen es gemünzt ist, und so wird sich Jossefens Weib die Augen aus dem Kopf heraus schämen, wenn sie alle Weiber beständig angucken werden, und dann werde sie sich gewiß sogleich ein Scheitel antun.

Noch manche heilsamen Ratschläge wurden erteilt und noch manche auch verworfen. Man kam zu keinem Entschlusse. Es herrschte eine große Aufregung in der „Gasse"; dagegen war es in Kreßels Hause daheim ziemlich still. Die meisten Leute hatten sich zurückgehalten am Sabbath Nachmittag dem jungen Ehepaare den üblichen Besuch abzustatten; darüber herrschte Verstimmung im Hause. Die Mutter sprach nichts und die anderen schwiegen. Mitten in dieser Verstimmung gab es zwei heitere Gemüter, die sich gegenseitig wie im stillen Einverständnis eines Erhabenseins über die Kleinlichkeiten der Welt, selig anlächelten — es waren Rosa und Blümele, in ihrer vollen Schönheit erschlossen die erstere, letztere eine zarte Knospe unter der schützenden Hülle des grünen Blätterwerks.

Nachdem Reb Joichene Freiburger wieder in seine Heimat zu-

Digitized by Google

rückgekehrt war, begann sich die Stellung der vier Personen, welche hier den kleinen Haushalt bildeten, gegeneinander etwas schärfer auszuprägen.

Jossefs Mutter war eine gute, rechtschaffene und fromme Frau; letzteres war nicht nur ihre Tugend, sondern auch ihr Fehler; denn sie war fromm, nicht durch erlangte Einsicht, sondern aus Gewohnheit, daher kannte sie auch keine andere Grenze des Erlaubten und Unerlaubten, als diejenige, an die sie aus langer Übung sich gewöhnt hatte. Sie konnte gar nicht begreifen, wie es möglich sei, daß ein anderer anders empfinde, denke und handle, als sie es tat. Nun trat ihr dieser Fall entgegen. Was sie bisher nicht geahnt hatte, das war jetzt Wirklichkeit geworden, das stand ihr als handgreifliche Tatsache gegenüber. Würde sie der Regung ihres Herzens unbedingt haben folgen können, so hätte jetzt ihre Frömmigkeit gewiß in Fanatismus ausgeartet, denn die fromme Frau hätte es sicher für ein gutes, edles und gottgefälliges Werk angesehen, eine solche Freveltat, wie sie ihr da frech gegenüberstand, durch welche Mittel immer, auszurotten. Gewiß hätte die Schere gesiegt, wenn sich das Wort als unzureichend erwiesen hätte. Nun war aber dieses energische Auskunftmittel abgeschnitten, sie mußte auf jede gewalttätige Maßregel verzichten, denn sie hatte versprochen, ihrem Sohne versprochen, keine Art von Gewalt anzuwenden.

Man braucht nicht zu befürchten, daß sie ihr Versprechen nicht halten werde. Das gesprochene Wort war ihr heilig; sie hielt fest an dem Spruche: Was aus deinem Munde hervorgegangen, das sollst du bewahren. Sie war fanatisch, aber keineswegs unehrenhaft sie mochte bereuen, unvorsichtiger Weise das Wort gesprochen zu haben und von ihrem Sohne in einem schwachen Augenblick überrumpelt worden zu sein, aber sie war nicht fähig, eine Sünde durch eine andere Sünde auszurotten. Dieser Zwang, den sie sich somit auferlegt hatte, bestimmte aber ihr Benehmen gegen die Schwiegertochter. So lange sie noch hoffen konnte, mit Energie und Entschiedenheit ihren Willen durchzusetzen und die Schwiegertochter nötigenfalls zu zwingen, wenn sie in Güte nichts ausrichten sollte, so lange bewahrte sie gegen sie zwar nicht mehr die frühere mütterliche Zärtlichkeit, wohl aber die ganze mütterliche Liebe. Sie zeigte

Digitized by Google

ihre Liebe nicht so offen, wie am Tage, da sie die Braut des Sohnes in ihre Arme schloß, aber sie bewahrte ihr nichts desto weniger ihre volle Liebe im Herzen, und mit Ungeduld wartete sie nur noch auf den Augenblick, da das Haar abgeschnitten und die sie von der Schwiegertochter trennende Schranke gefallen sein werde. Dann wollte sie ihr ihre ganze Liebe erst voll und warm zu kosten geben. Diese Erwartung hatte jetzt aber aufgehört. Mit dem gegebenen Versprechen war diese Hoffnung zunichte geworden; ihr blieb nur noch die Kunst der Überredung, das schlichte Wort. Das Wort aber erstarb ihr auf der Lippe; sie konnte es nicht finden. Sie hätte sprechen können, eindringlich sprechen können, und gewiß, sie hätte den ganzen Schatz ihrer Überredungkunst aufgeboten, ehe sie zur Gewalt geschritten wäre, wie — wenn sie sich nur dessen bewußt gewesen wäre, daß ihr die Anwendung der Gewalt als letztes Mittel im Hinterhalte blieb. Da ihr dies Bewußtsein geraubt war, so verlor sie auch die Kraft der Rede und den Eifer der Ermahnung, und zwar aus dem Grunde, weil sie sich jetzt von ihrem Worte nichts mehr versprach. Ihr Wort, das fühlte sie, würde sich Geltung haben verschaffen können, wenn die Schwiegertochter gewußt hätte, daß sie nur aus Liebe zu ihr sich des Wortes anstatt des strengeren Mittels bediene. Jetzt aber würde die Schnur in dem Worte nichts anderes erblicken, als die Ohnmacht schärfer zu verfahren. Und dies Gefühl beklemmte der Frau das volle Herz und machte ihre Lippen stumm. So schwieg sie denn, und daraus erzeugte sich begreiflicherweise jene Spannung, die überall da entstehen muß, wo die im Konflikte miteinander begriffenen Personen kein Wort der Verständigung finden. Die Mutter schwieg und schluckte ihren Schmerz still in sich hinein, in demselben Maße aber als ihr die Macht genommen wurde, auf die Schwiegertochter einzuwirken, in demselben Maße erregte ihr auch deren bloßer Anblick die allerunangenehmsten Empfindungen und die frühere Liebe verwandelte sich in Haß. Ja, sie haßte ihre Schwiegertochter und sie machte kein Hehl daraus, sie sah in diesem offenen Bekennen ihres Hasses noch das einzige Mittel, sich selbst, das heißt ihre Ehre zu retten und ihren unbescholtenen Ruf in der „Gasse“ zu bewahren. Indes erfüllte sie die Notwendigkeit solchen Bekenntnisses mit tiefem Schmerz.

Digitized by Google

Was soll ich tun? — sagte sie sich, wenn sie die Lage überdachte, und sie überdachte sie oft genug — was soll ich tun? ich bin in eine Kotlack' hineingestiegen, drinnen bin ich und kann mir nicht helfen. Hineinsteigen ist leichter als Herauskommen. Es kann sich keiner weher tun, als wie der Mensch selbst. Ich war es, die am meisten für die Partie gewesen ist. Ja, es ist wahr, mein Jossef-Leben hat sie gern gehabt; aber was ist noch der Mähr. Er ist ein feiner Mensch und ist alleweil ein gut Kind gegen mich gewesen. Wenn ich gesagt hätt': Nein! — so hätt' sie Jossef nicht genommen und wenn er sie noch hundertmal mehr gern gehabt hätt', und das Herz hätt' er sich von dessenwegen auch nicht abgegessen. Paketel! er hätt' noch so ein Madel bekommen, wie sie ist; er hätt' noch so eine Partie ausgenommen, wie Rochele Freiburger, die sich alls Fräulein Rosa hat heißen lassen. Ich mein', zum mindestens bild' ich mir's ein, Jossef Kreßels hätt' nicht nötig gehabt lang zu suchen; die Hand, wenn er nur ausgestreckt hätt', wären gleich fünfe für eine zu haben gewesen. Man kennt mich in der Welt mit Gott's Hilf, wan weiß in der Welt wer ich bin. Zwei Kinder hab' ich, sie sollen mir leben; mein Blümele hat ihre „Nedann“ (Mitgift) schon beisammen liegen bis auf ein' Kreuzer, wie sie heut erst zwölf Jahr alt ist; nun ja, das Madel wachst auf und wird alle Tag älter; es wird einmal einer, wem das Glück wird beschert sein, keine schlechte Partie an ihr machen; denn was ich in Vermögen hab', das werden sie beide einmal über hundert Jahr miteinander teilen. Aber, wie der Mensch schon ist, durch unsere großen Sünden, hab' ich mit Gewalt auf die Partie gedrungen, wie wenn für mein Jossef in ganz „Marreland“ sonst kein Madel mehr wär zu finden gewesen. Nun ja, wer kann so etwas voraus wissen — sie könnt' ja da bei mir das beste Leben führen, keine Herrschaft braucht' es besser zu haben, ich möcht' sie ja auf meinen Händen herumtragen, wenn sie nur — — hab' ich das voraussehen können? wer kann in die Zukunft blicken? Bin ich denn etwas der Prophet Elias? von wannen hätt' ich wissen sollen, daß sie wird ihre eigne Haar tragen? wenn mir einer das vorausgesagt hätt', daß mein' Schnur, daß mein' Jossefs Weib das eigne Haar tragen wird, ich hätt' ihm ins Gesicht gespieen, und jetzt —

Digitized by Google

jetzt muß ich leider Gottes froh sein, wenn die Leut' in der „Gaß" nur mir selber nicht ins Gesicht speien. Mit Fingern deutet man ohnedies auf mich. Ja, ja, was einem Menschen alles zukommen kann! Man erlebt viel, eher als man siebzig Jahr' alt wird. Nicht erleben hätt' ich sollen, sie kennen zu lernen.

So war die gute Frau gezwungen zum Hasse, wo sie so gerne geliebt hätte, derart war ihr Gemützustand beschaffen und mit solchen Gedanken und solcher Rede erleichterte sie ihr tief beklemmtes Herz.

Dieser Schwiegermutter gegenüber steht auf der anderen Seite Rosa in einer ihr fremden Umgebung mit ihren hierher nicht passenden Anschauungen und Gewohnheiten. Rosa war im elterlichen Hause freisinnig, dabei aber doch fromm im Glauben der Väter erzogen worden. Über manche Dinge freilich, die hier im Hause der Schwiegermutter mit großer Wichtigkeit behandelt wurden, hatte man sich daheim bei ihrem Vater — (die Mutter hatte sie frühzeitig verloren) hinweggesetzt, aber im ganzen wurde echt jüdisch Haus geführt. Rosa wußte wohl, daß man am „Pessach" kein Brot essen dürfe, daß man am Versöhnungtage fasten müsse, daß man des Sabbaths kein Licht anzünden dürfe, denn sie war an diese Dinge von Jugend auf gewöhnt worden, sie konnte aber nicht begreifen, wie man von einer Sache, wie das Tragen der eignen Haare, was daheim in ihrem Geburtorte fast allgemein üblich war, hier so viel Aufhebens machen könne. Sanftmütig von Natur fügte sie sich in manches, was sie hier im Hause fremd berührte; ja sie zeigte sich in vielen Punkten sogar viel nachgiebiger, als man jetzt von ihr erwartete; doch tat sie dies nur, wenn es Dinge betraf, welche äußerlicher Natur, ihr inneres Gedanken- und Gefühlleben unangetastet ließen. In ihre innere Gefühlwelt duldete sie keinen Eingriff; über diese wachte sie eifervoll und streng wie über ein von der Gottheit selbst ihr anvertrautes Heiligtum. Wie nachgiebig sie im Ganzen auch sein mochte und wie viel redliche Mühe sie sich gab, den Wünschen und Forderungen ihrer Schwiegermutter, so weit sie ihr durch ihren Mann und ihre Schwägerin bekannt wurden, entgegenzukommen; in bezug auf die eignen Haare war sie unbeugsam und setzte den dringendsten Bitten ihres Mannes den allerhartnäckigsten Widerstand entgegen.

Digitized by Google

Nachdem der erste Konflikt zwischen ihr und der Schwiegermutter am Hochzeittage ausgebrochen und nur durch der treuherzigen Blümele Dazwischenkunft für den Augenblick geschlichtet worden war, machte sich das junge Weib auf einen harten Kampf gefaßt. Hätte-Rosa ihren Bräutigam weniger geliebt, als es der Fall war, gewiß, die Partie wäre am Hochzeittage aufgelöst worden; denn sie war die Beleidigte und sie wäre zuerst zurückgetreten; aber es siegte die Allmacht der Liebe über die kleinen Bedenklichkeiten verletzten Stolzes, und so folgte sie freudig ihrem Gatten, obwohl sie voraussah, daß sie einem harten Kampfe entgegenging. Sie war fest entschlossen, diesen Kampf mit ihrer Schwiegermutter aufzunehmen und ihn mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auszufechten. Um so mehr mußte es sie nun überraschen, daß die Schwiegermutter die Flügel sinken zu lassen scheine, daß sie keine Drohungen gegen sie ausstoße, ja, daß sie ihr nicht einmal gelinde Vorwürfe mache. Rosa stutzte. Einen Moment war sie des Glaubens, die alte Frau habe sich die Sache denn doch überlegt, sie sehe das Törichte ihres Verlangens ein und bestrebe sich nun ihr früheres Benehmen dadurch gut zu machen, daß sie jetzt über die ganze unangenehme Angelegenheit den Schleier der Vergessenheit fallen lassen wolle. Nicht lange jedoch konnte sie sich solcher Täuschung hingeben, sie war zu verständig dazu. Das rätselhafte Benehmen der Schwiegermutter, deren völliges Verstummen mußte sie gar bald zu der Erkenntnis bringen, daß der Groll, der keinen Ausweg sucht, sich innerlich nur desto gewaltiger anhäufe, und daß der Kampf, den man offen zu führen aus was immer für Gründen scheue, im Geheimen nur desto heftiger geführt werden würde; ihr Gefühl sagte ihr, daß die Frau, die sie vor kurzem noch mit zärtlichen Mutterarmen umschlossen und an den hochklopfenden Mutterbusen gedrückt, jetzt nicht mehr ihre Mutter, nicht mehr ihre Freundin, sondern daß sie ihre Feindin sei. Dies Gefühl schmerzte sie, denn sie war sich im Grunde ihrer Seele keines Unrechts bewußt.

Was habe ich denn verbrochen? — sagte sie sich, indem sie ihre Erlebnisse seit der Hochzeit namentlich aber ihre Beziehungen zur Schwiegermutter sich vergegenwärtigte. — Ich will nur das Haar nicht abschneiden lassen! — und das ist mein Verbrechen.

Digitized by Google

Ist dies Verbrechen wirklich so groß? Ist das Tragen der eignen Haare wirklich eine so große Sünde, wie man hier glaubt? wie kommt es, daß ich bei uns daheim nie etwas davon gehört hab? Ist unser Haus daheim kein jüdisch Haus? Weiß mein Vater nicht, was sein darf und was nicht? Warum hat er mich während meines Brautstandes auf diese Sache nicht aufmerksam gemacht? warum hat er mich darauf nicht mit einem Worte vorbereitet?

Es ist wahr, ich habe hier gleich bei meiner Ankunft, gleich am ersten Sabbath die ganze „Gaß“ rebellisch gemacht, es mag auch wahr sein, daß mir die Leute hier die Jahre verschelten; es kann auch wahr sein, daß sie mir ausweichen, daß sie nicht in meine „vier Ellen“ treten und von mir nichts wissen wollen, weil ich mir herausnehme von ihnen eine Ausnahme zu machen; es kann sogar auch wahr sein, daß sie mir öffentlich ins Gesicht speien möchten, daß sie den Weg wegschaufeln möchten, den ich gehe, wenn sie nicht Schonung hätten mit meinem Mann und meiner Schwiegermutter; es kann dies alles wahr sein, ich geb' es zu, und es liegt in meiner Macht, das alles mit einem Schlag zu ändern, ich brauch' nichts zu tun, als mir das Haar abzuschneiden! Darf ich es aber tun? — Daß ich mir dadurch das Leben angenehm machen möchte, das weiß ich ganz gut. Alle, die mir jetzt aus dem Wege gehen, möchten sich eine Ehre daraus machen, zu mir zu kommen und wären froh, wenn ich nur zwei Wörter mit ihnen sprechen möcht'. Und erst hier im Hause selbst, was soll ich von den Leuten in der Gasse reden, hier im Haus könnt' ich ja den Himmel auf der Erd' haben, die Schwiegermutter möcht' ja gar nicht wissen, wie sie mit mir reden soll, sie möcht' ja mit mir umgehn, wie mit einem Seidentüchele, sie möcht' mich wollen auf ihren Händen herumtragen, und mein Mann, er möcht sich vor Freudigkeit ja gar nicht zu fassen wissen, er wär ja der glücklichste Mensch von der Welt! Weiß ich denn das alles nicht ganz gut, hab' ich eines vielleicht noch zu wenig überlegt; aber was nutzt es? ich kann es doch nicht tun, ich nicht und ich kann nicht und da mögen sie alle reden und tun, was sie wollen.

Ich weiß, was sie sagen; sie sagen, es ist von mir nichts als Eitelkeit; sie sagen, ich bild' mir viele Stücke ein auf meine roten

Digitized by

Haar'. Gott weiß, daß es anders ist. Eitelkeit! was brauch' ich heut noch eitel zu sein? Ich bin es als lediges Mädchen nicht gewesen, soll ich es jetzt sein als verheiratet Weib! Was will ich denn? will ich etwa noch anderen Männern gefallen? Geh' ich etwa auf Eroberungen aus? Gott kennt mein Herz. Und meinem Mann? — nun ich weiß, daß ich ihm mit fremdem Haar noch besser gefallen möcht', als mit dem eignen. Warum sollt' ich eitel sein?

Sie machen mir auch den Vorwurf, ich bin eigensinnig — ich weiß es, sie sagen, ich laß mir das Haar nicht abschneiden, um meinen Willen durchzusetzen; dann sagen sie wieder, ich möcht' mir' schon gerne abschneiden lassen, aber ich tu's nicht aus Scham; ich bestehe nur weiter auf meinen Willen, weil ich es bis jetzt verweigert habe, ich schäme mich umzukehren. Wie sehr irren sie sich! Eigensinnig! ich eigensinnig! Wann in meinem ganzen Leben bin ich eigensinnig gewesen? Wird man denn eigensinnig über Nacht? man hätte daheim bei uns doch auch etwas davon spüren müssen! Und bin ich es vielleicht hier? geb ich nicht in allem nach? tu' ich nicht alles, was man von mir verlangt? Spreiz' ich mich vielleicht auf meine Jugendgewohnheiten, mit denen ich aufgewachsen bin? Und wenn mir hier etwas fremdartig erscheint, füg ich mich nicht darein? und füg ich mich nicht gern und willig? sehe ich vielleicht gar ein Opfer darin, oder wenn ich ein Opfer darin sehen möchte, lass' ich es vielleicht auf irgend eine Art merken? Wenn ich eigensinnig wär', warum wär ich es just bei dem Haarabschneiden? Mußte es sich nicht auch in andern Sachen zeigen? Und die Scham! schämen sollte ich mich nachzugeben, wenn ich einsehen möcht', daß ich unrecht handle? Schämen sollt' ich mich einzugestehen, daß ich gefehlt habe, wenn ich den Fehler klar erkenne? Ich sollte aus Scham den Fehler nicht verbessern und das Unrecht nicht gut machen wollen? Nein! eine so unedle Natur bin ich wahrlich nicht! Wäre ich das, wofür sie mich halten, ich hätte längst getan, was sie von mir verlangen. In mein Herz hinein sieht keiner von ihnen — — doch ein Kind ist es; diesem Kind hat Gott einen merkwürdigen Verstand gegeben. Blümele kennt mich, wie ich bin; von Blümele gilt das schöne Wort, was Schiller

Digitized by Google

sagt: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht!" — Blümele allein hat es erraten, warum ich mir mein Haar nicht abschneiden lasse, sie weiß es, daß ich nichts Falsches an mir dulde.

Nein! ich tu's nicht und ich tu's nicht, sie mögen reden und machen, was sie wollen. Ich dulde nichts Falsches an mir. Es ist in mir kein Falsch, so soll auch an mir nichts falsch sein. Ein falsches Haar möcht' mich unglücklich machen; ich möcht' mir vorkommen, als wie wenn ich gar nicht mehr ich wär, wie wenn ich aus mir selbst herausgefahren, wie wenn ich eine ganz andere geworden wär. Mein Herz ist echt und echt soll auch mein Haar sein. Ich rede wie ich denk und wie ich's mein, ich will auch nicht anders scheinen als ich bin. Ich setze mir keine Lüge auf den Kopf hinauf, ich hasse diese Lüge, wie ich die gesprochene Lüge hasse; ich kenn keinen Unterschied zwischen dem unwahren Wort und der unwahren Tat und wenn es — da schwör ich mir's in meiner stillen Einsamkeit — wenn es, Gott behüte, selbst dahin kommen sollt, daß sich mein Mann von mir scheiden lassen müßt, wie gern ich ihn hab', ich könnt' mich zu dieser Lüge des fremden Haars nicht herbeilassen und eh' ich das tät', lieber ging ich fort, so weit mich meine Füße tragen, in die wilde Welt hinein.

Mit solchen Empfindungen und Gedanken stand Rosa ihrer Schwiegermutter gegenüber. In der Mitte zwischen diesen beiden Frauen stand Jossef. Auf der einen Seite die strenggläubige Mutter, die nicht das Tipfelchen auf dem i nachsah, wo es sich um religiöse Dinge handelte, auf der anderen Seite ein junges, liebenswürdiges, sanftes aber auch energievolles und widerstandkräftiges Weib, das sich keines Unrechts bewußt war. Er selbst, ein guter Sohn und zärtlicher Gatte, der beste Mensch von der Welt, aber schwachherzig und nicht dazu geschaffen Konflikte zu lösen; aber gerade die Rolle des Vermittlers zwischen Schwiegermutter und Schnur fiel ihm als Sohn und Gatten ganz naturgemäß zu. Er befand sich in einer keineswegs günstigen Lage. Sein Weib liebte er mit der vollen Glut eines jugendlichen Herzens, seiner Mutter war er stets ein folgsamer Sohn gewesen. Auf der einen Seite zog ihn die Gewalt der Liebe hin zu dem schönen Weibe, dessen Anblick ihm das Herz in der Brust mächtig pochen machte; auf der andern Seite mußte

Digitized by

er nach seiner ganzen Erziehung und gemäß den bisher für unantastbar gehaltenen Gewohnheiten die Forderung der Mutter als eine durchaus berechtigte anerkennen. Wäre Jossef ein Mann von Energie gewesen, hätte er die Willenskraft seiner Mutter oder seines Weibes besessen, dann — ja dann hätte er sich männlich besonnen und einen männlichen Entschluß gefaßt; auf die eine oder andere Seite hätte er sich geschlagen. Wohin er sich geneigt haben würde, ob die Liebe über seine angelernten Gewohnheiten den Sieg davon getragen hätte, oder ob die in seine früheste Kindheit zurückreichenden Wurzeln seiner Empfindungweise stark genug gewesen wären, selbst über die Liebe zu triumphieren; in jedem dieser beiden Fälle hätte sich die Sache entschiedener gestaltet, es wäre entweder ein Kampf zwischen Mutter und Sohn oder ein Kampf zwischen Mann und Weib geworden, und die Seite, auf welcher er gestanden wäre, hätte vermutlich nach einigem Kampfe die Oberhand gewonnen. So war es aber nicht. Jossef war schwach, ihm fehlte jeder Mut eine Meinung frei und offen zu vertreten und jede Kraft, den Kampf auf der einen oder andern Seite aufzunehmen. Er hätte gerne das Hühnchen geschlachtet, ohne ihm wehe zu tun. So stand er ein schwacher Mann zwischen zwei willenkräftigen Naturen in der Mitte und wurde wie ein Spielball von Kindern fortwährend hin und her geworfen. War er bei seinem Weibe und blickte er in das seelenvolle Auge, aus dem ihm ein ganzer Himmel entgegenstrahlte, in einem solchen Augenblicke existierte freilich auf dieser ganzen Erde für ihn nichts als sie, die Teure, die sein ganzes Lebensglück ausmachte; dann mochte er allerdings im Stillen auch den Vorsatz fassen, mit der Mutter endlich einmal ein ernstes Wörtlein zu reden; aber es ist bei schwachen Naturen ein anderes, Vorsätze fassen und ein anderes, Vorsätze ausführen; er brauchte seine Mutter nur anzuschauen, so ward er von ihrem strengen, durchbohrenden Blicke bald so eingeschüchtert, daß er, weit entfernt, sein Weib der Mutter gegenüber im Schutz zu nehmen, vielmehr froh war, wenn sie ihn nicht mit Vorwürfen überhäufte. Wie es allen schwachen Naturen geht, so ging es auch ihm; er kam immer zwischen zwei Stühlen in die Mitte.

Was er vermöge seiner Natur tun konnte, das tat er freilich;

er suchte in Güte zu vermitteln. Aber was sollte das auch verfangen?

Wenn er seinem Weibe zugeredet in dem und jenem dem Willen der Mutter zu willfahren, so hörte sie ihn sanft und liebreich an; wenn er dies oder jenes von ihr verlangte, so war ihr der leiseste Wunsch, den er laut werden ließ, Gesetz. Bat er sie aber, aufgemuntert durch solche Erfolge, endlich um die Hauptsache, um die sich alles andere herumdrehte, bat er sie, sich doch das Haar abschneiden zu lassen, so scheiterte er kläglich an dem undurchbrechlichen Widerstand, und seine ganze Bemühung war rein in den Wind geblasen.

Kam er anderseits wieder zu seiner Mutter und erzählte ihr, wie sie ihm in allem nachgebe und wie sie keinen seiner Wünsche unerfüllt lasse, so hatte die Mutter dafür nur mitleidiges Achselzucken und eine stehende Redensart: Aber die eignen Haar'!

Die Mutter hatte es, wie wir uns erinnern, übel vermerkt, daß Rosa in ihrem Zimmer einen Friedrich Schiller und nicht lieber einen Rabbi Markus Benedikt oder einen Rabbi Nehemias Trebitsch aufgehängt habe. Jossef, der gute Sohn, behielt das wohl im Gedächtnis. Bei seiner nächsten Reise nach Brünn kaufte er die Porträte der beiden berühmten Rabbiner und machte damit bei seiner Nachhausekunft dem Weibe eine Überraschung.

Du wirst nicht erraten — Kind-Leben, — sagte er — was ich dir heut' von Brünn Mitgebracht's bringe!

Wie soll ich es erraten — sagte Rosa — aber sei es, was es sei; als ein Geschenk von dir wird es mir immer lieb und wert sein.

Jossef enthüllte die beiden Bilder und sagte: Du hast dahier über deinem Bett' einen hängen, den man bei uns dahier nicht kennt; ich bring dir da zwei Leut', die in ein jüdisch Haus besser hinein passen. Dabei umarmte er seine Frau und küßte sie zärtlich auf Mund und Wange.

Sie werden sich mit dem da schon vertragen! — gab ihm die Frau lächelnd zur Antwort.

Des andern Tags sah er die beiden frommen Rabbiner unter Glas und Rahmen im Zimmer seiner Frau just Friedrich Schiller gegenüber.

Digitized by Google

Voll Freude ging er hinüber zu seiner Mutter und erstattete Bericht über die angenehme Neuigkeit.

Nun siehst du, Mutter-Leben! — sagte der gute Sohn — du meinst alls, Rosa ist schlecht, und es ist gar keine jüdische Ader in ihr. Wenn du aber möchtest hinübergehen in ihre Stub', möchtest du ein Seelenvergnügen haben, was für zwei feine Rabbiner da drüben von der Wand herunter sehen; der Rabbi Markus Benedikt, sein Andenken sei zum Segen, und der Rabbi Nachum Trebitsch, hundert Jahr soll er leben.

Um eine Welt ist mir leichter! — erwiderte die Mutter mit bitterm Lächeln — reich wie ein König bin ich! Was hab ich von diesen zwei feinen Rabbinern, wenn sie von ihrer Wand leider auf ein verheiratet Weib herunter sehen müssen, welches die eignen Haar tragt!

Betrübt schlich sich der Sohn aus der Stube seiner Mutter.

Rosa war gewöhnt um vier Uhr nachmittags die Jause zu nehmen. Hier im Hause der Schwiegermutter nahm man abends den Milchkaffee nicht vor sechs Uhr; die alte Frau hielt streng auf die sechs Stunden, welche nach der rabbinischen Vorschrift zwischen dem Genuß von Fleisch und Milch verstrichen sein müssen.

Rosa wollte ihrer Gewohnheit gemäß auch hier den Kaffee um vier Uhr nehmen.

Die Mutter hatte hierüber kränkende Stichelreden für den Sohn zur Genüge in Bereitschaft.

Ein Wort von Jossef genügte, daß Rosa die hier herrschende Hausordnung auch zu der ihrigen machte.

Jossef berichtete es seiner Mutter und hoffte auf ein Wort der Anerkennung. Vergebens!

Laß sie essen, wann sie will — sagte die Mutter — um sechse trinkt sie erst den Kaffee? um eine Welt ist mir leichter! Was soll sie gar schon um viere Milchiges essen? Die eignen Haar! die eignen Haar hat sie auf dem Kopf, ein verheiratet Weib.

An dem Vorabend des Neumondes, Rosa saß gerade mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, da trat der Gemeindediener in ihre Stube und stellte einen Korb auf den Tisch. Aus dem Korbe nahm er einige aus Seiden- und Kattunflecken bänderartig zusammen-

genähte Windeln („Mappes“) und überreichte sie der jungen Frau. Rosa blickte den Mann verwundert an, sie wußte nicht, was das seltsame Geschenk zu bedeuten habe. Sie erschrak darüber, denn sie meinte, es stecke irgend eine Ironie dahinter, deren Sinn sie nicht verstehe.

Ich werd' die „Mappes“ später wieder abholen — sagte der Gemeindediener, nahm seinen Korb und entfernte sich. Als er aus dem Hause trat, stand Kreßel gerade vor der Tür.

Sie mög' nicht einmal wissen, was sie mit den „Mappes“ machen soll! — brummte der Gemeindediener vor sich hin, jedoch so, daß die alte Frau es hören konnte.

Was sagt Ihr? — fragte Kreßel.

Ich mein'! — erwiderte der Gemeindediener — Eure Schnur. Sie mög' noch in ihrem Leben keine „Mappe“ in der Hand gehabt haben; ich hab' ihr da ein paar „Mappes“ zum Zuwickeln gebracht, hat sie mich so kurios angesehen, grad als wenn sie in ihrem Leben keinen Menschen gesehen hätt', just wie eine Kuh ein neues Tor anguckt.

Ich bitt' Euch — sagte die Frau — wenn Ihr die „Mappes“ wieder abholen kommt, laßt mich wissen, was sie mit den „Mappes“ getan hat; ob sie sie ordentlich zusammengewickelt hat oder nicht. Hört Ihr, vergeßt aber nicht.

Die beiden wußten nicht, daß ihr Gespräch von einem dritten gehört wurde, der dabei ein ganz unschuldiger und zufälliger Lauscher war; Jossef sah nämlich eben aus der Stube seiner Mutter zum Fenster heraus, und so entging ihm nicht ein Wort.

Gut — dachte er — sie soll ihr keinen Vorwurf zu machen haben; den Verdruß kann ich Gottlob noch zur rechten Zeit abwehren.

Sogleich ging er zu seiner Frau hinüber.

Nicht ohne Ängstlichkeit erzählte sie ihm, was sich soeben da zugetragen. Lächelnd hörte der gute Mann den Bericht und beruhigte sie mit liebreichen Worten.

Was fallt dir ein, mein Kind? — sagte er — du mußt auch nicht gleich hinter jedem unschuldigen Gegenstand einen boshaften und heimtückischen Hinterhalt vermuten. Weißt du nicht, daß morgen

Digitized by Google

Neumond ist? Hier bei uns, in unserer Gemeinde, ist der Brauch, daß der Gemeindediener jedesmal einen Tag vor Neumond mit einem Korb voll „Mappes“ durch die Gasse geht und sie den Weibern zum Zuwickeln übergibt.

Was sind denn aber „Mappes?“ — fragte die junge Frau.

Das weißt du nicht — sagte Jossef — diese Bänder da heißt man Mappes, und diese tut man dann in der Schul' um die heilige Thora herumwickeln.

Aber warum bringt er diese „Mappes“ den Weibern?

Weil er Geld verdienen will, Narrele! jedes Weib gibt ihm etwas dafür.

So — sagte Rosa — nun sieh, mach' ich's recht so?

Hierbei fing sie an, eine der Mappes aufzurollen, so wie man ungefähr ein Band auf einer hölzernen Rolle aufwickelt.

Ganz fein machst du es — sagte Jossef und entfernte sich mit freudigem Lächeln im Vorhinein schon den Triumph genießend, den er seiner Frau in aller Stille bereitet hatte.

Nicht lange hernach kam der Gemeindediener wieder und nahm die wohl zusammengewickelten „Mappes“ nebst einem ansehnlichen Geschenke von dem jungen Weibchen in Empfang. Jossef stand schon erwartungvoll in der Stube seiner Mutter als der Gemeindediener bei ihr eintrat.

Nun? — fragte die Frau mit ironischem Lächeln.

Nu — sagte der Gemeindediener — bei' mein Leben, es kann kein Weibl in der ganzen „Gaß“ die „Mappes“ schöner zusammenwickeln, als Euer Schnur, und gegeben hat sie mir — alle Tag soll ich's verdienen.

Was ist das? — fragte Jossef, der sich nicht wissend stellte — wovon red't Ihr?

Seht Euch da an — sagte der Gemeindediener — wie gut Euer Weib die „Mappes“ zusammenlegen tut; just, wie wenn sie dabei aufgewachsen wär.

Der Synagogendiener ging und Jossefs Gesicht strahlte vor Freude.

Nun siehst du wieder — wendete er sich an seine Mutter — sie ist nicht so arg, wie du meinst, und sie weiß von der Jüdisch-

keit doch mehr als du glauben willst. Ich hätt' mir's wirklich selber nicht eingebildet, daß sie wissen wird, was sie mit den „Mappes“ zu tun hat.

Geh, laß mich geh'n — sagte die Mutter unwillig — mach' mir den Kopf nicht wahnsinnig. Um eine Welt ist mir leichter! Packetel! Sie weiß, wie man die „Mappes“ zusammenwickelt. Reich wie einen König macht sie mich damit! Das weiß bei uns hier ein jedes Madele! Das willst du mir auch eingeschätzt geben als etwas? Die eignen Haar! die eignen Haar wenn sie lieber nicht tragen möcht, ein verheiratet Weib!

Mit Tränen in den Augen schlich sich der betrübte Sohn wieder aus der Stube der Mutter.

Ephraim Kohn wurde am Sabbath zur Thora aufgerufen; er sprach bei dieser Gelegenheit einen Segenspruch, welcher üblich ist, wenn man eine große Gefahr glücklich überstanden hat. Ephraim war eben von einer schweren Krankheit aufgestanden. Jentel, Ephraims Weib, hatte sich für den Sabbath eine neue Haube machen lassen. Während der Wiedergenesene unten in der Männerschul den Segen sprach, drängten sich oben in der Weiberschul sämtliche Frauen zu Jentel, um ihr zu der neuen Haube, die sie auf hatte, zu „wünschen“. Eine der Frauen hatte sich nicht zu ihr hinbegeben, ruhig blieb sie auf ihrem Platze und tat, als ob sie dies ganze Getreibe gar nichts anginge. Es war Rosa — Kreßels Schwiegertochter.

Dies Benehmen fand allgemeine Mißbilligung und erfuhr strengen Tadel. Man legte es ihr als Unfreundlichkeit und Stolz aus.

Das heißt sich etwas eingebildet auf ihre rote Haar! — sagte die eine.

Sie meint, weil sie die eigne Haar' tragen tut, ist sie etwas anderes, als wir sind — meinte die andere.

Und was wär' gewesen, wenn Euer Schnur zu Jentel Kohn die paar Schritt hingegangen wär, ihr zu wünschen? wendete sich eine dritte an Kreßel.

Die Füß' wären ihr wirklich nicht heruntergefallen — fügte eine vierte hinzu.

Kreßel verging vor Scham. Ihr sollte es zukommen, daß

Digitized by

man ihr mit Recht einen Vorwurf machen durfte! und sie konnte nicht läugnen, daß die Frauen mit ihren Vorwürfen im Rechte seien.

Knirschend vor Wut kam sie nach dem Mussaphgebete aus der Synagoge nach Hause. Da sie mit ihrer Schwiegertochter nicht sprach und deren Stube nicht betrat, so entlud sich ihr ganzer Zorn selbstverständlich auf das unschuldige Haupt des Sohnes.

Sie wird mich noch mit der ganzen „Gaß“ verfeinden — begann die Mutter — das ist ein Herzbrechen, was ich nur erleb! Mir soll man solche Sachen sagen dürfen! Und ich, Kreßel Reb Maierns soll sich solche Sachen müssen „vorraten“ (vorrechnen) lassen und soll dazu schweigen müssen! Warum, wer Butter auf dem Kopf hat, darf nicht in die Sonn' gehn. Und sind sie denn nicht gerecht?

Was geht denn vor? — fragte der Sohn kleinlaut.

Was soll vor gehn? frag' du dein Weib, was ihr Jentel Kohn getan hat, daß sie ihr nicht wünschen geht, wenn sie eine neue Haub' an hat?

Und das ist alles? — fragte Jossef.

Alles? noch mehr soll es sein? ist das nicht genug? soll sie Steine in die Schul mitbringen und sie den Weibern an die Köpf' schmeißen?

Da daran ist sie unschuldig — wagte der Sohn einzuwenden — sie ist hier fremd, sie kennt unsere hiesige Gebräuche noch nicht. Von wannen soll sie wissen, daß Jentel Kohn eine neue Haub' an hat?

Von wannen sie es wissen soll? was ist das für eine Red? Und von wannen wissen es denn die anderen Weiber? Ist sie denn blind? sieht sie denn nicht, was in Schul vor geht? sieht sie denn nicht, daß alle anderen Weiber wünschen gehn? was „zeckt“ (sitzt) sie da, wie wenn sie angenagelt wär!

Nun — sagte der Sohn — einmal ist keinmal; es wird nicht wieder vorkommen. Ich werd' ihr schon einsagen, was sie zu tun hat, und mir folgt sie alles.

Alles? — lachte die Mutter höhnisch.

Wirst du sehen, Mutter-Leben! — begütigte der Sohn — das nächstemal, wenn ein Weib eine neue Haub' und ein neues

Kleid anhaben wird, dann wird sie auch wünschen gehn so gut wie alle anderen Weiber.

Packetel! sagte die Mutter — sie wird wünschen gehn! Reich wie ein König wird sie mich damit machen! Um eine Welt ist mir leichter, daß du mir's nur versprichst. Laß sie nicht wünschen gehn, oder ja wünschen gehn. Wie sie will, soll sie tun! Wem liegt sie denn auf? meint sie denn, es macht sich eine etwas aus ihr, ob sie wünschen kommt oder nicht? Was tut sie denn in Schul? zu was geht sie gar hinein? sitzt drinnen und sieht sich die vier Wänd' an; ein ander Weibel, wenn sie schon in Schul geht, nimmt sie sich eine „Tchinah“ (Gebetbuch) und „leint“ (lies't). Aber sie, was „leint“ sie? lauter deutsche Bücher von dem Friedrich Schiller, was sie drinnen hängen hat. Nicht erleben hätt' ich sollen, dich mit ihr unter die „Chuppe“ (Trauhimmel) zu führen.

Das Mittagessen war dem armen Manne sehr verbittert.

Als er das nächste Mal von Brünn zurückkam, brachte er seiner Frau ein Büchlein mit, das er für sie eingekauft; es war eine „Tchinah“, jenes Gebetbuch für Frauen in jüdisch deutscher Sprache, das heißt in deutscher Sprache mit hebräischen Lettern, wie es in der „Gasse“ üblich ist.

Ich hab' dir eine „Tchinah“ mitgebracht — sagte Jossef — damit du am Sabbath nicht ein deutsches Buch in Schul mitzunehmen brauchst.

Rosa nahm von nun an jeden Sabbath ihre „Tchinah“ mit in Schul, und las aus ihr das eine oder andere Gebet; ihre eigentlichen Gebete aber brauchte sie aus keiner Vorschrift, aus keinem gedruckten Buche herauszulesen, sie durfte ihren eignen Gedanken und Empfindungen nur freien Lauf lassen, und gewiß, nie stieg ein reineres Gebet zum Himmel empor, als dieses, so sich aus dem unschuldvollsten Herzen des tugendhaftesten Weibes loslöste.

Nun, Mutter-Leben! was sagst du, wie fein sie ihre „Tchinah leinen“ tut! — fragte Jossef. — Sie ist wirklich eine gute Seel, und tut alles in der Welt, was man von ihr haben will. Letzthin hab' ich ihr da die „Tchinah“ von Brünn mitgebracht, und wie ich hör', „leinen“ wenig Weiber so fleißig aus der „Tchinah“, wie sie, wenn sie in Schul ist!

Digitized by Google

Und was hast du mit der „Tchinah?“ Reich wie einen König macht sie mich damit! Packetel! Um eine Welt ist mir leichter! Ob sie ja „Tchinah leint“ oder nicht. Kommt es denn allein da darauf an? Ein Weib, was die „Krasche“ hat, mit dem eignen Haar, wie ein ledig Mädchen, in Gottes Haus hineinzutreten — nicht gedacht soll es werden! Kannst du denn meinen, daß Gott der Lebendige das anhört, was so eine zu ihm beten tut, die da mit dem eignen Haar sitzt?

Gott sieht auf das Herz! — sagte Jossef.

Und auf die Haar' nicht? — fügte die Mutter hinzu — auf die Haar auch! Du kannst mir's glauben, er sieht auf alles.

Jossef konnte dagegen nichts einwenden. Er tat, was er in solchen Fällen schon oft getan; er machte der unliebsamen Unterredung ein Ende, indem er fort ging.

Es nahte das „Purimfest“ heran. Am Versöhnungtage hatte Rosa gefastet, so gut wie alle anderen Frauen in der „Gasse“. Seit dem Versöhnungtage war aber auch noch ein anderer Fasttag verstrichen, der zehnte Tag im Monat „Teweth“ — der Tag, an welchem die Belagerung Jerusalems begonnen. Diesen Fasttag hatte Rosa nicht streng gehalten. Sie hatte nur bis Mittag gefastet; zu Mittag aber hatte sie ein Weniges gegessen. Die Schwiegermutter hatte damals nichts gesagt, sondern wie immer sich ihr Teil gedacht. Nun aber, da mit dem Purimfeste auch der Fasttag-Esther heranrückte, nahm die Alte den Sohn ein wenig aufs Korn und sagte:

Laß mich hören, Jossef, was wird sie am Fasttag-Esther zu Mittag für ein „Mineschterl“ (ausgesuchte Speise) essen?

Wie so? — fragte der Sohn betroffen.

Nun, ich mein — fuhr die Mutter fort — sie wird doch mit Gott's Hilf nicht mit leerem Magen zu der „Megillah“ (zum Vorlesen der Chronik) gehen!

Der Sohn verstand den Vorwurf.

Sei nur stat — beruhigte er die Mutter — wirst du sehen sie wird fasten, so gut, wie jede andere.

Bis ich's werd' sehen, werd' ich's glauben! — sagte die Mutter.

Du kannst dich verlassen d'rauf — versicherte der Sohn.

Jossef hatte sich nicht getäuscht; er wußte wohl, was er im Namen seines Weibes versprechen durfte.

Man nimmt dir's Übel, mein Kind, sagte er zu ihr — daß du am zehnten „Tewes" zu Mittag gegessen hast.

Das tut mir leid — gab Rosa zur Antwort — wie hab' ich aber wissen können, daß man mir so was übel nehmen wird?

Ich sag' dir's ja auch nicht wegen der Vergangenheit, sprach Jossef weiter — ich sag' dir's ja nur von wegen der Zukunft. Die andere Woche haben wir den Fasttag-Esther!

So werd' ich fasten — sprach Rosa.

Ich hab's ja gewußt, daß du's tun wirst! Hab' ich's denn nicht gewußt — sagte er frohlockend und umarmte sie mit zärtlicher Innigkeit.

Als man am Fasttag-Esther von der „Megillah" nach Hause ging und aufblickte zum Himmel, ob da droben schon die drei Sterne stehen, bei deren Sichtbarwerden es erlaubt ist zu „frühstücken", sagte Jossef zu seiner Mutter: Nun siehst du, was sie sich zu Mittag für „Mineschterl" gekocht hat.

Warum? gefastet hat sie vielleicht? — sagte die Mutter ungläubig.

So fürwahr soll ich leben und du auch, wie sie gefastet hat, und wenn sie heut den ganzen Tag nur einen Bissen gegessen hat, so will ich bei dem ersten Bissen, den ich jetzt essen werd', ersticken.

A ba! — sagte die Mutter — ein Privatstück (Meisterstück) hat sie da ausgeführt. Paketel, sie hat gefastet! um eine Welt ist mir leichter! Reich, wie einen König, macht sie mich damit. So ein Winter-Fasttägel, änder als man sich dreimal herumdreht, ist es vorbei. Möcht' sie sich lieber auf „Purim" maskieren, für ein ordentlich jüdisch Weib und möcht sich die eignen Haare abschneiden, wär gescheiter und mehr wert, als wie ihre Fasterei. Von meinetwegen hätt' sie auch essen können! Warum? Du mögst meinen, Gott steht ihr nach ihrem Fasten.

* *
*

Und so ging es immerfort. So lang das Jahr ist, fast jeder Tag führte Veranlassung zu einer den geschilderten Vorgängen

Digitized by Google

ähnlichen Szene herbei. An jedem Tage fand die Mutter etwas zu bemängeln an der verhaßten Schnur, sobald ihr der Sohn aber jubelnden Herzens die Nachricht brachte, daß ihre Forderung pünktlich erfüllt sei, dann war das alles nichts und sie entließ ihn ungetröstet mit der unerbittlich strengen Verweisung auf die eignen Haare.

Dies war der Punkt, auf den sie schließlich immer zurückkam, diese eine Forderung verlor sie nie aus dem Auge, und just diese Forderung war es, bei welcher Jossef sein sonst so gefügiges Weib unbeugsam fand, wie einen harten Felsen.

So ging er zwischen Mutter und Gattin hin und her ohne eigne Willenkraft, ohne Mut im Herzen, jedesmal auf der Seite stehend, von der er eben beeinflußt wurde.

Doch nicht er allein stand zwischen den beiden Frauen in der Mitte; ihm zur Seite stand sein holdes Schwesterchen, nur mit dem Unterschiede, daß Blümele nicht wie er hin und her schwankte, sondern sich gänzlich auf die Seite ihrer Schwägerin stellte.

Von allem Anfang an hatte sich das Kind zu der Braut des Bruders hingezogen gefühlt. Durch den Kampf, der im Hause geräuschlos aber unermüdlich fortgekämpft wurde, erstarkte die Neigung des Kindes nur immer mehr und mehr. Ihr reines, unverfälschtes Gefühl zog Blümele auf die Seite der Angegriffenen, der Duldenden. Sie hätte aber älter sein müssen als sie war, um den häuslichen Zwist schlichten zu können, sie hätte kein Kind mehr sein dürfen, um für ihre Schwägerin offen Partei zu nehmen und sich für sie in die Schanze zu schlagen. Blümele war aber jetzt kaum dreizehn Jahre alt, und obwohl sie an geistiger Begabung nicht nur Mädchen ihres Alters, sondern auch ältere Mädchen überragte, so wurde sie doch immer noch als Kind betrachtet, als ein Kind, das in derlei Dingen, die nur Erwachsene verstehen, nicht mitzureden habe. Einmal hatte die Mutter auf ihre Meinung gehört, es war am Hochzeittage des Sohnes; die Mutter bereute es oft genug und warf es ihr nicht selten vor.

Wenn ich nur dir damals nicht gefolgt hätt', wär' das alles jetzt ganz anders gewesen! — diesen Vorwurf mußte Blümele, öfter als ihr lieb war, von der Mutter hören, und sie konnte darauf

nichts erwidern, wodurch sie ihren damals gegebenen Rat gerechtfertigt hätte; denn ihre Vorhersagung am Hochzeittage, daß Rosa nach der Hochzeit schon alles tun werde, was die Mutter wünsche, war schlecht in Erfüllung gegangen.

Dies hatte zur Folge, daß Blümele die Anwesenheit ihrer Mutter nicht mehr mit der frühern kindlichen Unbefangenheit ertragen konnte; jedesmal, so oft sie mit der Mutter beisammen war, fürchtete sie, daß das verhaßte Gespräch von den eignen Haaren wieder aufs Tapet kommen werde; so wich sie denn dem vorwurfsvollen Blicke der strengen Mutter absichtlich aus. Je mehr aber sie sich von der Mutter ferne hielt, desto enger und inniger schloß sie sich an die geliebte Schwägerin an und bald erblühte zwischen diesen beiden Wesen das schönste und reinste Freundschaftbündnis, sie hielten sich umschlungen in uneigennütziger Schwesterliebe; immer stärker schlug die Flamme dieser Liebe empor, mit jedem neuen Tage bekam sie neue Nahrung und bald waren sie — gegenseitig die Unentbehrlichkeit fühlend — voneinander unzertrennlich. So genoßen sie inmitten vieler schmerzvoller Tage auch Stunden reinsten Glückes und seligster Heiterkeit. Waren sie allein miteinander, so vergaßen sie die kleine enge Welt um sich her und träumten sich in ihrer unbefriedigten Sehnsucht hinaus in die weite, allumfassende Unendlichkeit.

Das Kind reifte empor an dem stärkeren Geiste Rosas, deren sanfte und lichtvolle Rede dem Kinde nach und nach neue, nie geahnte Schätze erschloß. Rosa wieder erquickte und erlabte ihr Herz an den schlichten, naiven Einfällen des urwüchsigen und naturfrischen Kindes, das sich für alles Schöne und Edle in so hohem Maße empfänglich zeigte. Ihr Zusammenleben erzeugte einen wahrhaften Idealismus mitten in den rauhen Anfechtungen der allernüchternsten Wirklichkeit.

Nicht wenig trug zu diesem erhabenen Geistesfluge in die höheren Regionen eine kleine Bücherreihe bei, die Rosa aus ihrer Heimat mit herüber gebracht und hier in ihrer Stube neben anderen Kostbarkeiten schön geordnet aufgestellt hatte. Tiefe Weisheit war in diesen Büchern enthalten, und der edle Mann, dessen Bildnis an der Wand über Rosas Bette hing, der hat sie einst nieder-

geschrieben — einen unerschöpflichen Bronnen zur ewigen Erquickung des Geistes und des Herzens, so lange Menschen hier auf dieser Jammererde wandeln werden.

Aus diesen Büchern las Rosa dem jungen Mädchen gar Manches vor, und Blümele hing in solchen Augenblicken lauschend an den Lippen der geliebten Freundin.

Die zwei frommen Rabbiner, die da von der andern Wand dem Dichter gegenüber hingen, auch sie schienen wohl Acht zu geben und den tiefen Gedanken zu lauschen, die aus des Dichters Werken heraus von Rosas Lippen tönten. Sie schienen selig zu lächeln, denn einen Propheten glaubten sie zu vernehmen, der aufgestanden sei mit heiligem Feuereifer der Menschheit die Wahrheit zu verkünden. Die schönen Lehren der Tugend und Sittlichkeit, die hier vernommen wurden, sie waren auch ihre Lehren, sie hatten auch sie in ihren alten Propheten studiert und sie hatten sie selbst, wenn auch in anderer Form, einer großen bewegten und lauschenden Menge oftmals verkündigt.

Gewöhnlich waren es die Nachmittage, die von den beiden Schwägerinnen zu solchen geistigen Erhebungen verwendet wurden. Die gemeinsame Lektüre der Schillerschen Werke übte auf jede der beiden Freundinnen eine andere Wirkung aus. Dies wäre schon des ungleichen Alters wegen auch dann der Fall gewesen, wenn Rosa ihren Schiller auch nicht auswendig gewußt hätte. Für Rosa war diese Lektüre eine angenehme Erinnerung an ihre selig verlebte Jugendzeit; auf Blümele hingegen machte jedes einzelne Wort den vollen Eindruck der Neuheit. Rosa, die von dem Gang der Handlung in den Schillerschen Trauerspielen und Balladen nicht mehr überrascht wurde, erfreute sich an der begeisterten und gehobenen Sprache, so wie der den einzelnen Charakteren in den Mund gelegten Gedanken und Aussprüche; das Kind hingegen folgte mit ängstlicher Spannung, mit wildklopfendem Herzen dem Lauf der dargestellten Begebenheit. Sie zitterte für das Leben der unglücklichen Maria Stuart und haßte die stolze Elisabeth mit dem ganzen Ingrimm, dessen sie fähig war; sie begeisterte sich für die heldenmütige Jungfrau von Orleans, sie konnte ihr jedoch ihren Fall nicht verzeihen. Johanna hätte sich selbst nicht untreu werden

Digitized by Google

sollen — meinte Blümele in der Unschuld und Arglosigkeit ihres Herzens. — Sie bewunderte den freimütigen Marquis Posa, der es wagt, dem grausamen König Philipp in so unumwundener Weise die Wahrheit zu sagen, und ärgerte sich über die Prinzessin Eboli, weil sie dem tugendhaften Carlos so verführerische Schlingen legt; am allermeisten aber triumphierte sie über die unmenschliche Turandot, daß sie, nachdem sie so viele Köpfe abschlagen lassen, endlich doch dem Prinzen Kalaf erlegen.

Selbstverständlich faßte Blümele alle diese Dinge, die ihr da entgegentraten, in ganz naiver Weise auf und es lag bei dieser gemeinsamen Unterhaltung für Rosa kein geringer Reiz gerade in dem Umstande, zu beobachten, wie sich der Schillersche Genius in dem Kopfe und Herzen eines unerfahrenen, aber auch unverdorbenen Kindes spiegle.

Der Einfluß dieser Lektüre blieb nicht aus. Allmählich gewöhnte sich das Kind, die Verhältnisse des Lebens nicht mehr nach den gemeinhin herrschenden Anschauungen zu beurteilen. Schillers Geist hatte ihr nach und nach einen andern Maßstab ins Gemüt geprägt, ihr einen weitern Gesichtkreis eröffnet.

Doch nicht allerwege äußerte sich dies. Trotz ihrer großen Jugend war Blümele verständig genug, nicht über Dinge zu sprechen, die ihr heilig waren. Gegen Rosa konnte sie offen sein.

So schalt sie denn auch ungescheut eines Tages ihre Mutter ob ihrer Härte, und klagte den Bruder der Schwäche an, weil er nicht den Mut habe, der Mutter, die sich durch nichts erweichen lasse, entschieden genug entgegenzutreten.

Klage nicht deine Mutter und nicht deinen Bruder an — gab ihr Rosa zur Antwort; siehe da, was Schiller sagt:

„Nur zwei Tugenden gibt's, wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut."

Güte und Größe sind selten im Verein miteinander. Deine Mutter ist streng genommen nicht gut; sie mag gut sich erweisen gegen diejenigen, die ihr zu Willen sind, ja! dies ist aber nicht die reine Güte, die Güte um ihrer selbst willen; aber deine Mutter hat etwas von dem, was man Größe nennt, sie ist ein Charakter; gewiß, es liegt etwas Großes in der Zähigkeit ihres Hasses, in der Hart-

Digitized by Google

näckigkeit ihrer Verfolgung, in dem Nichtaufgeben des einmal Ergriffenen. Das muß ich selbst gestehen, obwohl ich es bin, gegen die dieser Haß, die Verfolgungwut gerichtet ist. Dein Bruder ist gut, er ist ein Mensch von lauterem Herzen, er ist der beste Mensch in der Welt, er kann keine Fliege beleidigen und doch beleidigt er mich, weil ihm die Größe fehlt. Er ist eine schwache Natur. Bei solchen Naturen kommt es auf den Einfluß an, den sie erfahren, auf die Umgebung, in der sie sich befinden. Was ich auf der einen Seite gewinne, geht mir so auf der andern Seite wieder verloren; durch dieses Hin- und Hergeschobenwerden kömmt er in Verwirrung, er weiß nicht, auf welcher Seite das eigentliche Recht ist. Nicht anklagen kann ich ihn, aber Mitleid, tiefes Mitleid hab' ich mit ihm, denn weiß Gott! er ist mehr zu bedauern als ich.

Und mir sagt mein Herz — begann Blümele plötzlich — daß noch alles zum Guten ausgehen wird.

O, dann wird es auch! Wenn du es sagst, dann wird es auch! — sagte Rosa gehoben und schloß das Kind in ihre Arme. — Er sagt es uns ja gewiß.

Schiller? — fragte Blümele.

Gewiß! Schiller sagt es:

„Was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.“

Blümele machte sich los aus der Umarmung der Schwägerin; sie ging hin zu Rosas Bett und schaute da empor in Demut und Zerknirschtheit zu dem Bilde des Mannes, der so wunderbare Dinge verheißen kann wie ein Prophet.

Das Plätzchen, auf dem sie dastand, war ihr Lieblingaufenthalt. Stundenlang konnte sie da in Anschauung des Bildes versunken bleiben. Wären die beiden Männer an der gegenüberstehenden Wand nicht so ausnehmend fromme Rabbiner gewesen, sie hätten müssen eifersüchtig werden auf die dem Dichter dargebrachten Huldigungen des schönen Mädchens.

Blümele ward mit jedem Tage älter. Es war Rosas Bemühungen zu danken, wenn sie sich geistig eben so rasch entwickelte, wie die Natur ihre körperliche Entfaltung zu beschleunigen schien. Ihre Reize fingen an, Gestalt anzunehmen. Das kurze Kinderkleid

Digitized by Google

war abgelegt, und die anmutige Rundung des Busens leistete mehr als genügende Entschädigung für das, was von dem zierlichen Fuße den Blicken durch das längere Kleid entzogen wurde.

* * *

Es flossen die Jahre hin. Draußen in der „Gasse" hatte sich die Stimmung gegen Rosa bereits ganz verändert. Nur wenige Murrköpfe wagten es noch laut ihre Unzufriedenheit auszudrücken, die meisten schwiegen still. Wie sie innerlich dachten, darauf kam es weniger an, genug, es war von jenem Hetzen, wozu anfänglich alles bereit schien, gar keine Rede mehr. Im Gegenteil, allgemein pries man Rosas wohltätigen Sinn, ihr gutes Herz, ihr Mitleid für Arme und Dürftige, ihre Freundlichkeit gegen jedermann, ihr bescheidenes Wesen; von ihren -- eignen Haaren — sprach man nicht. Um so hartnäckiger hingegen gestaltete sich der Kampf daheim. Zu der neuen Verbitterung der Stimmung im Hause trug ein wesentlicher Umstand nicht wenig bei. Rosa hatte noch kein Kind. Sie war mit Jossef bereits einige Jahre verheiratet, noch aber fehlte jenes gemeinsame Band und Pfand der Liebe, welches schon in mancher Ehe dem Stachel der Unzufriedenheit die giftige Spitze abgebrochen.

Wäre Rosa Mutter geworden, hätte sie ihrem Manne den Sohn, der Schwiegermutter den Enkel geboren, vielleicht wär' es auch hier zu einem Ausgleich zwischen Schwiegertochter und Schnur gekommen. Kann eine Großmutter denn auch das Kind derjenigen, die sie haßt, liebend an sich schmiegen, oder vielmehr kann sie auch fortfahren, die Mutter des Kindes zu hassen, das in seiner Unschuld die kleinen Händchen nach ihr ausstreckt, wenn sie ihm ins reine Auge blickt?

Sei es, daß es auch so entmenschte Naturen gebe; ich möchte keineswegs behaupten, daß Kreßel zu diesen gehört.

Kreßel wartete auf das Kind, sie wartete darauf mit Sehnsucht; vielleicht hegte sie sogar eine gewisse Hoffnung, deren Erfüllung von der Geburt eines Kindes abhängig war. So scheint es wenigstens; denn was hätte es sonst für einen Sinn haben sollen, was sie einmal zu ihrem Sohne Jossef sprach:

Digitized by Google

Wirst du sehen, Jossef — so sprach sie einstmals — ich werd' doch noch Recht behalten. Laß sie nur erst niederkommen und ein Kind zur Welt bringen. Mit den ersten Windeln, die sie in die Hand nehmen wird, fliegen alle diese Narreschkeiten und eitlen Sachen auf und davon. Es wird ihr dann gut aufliegen, ob sie das eigne Haar tragt, oder nicht. So lang ein Weib kein Kind hat, ist sie auch noch kein Weib, ist sie noch immer, wie ein ledig Mädel. Mutter muß sie sein, dann wird sie erst ein Weib; das Kind muß in der Wieg' schreien, dann erst fängt ein Weib an ernste Gedanken zu kriegen. Ich geb' dir mein' Hand darauf, es wird ihr dann genötiger sein, das Kind zu wiegen, als wie sich aufzuputzen und die eigne Haar zu frisieren.

Dieser Gedankengang war nur insoweit unrichtig, als ihm die Grundlage fehlte, da Rosas Beweggrund für das Tragen der eignen Haare ein ganz anderer war, als ihre Eitelkeit. Da die Schwiegermutter aber keinen andern Beweggrund erblickte, so war sie in ihrer Folgerung auch ganz berechtigt; deshalb sah sie der Geburt eines Kindes mit großer Ungeduld entgegen.

Nachdem aber mehrere Jahre verstrichen waren, und Rosa sich noch immer nicht Mutter fühlte, da begann sich die Seele der Schwiegermutter aufs neue mit Unmut zu füllen.

Es wird nicht anders! Es wird nicht anders! — sagte sie zu ihrem Sohne — ich geb' alle Hoffnung auf, ich sag' dir, sie ist eine Unfruchtbare! Nicht erleben hätt' ich sollen, sie in das Haus da hereinzuführen.

Jossef fühlte bittern Schmerz im Gemüte. Auch er sehnte sich nach dem Kinde, das ihm der Himmel versagen zu wollen schien. Wie sehr er sein Weib liebte, die unaufhörlichen Einflüsterungen der Mutter verfehlten doch nicht, auch in ihm eine Bitterkeit des Herzens zu erzeugen, eine trübsinnige Stimmung, die bei seiner offenen, zur Verstellung so ungeschickten Natur einem auch weniger als Rosas scharfblickendem Auge nicht lange hätte verborgen bleiben können. Wäre Jossef auch minder offen gewesen, als er es war, Rosa hätte den Grund seiner Mißstimmung erraten; bei Jossef brauchte sie sich gar nicht darauf zu verlegen, Rätsel aufzulösen; das erstemal gleich, da sie ihn über die Sache ernstlich befragte,

Digitized by Google

erklärte er ihr verschämt und schüchtern, aber ohne Umschweife und Ausrede den wahren Grund seines Grames.

Rosa erinnerte ihn an Hanna und sagte gleich dieser: Bin ich dir nicht mehr wert als zehn Kinder?

Liebreich umarmte er die Gattin, aber es war gerade als ob sich jemand zwischen sie gedrängt hätte, ein dritter, der die frühere Innigkeit nicht aufkommen ließ; es war eine liebreiche aber eine kühle Umarmung.

Rosa fühlte dies tief und schmerzlich. Sie erinnerte ihn, daß Hanna lange Zeit unfruchtbar gewesen und am Ende doch einen Sohn geschenkt bekommen habe; sie ermahnte ihn den Mut nicht sinken zu lassen, der Himmel könne auch sie dereinst noch begnaden.

Das leuchtete ihm ein. Er schöpfte milden Trost aus dieser sanften Rede und sein Herz belebte sich mit neuer Hoffnung; nicht lange aber sollt er solch froher Erwartung sich hingeben dürfen; kam er nur erst wieder zu seiner Mutter hinüber, so erlosch sicher auch der leiseste Strahl der Hoffnung.

Ich sag' dir nein und noch einmal nein! — so war die Rede der Mutter — sie ist eine Unfruchtbare, sie wird kein Kind haben. Gott hat ihren Leib nicht „gebenscht“ (gebenedeit), und davon ist der Grund nur zu klar. Durch unsere großen Sünden! sie trägt doch frech genug ihr eignes Haar!

Die fanatische Frau wußte ihren Sohn sehr wohl zu überzeugen, daß er alle Hoffnung auf Nachkommen fahren lassen müsse, so lange sein Weib das eigne Haar nicht ablegt. Mit vielen Erzählungen von dem himmlischen Strafgerichte wußte sie zwischen dem eignen Haare und der Unfruchtbarkeit seines Weibes einen so festen Zusammenhang aufzufinden, daß Jossef in seiner Ratlosigkeit sich als den unglücklichsten Menschen der Welt betrachtete.

Merkwürdig erschien ihm nur ein Umstand, der nämlich, daß die Mutter, die bisher, gleich ihm der Geburt eines Kindes sehnsüchtig entgegen gesehen, nun ganz andere Saiten anschlage und sich über die Nichterfüllung seiner heißesten Wünsche und Hoffnungen nicht nur nicht zu betrüben, sondern im Gegenteil zu freuen schien.

Immer mehr und mehr wurde er in der Ansicht bestärkt, daß die Mutter, das was er für sein größtes Unglück ansah, als ein

Digitized by Google

Glück betrachtete, und als er ihr eines Tages gerade heraus sagte: Mir scheint, du freust dich gar darüber! — Da antwortete die Mutter rätselhaft: Ja, mein Kind! ich freu' mich darüber, denn ich weiß mein' „Weiß" (Wissen); die Engel im Himmet freuen sich auch darüber, und ich hoff' zu Gott, es wird einmal ein Tag kommen, wo auch du dich drüber freuen wirst. Dann wirst du erst sehen, wie stark Gott ist, und was er alles in seiner Macht hat. Gott's Wege sind dunkel und unerforschlich, und der sündige Mensch kann nicht wissen, was ihm zum Guten und was ihm zum Bösen ist. Ich hoff' zu Gott, es wird dir zum Guten sein!

Jossef verstand den geheimen Sinn dieser dunklen Rede nicht. Betrübt schlich er wieder von dannen, wie er schon oft getan, um sich heimlich auszuweinen.

Indessen trat die ganze Angelegenheit für den Moment in den Hintergrund; eine andere Sache brachte einige Aufregung im Hause hervor. Blümele war herangewachsen, aus dem Kinde war eine Jungfrau geworden. Neun Jahre waren verflossen, seitdem sie ihrem Bruder auf der Fahrt zu seiner Braut das schwesterliche Geleite gegeben, nun sollte sie selber Braut werden. Die Mutter war fest entschlossen, das Mädchen unter die Haube zu bringen, Blümele aber wollte auf den Vorschlag nicht recht eingehen. Sie forderte Bedenkzeit, sie müsse den Schritt überlegen, sie könne sich nicht so über Hals und Kopf hineinstürzen — sagte sie, da ihr die Mutter zum erstenmal unter vier Augen die wichtige Eröffnung machte. Und als die Mutter, unwillig über solchen Ungehorsam, den sie nicht erwartet hatte, die Frage aufwarf, was es da viel zu überlegen gebe, zitierte Blümele, versunken in sich selbst und vergessend mit wem sie eben spreche, die Verse aus Schillers Glocke:

„Drum prüfe wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang. —"

Mit dieser unerwarteten Antwort war freilich das Feuer auf dem Dache.

Also das erleb' ich nun an dir — rief die Mutter zornig — mit solchen Narreschkeiten, die du da drüben bei ihr in den deutschen Büchern lesen tust, kommst du mir? Das sind wahnsinnige Red'n!

Digitized by Google

die kommen nicht aus deinem Kopf heraus und sind nicht auf deinem Mistberg gewachsen; das hast du von ihr drüben, da dazu hat dich kein anderer angereizt, als wie sie; nicht erleben hätt' ich sollen, sie vor mir zu sehen! Was ist das? willst du ledig bleiben? ich werd' dir ein' Kren zum Fleisch machen. Überlegen willst du dir's? was willst du dir überlegen? Wenn man sich's überlegt, hat man's doppelt. Du meinst, ich weiß nicht, warum sie drüben dich anstiften tut? Daß man es mit dir soll haben! Hat man es mit dir, denkt sie sich, so hat sie Ruh'. Wann freut sich der Höcker, wenn er ein' größern sieht! Und du bist noch so ein Büffelochs und siehst das nicht einmal ein.

Red' nichts von ihr — sagte Blümele — und laß sie gehn. Sie hat wahrhaftig kein Wort davon mit mir gesprochen. Was ich sag, das sag ich von mir selbst. Meinst du denn, ich möcht' mir von Rosa etwas vorschreiben lassen? Ich lass' mir nichts vorschreiben von gar keinem, von Rosa nicht und auch von dir — —

Schweig, und laß das Wort nicht aus dem Mund heraus, du widerspenstig Kind! — schrie die Mutter.

Blümele verließ die Stube.

Die Aufregung im Hause war sehr groß; doch wurde sie bald wieder beschwichtigt und das ohne viele Mühe; denn das Mädchen hatte sich ja eigentlich nicht entschieden geweigert. Blümele wollte sich nur nicht überrumpeln lassen, wie es in der „Gasse" zu geschehen pflegt. Sie wollte bei der Wahl eines Gatten nur auch ihr Herz zu Rate ziehen. Wenn dieses einstimmte, wenn der Mann, den man ihr vorschlug, ihr gefiel, so war selbstverständlich von einer Weigerung gar keine Rede.

Da die Mutter den Einfluß, den Rosa auf Blümele übte, wohl zu schätzen wußte, so bediente sie sich ihrer auch da, wo sie auf ihn angewiesen war. Sie unterhandelte mit ihrem Sohn, dieser mußte weiter mit seinem Weibe sprechen und Rosa sollte schließlich die Aufgabe übernehmen, das Mädchen für die vorgeschlagene Partie günstig zu stimmen. Rosa willigte ein, doch nur bedingungweise, für den Fall nämlich, daß Blümele gegen den Mann, dem man sie übergeben wollte, keine entschiedene Abneigung empfände. Nun, es traf sich besser, als man vermuten konnte und Rosa brauchte sich

Digitized by Google

nicht sehr anzustrengen. Blümele-Turandot befand sich dem neuen Prinzen Kalaf gegenüber in einer Stimmung, in der sie ihm keineswegs hätte den Kopf abschlagen lassen; ja sie war nicht einmal so grausam, ihm so harte Nüsse zum Aufknacken vorzulegen, wie es die märchenhafte Prinzessin getan.

Nach kurzer Zeit konnte man die schönste Porzellanschale, die sich im Hause fand, in Scherben zerbrechen, und Blümele war Braut.

Nun wurde rüstig an der Ausstaffierung gearbeitet: Die liebe Schwägerin half redlich mit. Darüber verging nun wieder ein Jahr und immer näher rückte der Hochzeittag heran.

Eines Tages kam Jossef des Morgens in die Stube seiner Mutter hinüber; aber welche Überraschung bot sich da seinem erstaunten Blicke! kaum durft' er seinem Auge trauen. War es doch kein Feiertag, war es doch ein Tag wie andere mehr, ein ganz gewöhnlicher Wochentag, und doch, wie saß die Mutter da, angetan in ihren besten Feiertaggewanden, geschmückt mit allem Schmuck den sie sonst im Kasten sorgfältig verwahrt hatte.

Du siehst mich an, als wie wenn du mich nicht kennen möchtest! — sagte die Mutter — du wunderst dich, mich heute so geschmückt zu finden in königlichen Kleidern, es stechen dir meine Diamanten da in die Augen, als wie wenn du ihren Glanz gar nicht ertragen könntest und wie wenn du mich noch niemals so gesehen hättest. Und doch solltest du wissen, was heut' für ein Tag ist!

Was heut' für ein Tag ist — sagte Jossef verwundert — was soll heute für ein Tag sein? heut' ist ein Tag wie gestern und vorgestern. Ist es nicht so?

Also muß ich dich erst daran ermahnen — fuhr die Mutter fort — und wenn ich nicht daran gedacht hätt', so hättest du den heutigen Tag verschlafen und hätt'st ihn vorbeigehen lassen mir nichts, dir nichts wie gestern und vorgestern?

Ich weiß nicht, ob ich wach' oder ob ich träume — sprach der Sohn.

Ja, du träumst, zehn Jahre lang schon träumst du, heut' aber sollst du aus dem Traum erwachen.

Es wird mir immer schwindlicher.

Hab' ich dich nicht vor zehn Jahren am heutigen Tag zu der „Chuppe“ geführt? Sind nicht heute die zehn Jahre verflossen? ist nicht heute dein Hochzeittag?

Und den feierst du?

Wer soll es mehr als ich? bin ich nicht deine Mutter?

Und doch hast du den Tag schon neunmal vorbeigehen lassen und hast ihn nicht gefeiert.

Es ist aber auch ein Unterschied. Zehn ist eine andere Zahl als sieben oder acht oder neun. Im Lauf von einem Jahr kann sich manches ereignen. Auf diesen heutigen Tag hab' ich meine Hoffnung zu Gott gesetzt. Gott Lob, daß sie sich erfüllt hat.

Gerührt von solcher Liebe und Zärtlichkeit fiel der Sohn seiner Mutter um den Hals und weinte Freudentränen.

Wie glücklich machst du mich — sprach er — daß du deinen harten Sinn erweicht hast; wie wollen wir jetzt erst anfangen zu leben. Laß mich, laß mich zu ihr, sie wird sich vor Freude nicht fassen können.

Was red'st du da? — so schlecht begreifst du mich? so wenig verstehst du in meinem Innern zu lesen?

Erschrocken wich der Sohn einige Schritte zurück, die Mutter aber setzte fort:

Ich hab' auf diesen heutigen Tag meine Hoffnung gesetzt zu Gott, und er, gelobt ist sein Name, hat mich nicht getäuscht. Ihr lebt jetzt zehn Jahr miteinander; sie aber ist noch immer unfruchtbar!

Was willst du jetzt von dem haben? Darum hast du dir deine guten Kleider angetan?

Ja! darum, justement darum! Weißt du denn nicht, was dir der heutige Tag für ein Recht einräumt? weißt du denn nicht, daß du mit dem heutigen Tag das Recht erlangst, dich von der Unfruchtbaren scheiden zu lassen?

Scheiden? — rief der Sohn in größter Bestürzung.

Ja, mein Kind — sagte die Mutter liebreich — scheiden! dazu gibt dir der heutige Tag das Recht.

Was soll mir dieses Recht? Ich werd' es doch nicht ausüben!

Digitized by Google

Du wirst es! Du wirst es ausüben, mein Kind. Ich kenn' dich besser, als du dich selber kennst. Du wirst tun, was ich dir sage, du wirst mir folgen und es wird dir wohl sein.

Zärtlich nahm die Mutter den Sohn bei der Hand und redete ihm noch lange mit süßen, schmeichlerisch-verführenden Worten zu Gemüte.

Mutter, was verlangst du von mir, wie kannst du wollen, daß ich sie verstoßen soll?

Du mußt es, Jossef! es ist eine Notwendigkeit, wenn es nicht sein müßt, möcht' ich es von dir verlangen! meinst du denn, es ist mir nicht weh dabei, aber Gott will es haben.

Wie kann Gott das wollen, daß wir zwei auseinandergehen? Aufrichtig, Mutter, sag' mir's offen, wenn sie nicht die eignen Haar tragen möcht, wolltest du sie dann auch verstoßen lassen, weil sie keine Kinder hätt'? kann sie etwas dafür, wenn sie unfruchtbar ist!

Narrele, was du bist — entgegnete die Mutter — wenn sie die eigne Haar nicht tragen möcht, wär sie denn dann unfruchtbar? Meinst du denn, sie möcht auch dann keine Kinder haben? Hab ich dir denn nicht schon vor Jahren gesagt, daß es nichts anderes ist, als wie die Strafe Gottes? Was fragst du mich solche Sachen? Jetzt wirst du es einsehen, was ich damals gemeint hab'; jetzt wirst du verstehen, was ich damals gesprochen hab'; was du für ein Unglück gehalten hast, das wird dir jetzt zum Glück werden. Und darum hab' ich heute einen Festtag.

Mir machst du ihn zu einem Trauertag — sagte Jossef.

Weil du aus deinem Traum noch nicht ganz aufgewacht bist. Laß nur gehn, mein Kind, und tu' dich nicht im Stillen betrüben. So wie die Scheidung vorbei sein wird, dann wirst du Gott danken und loben, und dann werden wir erst anfangen zu leben.

Hör an, Mutter-Leben — sagte der Sohn, ein Herz fassend — um etwas werd' ich dich da bitten, und das mußt du mir versprechen.

Folg' du mir nur immer, was ich dir sag', so versprech ich dir, was du willst; das Tellerl vom Himmel herunter, wenn ich dir geben könnt, möcht' es mir auch nicht zu viel sein

Versprich mir, daß du von der Sach' weiter kein Wort red'st,

Digitized by

änder als Blümele zu Gutem wird Hochzeit gemacht haben; du weißt, wie sie zwei miteinander stehen! Tu' Blümelen wenigstens die Hochzeit nicht verwüsten.

Ist mir auch recht — sagte die Mutter — besteh' ich denn darauf, daß es justement auf die Minut' sein muß? Laß Blümele meinetwegen früher Hochzeit machen. Gott gäb', es wär' schon eine Stund' hernach.

Mit diesem Zugeständnis von seiten der Mutter war die Angelegenheit vorläufig erledigt. Die Frau begann den Schmuck wieder abzulegen, sperrte die glänzenden Edelgesteine und das funkelnde Gold, das sie von sich abgenommen in den Kasten und vertauschte die guten Feiertagkleider wieder mit dem gewöhnlichen Wochentaggewand. Sie tat dies alles mit großer Befriedigung, denn sie hatte soeben durch die zur Schau getragene Bizarrerie eine große Tat vollbracht.

Immer näher, immer näher kam Blümeles Hochzeittag.

Nicht in ähnlicher Stimmung sahen ihm Mutter und Bruder entgegen. In Jossefs Brust machten sich zwei wiederstreitende Gefühle geltend; zu einer wunderlichen Harmonie rannen die Empfindungen der Erwartung in dem Herzen der Mutter zusammen. Jossef liebte seine Schwester mit brüderlicher Zärtlichkeit. Sie mit einem vortrefflichen Manne verbunden zu sehen, mußte sein brüderliches Herz mit Freude erfüllen; aber wie konnte diese Freude auch einen freien, ungehemmten Ausdruck finden, wenn sich ihr der Gedanke der Trennung von seinem geliebten Weibe beigesellte! Mußte sich seine Freude nicht in Schmerz und Trauer verwandeln? Konnte er jubelvoll einem Tag entgegen harren, der ihm das Teuerste, was er auf Erden besaß, entreißen sollte? Und gerade dieser Umstand, der alle Freude und alle Lust in seinem Herzen erstickte, gerade dieser war es, der die freudige Erwartuug der Mutter nur erhöhte. Auch sie wünschte sehnlich die Tochter dem Manne zu übergeben, von dessen Vortrefflichkeit sie überzeugt war! aber sie empfand ein doppeltes Vergnügen in dem Gedanken, daß mit der Verheiratung der Tochter auch die ihr am Herzen nagende Schmach ihres Sohnes und ihres Hauses dem von ihr gewünschten Ende zugeführt werde.

Digitized by Google

Während Mutter und Sohn so nebeneinander umhergingen, der eine von Furcht, die andere von Hoffnung erfüllt, blieb der Himmel der Heiterkeit, den zwei weibliche Wesen sich hier selbsttätig geschaffen, ungetrübt. Rosa wußte nichts von dem, was ihr bevorstand. Die Mutter lebte im Gefühle ihrer Sicherheit, begnügte sich mit der Trunkenheit ihrer Siegfreude und verschmähte es, die Tochter mit in das Geheimnis einzuweihen, und Jossef war viel zu zartfühlend, als daß er auch nur mit dem leisesten Hauch die geheime Ursache seines neuen Schmerzes hätte verraten sollen. So lebten Rosa und Blümele nach wie vor mit den Ausrüstuugen zur Hochzeit beschäftigt, ohne Ahnung von dem Gewitter, das sich drohend an dem Himmel ihrer Freundschaft über ihren Häuptern zusammenzog und den schönen innigen Bund ihrer Seelen gewaltsam erschüttern, ja zerstören sollte. Wer denkt auch an Blitz und Donner bei heiterem Sonnenschein? Und heiterer als die freundliche Sonne strahlte der Glanz in ihren Herzen.

Hell ertönten die Geigen, es war eine Lust wie vor zehn Jahren.

Der Morgen kam heran. Wieder stand der Deckstuhl in der Hochzeitstube, aber diesmal saß Blümele darauf. Schon klirrte die verhängnisvolle Schere in den Händen der Mutter, fast selber seufzend, daß sie den schönen Schmuck auf Blümeles Haupte zerstören sollte.

Doch wie? Ist es möglich? Ist es Wirklichkeit oder Sinntäuschung? Kann sich das eigne Blut so wider sich selbst empören? Kann die Frucht so weit vom Baume fallen? Kann ein Kind so aus der Art schlagen?

Man höre nur, was sie in der „Gasse“ sich erzählen: Kreßel ist beim Bedecken in Ohnmacht gefallen, weil sich Blümele das Haar nicht hat abschneiden lassen.

Dazu hat sie kein anderer angereizt, als wie die Schwägerin — meinte der eine.

Red' dir nichts ein — sagte der zweite — Blümele hat's nötig sich erst anreizen zu lassen; sie ist selber ein gut's Kind, sie kann selber auf ihrem Urteil bestehn.

Was braucht sie aber der Schwägerin alles nachzumachen? —

Digitized by Google

fragte ein dritter — hat sie denn auch rote Haar? Wenn Blümele rote Haar hätt', sag' ich noch, sie will sich kein schwarz Scheitel antun, aber ein schwärzeres Haar, wie Blümele hat, existiert ja gar nicht.

Das verstehst du nicht — belehrte diesen der vierte — sie meint, wenn sie der Schwägerin alles nachmacht, ist sie ein gebildet Mensch.

Ein eingebildet Mensch, willst du sagen — berichtigte der fünfte.

Heiß mich eingebildet — sagte der vierte wieder — was bin ich denn? etwas ein Aufgeklärter, daß ich das alles so gut wissen soll? Ich sag' dir, Bruder-Leben! es sieht schlecht aus in der Welt! Wenn sich Kreßeles Tochter schon nicht mehr will lassen die Haar abschneiden, dann kann man sagen, die Jüdischkeit hört auf.

Und Kreßel wird das wirklich gar nicht überleben! — fügte ein sechster hinzu.

Ihr redet alle in die Welt hinein! — nahm ein siebenter das Wort. Kreßel wird es überleben und die Jüdischkeit ist von deswegen noch nicht aus. Ob Blümele die eignen Haar tragt oder nicht, von deswegen wird die Jüdischkeit nicht zu Grund gehn. Warum, vor zehn Jahr', wie Kreßels Schnur her gekommen ist und wie sie zum erstenmal in ihrem eignen Haar am Sabbath in Schul gangen ist, hat sich zu wenig getan in der „Gaß?" zu wenig geredt hat man damals, was man alles tun will? und was hat man getan? Nichts hat man getan; und heut! — wer redt heut' noch davon? Ich geb' dir mein' Hand drauf, wenn Blümele das eigne Haar tragen wird, von heut über ein Jahr redt kein Mensch mehr davon. Man tut sich an alles gewöhnen!

So sprach man in der „Gasse".

Wie sah es aber in der Hochzeitstube aus? Die Mutter war mit Hilfe von kaltem Wasser, Riechfläschchen, Limonien und dergleichen Belebungmitteln wieder ins Bewußtsein gebracht worden und hatte sich allmählig erholt. Was aber jedermann wunderte und was niemand begreifen konnte, am allerwenigsten die Schwiegertochter, war die Fassung der alten Frau. Keine Drohungen, keine Verwünschungen wie vor zehn Jahren, nichts von dem, sie sprach gar nicht davon, sondern ließ ruhig alles über sich ergehn; dem

Digitized by Google

Drang der Verhältnisse schien sie sich zu fügen und ließ geschehen, was geschah. Die Kraft des willenstarken Weibes schien gebrochen; ihr harter Sinn an dem Widerstand des eignen Kindes zerschellt.

Die Ereignisse des Tages nahmen ihren ungestörten Verlauf. Mit Befremden aber sah man vor dem Gange zur Trauung Mutter und Tochter, wie es üblich ist, einander in die Arme fallen und heftige Tränen vergießen. Man hatte erwartet, daß die Mutter sich dieser Umarmung der widerspenstigen Tochter entziehen werde, indessen schloß sie sie mit einer Inbrunst an das Herz, wie sie eine Mutter dem Kinde, das sie unter dem Herzen getragen, nur jemals äußern kann. Eine mächtige Wandlung schien sich im Gemüte dieser Frau in kurzen Stunden vollzogen zu haben. Die reine Mutterliebe war erwacht und hatte im Kampfe mit der an dem Herkömmlichen festhaltenden Anschauung den Sieg davon getragen.

Man ging zur Trauung, man kehrte wieder heim. Man setzte sich zur reich beladenen Hochzeittafel, man hatte sich von ihr wieder erhoben. Man ging zum Tanz in die Hochzeitstube und wollte den Tag in Fröhlichkeit beschließen. Man gab sich der Lust um so ungebundener hin, als man sich durch den Vorgang am Morgen den ganzen Tag über in der Äußerung der Freude einen Dämpfer aufgesetzt hatte.

In einer merkwürdigen Stimmung befand sich Jossef. Er wußte nicht, sollte er sich über das unvorhergesehene Ereignis freuen oder betrüben. Es war eben sein Schicksal niemals klar zu sehen! Es mußte ihm wehe tun, daß der Mutter wieder ein so unnennbarer Schmerz bereitet worden war; denn wer sollte es besser wissen als er, wie tief seine Schwester das Herz der Mutter verwundet haben mußte! er konnte aber andererseits wieder nicht umhin, in dem Vorfall eine Wendung zu erblicken, die vermutlich auch sein Geschick in günstiger Weise entscheiden mußte. Kann denn die Mutter der Schnur noch ferner als Verbrechen anrechnen, was sie bei der eignen Tochter duldet? Kann sie die Schwiegertochter noch ferner verfolgen, oder gar verstoßen wollen ob einer Sünde, die sie dem eignen Kinde nachsieht?

In diesem Widerstreit der auf ihn einstürmenden Empfindungen, stürzte er sich fast willenlos in den Taumel der Freude hinein.

Digitized by Google

Nachdem er eben einen guten Schluck getan, forderte er seine Rosa zum Tanze auf:

Komm, Rosel-Leben! — rief er hocherglüht — heut wollen wir einmal lustig sein. Ich hab' nur eine einzige Schwester und du hast nur eine einzige Schwägerin. Komm, mein Kind! die Musikanten sollen uns eins aufspielen, wir wollen einen Hopser machen. Probieren wir, ob wir's noch nicht vergessen haben!

Mit verschämtem, hochglühendem Angesicht lehnte Rosa ihren Kopf an seine Wange und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

Es muß etwas herzbeglückendes gewesen sein, was er da vernahm, denn er wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Fast außer sich sprang er mit beiden Füßen zugleich in die Höhe, wie ein mutwilliger Knabe auf dem Spielplatz; rasch aber kehrte die männliche Besonnenheit zurück. Zärtlich nahm er Rosa bei der Hand, setzte sie auf eine der längs den Wänden angebrachten Bänke; er selbst setzte sich zu ihr und schweigend saßen sie nebeneinander bis lange nach Mitternacht. Er wich nicht von ihrer Seite, an Musik und Tanz dachte er nicht; es beschäftigte ihn ein weit beseligenderer Gedanke. Alles, was sich da um ihn herumdrehte, schien ihm wie ein Märchen, er selbst darin als König und seine Rosa die Königin. Sein inneres Glück wollte ihm fast das Herz zersprengen.

Am Morgen nach der Hochzeitnacht kam die Schwiegermutter zu der — Schnur hinüber.

Rosa wußte sich kaum zu fassen; dies war ihr seit vielen Jahren nicht begegnet.

Ohne weitere Umstände und ohne viel Worte schloß die alte Frau ihre Schwiegertochter in die Arme und bedeckte ihr das Gesicht mit Küssen. Rosa ließ diese nicht ohne Erwiderung. Jossef wußte nicht, wie ihm geschah; in Verzückung stand er daneben und betrachtete jubelvoll den verschlungenen Knoten.

Komm', mein Kind — sagte die alte Frau — und preß mich nur heftiger an dein Herz, so fest als wie du kannst. Wir haben viel versäumt, wir müssen es uns einbringen. Wir haben zehn Jahre von unserem Leben verloren, wir müssen jetzt eifervoll wachen auf jede Minut', auf jeden Augenblick. Wir werden jetzt erst anfangen zu leben!

Digitized by

Weißt du denn schon? — fragte Jossef schüchtern.

Was fragst du, ob ich weiß? — entgegnete die Mutter — was soll ich wissen? ich weiß, daß ich zehn Jahr' lang eine große Sünd' begangen hab', daß ich dein Weib da zehn lange Jahr gehaßt hab' wegen einer Sach', über die ich kein Richter bin; ich weiß, daß ich mich unterstanden hab' zu verurteilen und zu richten, was nur allein Gott im Himmel zukommt und nicht einem sündigen Menschen. Das weiß ich jetzt, und das hat mir der gestrige Tag offenbart.

Und er hat gerichtet, Gott im Himmel hat gerichtet — sagte Jossef. — Wenn er Leben und Gesundheit gibt, so hoff' ich, wirst du es bald erleben, ein Enkelkind in deiner Hand zu tragen und auf deinem Schoß zu wiegen.

Meinst du Blümele? — fragte die Mutter.

Nein, ich mein' etwas anderes, was mich näher angeht — sagte Jossef, während Rosa schämig zur Erde sah. Die Mutter aber rief, da sie diese Nachricht vernahm: Das auch noch! Das auch noch! Wie verdien' ich das alles nur? Was für ein „Sechuth" (Verdienst) steht mir bei, daß ich anstatt Strafe von dem Obersten im Himmel noch Lohn erhalten tu'?

Bei diesen Worten trat das neuvermählte Paar in die Stube. Blümele wie die junge Frühlingsonne, und ihr Mann neben ihr widerstrahlend das Glück, das ihm aus den Augen seines Weibes entgegenleuchtete.

Zu viel auf einmal! — rief die Mutter und sank ergriffen auf einen Sessel nieder — heut', meine Kinder, seid ihr mir wie neugeboren; ich hab' heut' nicht nur einen Sohn, ich hab' heut' auch eine neue Tochter gewonnen.

* * *

Eine friedlichere Stätte als das Haus Kreßeles hat es seit diesem Tage in der „Gasse" nicht gegeben; und wenn man heute durch die „Gasse" geht, so kann man finden, daß Rosas Beispiel viel Nachahmung gefunden hat; denn heute tragen sie alle dort ihre eignen Haare; vorausgesetzt, daß die allerneueste Mode noch nicht bis dahin gedrungen ist.

Digitized by Google

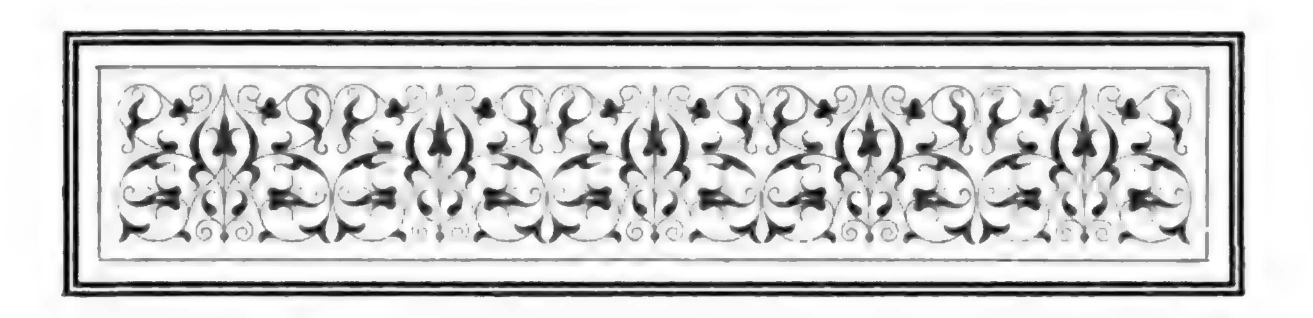
Anmerkung des Herausgebers: Kulke gibt in seiner Erzählung, die dem Leben nachgeschrieben ist, keine Erklärung für den Brauch. Ich lieferte eine in meiner ursprünglich durch Kulke angeregten Abhandlung: „Haarschurgodschaft bei den Südslaven (Internation. Archiv f. Ethnographie, Bd. VII, 1894, Leiden; auch in S.-A. erschienen), indem ich das Haaropfer als ein allgemein unter den Völkern der Erde vorkommendes Ablösungsopfer nachwies.

Krauss.

Digitized by Google

Heimweh.

Erzählung.



„Vater! lebt es denn?"

„Wer?"

„Das Christkind!"

„Frag die Mutter."

„Wie sieht es denn aus? ist es schön?"

„Frag die Mutter."

„Wird es heut selber zu uns herein kommen?"

„Frag die Mutter."

„Nicht wahr, Vater, es tut mir nichts, wenn es kommt?"

„Frag die Mutter, liebes Kind, die Mutter mußt du fragen!"

„Die Mutter? weißt du es denn nicht?"

„Ach! das Kind bricht mir das Herz mit seinen unschuldigen Fragen!" seufzte der traurig dasitzende Mann, an den diese Fragen über das Christkindlein von seinem noch nicht vierjährigen Töchterchen gerichtet wurden. Die Mutter aber, die im Nebenzimmer mit der Herrichtung des Christbaumes beschäftigt, das sonderbare Frag- und Antwortspiel zwischen Vater und Töchterchen, ohne daß sie es beabsichtigte, durch die nicht ganz geschlossene Tür erlauscht hatte, brach fast zusammen mit dem Ausruf: „Nun ist es gewiß! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen! Josef, Josef, du bist unglücklich, und ich kenne jetzt den Grund deines Kummers; du kannst es mir nicht länger mehr verbergen, und wer dich ins Unglück gestürzt hat, das bin ich!"

Digitized by Google

Der Mann, erschrocken über den wilden Ausruf seines sanften Weibes, stürzte rasch ins Nebenzimmer, versuchte die zu Boden Gesunkene aufzurichten, stammelte einige unzusammenhängende Worte von Hoffnung auf die Zukunft, von unabänderlichem Beschluß des Himmels und zitterte dabei noch mehr, als das zitternde Weib, das er in seinen Armen hielt. Plötzlich aber richtete sich das Weib, wie mit Riesenkraft empor, die Gestalt schien größer geworden und in den Himmel zu wachsen, und mit einer Festigkeit der Stimme, der man nichts mehr von dem vorausgegangenen Schmerzensrufe anmerken konnte, rief sie dem Manne zu: „Es ist gut, Josef! es ist gut! es ist vorbei! Du hast mir ein Opfer gebracht, Josef! Das Opfer war zu groß für dich! Du sollst erfahren, wem du es gebracht hast, du sollst mich kennen lernen, Josef!"

„Um Gottes Willen!" rief der Mann, „was hast du vor?"

„Sei ruhig, Josef," erwiderte das Weib, „du wirst es erfahren; nur heute nicht, nur jetzt nicht. Jetzt tue mir den Gefallen und störe heut abend nicht das Weihnachtfest. Du weißt, ich habe meinen Vater zum Christabend eingeladen. Stör ihm nicht die Freude, die er hier zu finden erwartet. Richte dich auf, Josef! sei stark und zeig ein freundliches, heiteres Gesicht."

Mit diesen Worten umarmte sie den geliebten Mann und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen.

„Versprichst du mir also?" fragte sie dann, indem sie ihm zärtlich mit der Hand über die Wange fuhr.

„Marie!" sagte Josef, „ich verdiene nicht, dich zu besitzen."

„Sei kein Narr," sagte Marie freundlich lächelnd, „wenn du mich nicht verdient hättest, so hätt' ich dich ja nicht genommen. Jetzt aber mach ein heiteres Gesicht. Das bitt' ich mir aus für heut abend, hörst du?"

„Ich will tun, was ich kann, Marie!" erwiderte Josef, und nochmals umarmten und küßten sich innig die beiden Gatten.

Hannerl, so hieß das Töchterchen, hatte der ganzen ihr unverständlichen Szene beigewohnt; aber so viel Verständnis für den Vorgang hatte das Kind doch, daß sich die Tränen, die es bei der vorausgegangenen Aufregung der Mutter vergossen, rasch trockneten und das betrübte Gesichtchen sich in das fröhlichste Kinder-

Digitized by Google

antlitz verwandelte, so wie die versöhnenden Worte von den Lippen der guten Mutter mild und erquickend niederflossen. Nicht den Sinn dieser Worte verstand das kleine Mädchen, aber den ganz veränderten Ton der Stimme vermochte es zu unterscheiden; freudig traf dieser das kleine Kinderherzchen. Und nun drängte die Mutter das Kind wieder aus der Stube, um die Lichtlein an dem Christbaum aufzustecken und die verschiedenen Bescherungen des Christkindleins an den Zweigen des grünen Tannenbaums in so glänzender Weise, als es ihr Ordnungsinn ihr eingab, anzubringen.

Während sich die Mutter drinnen in der zweiten Stube mit den Zurüstungen für den Christabend beschäftigte, saß draußen in der ersten Stube in dämmernder Abendstunde der Vater, nahm das Kind liebreich in seinen Schoß, streichelte ihm sanft das kleine herzige Blondköpfchen und hatte dabei gar eigne Gedanken. Er versetzte sich in eine frühere Zeit zurück, in eine Zeit, da ihn der heranrückende Christabend nicht so fremdartig angemutet, als es heute der Fall war, in eine Zeit, da er diesem Abend vielmehr mit freudigem Herzklopfen entgegen harrte, und da er sich auf die Bescherung des Christkindleins freute, mehr freute, als jetzt sein kleines Töchterlein; denn was ihm damals beschert wurde, das war ja kein Geschenk gewöhnlicher Art, kein Bretzelmann, keine vergoldete Nuß, kein Bilderbuch, überhaupt kein Geschenk, wie man es in den am Marktplatze aufgestellten Buden zu kaufen bekommt; was ihm beschert wurde, das war ja ein wahrhaft himmlisches, ein wahrhaft göttliches Geschenk, das war ja einzig auf dieser Welt und nur allein da für ihn, für den geliebten Bräutigam — es war ja sein teures Weib, seine Marie, mit der er vor fünf Jahren an diesem Abend verlobt worden war. Ach, es war eine schöne Zeit, es war damals ein ganz anderer Christabend als der, dem er heute entgegen ging. Was gab es damals nicht für Lust und Scherz und Fröhlichkeit, und wie kam's, daß sich das alles so sehr, so gar sehr verändert!

* * *

Im Hause Reb Wolfs ist es heute ziemlich stille. Nicht des Sabbaths halber, denn der Sabbath ist wohl der Tag der Ruhe,

doch nicht der Lautlosigkeit; aber Vater und Sohn waren nicht daheim, sie waren auf den Gödinger Ochsenmarkt gegangen und blieben über Sabbath aus. Daheim waren bloß die Mutter und die Tochter. Das Mädchen pflegte zwar manchmal mit ihrer hellen Kehle ein hübsches Liedchen zu singen, wenn aber Jittesch am Sabbath-Nachmittag ein kurzes Schläfchen machte, oder wenn sie sich, nachdem sie dies getan, die große Brille auf die Nase setzte und sich ihren „Menorath-Hamaor" — dieses Buch voll wunderbarer Sagen und Legenden — auf den Schoß legte, um darin zu lesen, dann setzte sich Finkele ruhig in einen Winkel der Stube und schaute die fromme Mutter mit Ehrfurcht an und hielt den Ton in der Kehle zurück, und sang nicht, um die Mutter nicht zu stören, nicht im Schlaf und nicht im Menorath-Hamaor. So saßen sie denn beide ruhig und still in der sabbathlichen Stube, die Mutter las und erquickte ihr Gemüt, und die Tochter machte sich allerlei Gedanken über die schönen, weißen, reinlichen Fenstervorhänge, über den Gödinger Ochsenmarkt, über den Bruder Jossef und über Jakob Löb, der nicht ihr Bruder war, und über noch vieles, woran so ein junges Geschöpf wie Finkele eben zu denken hat.

Als die beiden in so ungestörter Sabbathruhe da saßen, öffnete sich geräuschlos die Tür, und eine lange hagere Figur steckte leise und vorsichtig den Kopf herein. Es war Reb Choneh mit dem langen, blauen Sabbath-Rock, dessen Schöße ihm um die dürren Beine herum baumelten, und mit dem schwarzen Samtkäppchen auf dem Kopfe. Wenn Reb Choneh irgendwo eintrat, so konnte man so ziemlich genau wissen, was er will, und war sein Besuch von einem günstigen Erfolge, so sprach man kurze Zeit darauf in der „Gasse" von einem neuen Brautpaar.

„Ist Reb Wolf daheim?" fragte Choneh.

Jittesch blickte von ihrem dicken Buche auf, sah nach dem Eintretenden und sagte: „Des Gotts Willkomm, Reb Choneh."

„Guten Sabbath," sagte dieser und trat völlig in die Stube; „Reb Wolf ist nicht daheims?"

„Nein," sagte Jittesch.

„Und Jossef auch nicht?" fragte er weiter.

„Jossef ist mit dem Vater auf dem Ochsenmarkt," sagte Finkele.

Digitized by Google

„Ah so! auf dem Ochsenmarkt sind sie," sagte Choneh sich besinnend, als ob er es nicht gewußt hätte, und setzte fort: „Nun, das muß man ihm lassen, ein ‚Barje' (Sachverständiger) ist er!"

„Wer, mein Jossef?" fragte die Mutter und fügte hinzu: „Das glaub' ich; wenn man wissen will, wie ein guter Ochs aussieht, muß man nur zu ihm gehen."

„Die Mutter-Leben meint," setzte Finkele hinzu, um den Ausdruck der Mutter zu verbessern, „unser Jossef versteht sich auf Ochsen."

„Nu was denn," sagte Choneh, „wenn man von Kindheit auf beim Geschäft ist, wird man sich dann in seinen Jahren nicht auf Ochsen verstehen! Neulich hab ich ein Paar Ochsen gesehen, hab ich gleich an Reb Wolf und an Jossef gedacht."

„Denkt Ihr an unseren Jossef-Leben nur wenn Ihr Ochsen seht?" fragte schnippisch Finkele.

„Bei mein Leben, Finkel, du hast ein fein Köpfel," sagte Choneh, „du weißt ganz gut, daß ich an Jossef auch noch bei anderen Sachen denken tu!"

„Nun, Reb Choneh," sagte das Mädchen lachend, „wenn Ihr vor mir nichts reden wollt, geh ich derweil hinaus. Ist es nur etwas, was sich sehn lassen kann?"

„Bleib du nur da, Finkel, und sei gesund," erwiderte Choneh, „ich seh doch schon, mit dir braucht man nur halbe Wörter zu reden, du ziehst einem doch so wie so die Red' aus dem Maul heraus; alsdenn was soll ich da lang hin und her reden, ich sag euch: etwas Feines!"

„Von hier?"

„Ja."

„Im Ernst?"

„Wie heißt im Ernst? kennst du Reb Choneh als einen Spaßmacher?

„Wer ist es?"

„Und mußt du denn gar so neugierig sein?" sagte die Mutter abwehrend.

„Ist das eine Neugierde, Mutter-Leben?" fragte die Tochter, „wenn ich wissen will, wer unser Jossef-Lebens Braut sein wird? Soll ich's erraten, Reb Choneh?"

Digitized by Google

„Nein, rat nichts!“ warf dieser rasch dazwischen, „bei mein Gesund, Finkele Diebsköpfel ist imstand und tät's erraten; und dann sagt sie, sie hat's zu Weg gebracht und nicht ich, und ich komm um mein Verdienst. Du brauchst dir darüber nicht den Kopf zu zerbrechen; was sagt ihr zu Mirl Asrieles?“

„Mirl Asrieles!“ riefen Mutter und Tochter zugleich.

„Mirl Asrieles!“ wiederholte Choneh und ergoß sich nun in einer langen Rede über die Vorzüge der angetragenen Partie: „Wer mir Gutes gönnt, soll so ein Madel kriegen, wie Mirl Asrieles ist. Schön und gut und fein und fromm und Geld und alle Freud, und Herz, was begehrst du? Eine einzige Tochter, Asriele möcht ihr das blaue Tellerl vom Himmel heruntergeben, wenn sie's verlangt, ein Spaß, was sie für Ausstaffierung bringen wird. Vom Brünner Markt hat er ihr schon wieder Sachen mitgebracht, die darf eine Prinzessin und eine Kaiserin tragen. Einen neuen Mantel auf die neueste Mode, wie man sie in Brünn jetzt tragen tut, und ein Hut mit lauter Federn, man kann ein ganzen Kopfpolster damit ausstopfen, und ein goldig Kettel und Ohrring! Bei mein Leben, es ist eine Freud, sich die Sachen alle nur anzusehen, wie schön das alles ist. Und was sie für eine feine Wirtin ist, alles spiegelt und leuchtet und glänzt nur an ihr. Wenn sie ein Kleid antut, da darf kein Federl und kein bissele Staub drauf zu sehen sein, und hinein gehn muß man zu ihr und muß sich ihren Wäschkasten ansehen, wie da die „Pünkelech“ in lauter rote Bändel gebunden im Kasten nebeneinander liegen, geordnet wie ein Regiment Soldaten. Und was sie alles zu erwarten hat! Ich will nichts reden von der „Nedan“ (Mitgift)! Asriele hat das Geld schon gezählt bis auf ein Kreuzer im Kasten liegen! Aber was sie sonst noch außerdem bekommen wird. Der Vetter Koppel wird sich nicht spotten lassen, er wird wissen, was er als Vetter zu tun hat, er tut es schon seiner Schwester Zirl im Grabe — der Friede soll mit ihr sein — zu lieb; und die Muhme Genendel wird die Hand, so fürwahr soll ich hundert Jahr leben, auch ein bissele tief in die Tasche hinein stecken! und die andern Verwandten! paketel ist das eine Familie! ich mein', ihr wißt es doch, ich brauch es euch doch nicht erst zu sagen, was man in der ganzen Familie auf Mirl halten

Digitized by Google

tut. Wenn Zirl, im Paradis ruht sie, das erlebt hätte, ihre Tochter Mirl unter die „Chuppe“ (Trauhimmel) zu führen, die ganze Welt wär' zu wenig gewesen, was sie in die Tochter alles hineingesteckt hätt'; nun ja, warum nicht, ein einzig Kind; nun, da sie es nicht erlebt hat, werden ihre Brüder und Schwestern und die anderen Verwandten das Doppelte tun, um zu zeigen, wer sie sind. Unter uns geredt, die Leut' sind große „Pradeniks“ (stolz); aber das kommt Mirle nur zu gut, und wer sie nimmt, wird dabei nicht zu kurz kommen! Was soll ich euch da noch viel sagen, ihr kennt sie und wißt das alles eben so gut wie ich,“ sagte Reb Choneh, setzte aber demungeachtet seine Rede über die vorzüglichen Eigenschaften von Mirl Asrieles weiter fort und würde gewiß im Flusse seiner Rede nicht ermüdet sein, noch länger fort zu loben und zu preisen, wenn der Synagogendiener nicht eben mit dem Rufe: „In die Schul!“ durch die Gasse gegangen wäre.

Jittesch hatte den einladenden Ruf kaum vernommen, so klappte sie den dicken „Menorath=Hamaor“, der noch immer auf ihrem Schoße gelegen, zu, küßte das heilige Buch, legte es in den Schrank, nahm daraus den „Siddur“, der an Dicke und Wohlbeleibtheit auch nichts zu wünschen übrig ließ, und sagte: „Reb Choneh! man ruft zum Abendgebet. Wir reden von der Sache ein andermal! Verzeiht und kommt, wenn mein Wolf daheim ist und mein Jossef, und dann werden wir Euch Antwort sagen.“ Mit diesen Worten entfernte sich die fromme Jittesch, und Reb Choneh sagte seinen guten Sabbath und ging ebenfalls zur Synagoge. Finkele aber, die daheim blieb, sagte zu sich selber ganz verwundert: „Das heißt ein Maul gehabt, das heißt reden gekönnt; ich möchte nur wissen, ob er von mir auch so daher reden konnt, wenn er meinetwegen zu Jakob Löb kommen möcht, ihm eine Partie anzutragen! Jetzt bin ich nur begierig, was unser Jossef=Leben sagen wird. Ich weiß nicht, ob er und Mirl Asrieles für einander passen!“

Die Mutter kam bald wieder aus der Synagoge zurück, Finkele stellte das Bänkchen vor die Tür hinaus, und beide setzten sich darauf nieder. Es kamen einige andere Weiber herbei, und bald war das Gespräch in vollem Gange.

Digitized by Google

„Nu, Jittesch!“ hub eine an, „heut Nachmittag ist doch Reb Choneh bei Ihnen gewesen, geht das Finkele an oder Jossef!“

„Mich nicht!“ rief Finkele schnell und wurde über und über rot.

„Du brauchst nicht so rot zu werden, Finkele,“ sagte die zweite, „und was ist da mehr, wenn man dir eine Partie antragt, eine Schmach und Schande ist es nicht, also Jossef!“

„Und was hast du von Chonehs Narreschkeiten!“ sagte Jittesch. Sie sagte dies nur, weil sie über den Gegenstand noch nicht sprechen wollte; innerlich dachte sie über die Sache ganz anders und hielt den Antrag, den ihr Choneh gemacht hatte, durchaus für keine Narrheit. So nahm das Gespräch durch ihre abwehrende Antwort eine andere Wendung und schlang sich in der kurzen Zeit bis zum Ausgange des Sabbaths in einer rasch geflochtenen Kette um alle Angelegenheiten, die es in der „Gasse“ zu besprechen gab.

Als die Nacht hereingebrochen war, machte Jittesch in Abwesenheit ihres Mannes selber die „Habdalah“, und Finkele ging in die Küche, um den Kaffee zu bereiten.

„Nu, was meinst du, Finkel?“ fragte die Mutter, da sie beide beim Kaffee saßen, „was meinst du zu der Partie?“

„Mutter-Leben,“ sagte das Mädchen, „ich weiß nicht, ob Jossef und Mirl miteinander zusammen passen!“

„Red' keine Narreschkeit,“ ermahnte die Mutter, „was heißt ob sie zusammen passen? Warum sollen sie nicht zusammen passen?“

„Mirl ist so, ich weiß nicht wie ich das sagen soll! ich weiß nicht, ob Jossef mit ihr wird umgehen können!“

„Umgehen?“ sagte die Mutter, „ein Jung, der mit Ochsen umgehen kann, wird noch mit Mirl Asrieles auch umgehen können. Und dann, was hat er mit ihr umzugehen? Er ist der Mann und sie ist das Weib, das ist alles und weiter aus. Wie ist dein Vater mit mir umgegangen?“

„Damals war eine andere Zeit und heut ist eine andere Zeit.“

„Was ist für ein' andere Zeit? Ein Jung bleibt alleweil ein Jung, und eine Maid bleibt alleweil eine Maid.“

„Aber Bücher tut man heut lesen. Mirl Asrieles tut Bücher lesen, und ich mein', das paßt sich für kein Weib von ein Ochsenhändler.“

Digitized by Google

„Narreschkeiten," sagte die Mutter, „im ‚Menorath=Hamaor' stehen schönere Sachen, als wie in allen den heutigen Büchern. Ich hab ihn gelesen, und les' ihn noch; ich hab dein Vater — hundert Jahr soll er leben — genommen, und leb' mit ihm sehr gut."

„Aber Mirl ist gebildet!"

„Es hat in unsrer Zeit auch eingebildte Leut' gegeben! Das verliert sich schon."

„Mirl Asrieles weiß alle Räubergeschichten außenwendig."

„Paketel! und was ist daran? Wer sind denn die Räuber? Sind denn das etwa vornehme Leut? Ich kann dir erzählen Geschichten von König Salomon, von der Königin Sebah, von dem Aschmodai, vom Propheten Elias, und noch andere Geschichten vom hohen Rabbi Löb in Prag und von Eliah Wilnah, von dem Rambam und von noch viele andere große Leut."

„Aber denk dir nur! Mirl Asrieles mit ihrem Stolz und ihrer Paradenmacherei und unser Jossef, so ein grader Mensch!"

„Nun, will Mirl Asrieles kein graden Menschen haben, soll sie sich ein' nehmen, der krumm und lahm ist und ein' Höcker hat. Und jetzt hör mir schon auf mit deine Narreschkeiten. Die Partie wär für unser Jossef=Leben ganz gut, und ist mir ganz recht, und ich meine sie wird es ihm auch sein."

Die Tochter schwieg. Schwieg sie, weil es die Mutter geboten hatte, oder weil sie nichts zu erwidern wußte? — Sie schwieg, aber sie konnte sich nicht überreden, daß Mirl für ihren Bruder passe, und so erwartete sie diesmal mit doppelter Ungeduld seine Rückkunft.

Des anderen Tages kamen die beiden Männer heim. Vater und Sohn hatten manches zu erzählen, manche geschäftliche Mitteilung zu machen.

„Das laßt sich hören," sagte die Mutter zufrieden mit den Berichten des Sohnes, „aber hier wartet auch schon ein Geschäft auf dich, Jossef; man hat es mir, derweil ihr auf den Markt wart, hier angetragen."

„Was für ein Geschäft?" fragte der Sohn, „will jemand einen Ochsen?"

„Nein," sagte die Mutter, „aber es ist einer da, der dich will."

Digitized by Google

„Mich?“ fragte Jossef, „was heißt das, soll das ein Witz sein?“

„Warum ein Witz?“ entgegnete die Mutter, „bist du denn noch nicht in dem richtigen Alter?“

„In was für einem Alter? Ich versteh' dich nicht!“

„Bräutigam zu werden!“

„Und weißt du, mit wem?“ fiel Finkele in die Rede, „mit Mirl Asrieles!“

„Mit Mirl Asrieles!“ riefen jetzt Vater und Sohn zugleich, ebenso wie es gestern Mutter und Tochter gerufen hatten.

„Eine gute Partie! Mirl Asrieles? soll ich leben, eine gute Partie!“ sagte der Vater.

Die Mutter sagte bestätigend: „Ich glaub's!“

Jossef aber sagte gelassen: „Mirl Asrieles nehme ich nicht!“

Die entschieden gesprochene Weigerung führte in dem sonst ruhigen Hause eine heftige Szene herbei. Die Eltern konnten sein Benehmen nicht begreifen; eine bessere Partie als Mirl Asrieles hätten sie selbst für ihn in der ganzen „Gasse“ nicht aufzufinden vermocht. Denn wenn an dem, was Reb Choneh gestern mit seiner Beredsamkeit in ein so günstiges Licht gestellt, auch nicht alles buchstäblich zu nehmen war, so war das alles doch in der Hauptsache richtig, dies sahen die Eltern ja selbst, sie kannten ja die Verhältnisse des reichen Mannes seit lange her. Auf ihre Frage, warum er Mirl nicht nehmen wolle, wußte der Sohn keinen andern Grund anzugeben als den: weil ich nicht kann! — was den Eltern selbstverständlich nur als unbegründete Hartnäckigkeit erschien. Sie ließen ihn darum auch so leicht nicht los. Sie fragten ihn, sie bestürmten ihn, was er an ihr auszusetzen habe? Ob sie nicht schön sei, ob sie nicht gut und fromm sei, ob er etwas Schlechtes von ihr wisse, ob ihr überhaupt jemand in der Gasse was Schlechtes nachsagen könne, ob sie ihm nicht reich genug sei, ob er sich denn einbilde, eine noch größere Partie zu machen, ob er vielleicht warten wolle, bis eine Prinzessin oder Fürstin den „Schadchen“ (Ehevermittler) zu ihm schicken werde? — Auf alle diese Fragen wußte der Sohn keine rechte Antwort zu geben und ließ geduldig den Strom solcher Rede über sich ergehen. Endlich aber, da sich der Vater, durch das Schweigen des Sohnes ermutigt, nicht mehr mit Fragen begnügte,

Digitized by Google

sondern anfing, seinen väterlichen Willen geltend zu machen, da verließ Jossef statt aller ferneren Widerrede ruhig und gelassen die Stube.

„Ich bitt' dich, Jittesch, was geht mit dem Jungen vor?" fragte Wolf Ochsenhändler.

„Was weiß ich?" zuckte die Mutter mit den Achseln.

„Ist ein böser Geist in ihn hineingefahren?" fragte er weiter.

„Was fragst du mich? Du mußt es ja besser wissen! Er kommt doch mit dir heim vom Ochsenmarkt!"

„Ich hab' auf dem Wege an ihm nichts Auffallendes bemerkt. Er ist seinen Geschäften nachgegangen wie allemal."

„Frag Finkel," sagte Jittesch, „Finkel muß mehr wissen, als wie ich; sie sagt, unser Jossef und Mirl Asriel passen nicht zueinander."

„Laß mich hören, Finkel, was du weißt," wendete sich jetzt der Vater an diese, „warum passen sie nicht zueinander?"

„Wissen?" sagte Finkel, „was soll ich wissen? Ich weiß gar nichts! Ich mein' nur so, wie man manchmal red't, und ich mein' es, weil ich unsern Jossef kennen tu'!"

„Kennen tust du ihn? als was kennst du ihn?" fragte der Vater.

„Als was soll ich ihn kennen? Ich kenn' ihn als einen graden Jung' ohne Komplimente und neue Moden und ohne Bücher und alle die Sachen, wie es Mirl Asrieles gern hat. Soll ich leben und gesund sein, es muß was vorgehn mit Asrieles Vermögen, wovon die Welt noch nichts weiß; denn sonst möcht' sie unsere Jossef-Leben nicht nehmen wollen. Sie wird vor ihm keine Achtung haben, wie sie das Weib soll haben vor dem Mann; sie wird sich immer doch für mehr halten, als ihn; sie wird in ihm nur alleweil den Ochsenjungen sehen, und Gott soll hüten, wenn sie dann schlecht miteinander leben, das erste Wort, was sie ihm bei jeder Gelegenheit vorwerfen wird, das wird sein, daß er nur mit Ochsen umgehn kann, und ob er meint, daß sie ein Ochs ist!"

„Wer hat dich das alles so schön angelernt?" fragte Reb Wolf.

„Mich hat keiner angelernt," erwiderte Finkel, „ich red' aus mir selber heraus und red' wie ich's mein', und ich mein', sie passen nicht zusammen!"

Während hier das Mädchen den Bruder gegen die ihm aufgezwungene Partie in Schutz nahm und den Eltern ihre Meinung von der Sache klar und bündig auseinandersetzte, wanderte Jossef mit traurigen Gedanken im Gemüte den Feldweg auf ein benachbartes Dorf hinaus, einen Weg, den er oft gegangen allein und mit dem Vater, in lustiger und auch in trüber Stimmung, aber niemals mit solcher Bangnis im Herzen, wie diesmal. Und was beschwerte ihm denn das Herz so sehr?

Jossef war ein stiller, sinnender Mensch. Schon als Knabe zeigte er ein träumerisches Wesen. Mit dem Lernen wollte es bei ihm nicht recht vorwärts; der Lehrer beklagte sich oft über seinen harten Kopf, in den nichts hineingehen wolle, und so hatte ihn der Vater frühzeitig aus der Schule entfernt und in sein Geschäft genommen. Dieses Geschäft des Vaters, ein ziemlich ausgebreiteter Ochsenhandel, war so recht nach dem Sinne des Knaben. Er hatte es hier nicht mit toten Warenballen zu tun, die man in die Kisten hineinpackt und aus den Kisten wieder herauspackt, die man in das Gewölbe oder in das Magazin hineinstopft und aus dem Magazin oder Gewölbe wieder herausnimmt, die man auf den Markt führt und vom Markte wieder heim bringt; er hatte es hier mit einer Ware zu tun, die ein Lebendiges war, wie er selbst, die sich regen und bewegen konnte, wie er, die ihren Hunger stillte, wie er; mit einer Ware, der, wie er es oft erfahren, eine fürchterliche, entsetzliche Kraft innewohnte, eine Kraft, die groß genug wäre, eine Welt zu vernichten, wie ihm seine vielbelesene Mutter selbst gesagt; und diese Kraft sah er gebändigt von einem Knaben, untertan sich selbst; sein Ruf genügte, dieses merkwürdige Stück Natur zu leiten und zu führen, wohin er wollte. Dies waren Betrachtungen, die er oft im Stillen anstellte, und die ihm das Geschäft seines Vaters äußerst anziehend erscheinen ließen. So ging er denn, nachdem er der Schule mit Lust den Rücken gewendet, mit noch größerer Lust an die Aufgabe, die der Vater ihm anvertraute. Er ging mit dem Vater auf den Markt, gab genau acht auf die verschiedenen Eigenschaften der gehörnten Tiere, die er als Vorzüge oder als Mängel kennen lernte, und wonach sich deren Wert und Preis richtete. In wenig Jahren verstand er alle diese Dinge so gut, daß er manche

Digitized by Google

ältere Händler, die sich auf eine langjährige Erfahrung viel zu gute taten, oft beschämte, und daß selbst der Vater, der in diesen Dingen ein vielgewiegter Mann war, bei jedem Einkaufe das Urteil des Sohnes hörte, und ihm bei gar manchem Geschäftabschlusse das letzte Wort ließ. So ging es fort, und Jossef erfreute sich bald in der ganzen Umgebung des Rufes, daß er ein sehr verständiger Geschäftmann sei. Auch hatte er in seinem Benehmen etwas Leutseliges und Gewinnendes, so daß Käufer sowohl als Verkäufer gern mit ihm zu tun hatten. Sie kannten ihn, sie wußten, es gelte bei ihm die Praxis: leben und leben lassen! und es ließ sich mit ihm immer eher fertig werden als mit einem andern, ohne daß er selbst dabei zu kurz kam. Dies brachte es mit sich, daß sämtliche Fleischhauer aus der ganzen Umgebung ihre Ochsen bei ihm kauften, und so war er auch in den verschiedenen Fleischbänken der umliegenden Ortschaften ein gern gesehener Gast.

Nirgends aber hielt er sich lieber auf als in dem Dorfe, dem er eben jetzt zuschreitet. Auf den andern Dörfern, kam er allein oder mit seinem Vater dahin, suchte er seine Geschäfte so rasch als möglich abzuwickeln, um entweder zurück nach Hause oder nach einem anderen Dorfe, wohin ihn Geschäfte riefen, seinen Schritt zu lenken. Hier aber bei dem Fleischhauer Niederhuber schien er niemals große Eile zu haben, hier ließ er sich oft gemächlich nieder, nachdem das Geschäft längst abgemacht war, und an ein Weiterwandern oder ans Nachhausegehen schien er häufig gar nicht zu denken. Und wie sollte er auch. Er müßte keine Augen im Kopfe gehabt haben, wenn ihn des Niederhubers schlankes Töchterlein, die blauäugige blonde Marie nicht angezogen und festgebannt hätte. Der Fleischhauergeselle Honza, der zu der Tochter seines Meisters wie zu einem Stern am Himmel emporblickte, an dessen mildem Lichte sich der Mensch wohl erfreuen, nach dem er aber niemals die Hände begehrlich emporstrecken darf, so wie Görg, der reiche Bauerssohn, der Marien schon mit ganz anderen Augen ansah, mit Augen, in deren Blick sich die Begehrlichkeit schon deutlich genug aussprach, sie beide waren über den Sohn des Ochsenhändlers nicht im unklaren, wenn sie zu ihrem Ärger bemerken mußten, mit welcher Freude er da saß und sein Auge auf der schönen Gestalt der Fleischhauertochter ruhen ließ, und hätten

Digitized by Google

ihn oft gern tausend Meilen von da weggewünscht, wenn er sich eben breit machte und keine Anstalt traf zum Weitergehen. Was wollten sie aber tun, es blieb ihnen nichts übrig, als den unbequemen Gesellen zu dulden. Eines tröstete sie beide, wenn ihnen die Freundlichkeit, mit der Marie dem Ochsenhändler entgegen kam, unangenehm in die Augen stach, eines tröstete sie: Er ist ja doch nur ein Jude, und heiraten kann er sie halt doch nicht!

Heiraten! Und hatten die beiden, von denen hier die Rede war, hatten Jossef und Marie noch niemals an die Schranke gegedacht, welche die menschlichen Meinungen und Einrichtungen zwischen ihnen aufgerichtet hatte? Wohl hatten sie daran gedacht, aber nicht frühzeitig genug; sie dachten daran zu jener Zeit, da ihre Herzen einander bereits beim bloßen Anblicke entgegenpochten, und da es zu spät war, den Gedanken mit Nutzen auszudenken. Scherzweise pflegte der alte Niederhuber, wenn der kleine Kreis so fröhlich beisammen war, wohl hier und da auf eine Verbindung anzuspielen, vergaß aber nicht, auch deren Unmöglichkeit zu betonen. „Schade!“ sagte er so einmal in seiner natürlichen Art sich zu geben, „schade, daß du kein Christ bist, Josef! Meine Marie möcht' gut für dich passen! Ein Josef und eine Marie gehören ja ohnehin zusammen, das sehen wir ja auch im Evangelium!“ Marie wurde bei solchen Worten über und über rot und verließ die Stube. Jossef aber ließ den Kopf sinken wie einer, der auf eine gestellte Frage keine Antwort zu geben weiß. Solche Momente waren wohl geeignet die beiden jungen Leute aus ihrem Traum ein wenig wach zu rütteln und sie daran zu erinnern, daß sie sich in einer Welt von fest gefügten Satzungen, von feststehenden Ordnungen befinden, die keiner ungestraft überspringen könne; waren sie aber wieder allein, sahen sie sich Aug' in Auge, fühlte sie den Druck seiner Hand, fühlte er den Hauch ihres Atems: dann war alles, alles um sie her vergessen; die Welt mit ihren Einrichtungen und Meinungen, mit ihren Ordnungen und Satzungen, alles, alles, so gar sich selbst vergaßen sie, und in solcher Selbstvergessenheit, in solcher Aufwallung zweier jugendlicher Herzen, wenn er sie da an seine Brust drückte, und sie ihre beiden Arme um seinen Nacken schlang, und in einem glühenden Kusse ihre beiden Seelen ineinander rannen, da feierte die

Liebe, dieses reine und echte Gefühl im Herzen der Menschen, das sich nicht kümmert um Meinungen und Satzungen, einen herrlichen Triumph über alles, was sich die Menschen seit Jahrtausenden her zu ihrer eignen Qual aufgerichtet und aufgeschichtet haben.

Der alte Niederhuber, der den schönen Bund zweier Seelen durch seine unschuldigen und wohlwollenden Scherze eher begünstigt als gehemmt hatte, fing allmählich doch an, den Ernst der Sache härter und drückender zu empfinden, als er es anfänglich zu ahnen vermocht, und das tat ihm weh, aufrichtig weh. Er schätzte den jungen Mann nach Gebühr, und wer hätte den tüchtigen, wackeren und rechtschaffenen Sohn des Ochsenhändlers besser zu würdigen gewußt als er; und er bedauerte es in Wahrheit, wenn er es auch nur scherzweise ausgesprochen hatte, daß Jossef nicht als Christ geboren worden; unter den gegebenen Umständen aber war an eine Verbindung des jungen Mannes mit seiner Tochter Marie nicht zu denken, und er liebte seine Tochter zu sehr, als daß er sich in bezug auf ihre Zukunft nicht hätte den ernstesten Besorgnissen hingeben sollen. Als ein Mann, der gern Klarheiten in all seine Angelegenheiten brachte, war er da in eine höchst unklare, verzweifelte Situation unscheinbar nach und nach hineingeraten. Die Sache war ihm förmlich über den Kopf gewachsen, und er war nicht geneigt, mit Entschiedenheit vorzugehen und einen gewaltsamen Bruch herbeizuführen. — Marie aber war gegen seine Vorstellungen taub; so wie sie seinerseits in Güte und Ruhe gemacht wurden, so wußte sie ihnen ihrerseits, ohne die Ehrfurcht vor dem Vater aus dem Auge zu verlieren, in Ruhe und Güte auszuweichen und jeder bestimmten Erklärung oder Zusage aus dem Wege zu gehen. Gar manchmal hatte es der Vater ihr bereits vorgehalten: „Aber so sag' mir doch, Marie, wo das nur hinaus soll? Ihr könnt euch ja doch nicht bekommen! Er wird in der „Gasse", aus der er stammt, eine reiche Partie machen, er wird sich ein reiches Judenmädchen zum Weib nehmen, und du wirst da sitzen und wirst jammern. Besser früher als später; besser, ihr trennt euch jetzt freiwillig, als daß später eins vom andern verraten und betrogen wird! Was einmal sein muß, was sich nicht ändern läßt, was will man dagegen tun!" Auf solche väterliche Ermahnungen hatte Marie gewöhnlich nur eine

Antwort: „Du kennst ihn nicht, Vater, ich kenn' ihn besser," und sie hing sich an ihn und streichelte und hätschelte den Alten so lange, bis er wieder still ward und sie gewähren ließ. Es war dem Vater nicht entgangen, daß auch Görg, der reiche Bauerssohn, auf seine Tochter ein Auge geworfen habe, und Görg, wenn er sich auch in keiner Weise mit dem da drüben aus der „Gasse" vergleichen ließ, war doch immerhin für Marie nach seiner Meinung ein annehmbare Partie, und wäre ihm schon ganz recht gewesen, wenn er nur gewußt hätte, wie es anzustellen sei, Marie mit ihren offenen Augen dahin zu bringen, daß sie an einem Görg Wohlgefallen finde, so lange sie Gelegenheit hatte, ihn mit Jossef zu vergleichen. Eine schwierige Sache das! Da mit Marien nichts auszurichten war, so erwies es sich eigentlich als Notwendigkeit, mit Jossef selbst über die Sache ernstlich zu sprechen. Marie ist ein Mädchen und ihre Liebe verschleiert ihr den Blick in die Zukunft; Jossef aber ist ein Mann, er muß Verstand genug übrig behalten, der Sache klar ins Gesicht zu sehen, und bei gewonnener Einsicht auch Kraft genug, zu entsagen und Marie zur Entsagung zu bewegen. Dies war ein wohl durchdachter Plan und konnte nicht fehlschlagen; denn ihm werde sie gewiß folgen! Aber wer sollte mit ihm sprechen? Der Vater selbst fühlte das Peinliche der Situation zu sehr schon im vorhinein, er hätte die Unterredung darum lieber einem andern anvertraut. Einem andern, ganz recht! Aber wem? Einen Augenblick lang dachte er an Honza, der als Geselle mit dem Sohn des Ochsenhändlers in gar manche Berührung kam, der konnte die Sache vielleicht auf eine geschickte Art einleiten und an den Mann bringen; allein es war dem ehrlichen Niederhuber nicht entgangen, daß Honza dem Juden nicht eben mit freundlichem Blick begegnete, und die Furcht stieg in ihm auf, der Geselle könnte die Aufgabe in einer für Jossef verletzenden Weise ausführen, und das wollte er durchaus nicht: er wollte die Angelegenheit lösen, aber in Ruhe und Güte und ohne Beleidigung. Brigitte war freilich auch noch da, die alte Magd, die Marien nach dem Tode der Mutter erzogen hatte; aber wer kann wissen, ob der alten Brigitte zu trauen war? Daß sie Marien liebte, wie eine eigne Tochter liebte, daran war freilich kein Zweifel; aber gerade weil sie sie liebte, so konnte sie sich leicht ver-

leiten lassen, Marien das Geheimnis ihrer Sendung an Jossef zu verraten, und dann war ja alles umsonst und Schade für jedes Wort!

So standen die Dinge im Hause des Fleischhauers Niederhuber, in derselben Zeit, da Jossef wegen der ihm zu Hause gemachten Vorwürfe die Flucht ergreifend, sich auf dem Wege nach dem Dorfe her befand. Er ging in traurigen und trüben Gedanken, in Bangnis des Herzens und tiefer Beklommenheit. Zu ihr eilte er, zu Marien, an ihre Brust wollte er sich werfen, an ihrer Brust wollte er sich ausweinen, bei ihr wollte er sich Erlösung holen von der Pein, die ihn erfüllte — bei ihr Licht und Klarheit, die ihm herausleuchten sollte aus der Finsternis, von der seine Seele umnachtet war.

„Ach," seufzte er aus tiefster Brust, „wie ist mir wind und weh! Warum ist der Mensch zu solcher Qual und solchem Leid auf der Welt!"

Die Sonne sank im Westen nieder und vergoldete die Landschaft mit den letzten Abschiedstrahlen.

„Wie oft hat mir dieses Bild das Herz gerührt, und die Freude hat mich durchströmt und sich in mein Inneres ergossen mit solcher Gewalt, wie wenn sie anderswo gar keinen Raum mehr gehabt hätte; und jetzt ist es umgekehrt, jetzt ist es so mit der Traurigkeit! Ach, wenn es heut der letzte Abend wär, an dem ich die Sonne untergehen seh. So wie sie niedersinkt, so ist auch meine Freude und mein Glück niedergesunken. Ja, die Sonne! sie wird morgen früh dort auf der anderen Seite wieder hinaufsteigen; aber mein Glück und meine Freude steigt nicht mehr wieder herauf."

Er wendete, indem er dies dachte, den Blick nach jener Himmelgegend, wo die Sonne am anderen Morgen wieder emporsteigen werde, und es bot sich seinen Augen ein neues nicht minder erhebendes Naturschauspiel dar; die rot beleuchtete Mondscheibe trat im Osten herrlich und majestätisch über den Horizont empor, auch dies entzückende Bild konnte er nur mit Wehmut betrachten.

„Wie schön ist die Welt! wie schön, wo der Mensch keine Macht und Gewalt über sie hat. Sollte das wahr sein, wie ich es einmal gehört hab, daß da droben auf dem Mond solche Wesen existieren, die sich lieben und hassen, die sich das Leben gegenseitig

Digitized by Google

verbittern und glücklich sein könnten, wenn sie sich besser verstehen möchten! Ich kann mir das nicht denken. Das sieht so ruhig aus, das schwebt so ruhig hinauf, und auf der Kugel sollte so viel Unruhe, so viel Qual und Jammer sein als hier unten? Wie sie das brennend rote Feuer verliert, und wie sie immer bleicher und bleicher wird, wie sie sich hebt, so mild, so sanft: dort kann es keine Schmerzen geben! Könnt ich da mit hinauf, und oben von der Höhe hinunterschauen auf sie, die ein Engel auf der Erde ist!"

Er schritt weiter und weiter. Die Schritte hallten unter seinen Füßen. Weit und breit auf dem Felde kein lebendes Wesen zu sehen, es ist einsam schauerlich: sein Weg führt ihn an einem kleinen Gehölz vorüber, in dessen Schatten er sich mit Marien gar manchmal ergangen. Ihm scheint's von weitem, als ob er eine Gestalt erblickt hätte, die sich bei seinem Vorwärtsschreiten in das Dunkel des Wäldchens zurückzog. Fast schien es ihm, als hätte er die Gestalt erkennen sollen: Honza, der Fleischhauergeselle; oder sollte er sich getäuscht haben? Aber was sollte Honza jetzt hier? jetzt in später Abendstunde! Was hatte er hier vor, und warum versteckte er sich, der unheimliche Mensch, in dem dunklen Gehölze?

Kalt lief es unserem einsamen Wanderer über den Rücken hinunter bei dem Gedanken, die mit Blitzschnelle seinen Geist durchflogen! Daß Honza sein Freund nicht sei, das wußte er deutlich genug; Honza war nicht der Mensch, seinen Groll über den zudringlichen Juden zu verbeugen. Sollte er es auf den Eindringling abgesehen haben? sollte er ihm hier an günstiger Stelle auflauern? Wie konnte er gerade jetzt darauf verfallen, eine solche Absicht ins Werk zu setzen? Konnte er denn wissen, daß Joſſef gerade heute Abend des Weges daherkommen werde?

Nein — sagte er sich, nachdem er eine Weile stehen geblieben — der Verdacht ist kindisch, und er setzte seinen Weg weiter fort. Er ging und kam unbehelligt vor dem Wäldchen vorüber. Er atmete leichter und freier, als er es im Rücken hatte; obwohl der Verdacht ihm kindisch geschienen, war er doch nicht ohne Furcht an der gefährlichen Stelle, wo er einen Feind seiner harrend vermutete, vorübergegangen. Jetzt erst, nachdem sich seine Furcht als eine unbegründete erwiesen hatte, fing er an zu überlegen, wie es jetzt sein

möchte, wenn Honza ihm hier wirklich aufgelauert hätte. Einer von uns wäre gewiß nicht mehr am Leben — dachte er — und wahrscheinlich wäre der eine ich! Denn ohne Waffen, wie ich da bin, hätte ich gegen ihn, der sicher nicht unbewaffnet gelauert hätte, nicht aufkommen können. Und was wär' es gewesen, wenn ich jetzt nicht mehr wäre? Aller Schmerz wäre zu Ende, alle Qual und alle Pein wär' aus; mein Herz hätte Ruh, und ich wäre jetzt schon drüben in jener Welt, wo die Macht des Menschen nicht hinreicht! Und fast tat es ihm jetzt leid, daß er sich in seiner entsetzlichen Vermutung getäuscht hatte, daß er noch am Leben, noch gezwungen war, diese unermeßlichen Qualen mit sich herumzuschleppen.

Indem er diesem grüblerischen Sinnen nachhing, fiel im Wäldchen hinter ihm ein Schuß, der die Luft mit seinem Knall heftig erschütterte und ihn aus seinen Träumen erweckte. Was war das? also war es doch jemand, der mit Mordgedanken da hineingegangen! War es ein Mensch, der selber Hand an sich gelegt? ein Mensch, dem das Leben zur Last war, so wie mir? und er hat den Mut gehabt, mit einem einzigen Ruck der ganzen Sache ein Ende zu machen? den Mut? warum hab ich ihn nicht auch? soll ich warten, bis der Zufall mir den Mörder entgegenschickt? wenn ich das Leben nicht ertragen kann, warum ertrag ich's? — Was man von mir sagen wird? — Und was werden sie in der „Gasse" sagen, wenn sie hören werden, ich bin davongegangen? Soll mich das Gerede der Leute zurückhalten, wenn ich mir Ruhe verschaffen kann, Ruhe mit einem Stoß?

Er kam mit diesen selbstquälerischen Gedanken dem Teiche immer näher und näher, und das Quaken der Frösche und Unken, anfänglich nur als leises Summen und Brummen vernehmbar, wurde immer stärker und stärker.

Sinnend blieb er stehen. Wie sie schreien, die Frösche! Schreien sie vor Schmerz oder vor Freude? Wie viel glücklicher sind die Tiere als die Menschen! Hat man schon von einem Tier gehört, das sich selber das Leben nehmen will? Solche Gedanken kann doch nur ein Mensch haben. Und hat denn ein Tier auf dieser Erde keine Schmerzen zu erdulden? Wenn es hungrig ist und findet keine Nahrung, ist das kein Schmerz? und doch erträgt es ihn. —

Er schritt weiter und weiter und setzte diese Überlegung in Gedanken fort.

Und nur der Mensch, der Mensch mit seiner Unruhe im Herzen. —

Der Mond goß sein silbernes Licht hernieder und beglänzte die Kreuze und Grabsteine des Dorfkirchhofes, dem sich unser Wanderer eben näherte.

Mit seiner großen Unruhe im Herzen! flüsterte er fast halblaut vor sich hin, als sein Blick nach einer Biegung des Weges plötzlich auf die vom Monde beleuchteten Grabsteine und Kreuze fiel, und wie wenn es ihm jemand auf seine Frage an das Geschick als Antwort gesagt hätte und er dazu hätte seine Zustimmung geben sollen, so sagte er fast mechanisch: „Ja, hier ist Ruhe, hier ist Ruhe; unter diesen Grabsteinen hört die große Unruhe des Herzens auf! Dieser Ort ist die einzige wahre Erlösung von allem Erdenjammer, aber der Mensch muß warten, bis er daher gerufen wird. So lange er aber auf der Erde wandelt, muß er seine große Unruhe im Herzen mit sich herumtragen, und wenn es ihm zerspringen sollte.

In dieser elegischen Stimmung ging er an der Kirchhofmauer vorüber und näherte sich dem Dorfe. Es waren nur noch wenige hundert Schritte, die ihn von der Stelle trennten, wo er seine Marie zu finden hoffen konnte. Wie sollte er ihr sich heute nähern? Wie ihr mitteilen, was ihn noch heute zu ihr geführt. Das laute Pochen seines Herzens kündigte es ihm an, daß er sich bereits in der Geliebten Nähe befinde; noch wenige Schritte, und —

„Jesus, Maria und Josef! Da habt's den da! so spät bei der Nacht, was gibt's denn!“ rief es ihm bereits von der Steinbank entgegen, wo der alte Niederhuber, mit Marie und Brigitten des schönen Abends zu genießen, im Gespräch miteinander saßen. Die Stimme, die ihm den überraschenden Willkomm entgegenrief, gehörte der alte Brigitte an.

„Nun ja! Maria und Jossef? was soll's denn weiter geben? Den Jesus laßt nur aus dem Spiele, Mutter Brigitte,“ antwortete es hinter dem Rücken des Angekommenen. Rasch wendete dieser sich um, und Honza der unheimliche Fleischhauergeselle, den er vorhin beim Wäldchen gesehen zu haben glaubte, stand da in seiner

ganzen Länge, wie festgewurzelt in dem Boden. Das düstere Feuer, das in seinen Augen loderte, stimmte trefflich zu dem beißend-sarkastischen Tone, mit dem er Brigitten die Antwort auf ihre Frage über den Rücken des Gefragten hinüber zugerufen hatte.

Honza, den der schöne Abend hinausgelockt ins Freie, hatte von ferne bereits den in sich versunkenen seltsamen Wanderer erblickt. Begierig zu wissen, was er zur Abendzeit da vorhabe, hatte der Geselle sich ins Wäldchen zurückgezogen; hierauf um den nächtlichen Wanderer einen kleinen Schrecken in die Glieder zu jagen, das Gewehr, das er bei sich hatte, abgeschossen und sich endlich leise. fast auf den Fußzehen aufgemacht, um dem nach dem Dorfe zu Schreitenden in geringer Entfernung nachzuschleichen.

Hatte die Frage Brigittens unangenehm berührt, so hatte ihn die von Honza darauf gegebene Antwort erschreckt — er fuhr zusammen da er des unheimlichen Menschen, der kurz vorher, ohne daß er es wußte, seine Seele mit den düstersten Bildern erfüllt hatte, ansichtig wurde. Er konnte kein Wort hervorbringen und folgte stumm der Einladung des alten Niederhuber, sich zu setzen.

Honza blieb vor der Gruppe stehen und steckte die Hände in die Taschen, ein Zeichen, daß er die Absicht hatte, dem kleinen Kreise Gesellschaft zu leisten. Seine Gegenwart übte einen Druck auf alle Anwesenden und bewirkte eine Pause des Gespräches, während welcher die einzelnen Mitglieder des kleinen Kreises größtenteils mit zur Erde gesenktem Haupte dasaßen. Alle hatten das Gefühl, als ob sich etwas Wichtiges ereignet hätte, oder als ob etwas Außerordentliches bevorstehe, aber keiner wagte, an das dunkel Empfundene Hand anzulegen und den es verhüllenden Schleier davon wegzuziehen. Sie empfanden jene drückende Schwüle, die das herannahende Gewitter verkündigt. Jede der fünf Personen, die hier beisammen waren, hatte ihre eignen Gedanken; aber keiner wagte, die Empfindung seines Innern auszusprechen. Die alte Brigitte aber hätte kein Weib sein müssen, wenn sie dieses Schweigen auf die Dauer hätte ertragen sollen. Sie machte auch dem unerträglichen Zustande ein Ende, indem sie sich zu dem Scherz aufraffte: „Jetzt sind wir fünfe da, und keins spricht ein Wort! Man sollt meinen, daß man vom Reden Steuern zahlen muß.“

„Das täte gewiß nicht schaden!“ sagte Honza spitzig.

„Auf wen ist das gemünzt?“ fragte Brigitte beleidigt.

„Es kann sich's nehmen, wer will,“ antwortete Honza; „es wird in der Welt manches Wort zu viel geredt, und nicht just bei alten Weibern.“

Marie blickte empor, schaute einige Sekunden dem kühnen Sprecher ins Gesicht, sah hierauf ihren Vater mit fragend bittender Miene an, als ob sie fragen wollte, seit wann denn der Knecht des Hauses es wagen dürfe, eine so ungebührliche Sprache zu führen.

Der Vater verstand den Blick der Tochter gar wohl; allein um jede weitere unliebsame Auseinandersetzung fern zu halten, sagte er: „Kinder, es wird spät, ich denk, wir machen Nacht! Du wirst doch heut nicht mehr zurückgehen, Jossef?“ wendete er sich an diesen.

„Wenn Ihr mir Nachtquartier anbietet, Meister Niederhuber, so werd ich Euer Anerbieten nicht zurückweisen,“ antwortete der Gefragte.

Ein höhnisches Lachen erscholl bei dieser Antwort, so daß alle zu Honza, der dieses Lachen ausstieß, verwundert aufblickten.

„Gut Nacht — ehrsame Ruh!“ sagte Honza dann plötzlich ganz trocken und entfernte sich.

„Was hat der Satan denn heut?“ fragte Brigitte, nachdem der Geselle von dannen gegangen war.

„Laß ihn gehn,“ sagte Meister Niederhuber, „er hat so seine wunderlichen Possen, ein eigner Kerl das! meint's aber nicht schlecht.“

Die vier Personen, die sich inzwischen von der steinernen Bank erhoben hatten, gingen nun in das Haus hinein. Der Fleischhauer ließ dem Gast den Vortritt und zupfte Marie am Kleid. Das Mädchen blieb stehen. Während Jossef in die Stube trat und Brigitte drinnen Licht anzündete, sagte draußen im Vorhause der Vater zu seiner Tochter: „Marie! jetzt hör' mich eine Minut an. Sein plötzliches Ankommen hat einen Grund, das ist nicht umsonst; sein Schweigen und sein scheues Wesen kündigt mir's an, was vorgehen muß. Ich hab dir's ja oft genug gesagt. Einmal wird die Sach ein End haben. Wart hier, bis die Brigitte herauskommt. Geh dann hinein zu ihm und hör, was es gibt. Mir brauchst du es nicht zu sagen, denn ich weiß es so. Ich hab das vorausgesehen.

Digitized by Google

Merk dir nur das eine: sei gescheidt und vergiß nicht, daß du meine Tochter bist!"

Das Mädchen zitterte an allen Gliedern.

„So zittern mußt du nicht, mein Kind," sagte der Vater, der bei den letzten Worten die Hand des Mädchens ergriffen hatte.

Brigitte kam heraus. Niederhuber rief sie, um sie im Gespräche festzuhalten, und Marie trat in die Stube.

„Was ist dir, Josef?" fragte sie, indem sie zu ihm in die Fensternische trat.

„Ach, Marie! ich bin sehr unglücklich!"

„Was ist dir?" wiederholte das Mädchen.

„Was mir ist! Wie soll ich es dir sagen? Ich möcht am liebsten sterben!"

„Sei gescheidt, Josef," sagte Marie und ergriff zärtlich seine Hand; „wer wird denn so sündhaft reden? geh, vertrau dich mir an!"

„Dir mich anvertrauen!" sagte er, „ja freilich, ich bin ja deswegen hergekommen!"

„Nun also, sprich! es wird ja so arg nicht sein!"

„So arg nicht? es ist so arg, daß, wenn du es erfährst, du mich verfluchen wirst!"

„Kennst du mich von dieser Seite?" fragte sie vorwurfsvoll, „ich weiß es, du hast keine Niederträchtigkeit begangen, kannst keine begehen! Wenn dir was ist, haben andere die Schuld daran!"

„Ach, die Schuld hab ich allein!" rief er, „es wird mich niemand davon freisprechen."

„Ich," sagte Marie bestimmt.

„Du?"

„Ich, ich spreche dich frei," wiederholte sie.

„Du?" fragte Jossef, „du, die ich ins Unglück stürze?"

„Also ist es das?" fragte Marie.

„Das? weißt du denn schon?"

„Mußt ich denn das nicht voraus wissen? Hat mir's der Vater denn nicht oft genug vorgehalten?"

„Hat er das? und du hast mich dennoch nicht von dir gestoßen?"

Digitized by

„Von mir stoßen? ich dich von mir stoßen? ich werde weichen, einer anderen Platz zu machen, wenn die Stunde da ist.“

„Und wenn die Stunde da wär'?“

„Und wenn sie da ist, so sag mir's grad heraus, Josef, und wir wollen ohne Groll im Herzen von einander scheiden, wenn es denn sein muß.“

„Muß es denn sein!“

„Leider Gottes! der Himmel will es so!“

„Nein, Marie!“ schrie Jossef auf und ein heftiger Tränenstrom entquoll seinen Augen; „Marie! ich kann dich nicht verlassen!“

Heftig umschlang er sie mit beiden Armen, preßte sie an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht mit tausend Küssen.

„Wenn der verfluchte Kerl,“ rief es in diesem Augenblick auf der Gasse, „die Courage hat, ein Christenmädel gern zu haben, so soll er sich taufen lassen!“

Es war Honza, der dies gerufen hatte, und Görg, der mit ihm war, antwortete darauf: „Und wenn er sich hundertmal taufen läßt, ein Jud' bleibt er doch immer, und ich möcht sehen, ob der alte Niederhuber einen Juden mir vorziehen möcht'; morgen geh ich gleich zu ihm und die Geschichte wird abgemacht.“

Der alte Niederhuber, der mit Brigitten im Vorhause von gleichgültigen Dingen gesprochen hatte, hätte auf diesen Ruf hinausgehen und den unberufenen Schreiern seine Meinung sagen können; aber er zog es vor, sich stille zu halten und sagte nur zu Brigitten: „Hast du das gehört?“

„Ja,“ sagte die alte Brigitte.

„Am End' meint's der Honza nicht schlecht! und das muß ich sagen: Wenn der Josef sich taufen lassen möcht', ich gäb' ihm meine Marie mit tausend Freuden; denn ein Bursch ist er, wie man kein' zweiten findt; aber so ein Gedanke müßt' in ihm selber kommen! so was muß man niemandem in den Kopf setzen.“

„Warum nicht?“ fragte die alte Brigitte. „Die Marie ist's vielleicht nicht wert, daß er sich ihrethalben taufen ließ!“

„Darüber kann kein anderer entscheiden, als er allein!“

„Wenn einer entscheiden soll,“ sagte Brigitte, „so wird man ihm die Frage vorlegen müssen.“

Digitized by Google

„Ich tu's nicht," sagte Niederhuber und zuckte mit den Achseln.

„Aber ich," sagte Brigitte, „mir tut das Herz weh, wenn ich sehe, wie die Marie sich das Herz abessen soll. Gleich geh' ich hinein."

„Nur still," sagte Niederhuber, „es brennt nicht; überschlaf es eine Nacht, Brigitte; es wird morgen auch noch ein Tag sein."

Es war ein schöner klarer Herbstmorgen, der dem geschilderten Abend folgte; da wanderte desselben Weges, den Jossef gestern mit so viel Bekümmernis im Herzen zurückgelegt, eine andere Gestalt, nicht minder bekümmert und besorgt, aber ohne schwankende Gedanken, sondern mit einem festen Ziel im Auge, mit dem Ziel, den verlorenen Sohn in das elterliche Haus zurückzuführen; es war Finkel, Jossefs Schwester.

Der Entfernung des Sohnes aus dem Hause der Eltern wurde daheim anfänglich keine besondere Beachtung geschenkt. Er hatte eben die Stube verlassen, weil er es vermeiden wollte, sich von den Eltern Vorwürfe wegen seiner Weigerung machen zu lassen, oder weil er gegen die von den Eltern angeführten Gründe, die für die Verbindung mit dem Mädchen aus der „Gasse" sprachen, nichts zu erwidern vermochte. Er werde schon wiederkehren, meinten die guten Leute.

Jossef kehrte aber nicht wieder. Die Nacht brach an und Jossef kam nicht nach Hause. Sie warteten mit dem Nachtmahl, er kam nicht. Finkel deckte den Tisch und stellte wie gewöhnlich auch für den Bruder ein Gedeck hin, denn sie erwarteten seine Wiederkehr. Sie trug die Speisen auf; die Eltern und die Tochter setzten sich zu Tische, der Sitz des Sohnes blieb leer. Finkel teilte vor, sie hatte der Mutter dies Geschäft, um ihr — wie sie sagte — bei Tisch Ruhe zu gönnen, längst abgenommen, sie legte auch auf Jossefs Teller ein Stück von dem Braten und deckte die Speise mit einem darübergestürzten Teller zu. Den Eltern wie der Tochter war die Mahlzeit verbittert, sie genossen nichts von der köstlichen Speise; Finkel trug das Essen wieder vom Tisch. Sie schwiegen alle drei, jeder machte sich im Stillen seine Gedanken. Es ward spät, Jossef kam noch immer nicht. Finkele machte die Betten auf, sie richtete auch das Lager des Bruders zurecht. Er wird schon

Digitized by Google

noch kommen! tröstete sie sich; vergebens, er kam nicht. Sie warteten lange, ehe sie daran dachten, sich niederzulegen. Die Haustür war noch nicht versperrt, denn Jossef war ja noch nicht zu Hause.

Finkel ging endlich hinaus, sperrte die Haustür und dachte: er wird schon anklopfen, ich werd' ihn hören und werd' ihm aufmachen. Die Eltern legten sich nieder, Finkel nahm eine Nähterei zur Hand und setzte sich an den Tisch, um noch zu bleiben und auf den Bruder zu warten. Der Vater schlief nicht ein, die Mutter auch nicht. Er wälzte sich im Bette hin und her von einer Seite auf die andere, die Mutter ließ von Zeit zu Zeit einen schweren Seufzer vernehmen, den sie nicht zurückzudrängen vermochte und der der Tochter ins Herz hineinschnitt. Finkel sah oft nach der Wanduhr hinauf. Die beiden Zeiger rückten unaufhörlich weiter und weiter, sie zeigten beide sehr hoch nach oben, der eine wird den anderen bald eingeholt haben, jetzt hat er ihn erreicht, es war Mitternacht und Jossef noch immer nicht da! Ein Hund schlug auf der Gasse an; Finkel horchte auf. Sie vernahm Tritte, sie kamen immer näher, ihr Herz pochte, ihr Busen wogte; das ist er! jetzt, jetzt wird er an die Tür klopfen; sie hatte sich von ihrem Sitz bereits erhoben, sie hatte den Hausschlüssel schon in der Hand bereit, dem Pochenden die Tür zu öffnen; aber nein, die Tritte verhallten wieder, der Mann war an dem Hause vorübergegangen, ohne anzuklopfen, das war nicht der Bruder, das war nicht Jossef.

„Leg dich nieder, Finkel!“ flüsterte es vom Bette der Mutter herüber, und Finkel tat, wie die Mutter gebot. Sie entkleidete sich nur halb und legte sich nieder, sie schlief aber so wenig wie der Vater und die Mutter. Sie lag wach und horchte auf jeden Laut, der sich vernehmen ließ. Lange lag sie so da in Gedanken an den Bruder, ihre Seele füllte sich mit düsteren Bildern; endlich schlummerte sie ein wenig ein, erwachte aber nach kurzer Zeit wieder, sprang vom Bette empor, denn es schien, als hätte sie klopfen gehört. Sie eilte zur Tür. „Jossef! bist du's!“ keine Antwort erfolgte. Sie drehte den Schlüssel, den sie bereits ins Schloß gesteckt hatte, herum und öffnete die Tür. Sie öffnete sie weit; niemand trat ein; sie setzte den Fuß auf die Schwelle, trat auf die

Digitized by Google

Gasse hinaus, sah links und rechts und rechts und links, ob er von irgend einer Seite komme. Vergebens, Jossef kam nicht.

Das arme Mädchen! während sie seiner harrte, hatte sich in der Seele des Bruders eine große, mächtige Wandlung vollzogen. Auch er hatte nämlich Honzas Ruf, welcher dem alten Niederhuber zu der Äußerung, daß der Honza mit ihm es nicht schlecht meine, Veranlassung gegeben, durch das ein wenig geöffnete Fenster hindurch vernommen, und er ward mächtig davon ergriffen. Ein Licht ging ihm auf, das ihm leuchtete und den Weg wies, heraus aus seiner Finsternis und Bedrängnis; und in der leidenschaftlichen Erregung, in der er eben die Worte gerufen hatte: „Marie, ich kann nicht, ich kann dich nicht verlassen!“ rief er jetzt: „Nein, Marie, ich werde dich nicht verlassen! ich seh den Weg, der uns zusammenführt und uns verbindet für die Ewigkeit! ich seh ihn und ich werd' ihn gehen!“

„Die arme Finkel!“ Wenn sie das gewußt hätte! Vieles ging ihr durch den Kopf, an so was aber konnte sie nicht denken, daß ihr Bruder damit umgehe, sich von seiner Religion, von seiner Familie — denn eins hing mit dem andern zusammen — eines Mädchens wegen loszusagen!

Der Tag brach an. Jossef war noch immer nicht zu Hause. Nun begannen die beiden Eltern sich gegenseitig mit vorwurfvollen Blicken anzusehen, und den vorwurfvollen Blicken folgten bald vorwurfvolle Reden. Die Mutter meinte, der Vater sei gegen den Sohn zu heftig gewesen, der Vater hingegen meinte gerade dasselbe von ihr. Man hätte ihm nicht müssen so scharf zu Leibe gehen, man hätte bedenken müssen, daß er ja kein Kind sei, das man zu einer Sache zwingen kann, und wenn er nun einmal durchaus nicht will, so will er nicht, und es sei unrecht, ihm eine Braut, für die er keine Neigung hat, durchaus und mit Gewalt aufdringen zu wollen, und Finkele habe eigentlich ganz recht, und wenn man es überlegt, so sieht man es gleich, daß sie recht hat mit dem, was sie schon gestern gesagt hat, daß Jossef und Mirl Asrieles nicht für einander passen. Von dieser Überzeugung waren sie jetzt beide durchdrungen, von der Überzeugung, daß dem Sohn unrecht widerfahren

Digitized by Google

sei, nur wollte weder Vater noch Mutter das Unrecht begangen haben, sondern jeder schob es auf die Seite des andern.

Finkel konnte das nun länger nicht mehr ertragen. Der Bruder war davon gelaufen, und sie wußten nicht, wohin; jetzt noch überdies Zank und Streit zu Hause, Uneinigkeit zwischen Vater und Mutter, es tat ihr zu wehe, dies mit anzusehen und anzuhören. Deshalb sagte sie entschieden: „Mutter-Leben, red' nichts mehr, und du, Vater-Leben, sei stat, und tut euch gegenseitig nicht das Leben verbittern. Was wollt ihr haben? was ist denn geschehen? Weil Jossef einmal über Nacht nicht daheim ist? Und was ist? paketel! Verloren wird er sich haben? ein kleines Kind ist er? Gestern Nacht ist er aus der Wieg' herausgefallen? Setzt euch lieber nieder und tut frühstücken. Und Jossefen werd' ich bringen. Ich werd' ihn suchen gehn und ich werd' ihn finden."

Ob Finkel in dem Augenblicke, da sie diesen Entschluß faßte, gewußt hat, wo sie hinzugehen habe, um den Bruder zu finden? ja und nein. Gesagt hat ihr's niemand, aber ihr Gefühl, ihr mädchenhafter Instinkt war Leiter und Wegweiser genug. In der „Gasse" ist Jossef nicht, in der „Gasse", wo er bei seinen Eltern daheim war, kann er nicht über Nacht geblieben sein in einem fremden Hause, ohne zu den Eltern heimzukehren. So viel Zartsinn konnte sie dem Bruder zutrauen, daß er seine Eltern nicht in so gröblicher Weise verletzen werde. War er über Nacht außer dem Hause, so war er auch außerhalb der „Gasse", ja, außer dem Orte. Wo er hingegangen, das war hiermit freilich noch nicht aufgeklärt, allein dem Auge einer Schwester entgeht es nicht leicht, wenn der Bruder ein Mädchen schön findet; hatte Jossef seine Schwester in bezug auf seine Herzensangelegenheiten auch nicht ins Vertrauen gezogen, hatte er ihr auch nicht die Tiefe seiner Neigung für die schöne Tochter des Fleischhauers erschlossen, so war ihr doch manches hingeworfene Wort, manche absichtlos gemachte Andeutung Fingerzeig genug, um sich an die Dorfschönheit mit mehr als gewöhnlicher Teilnahme zu erinnern, und wenn es ihr vollends auch nicht in den Sinn kam, an eine ernste Absicht ihres Bruders in bezug auf die blonde Marie zu denken, so war es ihr doch mehr als bloße Vermutung, daß er sich nach dem gestrigen unangenehmen Vorfalle im elterlichen Hause

Digitized by Google

für den ersten Augenblick bei ihr trösten werde. So machte sie sich denn auf und ging hinaus in das Dorf, wo sie den Bruder zu finden hoffen durfte.

Es war ein schöner Herbstmorgen. Der Nebel, der über die Landschaft hin ausgebreitet lag, hatte sich zerstreut und die Sonne schien glänzend vom Himmel hernieder; aber sie tat nicht weh, sie drückte die Wandernde nicht, sie goß wohltuende Wärme auf sie hernieder und belebte ihren Mut und ihre Hoffnung. Ist der Bruder nur da, wo sie ihn zu treffen glaubte, dann bedarf es ja nur einer gütlichen Zurede, nur eines Wortes, und der Sohn kehrt wieder zurück in das Haus der Eltern, und alles ist wieder gut. Den fernen Horizont begrenzten bläulich gefärbte Bergreihen auf der einen und goldig beschienene Waldungen auf der andern Seite. Sie sah nach rechts und links, der Anblick der Landschaft tat ihr wohl und der frische Hauch des Morgens erquickte sie. Die Vermutung, daß sie den Bruder am Ende doch nicht in dem Dorfe finden werde, daß er bereits weit weg, weit hinter jenen Bergen und diesen Waldungen sein möchte, stieg wohl hier und da in ihr auf, allein sie verscheuchte solche bange Ahnungen mit Gewalt, schalt sich selbst ein kindisches Mädchen und schritt nur mit um so größerer Zuversicht weiter und weiter. Das arme Mädchen ahnte nicht, daß sich zwischen dem Bruder und dem elterlichen Hause in dem Augenblick stärkere und unübersteigbare Schranken aufgerichtet hatten als Waldungen und Bergreihen. Wie hätte sie an solche Schranken auch nur denken sollen!

Eine alte Zigeunerin kam ihr entgegen und hielt sie auf. Sie wollte ihr Karten aufschlagen und ihr die Zukunft voraussagen. Das Mädchen wollte sich nicht darauf einlassen und eilte weiter. Erzürnt rief ihr die alte Zigeunerin nach: „Eil nicht so, närrische Judenmagd! Du holst ihn doch nicht ein! Hat er dich einmal verlassen, so kommt er dir nicht zurück!“ — Die Worte des alten Weibes schnitten dem Mädchen ins Herz, sie blieb stehen und wendete sich um. Die Zigeunerin stand ebenfalls still. Das Mädchen näherte sich dem Zigeunerweibe und nahm einen Groschen aus der Tasche und reichte ihr die Gabe.

„Was weißt du von ihm?“ — fragte Finkel.

Digitized by Google

„Darüber werden dir meine Karten Auskunft geben!“ — sagte die Zigeunerin und fing an die Karten zu mischen. Sie verrichtete dies mit großer Kunstfertigkeit und mit allerlei geheimnisvollen Bewegungen und unverständlichen Worten und brach endlich, indem sie mit dem Zeigefinger auf eine Karte hinwies, in die Worte aus: „Armes Kind!“

„Wen such ich?“ — fragte Finkel und blickte sie strenge an.

„Einen, den du sehr gern hast,“ — war die Antwort.

„Und was will ich von ihm?“

„Daß er zu dir zurück kommt.“

„Will ich ihn heiraten?“ — fragte das Mädchen listig und heftete ihre Augen noch strenger auf das Zigeunerweib; diese aber antwortete: „Armes Kind! Du wärst ja schon froh, wenn er nur nicht einer andern nachläuft!“

„Und was ist es mit der andern?“

„Hat die ihn einmal gefangen, so wird sie dir ihn nicht zurückgeben.“

„Und hat er mich auch gern?“

„Die andere hat er lieber.“

„Lieber als mich?“

„Lieber als dich, lieber als wie seine Schwester, lieber als wie seinen Vater, als wie seine Mutter.“

„Du lügst!“ — rief das Mädchen.

„Armes Kind!“ sprach die Zigeunerin — „laß ihn laufen; er wird es einmal bereuen! zu spät!“

„Nein! nein!“ — rief Finkel — „es ist noch nicht zu spät; ich muß ihn heim bringen; ich muß, ich muß! ich hab's meinen Eltern versprochen!“ — und so ließ sie die Zigeunerin stehen und eilte weiter.

Kaum war sie einige Schritte gegangen, da hörte sie ihren Namen rufen, und als sie sich umwendete, rief Michel Dorfgeher, der eben des Weges hinter ihr herkam: „Finkel, was laufst du so? man kann dir ja gar nicht nachkommen! Was hast du da mit der Zigeunerin vorgehabt?“

Der Dorfgeher war während dieser Fragen an das Mädchen, das auf ihn wartete, herangekommen, und sie setzten nun den Weg

Digitized by Google

selbander fort. Bündige Auskunft konnte ihm Finkel auf seine Fragen nicht erteilen. Warum sie so sehr eile, konnte sie nicht sagen, denn sie schämte sich zu gestehen, daß sie den Bruder suche, sie schämte sich zu gestehen, daß er die Nacht nicht nach Hause gekommen sei. Deshalb suchte sie mit allerlei Zwischenfragen und Zwischenreden, die sie an dies und jenes anknüpfte, seinem forschenden Auge auszuweichen. Indem sie dieses tat, ward es ihr aber klar, daß sie ja auch im Dorfe auf ähnliche Fragen zu antworten haben werde, und namentlich dem Niederhuber, dem Fleischhauer, sollte ihr Bruder nicht bei ihm sein, ihm werde sie ja doch sagen müssen, weshalb sie eigentlich zu ihm herauskomme. So dachte sie denn an etwas anderes, als an das, wovon sie mit dem Dorfgeher eben sprach und zeigte hierdurch ein auffällig zerstreutes Wesen. Sie kamen an dem Walde vorbei, der ihrem Bruder gestern abend Veranlassung zu so düsteren Gedanken gegeben; an dem Teiche vorüber, aus dem ihm gestern das Quaken der Frösche entgegenscholl, an dem Kirchhof vorbei, der ihn die große, gewaltige Unruhe seines Herzens nur um so tiefer empfinden ließ. Der Wald hatte ja jetzt nichts Düsteres, nichts Unheimliches; er lud vielmehr ein, sich in seinen Schatten zu begeben und vor der höher aufsteigenden Sonne Schutz zu suchen. Im Teich war es jetzt still, denn die Nachtmusikanten lassen sich am Tage nicht hören, und der Kirchhof, dessen Kreuze und Steine im Glanze des Mondenscheines ein magisches Aussehen haben, erweckt ganz andere Gedanken und Empfindungen, wenn sie statt vom Monde, von der Sonne beglänzt werden und wenn das geschäftige Tagtreiben der Landleute die Ruhe, die endlich jedes Menschenherz da findet, vergessen läßt. So ging die Schwester denn allerdings in ganz anderer Stimmung an diesem Ort vorbei, als der Bruder am Abend vorher; aber frei war ihr Gemüt darum doch nicht, beklommen und beängstigt fühlte sie sich nicht minder als er, und um so beklommener und beängstigter, je näher sie dem Ziele ihrer Wanderung kam, je näher der Augenblick heranrückte, wo ein Wort, ein Blick es ihr sagen konnte, ob sie den Bruder findet oder nicht. Indem sie nun so weiter ging, traf sie einen Trieb Ochsen, der ihrem Vater gehörte; sie erkannte zwar nicht die Ochsen als ihres Vaters Eigentum, wohl aber erkannte sie den

Ochsentreiber, der bei ihrem Vater in Diensten stand. Und wie das Bewußtsein des Besitzes immer den Mut stärkt und belebt, so fühlte auch sie beim Anblick der ihrem Vater gehörigen Tiere, die da ruhig aufs Dorf hinaus gingen, ihren Mut wachsen, sie fühlte, daß sie um Antworten auf etwaige Fragen nicht verlegen sein werde, sie kam — in Geschäftangelegenheiten, sie kam zu dem Fleischhauer mit den Ochsen ihres Vaters; der Vater hatte diesmal sie anstatt des Bruders gesendet. Warum? Das geht niemand an; weil er es just so gewollt. Wer hat ihm denn etwas vorzuschreiben? Konnte Wolf als Ochsenhändler mit seinen eignen Ochsen nicht schicken, wen er eben wollte? — Und mit diesen Betrachtungen, die sie im Stillen bei sich anstellte, nahm sie den Ochsentreiber, um sich in ihre Sendung ja ganz hineinzuleben, sogar den Stecken aus der Hand und ging rufend und antreibend mit diesem hinter den Tieren her. Der Dorfgeher, dem ihr zerstreutes Wesen vorhin schon aufgefallen war, konnte sich jetzt wieder über das resolute Mädchen, das ihre gewöhnliche Stärke und Festigkeit ganz wieder zurückgewonnen zu haben schien, erst recht nicht genug verwundern.

Während das Mädchen den Weg von ihrer „Gasse“ ins Dorf heraus zurücklegte, hatte sich hier so manches Wichtige begeben, wovon die Nachricht im Dorfe bereits von Mund zu Munde ging. Görg hatte in aller Frühe, wie er es sich in der Nacht vorher vorgenommen, beim alten Niederhuber um die Hand der Tochter angehalten und war mit seiner Werbung zurückgewiesen worden. Um ihn nicht zu beleidigen, hatte der Fleischhauer die Ablehnung in eine Form gekleidet, die nur geeignet war, das leidenschaftlich erregte Gemüt des reichen Bauernsohnes gegen den aus der „Gasse“ noch mehr zu verbittern. Niederhuber hatte ihm nämlich gesagt, daß er mit seiner Werbung zu spät komme, denn die Hand seiner Tochter sei bereits vergeben.

„Vergeben und seit wann?“ — rief Görg, da er die überraschende Antwort erhielt.

„Vergeben seit einer Stunde.“

„Und an wen? doch nicht an den Judenjungen?“

„Jossef wird Christ werden, er wird sich taufen lassen!“

Und dem war wirklich so; der alte Niederhuber hatte ihm nicht

Digitized by Google

mehr gesagt, als er selber wußte. Die alte Brigitte war ganz erstaunt, daß es ihrer Dazwischenkunft in der Sache gar nicht bedurfte. Sie hatte sich schon so gut darauf vorbereitet gehabt, was sie dem Jossef alles zu sagen habe, wie sie mit ihm reden und wie sie endlich das Kind beim rechten Namen nennen und mit der Sache herausrücken werde; sie hatte sich schon im vorhinein auf den Triumph gefreut, wenn sie mit dem Jungen hintreten werde vor den alten Meister und ihm sagen werde: Da habt Ihr ihn, Meister Niederhuber; dieser da will Eure Marie haben, und wißt Ihr, was er tun wird, er wird Christ werden, Christ sein, wie Ihr seid. — Auf das alles hatte sich die alte Brigitte schon herzlich gefreut, und das alles war jetzt nicht mehr nötig; den Jossef war ihr zuvorgekommen und hatte aus eignem Antrieb getan, wozu sie ihn bewegen gewollt, und gerade da sie sich dazu anschickte, mit ihm zu sprechen und ihre wohlgesetzte Rede zu halten, erfuhr sie die merkwürdige Neuigkeit aus Niederhubers eignem Munde, daß Jossef bereits um Marien angehalten, daß er entschlossen sei, sich taufen zu lassen, und daß die Verlobung der beiden jungen Leute auch gleich nach der Taufe stattfinden werde. Hätte die alte Brigitte das blonde Mägdlein nicht gar so lieb gehabt, sie würde sich darüber geärgert haben, daß das alles so rasch abgemacht worden, ohne daß man ihre Hilfe dabei in Anspruch nahm; sie war dem Mädchen aber gar gut, die alte Brigitte, und so freute sie sich herzlich über die vollbrachte Tatsache, wenn sie auch an deren Zustandekommen nicht jenen Anteil hatte nehmen können, den sie für sich so gern in Anspruch genommen hätte. Der alte Niederhuber hingegen freute sich, daß sein zukünftiger Schwiegersohn nicht durch Zureden eines andern, sondern aus eignem Antrieb den Entschluß, Christ zu werden, gefaßt hatte; denn warum — sagte er sich im Stillen, als er die Sache überdachte — das, was wir auf Zureden eines andern tun, bereuen wir oft gar sehr. Man muß sich selber zu was entschließen! Das, was man aus freiem Antrieb tut, das heißt männlich gehandelt, und so was bereut man auch nicht!

Jossef und Marie schwammen in einem Meer von Wonne. Sie hatten nun ein Leben vor sich voll Entzückungen. Das Bewußtsein, einander fürs ganze Leben hinaus anzugehören, durch-

strömte sie mit lauter Seligkeit und sie empfanden in jedem Augenblick den Vorgeschmack des Glücks aller kommenden Tage.

Görg war freilich mit der Sache nicht sehr einverstanden, denn daß Jossef sich taufen lassen und Christ werden wolle, war für ihn noch nicht Grund genug, ihm die schöne Marie zu gönnen. Er fühlte sich nun einmal zurückgesetzt und den Jungen aus der „Gasse" sich vorgezogen. Sein Haß gegen den begünstigten Nebenbuhler stieg, anstatt abzunehmen; denn wenn er sich früher getröstet hatte, daß der „Ochsen-Junge" — wie er ihn nannte — die Marie ja doch am Ende nicht heiraten könne, weil er ein Jude sei, — so fiel jetzt mit der Taufe des Juden dieser Trost weg, und so ließ er denn seinen Groll gegen Honza aus, mit dem er am Ende des Dorfes zusammentraf.

Finkel, die mit den Ochsen ihres Vaters eben ankam, traf noch rechtzeitig ein, um einige Worte der beiden Männer, die im heftigen Widerspruche einander da gegenüberstanden, vernehmen zu können.

„Und ich sag's noch einmal und noch hundertmal" — rief Görg — „es ist und bleibt eine Lumperei. Und wenn er sich auch taufen läßt mit allem Weihwasser, das in der Kirch ist, so ist er doch nur ein getaufter Jud, und ich bin ein Christ."

„Wenn er sich taufen läßt, so ist er so gut Christ wie du" — antwortete Honza.

„Und wenn auch" — rief Görg — „er darf die Marie doch nicht kriegen!"

„Wer wird's ihm wehren? — fragte Honza ruhig.

„Ich!" — rief Görg — „ich werd' dem Duckmäuser einen Herrn zeigen! Wenn ihm der Niederhuber die Marie auch gibt, er wird sich nicht lange mit ihr freuen; ich werd' ihn schon wo zu finden wissen."

„Untersteh dich, ihn anzurühren," — sagte Honza darauf bestimmt und fest.

Finkel hatte genug gehört, um zu wissen, was mit ihrem Bruder vorgeht; denn das konnte ihr nicht entgangen sein, von wem hier zwischen den beiden die Rede war. Sie mußt es glauben, und glaubt es doch wieder nicht. Sie hatte es deutlich vernommen, ihr Ohr hatte sie nicht getäuscht, aber ihr Herz wollte nichts davon

Digitized by Google

wissen und bäumte sich dagegen auf. Wie? Jossef, ihr Bruder, der Sohn der frommen Jittesch, sollte seine Familie und seine Religion verleugnen und verraten? er sollte Christ werden eines Mädchens willen, er, der gute Sohn, den Eltern die bitterste Kränkung zufügen, von der sie im Leben getroffen werden konnten? Nein, nein — es kann nicht sein! Ihr Herz empörte sich gegen den unseligen Gedanken, und sie eilte hin zu ihm, ihm ins Auge zu blicken und darin zu lesen, daß alles, was sie da gehört, nichts als leerer Schall gewesen sei; sich an seine Brust zu werfen und ihn nicht wieder los zu lassen aus den schwesterlichen Armen, bis sie ihn heim gebracht, heim zu den Eltern — den verlorenen Sohn. —

Armes Mädchen! wie sehr sich dein Herz dagegen empört, und es ist doch so, und es war kein leerer Schall, was dein Ohr getroffen. Arme Schwester gehe hin und sieh ihn an, sieh den Bruder, ob du ihn noch wieder zu erkennen vermagst!

Bruder und Schwester saßen nebeneinander in der säuberlich eingerichteten Wohnstube des alten Niederhuber. Sie waren allein beisammen und ungestört vor jedem lauschenden Ohr. Honza und Brigitte hatten dieses Alleinsein der beiden Geschwister zwar nicht gern gesehen, denn sie konnten sich es wohl denken, daß die Schwester gekommen sei, den Bruder zu holen, und sie fürchteten, daß es ihrer Macht über ihn gelingen möchte, ihn von seinem Vorsatze abzubringen. Der alte Niederhuber jedoch war der Meinung, man müsse das Alleinsein der Geschwister in keinem Fall stören, sondern es zu befördern suchen. Die Schwester soll ihre Macht und ihren Einfluß auf den Bruder geltend machen, es sei ihm dies sogar erwünscht. Es werde dadurch nur eine Probe abgelegt, die für die Zukunft seines Kindes von heilsamer Folge sei. Ist Jossefs Entschluß so schwach und steht er auf so schwankem Grunde, daß ihn die Schwester durch ihre Überredung davon zurückzuführen imstande ist, dann war sein ganzer Vorsatz auch nur eine augenblickliche Aufwallung, gefaßt in leidenschaftlicher Erregtheit, und nicht ernst gemeint, und es sei besser, er komme jetzt noch zur Besinnung, ehe der wichtige Schritt getan ist, als daß er später den getanen Schritt bereue und sich und seinem Weibe das Leben vergälle. Kehrt er

Digitized by Google

zurück, dann habe Marie an ihm nichts verloren, und es sei besser, daß sie ihn nie besitze, als daß sie seinen Verlust später beweine. Bleibe er aber standhaft, beharre er fest auf seinem Vorsatze trotz der Überredung der Schwester, dann habe er damit den Beweis geliefert, daß sein Vorsatz ernst gemeint sei, daß er seinen Entschluß auszuführen den festen Willen habe, und daß auch die Kraft in ihm wohne, für alle Zukunft auf sich selber zu stehen und sich von allen verderblichen Einflüsterungen widerstandsfähig und männlich abzuwenden. Und Marie, die zwischen Honza und Brigitte auf der einen und dem Vater auf der andern Seite in der Mitte stand, teilte die Besorgnis und mußte der ehrlichen und verständigen Auseinandersetzung des Vaters recht geben. Auch hätte sich ihr weibliches Gefühl und ihre edle Gesinnungweise dagegen gesträubt, die zarten Familienbande zwischen Bruder und Schwester mit plumper Hand anzutasten oder gar mit roher Hand zu zerreißen.

So sitzen denn Bruder und Schwester in der Wohnstube des alten Niederhuber allein nebeneinander.

„Jossef-Leben!“ — begann Finkel — „bedenk dir nur, was du da tun willst! bedenk dir nur!“

Der Bruder seufzte tief auf, ohne eine Antwort zu geben, und die Schwester fuhr fort: „Denk an unsere, denk an deine Kindheit. Wie wir beide Kinder waren, wenn wir früh aufgewacht sind und die Sonne so schön hat hineingeleucht in die Stub, wie die Mutter da zu deinem Bett ist gekommen und hat dich herausgehoben und hat dich auf den Tisch gesetzt, und hat dir die Strümpf und Schuh angezogen, und sie beim Anziehn dir hat vorgesagt: ‚Die Thora, die uns Moscheh befohlen, ist ein Erbteil Jakobs!‘ — und wie du es Wort für Wort nachgesagt hast; und wie dann der Vater aus der Schul heim gekommen ist mit seinem Tallisbeutel in der Hand und wie du vom Frühstück bist aufgesprungen und hast ihm den Tallisbeutel aus der Hand genommen und ihn hast anhängen wollen an den Nagel hinter der Tür, und wie du nicht hast hinaufgelangen können, und man hat dich hinaufheben müssen, denk, wenn du abends bist schlafen gegangen und die Mutter hat dich ins Bett hineingelegt, wie sie mit dir „Krischma“ (Nachtgebet) geleint hat, wie sie dir vorgesagt hat: ‚Der Engel, der mich erlöst von allem

Übel, sagen die Knaben' — und dann dreimal: ‚Im Namen des Herrn, des Gottes Israel, zur Rechten Michael, zur Linken Gabriel, vor mir Uriel und hinter mir Raphael und über meinem Haupte der Abglanz Gottes!' und wie du alles dreimal Wort für Wort nachgesagt hast."

„Zu was rufst du mir diese Bilder aus der Kindheit zurück?" fragte Jossef; „die schöne Zeit ist lang vorbei; wenn ich heut noch ein Kind sein könnte!"

„Du bist auch nicht immer ein Kind geblieben," fuhr die Schwester fort, „du bist älter und größer geworden, und wir sind glücklich gewesen. Denk nur daran, wenn der Sabbath gekommen ist, wie die Mutter am Freitag Abend hat die Lichter angezündet und hat darüber die Hände ausgebreitet und den Segen gesprochen, wie da der Tisch gedeckt war, und der Wein ist auf dem Tisch gestanden, und die Weißbrote sind auf dem Tisch gelegen zugedeckt mit einer weißen Serviett, und wie der Vater ist von Schul heimgekommen, und wir beide sind ihm entgegengesprungen, wen er früher ‚benschen' (segnen) wird, und wie er uns da die Hand auf den Kopf gelegt und hat uns ‚gebenscht', daß Gott dich soll machen wie Ephraim und Menasche, und daß er mich soll machen wie Sarah, Riwka, Rachel und Leah."

„Hör auf, Finkel! hör auf, du zerschneidest mir das Herz!"

„Nein! Jossefleben! ich will dich bloß davor bewahren, daß du es dir selber zerschneiden sollst! und darum muß ich dich an all' das erinnern, wie du in ‚Cheder' (Schule) gegangen bist, und der Lehrer alleweil gesagt hat, daß du nichts lernen willst, und wie der Vater-Leben scharf gegen dich gewesen ist und die Mutter dich verteidigt hat und hat sich vor dir vorgestellt und hat gesagt, du wirst doch ein feiner Mensch werden, ob du etwas mehr lernst oder weniger, und daß es nicht ankommt auf das Lernen, sondern auf die Frommheit und das Herz."

„Ja, auf das Herz," seufzte Jossef, „das ist es ja, was mich zu ihr hinzieht!"

„Ich will gegen ihr Herz nichts reden, Jossef-Leben," fuhr die Schwester fort, „wenn du sie gern hast, verdient sie es gewiß; aber die Gewohnheit ist auch etwas, und daran darfst du nicht vergessen.

Bedenk deine Gewohnheiten von Jugend an, erinnere dich, wie du dreizehn Jahr alt geworden bist, und wie man dich in Schul zum erstenmal aufgerufen hat. Ich denk noch die neuen Kleider, die du damals bekommen hast, ein goldbraun Röckel und eine schwarzseidene Weste und ein paar schöne Sommerhosen und ein' neuen Hut, und das goldig Ringerl, was du an hast, das hat dir die Mutter damals an den Finger gesteckt; und wie dann „Jomkippur" (Versöhnungtag) gekommen ist und du zum erstenmal den ganzen Tag ausgefastet hast, und wie dich dann nach den Feiertagen der Vater in sein Geschäft genommen hat, wie du da gleich alles so gut verstanden hast. Denk nur, wie du daheim gehalten worden bist, die ganze Zeit, von Jugend auf bis jetzt, ob du von den Eltern, vom Vater oder von der Mutter auch nur einmal ein bös' Wort hast anhören müssen; stell dir das alles vor und bedenk, was du jetzt tun willst!"

„Finkel-Leben! ich kann nicht, ich kann nicht anders!"

„Du kannst anders, Jossef-Leben, du kannst es, und wenn es dir schwer fällt, so bin ich da, um dir zu helfen. Faß dir ein Herz und komm, komm mit mir, wir gehen miteinander heim, wir gehen zu den Eltern zurück, und alles ist wieder gut, und ist, wie es gewesen ist! Du brauchst keine Furcht zu haben, daß man dir Vorwürfe machen wird, nicht ein Wort wird man dir sagen, was dich beleidigen könnt, und von Mirl Asrieles wird keine Rede sein, ich steh dir gut dafür, ich übernehme alle Bürgschaft. Komm, Jossef-Leben, komm!"

„Ich kann nicht, Finkel, ich kann sie nicht verlassen!"

„Stell dir nur vor, Jossef-Leben, was für Kummer du den Eltern zufügst, stell dir vor, wie dein Schritt auf die Mutter und auf den Vater wirken möcht; überleg dir das, Jossef! Du hast nur eine Mutter und einen Vater! Von mir will ich nichts reden; aber denk dir die Mutter, wenn sie sollte hören, daß ihr Sohn, ihr einziger Sohn sich hat — ich will das Wort gar nicht über die Lippen bringen."

„Finkel-Leben! was soll ich machen?"

„Was du machen sollst? ich hab dir's ja schon gesagt! mit mir gehen sollst du! heimkehren sollst du mit mir zu Vater und Mutter, denen ich versprochen hab, dich zurückzubringen."

„Versprochen hast du's!" seufzte der Bruder, „und willst dein Wort halten?"

„Ja, Jossef-Leben, ich will es halten, so komm und erquick deine Eltern!"

„Ach," seufzte er, „auch ich hab versprochen! auch ich hab mein Wort gegeben, und will — —"

„Nein, Jossef-Leben, das brauchst du nicht! das Wort brauchst du nicht zu halten; Vater und Mutter haben größere Rechte auf dich, als die Leute da, die dir ja doch fremd sind und fremd bleiben werden! Du willst hier dein Wort halten, das du heut oder gestern erst gegeben hast, und all die Versprechungen, die ein Kind seinen Eltern nicht erst ausdrücklich in Worten zu machen braucht, die es aber darum nicht weniger zu halten schuldig ist, die willst du brechen? Du willst ein ehrenhafter Mensch sein und wirst in demselben Augenblick ein ehrvergessener Sohn?"

„Schwester! Du weißt nicht, wie es mich drängt! Du kennst nicht die Unruhe meines Herzens!"

„Die Unruhe in deinem Herzen! und die hoffst du zu verlieren, indem du an Vater und Mutter, an Familie und Religion, an deinen Jugenderinnerungen und an allem, was dir teuer, lieb und wert sein muß, einen Verrat begehst? Die Ruhe in deinem Herzen glaubst du zu finden, wenn du hinausgehst aus dem Vaterhaus, das dich bisher hat aufgenommen als Kind, und es verleugnest, wenn du deine Religion abschwörst und dich hineinstellst in eine dir ganz neue und fremde Welt, welche dich nicht kennt und von der du nichts weißt. Ruhe willst du finden, wenn du alle die Fäden, welche dich bis jetzt mit der Familie, mit der „Gasse", mit der Menschheit verbunden haben, zerschneidest, von allen Gewohnheiten deines bisherigen Lebens dich trennst, allen Erinnerungen entsagst, auf alle die tausend Sachen, die mit deinem Leben zusammenhängen und mit denen du verwachsen bist, Verzicht leistest? Ruhe willst du finden bei fremden Menschen, die unter anderen Gewohnheiten als du aufgewachsen sind, die das, was dir teuer ist, nicht kennen und nicht verstehen? Ruhe willst du finden? Jossef-Leben, wie sehr, wie arg täuschst du dich! Nicht sollst du auf meine Red kommen! Aber ich sag dir's, Ruhe findest du nur im Kreise

Digitized by Google

der Deinigen, daheim bei uns findest du Ruhe; aber hier wirst du sie nicht finden! Die Unruhe in deinem Herzen wird noch größer werden, als sie ist! Das, was dich jetzt beunruhigt, ist ein Kinderspiel gegen das, was dich nachher peinigen und quälen wird. Du wirst liegen auf deinem Angesicht und wirst bittere Tränen vergießen! Du wirst kein' Tag und keine Nacht haben! Du bist jetzt berauscht von der Leidenschaft; die Leidenschaft — ich bin noch ein junges Mädchen, und ich sollte nicht so reden, aber ich bin deine Schwester und muß es dir sagen — die Leidenschaft wird verfliegen, sie wird vorbeigehn wie ein Traum, und du wirst aus dem Traum erwachen, da wirst du deine unglückliche Lage bei kaltem Blut einsehen, so wie ich sie jetzt voraussehe, und wirst dir nicht zu helfen wissen!"

„Du redest immer nur von Vergangenheit und Zukunft und auf mir lastet die Gegenwart!"

„So wirf die Last von dir herunter!"

„Das hab ich ja getan!"

„Das hast du getan, indem du eine noch viel schwerere Last dir aufladest?"

„Du weißt nicht, was du redest!"

„Möchtest du es nur halb so gut wissen, wie ich es weiß, ich brauche dir kein Wort mehr zu sagen. Geh in dich, Jossef! folg mir, und es wird dir wohl sein!"

„Ich kann nicht! nein, Finkel! Du weißt, wie gern ich dich hab, und wie ich allezeit an Vater und Mutter gehangen bin. Alles, was du mir sagst, ist wahr und ich weiß, du meinst es gut mit mir; aber ich kann nichts gegen das, was mein Herz treibt. Verlang von mir, was du willst, verlang es für die Eltern, verlang es für dich, verlang von mir das Leben, ich geh für euch durch Wasser und Feuer; aber nur das Eine nicht, nur das nicht. Sterben will ich gern, aber leben, leben auf dieser Welt ohne Marie! nein, Schwester, das kann ich nicht; und wenn du einmal wissen wirst, was Liebe ist, so wirst du mich begreifen und wirst mir verzeihen."

„Nie, Jossef! wenn du diesen Schritt tust, bist du mein Bruder nicht mehr, und ich bin nicht länger deine Schwester! Geh hin, verrate uns! geh hin und freu dich mit deinem schönen Weib, mit

Digitized by Google

ihr, die deine Eltern verspotten und verhöhnen wird, geh hin und werd einer der Ihrigen; du wirst es bald genug erfahren, daß sie dich doch nicht für ihresgleichen halten. Du wirst es bald genug gewahr werden, daß du ihnen doch immer ein Eindringling bleibst, von dem sie nichts wissen wollen; bei der erstbesten Gelegenheit, wo du ihnen das Mindeste, nur einen Strohhalm in den Weg legst, werden sie dir den Juden vorwerfen und dich an deine Herkunft erinnern. Geh hin und laß dich verführen von der Schönheit, die dich heute blendet und dein Herz gefangen hält! Du gräbst dir selber dein Grab. Wie sehr bemitleid ich dich!"

Jossef schwieg und ließ den Kopf zur Erde sinken.

„Komm!" rief die Schwester nach einer kleinen Pause mit Entschiedenheit, „komm und sei, was du sein sollst! Wie kann ich denn heimkommen, wenn ich dich nicht mit mir bring? Was soll ich den Eltern sagen? ich hab dich gefunden und du willst nicht mit mir gehn? siehst du denn das nicht ein?"

„Also ist es dir nur darum zu tun?"

„Nur darum? nur darum — sagst du? um mich meinst du? armer Bruder, wie sehr verwirrt ist dein Herz, wie weit sind wir schon voneinander entfernt, daß du deine Schwester nicht mehr kennst und nicht mehr verstehst!"

„Ja, weit entfernt, sehr weit, so weit, daß eine Rückkehr nicht mehr möglich ist!"

„So bleib! und geh, wohin dein Herz dich treibt; was du an den armen Eltern tust, das wird Gott dir heimzahlen. Bleib! ich geh!"

„Nicht so geh von mir, Schwester! nicht im Zorn! nicht in Haß, nicht mit Feindschaft im Herzen! Müssen wir scheiden, so soll es in Güte und Liebe sein. Geh, geh heim, und ich will dich bis zu dem Wald geleiten. Dort trennen wir uns — geh heim zu Vater und Mutter, die mich verstoßen müssen, geh heim und sei du von nun an ihr einziger Trost und ihre einzige Freude, ersetz du ihnen, was sie an mir verlieren! Glaub mir, Finkel, ich hab mir nicht vorgestellt, daß das möglich ist, ich wollt, es wäre anders gekommen."

„Es kann noch anders kommen," sagte die Schwester, da sie

ihn so weichmütig sah, und faßte mit Ungestüm seine Hand; „komm, Jossef-Leben! Die Eltern werden an dir noch große Freuden erleben. Man wird dich daheim auf Händen herumtragen. Du weißt ja, wie gern sie dich haben, sie möchten den Schritt, den du gehst, mit Gold pflastern! es existiert ja nichts, was sie dir versagen, wenn du es willst; es kann es ja kein Prinz besser haben! komm, sei gescheidt und mach keine Narrheiten, komm heim und vergiß alles, was seit gestern vorgefallen ist, wie einen bösen Traum! komm!"

„Bis zum Wald will ich mit dir gehn, Finkel! aber dann laß mich ruhig umkehren und red mir nicht mehr ins Herz hinein. Es tut mir weh, sehr weh, daß ich euch weh tun muß, und doch kann ich nicht anders."

Die beiden Geschwister verließen die Stube und gingen miteinander fort. Schweigsam schritten sie nebeneinander hin, die Kirchhofmauer entlang, den Teich vorbei, bis sie endlich an das Wäldchen kamen, das Jossef zum Trennungplatze bestimmt hatte. Da Jossef stehen blieb, um den letzten Abschied zu nehmen, da warf sich das Mädchen ihm an die Brust und weinte bitterlich. Auch Jossef weinte, und unter unzähligen Küssen mischten sich ihre heißen Zähren.

„Ich laß dich nicht von mir, hier halt ich dich fest mit aller Kraft, die ich in mir habe; ich laß dich nicht, du mußt mit mir, du mußt! du mußt!"

„Geh heim, Finkel! und laß mich! leb wohl und verzeih mir!"

Mit Anstrengung machte er sich los aus ihrer heftigen Umarmung; er kehrte zurück ins Dorf; die Schwester blieb stehen und blickte ihm nach. Sie rief ihn. Er wendete sich um, winkte mit dem Tuch noch einen letzten Gruß zurück, wendete sich wieder und schritt weiter. Sie wollte ihm nachlaufen, ihn halten, sich an ihn klammern, ihn schleppen, sie mußte ihn ja mit nach Hause bringen. Wie Jehuda sich einst dem alten Patriarchen für seinen Lieblingsohn Benjamin verbürgt, ihn von Ägypten zurückzubringen, so hatte ja auch sie heute Morgen ihr Wort verpfändet, sie hatte es verbürgt, daß sie ihn finden, daß sie ihn zurückbringen werde; aber es hielt sie da mit geheimer Kraft am Boden fest, sie konnte den Fuß nicht regen, ihm nachzusetzen, sie blieb stehen, so lange sie ihn im Auge behalten konnte, und da er endlich ihrem Auge entrückt war,

Digitized

da rief sie ihm noch einmal nach: „Geh hin, unglücklicher Mensch! für uns bist du nicht mehr auf dieser Erde! für uns bist du gestorben, tot, tot für immer."

Und mit diesen Worten raffte sie sich auf und schritt der Heimat zu.

So waren Bruder und Schwester in unwiderruflicher Trennung auseinandergegangen; jener ging ins Dorf zurück, diese ging heim zu ihren Eltern. Honza und Brigitte steckten, als sie Jossef von ferne kommen sahen, die Köpfe zusammen. Sie glaubten, der Bruder habe sich von der Schwester überreden lassen und kehre mit ihr zurück, — sie hatten sich geirrt, sie hatten ihm zu wenig Festigkeit und Selbständigkeit zugetraut. Der alte Niederhuber aber ließ in Blicken und Mienen deutlich merken, daß seine Voraussicht weiter reiche, als die seiner Umgebung. Jossef hatte sich durch die Schwester von seinem einmal gefaßten Vorsatze nicht abwendig machen lassen, er kam zurück, um seinen Entschluß auszuführen; die Probe, die dem alten Niederhuber so erwünscht gekommen, sie war bestanden und damit die Bürgschaft für das Glück seines Kindes gewonnen. Marie war wonnig beglückt; doch war die Sonne ihres Glücks und ihrer Freude durch eine kleine Wolke getrübt, die sich um ihre schöne Stirn gelagert; es tat ihr weh, daß Menschen existieren, denen ihr höchstes Glück nur Qual und Leid bereite; das gute Mädchen hatte so viel des Glücks, daß sie davon gern an alle anderen Menschen ein Teil hingegeben hätte; alles sollte sich mit ihr freuen, dem war aber nicht so; da war eine Schwester ihres Geliebten, die war in Schmerz und Kummer von dannen gegangen, und den Eltern, zu denen sie ging, sie konnte ihnen nichts als Schmerz und Kummer mit nach Hause bringen.

Finkel brachte in Wahrheit nichts anderes mit nach Hause. Zwar, wie die Sachen eigentlich stehen, sagte sie den Eltern nicht; den guten Eltern zu sagen, daß sie den geliebten Sohn unwiederbringlich verloren haben, verloren in einer Art, die ihnen ärger sein mußte, als selbst der Tod des einzigen; zu sagen, daß Jossef sie so schmählich verleugne, daß er aus dem Bund seiner Väter scheide, seine Familie verrate und überträte zu einem anderen Glauben; solch ein Leidwesen konnte sie den guten Eltern nicht zu-

fügen; aber Schmerz und Kummer schon genug, wenn sie berichten mußte, daß sie den Bruder gesucht und nicht gefunden habe.

Hätte Finkel etwas weniger Zartgefühl besessen, hätte sie sich nicht davor entsetzt, den Eltern die erschütternde Nachricht mitzuteilen, hätte sie der Wahrheit die Ehre gegeben und ihnen rund heraus gesagt, wie es um den Sohn stehe, und welche Saat in seinem Herzen aufgegangen sei — wer möchte es entscheiden, wie sich die weiteren Schicksale des Sohnes gefügt hätten! Die guten Eltern hätten gewiß alles Mögliche aufgeboten, um den verlorenen Sohn wieder in ihr Haus zurückzuführen; sicher wären Vater und Mutter, wie sie da gingen und standen, sogleich hinaus aufs Dorf zu ihrem Sohne, und was der Schwester härtnäckig verweigert worden, wer will es behaupten, daß es den Ermahnungen und Bitten eines schwer gebeugten Vaters, den Tränen und dem Jammer einer zu Boden geworfenen Mutter nicht gelungen wäre! Jossief hätte sich vielleicht erweichen lassen, hätte dem Andringen der Eltern nicht widerstehen können, er wäre ins elterliche Haus zurückgekehrt, freilich nicht ohne eine tiefe Herzenswunde mit nach Hause zu bringen, aber die Zeit hätte diese Wunde allmählich geheilt, und seine Eltern hätten ihm dereinst noch eine Gattin zugeführt, gegen die sich sein Herz nicht gesträubt hätte!

Doch wozu die Vorstellung eines Zustandes, zu welchem so ganz und gar keine Aussicht vorhanden ist! Es sollte ganz anders kommen. Finkels Notlüge, deren sie sich aus Schonung für ihre Eltern bediente, ging freilich aus der edelsten Gesinnung hervor, aber die Wirkungen waren darum nicht minder unheilvoll.

„Gesucht und nicht gefunden!“ — sagte Finkel, da sie von ihrer Wanderung, die sie heute morgen unternommen hatte, am Abend heimgekehrt war: Gesucht und nicht gefunden!

Wäre der Vater ein Kundiger der Mischnah gewesen, er hätte ihr nicht so leicht geglaubt; denn er hätte gewußt, wie es in der Mischnah heißt: Wer da spricht, ich habe gesucht und nicht gefunden, dem sollst du nicht glauben! Reb Wolf war aber kein Kundiger der Mischnah, sondern ein Ochsenhändler, und die Mutter, sie las wohl emsig und fleißig in ihrem dicken „Menorath-Hamaor“, aber was in der Mischnah steht, wußte sie darum doch eben nicht

Digitized by Google

so genau, und so glaubten ihr die Eltern, daß sie den Bruder wirklich nicht gefunden habe, obwohl sie des Morgens mit so viel Sicherheit verbürgt hatte, daß sie ihn finden und daß sie ihn bringen werde.

Was blieb den guten Eltern unter solchen Umständen zu tun übrig? Der Vater konnte sich nur entschließen, selber den Sohn zu suchen; das war das einzige. Suchen — aber wo? auf dem Dorfe draußen ist er nicht; sonst hätt ihn Finkel ja getroffen! Ein Dorf ist nicht so groß, daß man von ihm draußen nichts hätte erfahren sollen! Und wenn er in dem einen Dorfe nicht zu finden war, so ist er in den andern benachbarten Dörfern eben so wenig zu finden. Warum wird er sich auch, wenn er von daheim wegläuft, auf ein Dorf hinaussetzen! Sicher ist er irgend wohin gegangen, wo man ihn in der Menge nicht so leicht herausfindet. Kein Zweifel, er ist gewiß nach Brünn gegangen! Dort muß er sein! Und wenn man ihn finden will, dort muß man ihn aufsuchen!

Und dabei blieb es auch. Reb Wolf Ochsenhändler ließ sich sein Zeugel anspannen und fuhr nach Brünn. Die Mutter schöpfte neue Hoffnung, als sie ihn auf den Wagen steigen sah; sie wußte, was er für ein Mann sei, und was er alles durchsetzen könne; sie zweifelte fast nicht, daß es ihm gelingen werde, den Sohn zu finden, und bedauerte nur, daß er das nicht gleich früh morgens getan habe, ehe Finkel aufs Dorf hinausgegangen; denn das hätte man eigentlich voraussehen können, daß Jossef sich nicht auf ein Dorf hinaussetzen werde. Finkel sah dagegen den Vater mit Wehmut scheiden; denn sie war von der Fruchtlosigkeit seines Unternehmens am besten überzeugt.

Während nun Mutter und Tochter schweigsam im Hause umhergingen und keine von beiden durch ein unzeitiges Wort den stillen Schmerz der anderen stören wollte, fuhr der Vater über die vom magischen Mondenlichte beschienene Landschaft dahin und eilte seinem Ziele zu. Hinter ihm, nicht hundert Schritt weit, rollte ein zweites Wägelchen und folgte dem ersteren mit nicht minderer Eile in dieser sich mehr oder minder gleichbleibenden Entfernung. Wenn derjenige, der darinnen saß, gewußt hätte, wer auf dem vorauseilenden Wagen sich befinde, er hätte die Pferde minder angetrieben,

Digitized by Google

er würde es im Gegenteil zu vermeiden gesucht haben, mit Wolf Ochsenhändler zusammenzutreffen; und hätte dieser geahnt, wer derjenige sei, der hinter ihm mit solcher Eile daher fahre, als würde er ebenfalls einen verlorenen Sohn aufzusuchen sich aufgemacht haben, er wäre gewiß stehen geblieben, anstatt weiter zu eilen, und hätte denjenigen, den er suchte, in seine Arme und an sein Vaterherz geschlossen: denn es war kein anderer als Jossef, sein Sohn, der desselben Weges fuhr und ebenso wie der Vater nach der Landeshauptstadt eilte. Aber Vater und Sohn wußten voneinander nichts, ahnten es nicht, wie nahe sie einander seien; so fuhr der eine hinter dem anderen in bald größerer, bald geringerer Entfernung, ohne aufeinander Rücksicht zu nehmen, fast die ganze Nacht, bis sie des morgens in Brünn anlangten. In Brünn angekommen, ging jeder von ihnen seiner Wege; einen bestimmten Weg hatte der Sohn vor sich, einen unbestimmten aber der Vater. Der Sohn ging zu einem Geistlichen, an den er von seinem künftigen Schwiegervater gewiesen wurde, und trug ihm sein Begehren vor, in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen zu werden. Der Geistliche ging bereitwillig auf den Wunsch des jungen Mannes ein und begann sogleich mit ihm den vorbereitenden Unterricht. Während Jossef nun in die Grundlehren der katholischen Kirche eingeweiht wurde, ging sein Vater auf die Kröna hinaus, wo er einen oder den andern seiner Geschäftfreunde und Bekannten zu finden und dessen Rat einzuholen hoffte. Er fing an, seine Untersuchungen anzustellen, er befolgte jeden Rat, den man ihm gab und der nur irgendwie zur Entdeckung des verlorenen Sohnes führen konnte. Er besuchte öffentliche Spaziergänge und Vergnügungorte, dahin ihn die Neugierde sonst niemals getrieben hatte; er saß stundenlang in Lokalen, wo er vermuten konnte, seinen Sohn plötzlich da eintreten zu sehen. Er ging ins Theater, nicht um das Stück zu sehen, das da aufgeführt wurde, sondern um den Sohn zu suchen.

Er ging auf den Franzensberg, nicht um den Obelisk anzugaffen, in den Augarten, nicht um die Militärmusik zu hören, in den Bierkeller auf den Dominikanerplatz, nicht um Bier zu trinken ins Kaffeehaus zu Padowetz, nicht um Billard zu spielen, sondern um den verlorenen Sohn zu suchen — und so ging er hin und

her, von einem Orte zum andern, den ganzen Tag und die halbe Nacht — um den Sohn zu finden, und am andern Tage fing er das Geschäft wieder von vorn an und suchte und suchte und fand den Sohn nicht. Ja freilich, wie hätte er ihn auch finden sollen! Dieser saß in dem Winkel einer kleinen Stube und war damit beschäftigt, seinem Gedächtnis die Lehre von der Dreieinigkeit einzuprägen. Während Jossef so von Tag zu Tag immer mehr Fortschritte machte und mit jeder Stunde fähiger wurde, die Taufe zu empfangen, setzte sein Vater mit unermüdlicher Geduld seine Wanderungen Tag für Tag fort, jedoch ohne dem Ziele seiner Unternehmung näher zu kommen, ohne auch nur eine Spur von dem Dasein des entschwundenen Sohnes aufzufinden. Da drängte sich dem Vater der Gedanke auf, der Sohn möchte sich ein Leid zugefügt, er könnte selbst Hand an sich gelegt haben. Man müßte die Leiche auffinden! — suchten ihm seine Bekannten diesen entsetzlichen Gedanken auszureden, allein das konnte ihn wenig trösten, denn es hatte schon Fälle gegeben, wo man die Leiche nicht, wenigstens nicht gleich aufgefunden! Und der Gedanke, indem er ihm beständig fort nachhing, machte ihn so traurig und trübsinnig, daß er zu jeder Art von Unternehmung unfähig wurde, und sein tagelanges Suchen, als fruchtlose Mühe erkennend, nichts anderes mehr anzufangen wußte, als unverrichteter Sache wieder nach Hause zu reisen. Zu Hause angekommen, konnte er seine Besorgnis vor Weib und Kind nicht verbergen, und wie es ihm auch ins Herz schnitt, er sah sich gezwungen, seiner Furcht Worte zu leihen. Es kann nicht anders sein! Der Jung hat sich etwas angetan! ich hätt ihn sonst gefunden! — dies war sein Jammer! Weib und Tochter suchten ihm seine Furcht auszureden; allein es half nichts. Jittesch ermahnte ihn, gefaßt zu sein und auf Gott zu vertrauen, der den Sohn schon wieder unverhofft zurückbringen werde.

Finkel hätte seiner Furcht freilich entgegensetzen können, daß er im Dorfe draußen zu finden sei, wo sie ihn gesehen und gesprochen habe; allein mit solchem Bekenntnis hätte sie die Sache nicht besser, sondern ärger gemacht; denn wenn sie ihn auf dem Dorfe draußen wirklich gefunden, warum hat sie ihn nicht mit nach Hause gebracht? Ja noch mehr, warum hat sie es nicht gesagt, daß sie

Digitized by Google

ihn gefunden, warum hat sie es verleugnet? Gestand sie jetzt ein, was sie früher verleugnete, dann muß mit ihm etwas geschehen, was sie sich nicht zu enthüllen getraute, etwas, das noch ärger ist, als der Tod, und — es gibt noch ein Ärgeres! — das wußte Finkel, die Nachricht von dem wirklichen Zustande des Sohnes war für die frommen Eltern noch bitterer als der Tod und sie mußte schweigen, wo sie hätte reden, mußte beschwichtigen, wo sie hätte aufklären können; mußte die guten Eltern unselige Qualen erdulden sehen, um ihnen einst noch größere zu bereiten.

Allein, was sie auch zu verheimlichen suchte, es kam endlich doch an den Tag, mußte an den Tag kommen.

Machel Dorfgeher, der Montag früh mit ihr zusammengetroffen, just nachdem ihr die Zigeunerin die Karten aufgeschlagen hatte, kam wie gewöhnlich Freitag nachmittags vom Dorfe heim. Ihm konnten die Vorgänge, die sich im Laufe der letzten Tage im Hause des Fleischhauers abgespielt hatten, nicht verborgen bleiben, und wenn er auch nicht in alles haarklein eingeweiht war, so hatte er doch genug zu hören bekommen, um über die Hauptsache im Klaren zu sein. Wäre Finkel nicht selber im Dorf anwesend gewesen, so wäre er gewiß auf die erste Nachricht hin, die ihm über den Vorgang zu Ohren kam, nach Hause geeilt, um den Eltern über das, was ihnen von ihrem Sohne bevorstand, Bericht zu erstatten. Er hätte dies für seine Pflicht gehalten, denn er hätte nicht zweifeln können, daß Reb Wolf Ochsenhändler, rechtzeitig von dem Entschluß seines Sohnes in Kenntnis gesetzt, Mittel und Wege finden würde, um solchen Entschluß zu vereiteln. Da er aber wußte, daß Finkel selber dagewesen, ja, da er sich durch das, was er im Dorfe vernahm, ihre Anwesenheit erst erklären konnte, und für ihr auffälliges, zerstreutes Wesen erst den richtigen Schlüssel fand, so mußte er selbstverständlich voraussetzen, daß die Schwester sicher alles dasjenige berichten werde, was den Eltern zu wissen nötig, um den Schritt des Sohnes nicht zur Ausführung gelangen zu lassen.

Machel Dorfgeher ging daher die ganze Woche über ruhig seinen Geschäften nach und war nicht im geringsten darüber im Zweifel, daß daheim in der „Gasse“ ein jedes Kind von den Vorfällen auf dem Dorfe bereits hinlänglich unterrichtet sei. Wie mußte

er daher überrascht sein, als er am Freitag Nachmittag zu Hause ankam und erfahren mußte, daß man in der „Gasse" von Jossefs Vorhaben nicht die mindeste Kenntnis habe, ja, daß dessen eigne Eltern in bezug auf ihn in der größten Ungewißheit schwebten, und von der Furcht gepeinigt wurden, er habe selber Hand an sich gelegt.

Was soll das heißen? — fragte er sich — ist Finkel wahnsinnig oder verrückt? Hat sie denn nicht gesagt, wie es draußen steht? Weiß man denn hier noch nicht, daß sich Jossef Jitteschens wird taufen lassen?

Machel Dorfgeher konnte der guten Finkel allerdings nicht ins Herz hinein sehen, er wäre sonst mit seinen Vorwürfen gegen das Mädchen minder streng gewesen; aber mehr bedurfte es nicht, als der im Zorn von ihm ausgestoßenen Frage und die Nachricht, daß Jossef Jitteschens sich werde taufen lassen, lief durch die ganze „Gasse" wie ein Lauffeuer ohne Aufenthalt.

Reb Wolf Ochsenhändler machte seiner Tochter, da er die niederschmetternde Nachricht vernahm, keine Vorwürfe, auch die Mutter tat es nicht; die guten Eltern begriffen es wohl, warum das Mädchen den Mund verschlossen gehalten. Die Mutter aber sagte zu der Tochter ruhig und gefaßt: Geh zum Rabbi und erzähl' ihm, was vorgeht, und frag' ihn, ob ich am Sabbath fahren darf!

Finkel lief und kam bald wieder zurück. Der Rabbi hielt unter den obwaltenden Umständen die Fahrt am Sabbath für erlaubt, und es machte in der Gasse nicht geringes Aufsehen, als man die fromme Jittesch, die sonst an einem Sabbath um keinen Preis über die erlaubte Grenze, über den „Techum" hinausgegangen wäre, am Freitag abend vor der Zeit des Anzündens der Sabbathlichter den Wagen besteigen sah, um den verlorenen Sohn aufzusuchen.

Die Aufregung in der „Gasse" war unbeschreiblich. Jitteschen Reb Wolfs soll so etwas zukommen! Sie soll müssen am Freitag Abend aus der Gemeinde hinausfahren! Ihr hätt das einer vorher sagen sollen, daß sich ihr Jossef wird taufen lassen! Keiner jüdischen Mutter soll es begegnen! Sie wird das nicht überleben!

Digitized by Google

Im ganzen „Menorath-Hamoor“ steht keine so merkwürdige Geschichte zu lesen wie die da, die sie selber erleben muß! Wer hätt von Jossef das gedacht! Er ist alleweil ein fein Kind gewesen! Wie man niemals etwas voraus wissen kann! Stille Wasser sind tief! Gott soll geben, er soll einen plötzlichen Tod sterben, eh es dazu kommt! Die Eltern könnten dabei noch von Glück sagen! Wenigstens möchten sie die Schande nicht erleben, die er ihnen antun will! Da soll man sehen, was Kinder sind! Da kann man sehen, was man sich an Kindern erzieht! Ein schön Gesicht läßt so einen Jungen Vater und Mutter vergessen! Jittesch soll sich sagen müssen, daß sie über hundert Jahr, wenn sie sich in die Grub hineinlegt, keinen Sohn hinterläßt, der ihr „Kaddisch“ nachsagt! Jossef ist schon in der Kindheit, in „Cheder“ (Schule) ein feiner Jung gewesen, er hat niemals etwas lernen gewollt! Auf das Lernen kommt es nicht an; es gibt andere Jungen, die auch nichts gelernt haben, und bleiben doch, wer sie gewesen sind! Aber Reb Wolf hat ihn zu früh ins Geschäft genommen, und wenn einer beständig fort mit Ochsen umgeht, wird er am End selber ein Ochs! Gott soll hüten, was einem in der Welt alles passieren kann! Man erlebt viel, eh man siebzig Jahr alt wird.

So und in ähnlicher Weise flogen die Reden hin und her, und machten sich die empörten Gemüter Luft über den ungeratenen, pflichtvergessenen Sohn.

Zu Hause hatte Finkel statt der Mutter die Sabbathlampe angezündet. Fleisch, Fisch und Wein hatte sie auf den Tisch gesetzt, es war aber kein erquickliches Sabbathmahl; Vater und Tochter saßen schweigsam bei Tische. Der Gedanke an den entfernten Sohn und Bruder vergällte jeden Bissen, die Sorge um die in die Nacht hinauseilende Mutter und Gattin verbitterte jeden Tropfen des köstlichen Labetrunks.

Die Mutter aber fuhr hinaus ins Dorf, sie fuhr zum alten Niederhuber und dessen Tochter. Sie mußte mit diesen Leuten sprechen, die ihr den Sohn rauben wollten.

„Niederhuber!“ begann Jossefs unglückliche Mutter, „ich komme zu Euch mit meinem schweren Herzen! Ihr sollt mir es erleichtern. Ihr seid Vater, und Ihr wißt, was man für ein Kind tut, das

Digitized by Google

einem ans Herz gewachsen ist. Was wollt Ihr mir antun! Niederhuber! Ihr seid ein alter Freund von unserm Haus, und wir kennen uns nicht erst seit gestern oder vorgestern. Ihr wißt, um was ich zu Euch komm! Ich beschwör Euch, fußfällig bitt ich Euch! Gebt mir meinen Sohn zurück!"

„Gute Frau!" sagte Meister Niederhuber, „ich habe das vorausgesehen, wie es kommen wird, und ich kann mir Eure Lage vorstellen! Meint aber nicht, daß ich Euch Euren Sohn geben kann! Ich hab ihn Euch nicht genommen!"

„Aber Eure Tochter hat ihn genommen," sagte die Frau.

„Ich nicht und meine Tochter nicht! Euer Sohn hat freiwillig gehandelt. Keiner von uns hat ihn gezwungen, keiner von uns hat ihm zugeredet. Er selber hat den Entschluß gefaßt. Von uns könnt Ihr den Sohn nicht fordern, wenn er sich selber nicht Euch zurückgibt."

„Er selber? wo ist er? zeigt ihn mir! nur ein Wort laßt mich mit ihm reden! nur einen Blick laßt mich auf ihn werfen, und er wird sich mir zurückgeben, wenn Ihr ihn mir nicht vorenthalten tut."

„Geht zu ihm, gute Frau! ich will Euch sagen, wo er ist; ich will Euch genau angeben, wo Ihr ihn finden könnt! Geht zu ihm, sprecht zu ihm, ich will es nicht hindern, und wenn er zu Euch zurückkehrt, ich werd ihm daraus keinen Vorwurf machen!

„Und wird es auch Eure Tochter nicht?"

„Marie!" rief der alte Niederhuber, indem er statt einer Antwort auf diese Frage die Tür öffnete; „Marie! komm da ein bissel herein!"

Marie trat in die Stube.

„Da ist die Mutter von deinem Geliebten," sagte Niederhuber, „sie verlangt ihren Sohn von dir zurück. Du siehst, du zerstörst das Glück und den Frieden einer Familie, wenn du ihn nicht herausgibst; bedenk, daß du meine Tochter bist, und handle, wie es sein muß."

„Herausgeben soll ich ihn?" fragte Marie, „hab ich ihn denn unter Schloß und Riegel gesetzt?"

„Versteh mich recht!" fuhr der Vater fort, „herausgeben sollst

Digitized by Google

du ihn, das heißt: herausreißen! herausreißen aus deinem Herzen, da, wo er drinnen sitzt. Entsagen sollst du; zeigen sollst du einer Mutter, daß die Pflicht dir höher steht als die Liebe."

„Nichts steht mir höher als die Liebe, und aus meinem Herzen kann ich ihn nicht herausreißen; er wird ewig darin bleiben, und kein anderer wird seine Stelle einnehmen; aber entsagen will ich ihm. Ich will mich nicht drängen zwischen Mutter und Sohn, und — —"

„Das mein ich," sagte der alte Niederhuber, „das ist mir genug, mehr brauchst du nicht zu reden, jetzt gilt es zu handeln."

Marie schaute den Vater fragend an.

„Du wirst jetzt zeigen, Marie," sagte der alte Niederhuber, „daß das, was du hier gesprochen hast, nicht nur in die leere Luft hineingeredt ist, daß du es ernsthaft und aufrichtig meinst!"

„Aufrichtig, Vater!" sagte Marie.

„Gut, ich weiß es, mir brauchst es nicht zu sagen: aber dieser Frau da, der Mutter deines Geliebten zeig es, daß du's meinst, wie du sprichst! Du wirst mit ihr nach Brünn fahren und wirst sie selber zu ihrem Sohne führen, und wirst ihm zureden, daß er mit seiner Mutter heimkehren soll, wie es sich gebührt, und wenn er nicht will, so — —"

„Er wird wollen, Vater, er wird es," sagte Marie, „ich kenne sein Herz, und was es ihm auch kosten wird, er wird das Opfer bringen, ich steh gut dafür."

Jittesch umarmte die Tochter des alten Niederhuber mit Zärtlichkeit.

„Ja," sagte sie, „er wird es tun! er wird es tun, wenn du, mein Kind, es ihm befehlen wirst, und Wunder nimmt es mich nicht, daß er seine Eltern dir hat opfern wollen. Ach, wenn nur etwas in der Welt anders wär, ich möcht dich ja gern als meine Tochter annehmen, ich möcht dich ja gern ihm geben; aber was können wir dafür? Wir haben die Welt nicht gemacht, und wir müssen sie nehmen, wie sie ist!"

„Ihr meint," sagte der alte Niederhuber lächelnd, „es ist schad, daß meine Marie kein Judenmädchen ist? ich hab ebenso oft genug bedauert, daß Euer Jossef nicht als Christ geboren worden ist."

Digitized by Google

„Lassen wir jeden bleiben, was er ist," sagte Jittesch, und wollen wir es nicht ändern! Gott hat es einmal so gemacht, und er weiß am besten, was er tut!"

Marie machte sich reisefertig und nach einer kurzen Stunde befanden sich die beiden Frauen auf der Fahrt nach der Landeshauptstadt.

Die alte Jittesch und die schöne Marie saßen im Wagen nebeneinander und hatten auf der Reise durch die Gespräche, die sie miteinander führten, genugsam Gelegenheit, sich gegenseitig kennen zu lernen. Und dies Gute hatte das Zusammensein der zwei Frauen jedenfalls, daß die Scheidewand, welche zwischen ihnen aufgerichtet stand, und welche aufrecht zu erhalten das einzige Ziel ihrer Reise war, von beiden Seiten mit Bedauern, ja mit Herzeleid angesehen wurde; denn mit einer solchen Schwiegertochter wie Marie, wäre sie eine Jüdin gewesen, hätte sich die alte Jittesch schon zufrieden gegeben; und auch gegen eine Schwiegermutter wie diese würde Marie nichts einzuwenden gefunden haben, wäre sie nicht gekommen, ihr den Geliebten ihrer Seele zu entreißen.

Sie kamen nach Brünn; das Haus, wo Jossef sich befinden mußte, war bald gefunden; sie begehrten Einlaß und traten ein — zu spät; denn derjenige, den sie suchten, befand sich in der Kirche, wo eben der Akt der Taufe begangen wurde!

Die Mutter fiel in Ohnmacht, da sie die Nachricht vernahm. Marie und die Wirtschafterin des Geistlichen, welche die Auskunft erteilt hatte, bemühten sich, die Ohnmächtige zu laben und ins Bewußtsein zurückzurufen.

Nachdem die Frau sich erholt hatte, stand sie auf und sprach: „Es ist alles gut! Gott hat es nicht anders gewollt. Es ist jetzt nicht mehr mein Sohn, ich habe kein Recht mehr an ihn. Er gehört jetzt dir, ich kann ihn dir nicht mehr nehmen. Ich aber kann ihn nicht wiedersehen. Ich muß fort von hier, weg, weit weg von hier."

Die alte Frau verließ die Stube, das Haus; sie ging hinaus auf die Kröna und suchte die jüdische Garküche. Sie fand sie nach einigem Suchen, ließ sich hier ein Zimmer anweisen, wo sie den Sabbath über bleiben konnte. Sie verlebte den bittersten Tag ihres

Digitized by Google

Lebens in der Fremde in trauriger Einsamkeit, und als der Sabbath vorübergegangen war, fuhr sie heim zu ihrem Gatten und ihrer Tochter.

„Du bist jetzt mein einziges Kind, Finkel-Leben," sagte sie, „wir haben unsern Jossef verloren. Es ist so gut, als wenn er gestorben wär."

Vater und Tochter verstanden gar wohl, was das bedeuten solle, und setzten sich mit der Mutter auf die Erde, um den Sohn und Bruder wie einen Abgeschiedenen acht Tage lang zu betrauern.

Jossef aber war Christ geworden und fuhr mit seiner Marie, die ihm niemand mehr streitig machen konnte, hinaus in das Dorf zu ihrem Vater, in seine neue Heimat.

* * *

Lust und Freude herrschte im Hause des alten Niederhuber. Ein doppeltes Fest war im Anzuge, die fröhliche Weihnacht kam heran und mit ihr die bevorstehende Verlobung von Josef und Marie. Viel hatte sich geändert in den acht Wochen, die seit den geschilderten Vorgängen verstrichen sind. Die Natur hatte ein ganz anderes Aussehen und auch die Stimmung der Leute auf dem Dorfe war eine andere geworden. Zuerst wehte der Wind über die Stoppelfelder, das war die Zeit der Herbststürme. Das war auch die Zeit der Stürme in dem Herzen Josefs und Mariens. Dann fiel das welke Laub von den Bäumen und die Äste und Zweige wurden kahl und leer. So fiel auch zur selben Zeit ein Zweig von seinem Stamme, ein Sohn von dem Hause seiner Eltern, ein Mitglied der Gemeinde von dem Glauben seiner Väter ab. Es fingen an sich die Winterfröste einzustellen und das Leben der Natur begann zu erstarren. So erstarrte auch die Liebe eines Sohnes zu seinen Eltern, und das Herz der Eltern und der Schwester verhärtete sich gegen den abgefallenen Sohn und Bruder, und schloß sich zu, fest und fester. Dann kam der erste Schnee. Weiße Flocken fielen vom Himmel nieder und die ganze Landschaft bedeckte das weiße Kleid des Winters. Das weckte gar manche Bilder in dem Herzen Josefs und Mariens. Auch sie arbeitete an einem weißen Kleide, an ihrem Hochzeitkleide, sie fühlte sich un-

Digitized by

schuldig und sie durfte sich in das Weiß der Unschuld hüllen. Aber Josef konnte das weiße Brautkleid, das seine Geliebte am Hochzeittage schmücken sollte, nicht ohne Rührung betrachten, denn er gedachte eines weißen Gewandes, in welchem er seinen Vater an jedem Osterabend sitzen gesehen, es war das Sterbekleid, in dem der Vater dereinst wird bestattet werden, und er konnte nicht an seine Hochzeit denken ohne Gedanken an den Tod des von ihm so tief gekränkten Vaters. Es stellten sich auf den Fenstern auch die Eisblumen ein; Blumen, die keine Blumen sind, die keinen Duft haben und die nur die Sehnsucht nach den wirklichen, duftenden Blumen um so stärker wachrufen. Werden die Blumen, die er nun zu pflücken im Begriffe stand, werden es wirkliche Blumen sein? Blumen, duftverbreitend und erquickend mit ihrem Hauche? oder werden sie trügerisch sein und falsch, ohne Duft und sehnsuchterweckend im Herzen gleich den Eisblumen an dem Fenster? — nein, das Immergrün der Tanne, des fröhlichen Weihnachtbaumes, den Brigitte im zweiten Zimmer aufstellte, zur festlichen Begehung des Christabends, es belebte seine Hoffnung und seine Zuversicht. Josef sollte heute zum erstenmale die Weihnacht feiern, das Christkindlein sollte ihm zum erstenmale eine Bescherung bringen; er sah es allen Gesichtern seiner Umgebung an, daß ihm eine Überraschung bereitet werde, und an dem Christbaum sollte er am Abend die Gabe des Christkindes in Empfang nehmen; er gab sich den Eindrücken des Augenblickes willig hin und sah mit Frohgefühl dem schönen Festabend entgegen.

Der kurze Wintertag dehnte sich durch die ungeduldige Erwartung des Abends zu ungewöhnlicher Länge. Dazu kam noch, daß Marie nirgends zu finden war. Er hatte sie nicht aus dem Hause gehn gesehen, und doch war sie nicht da. Es wußte keiner zu sagen, wo sie hingegangen, noch wo sie sei. Der Vater konnte keine Auskunft geben, Honza meinte, sie werde wohl nicht davon gelaufen sein! Und mit der alten Brigitte war nun heute schon gar nichts anzufangen. Die hatte Hände nnd Füße voll zu tun sie ließ niemanden auch nur einen Blick in das Geheimnis der zweiten Stube werfen, denn sonst war es um die Überraschung geschehen gewesen. Der Abend kam heran; Marie war noch immer

Digitized by Google

nicht da. Die Nacht brach herein, Finsternis hatte sich über die Erde ausgebreitet, Brigitte hatte bereits die Lichtlein an dem Christbaum angezündet, und nun öffnete sie die Türe. Herein traten in die zweite Stube der alte Niederhuber, Josef, Honza und noch einige andere Verwandte, die zur Begehung des Christabends eingeladen waren. Josefs Auge wurde geblendet von dem ungewohnten Lichtglanze, der ihm da entgegenstrahlte. Nun ging es ans Austeilen der Bescherungen. „Das ist für dich, Matthis!“ sagte Niederhuber, indem er das rote Westchen von einem Zweige des Christbaums herunternahm, „das Westel gehört dir und der lebzeltene Reiter da noch dazu. Du mußt ihn aber nicht gleich aufessen, sonst bringt dir das Christkindel ein andermal nichts mehr! — Da, diese Bänder und Schleifen sind für dich, Annamirl, du bist ein kleines, gefallsüchtiges Dingerl, die werden dir gut stehn, wenn du sie als Kopfputz tragen wirst. Kein Mädel auf dem Tanzplatz hat schönere Bänder aufzuweisen, und du kannst dich damit auch in der Kirche sehen lassen! — Du, Christel, bist ein naschhaftes Ding, drum hab ich dir diese Äpfel da vergolden lassen, damit du nicht gleich hineinbeißen sollst. Aber daß du dich nicht zu beklagen brauchst, so hängt für dich auch das schöne Fürtuch da, es ist auch echter Stoff, der die Farb hält und in der Wäsche nicht ausgeht! — Für ein' Burschen, wie du bist, Honza, der viel auf den Beinen sein und tüchtig auftreten muß, gebührt sich etwas Tüchtiges, und darum hab ich dir dies Paar Stiefel machen lassen, die du da stehn siehst. Der Schuster hat dein Maß und ich hab sie deshalb ganz gut ohne dein Wissen bestellen können. Jetzt schau dir sie nur einmal recht an, was da auf den Sohlen für schöne Sachen drauf gemalt sind! — Unsere alte Brigitte wird für diesmal mit diesem Kopftuch da vorlieb nehmen, welches ich erst anhängen muß; denn sie selber hat den Christbaum hergericht und hat wahrscheinlich sich selber vergessen! — Doch Sapperment! hat denn das Christkindel unserem Josef gar nichts gebracht? He, Brigitte! ist denn für unseren Josef kein Christgeschenk da?“ — „Leicht möglich,“ sagte Brigitte und hob einen Schleier zurück, der über einem Gegenstand ausgebreitet lag. Und siehe da, unter dem Schleier war Marie verborgen, Marie, die man den ganzen Abend

Digitized by

vermißt, gesucht und nicht gefunden hatte. In ihrem Brautkleide angetan saß sie da mit einem goldenen Kettlein an einem Zweige des Christbaums angebunden. „Ei der Tausend!" rief der alte Niederhuber. — „Marie!" rief Josef mit Entzücken. — „Das hat ihm das Christkindel gebracht," sagte die alte Brigitte stolz auf ihren Einfall, „ich glaub, er wird mit der Bescherung zufrieden sein." — Und wie sollte er nicht. Wer war glücklicher als er. Wo gab es auf der weiten Welt für ihn ein lieberes Angebinde, als hier die angebundene Marie.

Die goldene Fessel wurde gelöst. Marie aus ihrer Schleierhaft befreit, und Braut und Bräutigam stürzten einander mit Wonnegefühl in die Arme.

Nun setzte sich die fröhliche Gesellschaft zu Tische und das doppelte Fest der Weihnacht und der Verlobung wurde in Heiterkeit und Freudigkeit des Herzens gefeiert. Die Verlobung geschah nun freilich nur pro forma, denn versprochen waren die beiden ja längst, aber an diesem Abend sollte zu Ehren des heiligen Christ auch der förmliche Verlobungakt begangen werden.

Man aß und trank nach Herzenslust. Der Strom der Freude schwoll immer breiter und breiter an, je mehr die begeisternde Kraft des Weines die Gemüter in Aufregung versetzte, und so kam es nach vielen heiteren Scherzreden endlich auch an die Trinksprüche.

Der alte Niederhuber war der erste, der das Glas ergriff und sich zu einem Trinkspruche erhob.

„Pst! still! der Meister will reden!" rief Honza der lärmenden Gesellschaft zu. Es ward stille, und der Meister begann: „Meine Kinder, Josef und Marie! ich werde dieses Glas auf eure Gesundheit trinken, auf euer Wohl, auf das Glück eurer Zukunft! Ihr habt euch lang im Geheimen gern gehabt, aber Ihr habt Eure Liebe still im Herzen herumtragen gewußt, und keiner hat sie sehen gedurft und keiner hat davon etwas wissen gedurft. Eure Liebe war ein Verbrechen, und doch war sie auch keins. Eine Mauer war zwischen euch; diese Mauer besteht nicht mehr. Ihr habt euch gesucht und habt euch gefunden. Josef, du hast dabei eine große Kraft bewiesen, aber Marie hat es nicht weniger getan. Du hast dich fest gehalten und bist nicht abgewichen von deinem Entschluß,

wie du ihn einmal gefaßt hast, aber Marie hat gezeigt, daß sie keinen Zwang auf dich ausüben gewollt hat. Sie war bereitwillig, das größte Opfer zu bringen, sie hat verzichten gewollt, ihr Herz hat dabei geblutet, ich weiß es, und sie hat es doch getan. Dazu gehört Kraft, Kraft gehört da dazu so viel, daß ich nicht weiß, wem von euch beiden mehr Lob gebührt. Nehmt mein Lob darum alle zwei. Eure Kraft und Stärke, die ihr bewiesen habt, ist mir eine Beruhigung für das Glück eurer Zukunft; denn das, was man mit solcher Anstrengung erkämpfen muß, was der Mensch nur durch den äußersten Kampf sich erwerben kann, das muß ihm hoch stehen im Preis, das muß ihm lieb und wert sein für das ganze Leben, und darum seh ich getrost eurer Zukunft entgegen. Ihr werdet fest aneinander halten, wie es auch kommen wird. Ihr werdet Eure Vergangenheit nicht vergessen, Ihr werdet nicht vergessen, unter welchen Kämpfen ihr euch gegenseitig erworben habt, und darum werdet ihr auch glücklich sein. Also trink ich dies Glas, und die ganze Gesellschaft wird es mit mir, auf euer Wohl, auf Eure Gesundheit, auf das Glück eurer Zukunft! Hoch, der Bräutigam und die Braut."

„Hoch der Bräutigam und die Braut!" wiederholte alle Anwesenden, die Gläser klirrten aneinander; jeder beeilte sich, mit dem Sprecher sowohl als mit den beiden Brautleuten anzustoßen, und alles leerte sein Glas bis zur Neige, selbst die alte Brigitte strengte sich an und tat diesmal mehr, als sie zu leisten vermeinen konnte; ja, sie ließ sich ihr Glas, das sie zum großen Teile geleert, sogleich wieder füllen und erhob sich, es hoch emporhaltend, um dem Beispiele des alten Niederhuber zu folgen.

„Ich kann nicht viel reden," hub sie an — —

„Das ist eine Verläumdung!" sagte Honza, und zwar so, daß man es hören konnte. Alle anderen riefen es ihm nach: „Das ist eine Verläumdung! Mutter Brigitte muß uns eine große Rede halten! Sie kann es! Wir wissen es! Sie muß! Sie muß."

„So laßt mich doch nur zu Wort kommen," rief Brigitte. „Ihr schreit ja und macht einen Heidenlärm, daß ein ehrlicher Christenmensch sein eignes Wort nicht hört."

Es war wieder stille und Mutter Brigitte begann von neuem:

Digitized by Google

„Ich kann nicht viel reden! Der Honza und ihr alle mögt sagen, was ihr wollt, ich kenn mich besser als ihr mich kennt, und darum bleib ich dabei und sag, ich kann nicht viel reden! Das heißt so reden, was man so reden nennt. Freilich, reden in den Tag hinein, von dem und von jenem, ob's heut schönes Wetter ist, und ob's morgen Regen geben wird, und was der Nachbar Franz für eine paar schöne Pferd kauft hat, und daß die Schneider-Toni noch immer im ganzen Dorf die Schönste sein will, und daß der Görg gern die Marie kriegt hätt, und daß er darum unseren Josef nicht leiden mag und alle das Zeug, das ist freilich keine Kunst, das trifft ein jeder, und das treff ich auch. Das Reden mein ich aber gar nicht. Wenn ich sag, ich kann nicht viel reden, so mein ich reden, wie unser Meister Niederhuber jetzt geredt hat, reden, daß es Hand und Fuß hat, reden, wo man sich dabei gar eigne Gedanken machen muß, das heißt, wenn einer ein' Kopf hat, und kein dummer Kerl nicht ist, reden, daß einem dabei das Herz gerührt wird, und daß einem dabei die Augen übergehn, wie mir bei des Meisters Reden. Das mein ich! Versteht ihr mich jetzt? und darum hab ich gesagt, ich kann nicht viel reden, weil ich mich im voraus entschuldigen muß."

Mutter Brigitte machte eine Kunstpause und diese hatte die gehoffte Wirkung; denn die Anwesenden stimmten sämtlich darin überein, daß Mutter Brigitte reden könne, reden in jedem Sinne dieses Wortes, und forderten sie auf, mit ihrem Trinkspruche fortzufahren, oder eigentlich gesagt — zu beginnen.

„Das will ich," sagte Mutter Brigitte, „ich wend' mich mit meinem Trinksprüchel an Euch, Meister Niederhuber. Ihr kennt mich besser, als das junge Volk da, was uns nachwachst. Ich bin zu Euch gekommen als eine arme Magd, da Ihr Eure Frau, Gott hab sie selig, erst kurz da hereingeführt hattet. Ich bin da gewesen und bin ihr beigestanden in ihrer Not, wie Eure Marie da zur Welt ist kommen, und ich bin es gewesen, die Euer Leid mitangesehen, da sie Euer Weib haben weggetragen, und sie eingesenkt haben in das Grab draußen auf dem Kirchhof. Ich bin es gewesen, die Euch über den Verlust getröstet hat, und die Euch versprochen hat, was Euch damals am meisten Sorg gemacht hat, von

Euch zu nehmen; ich hab Euch versprochen, mich der kleinen Marie anzunehmen, als wie wenn ich ihre Mutter wär, und Euer Haus nicht zu verlassen, und was ich versprochen hab, das hab ich — sagt es selbst, Meister, ob es nicht richtig ist — was ich versprochen hab, das hab ich treulich gehalten, und keiner kann sagen, daß es anders ist."

„Aber Mutter Brigitte," sagte Honza schelmisch; „Ihr wollt ja den Trinkspruch dem Meister Niederhuber halten und nicht Euch!"

„Laß sie," sagte Meister Niederhuber und wischte sich verstohlen eine Träne vom Gesicht, die eben die Wange herunterlief.

Mutter Brigitte ließ sich dadurch nicht irre machen und sagte zu Honza: „Nur Geduld, nur keine Eil! es brennt ja nicht. Jugend hat keine Tugend. Zum Meister Niederhuber werd ich schon noch kommen, laßt mir nur Zeit, und wenn du's nicht erwarten kannst, so trink dein Glas in Gottes Namen früher aus und schenk dir noch einmal von frischem ein. Es kommt uns Gott sei Dank nicht an auf ein Glas mehr oder weniger; aber du brauchst mich nicht zu meistern; ich weiß schon, was ich zu sagen hab und was nicht. Ich kann nicht viel reden, aber was zur Sach gehört, daß weiß ich so gut wie einer, und wenn ich von Meister Niederhuber reden soll, so werd ich doch am besten wissen, wo ich anzufangen hab und wo ich aufhören soll."

„Wo aufhören? es ist einer da, der das bezweifelt," sagte Honza schelmisch.

„Du wirst es schon sehen," sagte Brigitte und setzte fort, oder sie fing erst recht von vorn wieder an, sie holte zwar nicht aus von Adam und Eva, wohl aber von ihrer eignen Kindheit, sie machte sich daran, mit der ihr eignen Beredtsamkeit ein Bild ihres früheren Lebens zu entwerfen, der Zeit, ehe sie in das Haus des Meisters Niederhuber gekommen, sie spann dieses Bild nach allen Seiten hin aus, sie dehnte es zu einer erschrecklichen Länge und allmählich kam die ganze Gesellschaft zu Honzas Ansicht, daß Mutter Brigitte wirklich nicht wisse, wo sie aufhören solle. Sie hätte auch in Wahrheit nicht aufgehört, in ihrem Trinkspruch an Meister Niederhuber noch jetzt fortzufahren, ihre eignen Verdienste in das hellste Licht zu setzen, wenn Josef eine kleine Pause, die durch

wiederholte schelmische Bemerkung Honzas entstanden war, nicht dazu benutzt hätte, sie abzulösen und das Wort statt ihrer zu ergreifen. Um dies aber mit Recht und ohne die alte Brigitte zu verletzen, ausführen zu können, brachte er seinen Trinkspruch auf sie aus.

„Wer weiß es nicht," begann er, indem er sein Glas erhob, „was Mutter Brigitte unserem Hause ist, und wer es noch nicht weiß," wendete er sich, von Honzas Übermut angesteckt, gegen diesen, „der konnt es ja eben jetzt aus ihrem eignen Munde hören. Aber allen ihren Verdiensten hat sie heut die Krone aufgesetzt; der Einfall, mir meine Marie an den Christbaum als Bescherung des Christkindels anzubinden, übersteigt alles andere und hat seines Gleichen nicht. Darum stoß ich an auf Mutter Brigitte, sie lebe hoch!"

Man stieß an und trank auf ihre Gesundheit.

Niederhuber, welcher nach diesem kurzgefaßten Trinksprnch der zu der langwierigen Rede Brigittens einen so wirksamen Gegensatz bildete, fürchten mochte, daß die redselige Haushälterin die Gelegenheit ergreifen und die vorhin abgebrochene Rede wieder aufnehmen werde, wendete sich an Honza mit der Frage: „Nun? Und du, Honza? hast du nicht auch ein Sprüchel für jemanden in Bereitschaft?"

„Gewiß, hab ich eins," sagte Honza, „aber für einen, der nicht da ist."

„Das tut nichts," ermunterte Niederhuber, „bringst du dein Glas nur einem Ehrenmann aus, so wollen wir dir zusprechen, ob er da bei uns sitzt oder nicht."

„Ein Ehrenmann ist er," sagte Honza, „und mehr als das. Ich bring mein Glas auf einen Mann, ohne den möchten wir heut Abend nicht so fröhlich beisammen sein, ohne den wäre es nichts mit Josef und Marie, und Mutter Brigitte hätte sich ihren Witz, die Braut an den Christbaum festzubinden, ersparen müssen. Ohne ihn hätt sich nichts angefangen, denn er hat das alles bewirkt und er hat allem seinen Siegel drauf gedrückt, daß es Geltung hat vor Gott und vor der Welt. Der Mann ist nicht hier bei uns, er weiß es nicht, daß wir hier jetzt in unserer Freude seiner gedenken,

Digitized by Google

aber wer ein guter Christ ist, der stoßt mit mir an. Hurrah, Josef, stoß an! Dir kommt's zuerst zu! stoß an, der Priester soll leben, der dich zum Christen gemacht!"

Josef stieß an mit Honza, die übrigen Gäste folgten seinem Beispiele.

Der Trinkspruch Honzas hatte einen gewissen Ernst in die heitere Stimmung gebracht; Marie war es, die am meisten von dem Ernst seiner Worte betroffen wurde.

„Laßt auch mich," sprach sie, indem sie sich erhob, und das Glas folgte der zitternden Bewegung ihrer Hand, „einiger Menschen gedenken, die nicht mit uns hier versammelt sind. Sie sitzen vielleicht jetzt in diesem Augenblick, in dem wir uns freuen, stumm beieinander und trauern noch immer um einen, den sie geliebt, und der sich gewaltsam aus ihrer Mitte losgerissen! Möchte einst eine Zeit kommen, daß sich die in Groll und Haß verhärteten Herzen wieder erweichen und diejenigen, die sich geliebt und nun getrennt sind, sich versöhnt wieder in die Arme fallen. Mein Glas gilt der Versöhnung."

Schweigend stießen die Anwesenden mit Marien an; Josef betrachtete sie mit dankbarem Blicke, und wie sie dastand, erschien sie ihm wie eine Heilige, wie eine hehre Gestalt, die weit hinausragt über alle anderen Menschen.

Mariens Worte machten tiefen Eindruck, alles schwieg, denn jeder fühlte, daß es jetzt nicht mehr Zeit zu reden sei. So ward denn die Feier des heiligen Festes in Scherz und Ernst mit Anmut und Würde begangen zu nachdauernder Wirkung aller dabei Beteiligten.

Josef und Marie waren nun vor aller Welt erklärte Brautleute. Man hatte nur noch die heiligen drei Könige vorbeiziehen zu lassen. Dann kam die lustige Faschingzeit, und in dieser Zeit der allgemeinen Lust und Freude sollte auch ihre Hochzeit gefeiert werden. Schon war der Hochzeittag bestimmt, dem Josef mit Wonne und Entzücken, Marie mit jugendlicher Verschämtheit, der alte Niederhuber mit frohem Blick in die Zukunft, Honza mit innerer Genugtuung, Brigitte mit gutmütiger Freude, das ganze Dorf mit

Digitized by Google

reiner Teilnahme entgegensahen, und nur Görg, der abgewiesene Freier, mit Ärger und verbittertem Gemüte.

Görg konnte den Gedanken, daß Josef, ein Hergelaufener — wie er ihn nannte — ihm, dem reichen Bauernsohne vorgezogen werde, nicht ertragen. Von Leidenschaft für Marie und von Rache gegen den begünstigten Nebenbuhler zugleich erfaßt, gequält und gepeinigt von Leiden, denen er nicht entrinnen konnte, sah er den Tag, der seine Unruhe vergrößern, seine Qual zu einer endlosen machen sollte, immer näher heranrücken, und er sann Entsetzliches und Fürchterliches. Allein sein Sinnen und Trachten hielt die Zeit nicht auf, die Tage verrannen einer nach dem andern, und endlich war der Hochzeittag auch da. Schon tönten lustig die Instrumente der Dorfmusikanten im Brauthause. Der Schullehrer, welcher der Vorspieler der kleinen Dorfmusik war, strich emsig mit seinem Fidelbogen über die hellklingenden Saiten der Geige und die anderen Fiedler taten es ihm nach, so gut sie konnten und wie er sie's gelehrt hatte. Der Schulgehilfe blies die Flöte, der Peter blies in ein Waldhorn hinein, Andres tat sich nicht wenig darauf zu gut, was seine Trompete für einen Klang habe, und der alte Cyprian war stolz auf die Baßgeige, auf der er taktgemäß den Grundton angab; denn er wußte, daß auf diesem Grund alles aufgebaut sei, was die andern da streichen und blasen. Der Walzer ging recht gut von statten und die tanzenden Paare folgten in natürlichen, anmutigen Bewegungen der hebenden Kraft des gebundenen Maßes. Görg war nicht auf dem Tanzboden. Man hatte ihn ebenso gut wie alle anderen Burschen und Mädchen des Dorfes eingeladen, aber er war der Einladung nicht gefolgt; er konnte sich nicht freuen mit den Fröhlichen.

Es kam die Stunde des Trauungaktes. Die Musikanten stellten sich vor dem Brauthause auf und spielten einen Marsch; die Kranzeljungfrauen und Brautführer umgaben Bräutigam und Braut und der Zug setzte sich in Bewegung nach der Kirche. Dort harrte der Priester bereits der Kommenden und kurz darauf waren Josef und Marie vor dem Altare des Herrn für ewige Zeiten einander angetraut. Der Zug kehrte von der Kirche wieder ins Brauthaus zurück. Alles war voller Jubel, die Burschen warfen ihre Hüte und Mützen

Digitized

in die Höhe und jauchzten, daß sie die Musik übertönten. Görg stand von weitem, sah sich den Zug an, wandte ihm den Rücken und ging ins Haus hinein. Das Hochzeitmahl begann, es wurde gegessen und getrunken, gelärmt, getobt in ausgelassener Lustigkeit. Die Nacht war hereingebrochen, das Mahl vorüber, und wieder eilten die Bursche in die Tanzstube; aber siehe da — Honza, der Fröhlichste unter den Fröhlichen, war nicht zu finden, wie und wo man ihn suchen mochte. Die Anwesenden suchten sich sein Verschwinden aber bald zu erklären, indem sie annahmen, Honza habe sich entfernt, um ihnen irgend einen köstlichen Spaß zu bereiten; sie wußten, daß er nicht immer da im Dorfe gewesen, daß er auch so manches gesehen und gelernt habe; sie wußten, daß er ein findiger Kopf sei, und freuten sich schon im vorhinein auf die Possen, die er zu ihrer Ergötzung vorbereite. Sie kümmerten sich darum auch für den Augenblick nicht weiter um sein plötzliches Verschwinden, ließen sich in ihren Tänzen nicht stören und gaben sich herzlich der Freude hin. Nur Josef war nicht so leicht beruhigt wie die anderen und sein Herz war von einer Unruhe erfüllt, die er sich selbst nicht erklären konnte. Er schritt in Gedanken hinaus aus der Tanzstube, und auch aus dem Brauthause. Er sah sich nach allen Seiten um und rief Honza beim Namen. Da sprang ein Mann aus dem Versteck hervor, stürzte auf ihn zu und wollte ihn zu Boden werfen. Aber in demselben Augenblick fühlte der Angreifer sich rücklings gepackt und von zwei gewaltigen Fäusten umklammert. Görg stöhnte vor Schmerz unter Honzas Händen, während Josef, befreit von der Gefahr, der er so glücklich entronnen, tief aufatmete.

„Laß mich los,“ seufzte Görg.

„Zum Loslassen ist's noch Zeit,“ erwiderte Honza.

„Du mirst mich doch nicht erwürgen wollen wegen dieses Juden?“

„Warum nicht? Wenn es sein muß!“

„Ich schwör Dir, daß ich ihm nichts tu,“

Das fürcht ich auch nicht, so lang ich noch auf der Welt bin; aber nicht Deinem Schwur trau ich, nein, ich trau vor allem Deiner Furcht. Und darum muß ich Dir, eh ich Dich loslaß, noch ein paar Wörter sagen, ich muß Dir zeigen, wer ich bin und mit wem Du

Digitized by Google

es zu tun hast. Du weißt, daß er kein' ärgern Feind gehabt hat als mich; es hat mir weh getan, daß die Tochter meines Meisters von ihm sollt verführt und betrogen werden. Doch das ist vorbei, und jetzt steht die Sach anders. Wie ich früher sein ärgster Feind gewesen bin, so bin ich jetzt sein bester Freund, und ich werd über ihn wachen, Görg, das merk Dir. Ich hab Dich die ganze Zeit her im Aug' behalten; dann hab' ich Deine giftige Red' von jenem Morgen, wo Du das erste Mal gedroht hast, noch nicht vergessen, und ich kenn' Dein giftig Herz. Aber das sag ich Dir. Ich bin nur ein armer Bursch, ein Knecht, wenn Du willst, und Du bist ein reicher Bauernsohn, aber, weil ich Dich jetzt in meiner Gewalt hab, die Mutter Gottes und alle Heiligen ruf ich zum Zeugen an, ich dreh Dir die Gurgel um, wiefern Du ihm noch einmal im Wege bist, und mit seinem Leben endet auch Deines."

„So laß mich nur los um Christi willen," stöhnte Görg.

„Laß ihn los, Honza, bat Josef, der bisher sprachlos da gestanden.

„Loslassen! ja wohl, ich will ihn jetzt loslassen. Sein Los leg ich in seine eigne Hand."

Görg erhob sich von der Erde, zu der ihn Honza niedergedrückt hatte, und schlich sich wie ein armer Sünder davon. Josef und Honza lagen einander in den Armen.

In der Tanzstube hatte man keine Ahnung von dem, was sich inzwischen draußen ereignet hatte. Tanzlust drinnen und draußen Mordgedanken, Walzerklänge drinnen und Seufzer draußen; drinnen scherzhaftes Kosen und draußen ernste Mahnrufe. Bewegte Gemüter da und dort, von Freude drinnen, und draußen von Schmerz und Traurigkeit. So waren hier die Gegensätze des menschlichen Lebens hart aneinander gerückt — fröhliches Leben und Totgrauen. Er wußte nicht, wie ihm geschah, doch konnte sich Josef, wie er da in Honzas Armen lag, des Gedankens nicht erwehren, ob ihm wohl auch daheim, das heißt, da, wo er früher daheim war, da, wo er geboren und erzogen worden, daheim bei seinen Eltern, bei den Leuten in der „Gasse", mit denen er herangewachsen, in seiner Hochzeitnacht nach dem Leben getrachtet worden wäre. Es überkam ihn ein Gefühl des Verlassenseins, des Alleinstehens, der

Heimatlosigkeit mitten in dem Jubel, in dem er sich als beglückter und beglückender Bräutigam befand, und er vermochte nicht ein Wort des Dankes zu stammeln gegen Honza, seinen Lebensretter. Honza, welcher fühlen mochte, was der Vorgang auf ihn für Eindruck geübt habe, flößte ihm Mut ein und Zuversicht und führte nach einigen Minuten den Zögernden hinein in die Tanzstube, und um die Wirkung des Vorgefallenen vollends auszulöschen, überbot er sich selbst an lustigen Einfällen und mutwilligen Scherzen, so daß sich die Gesellschaft, welche von seiner Abwesenheit irgend einen überraschenden Spaß hoffte, in ihrer Erwartung nicht einmal getäuscht sah; bis gegen die Morgenstunden hielt die gemeinsame Lust die Fröhlichen beisammen.

Josef und Maria hatten das Ziel ihrer Wünsche erreicht; sie lebten nun ineinander und für einander. Sie waren glückliche Ehegatten. In dem Hause der Eltern dieses verlornen Sohnes aber war mittlerweile ein Ereignis eingetreten, welches auf sein Glück einen düstern traurigen Schatten warf. Eltern und Schwester hatten sich — wir erinnern uns — nach Brauch und Herkommen auf die Erde gesetzt um den aus ihrer Mitte Geschiedenen wie einen Toten zu betrauern. Allein nicht glichen sich die Gefühle, von denen die drei Trauernden erregt waren, nicht glichen sich die Gedanken, mit denen sie sich gebannt an die Erde, gehemmt in freier Lebensregung, beschäftigten. Finkel, die Schwester, die den Bruder immer zu verteidigen wußte, wenn es galt, ein zwischen Eltern und Sohn entstandenes Mißverständnis aufzulösen, die sich bis zum letzten Augenblick treu und aufrichtig des Bruders angenommen, sie hatte ihn bereits damals, als sie ihn zum letzten Male sah und von ihm Abschied nahm, aufgegeben. Für sie war er tot und abgestorben schon zu der Zeit, ehe der verhängnisvolle Schritt noch geschehen war, zu der Zeit, da sie des Bruders Vorhaben vor den Eltern zu verheimlichen suchte. In ihrem Innern hatte sie sich damals schon mit dem schmerzlichen Verluste des Bruders abgefunden. Sie hatte es gesehen, daß er sich von seiner Verirrung nicht werde zurückbringen lassen, denn was menschenmöglich war, hatte sie aufgeboten, alle Vorstellungen, die geeignet gewesen wären, in ihm das Gefühl dessen, was er seinen Eltern schuldig sei und welches Un-

glück er durch die Ausführung seines Vorsatzes über sie heraufbeschwöre, zu wecken — alle heiligen Erinnerungen aus der Kinderzeit, die ihm teuer sein mußten, hatte sie wachgerufen — vergebens. Er hatte sich von ihr losgesagt, er hatte sie, die Eltern, die Heimat, den Glauben seiner Väter von sich gewiesen, und so hatte sie ihn auch aus ihrem Herzen gerissen, wie die Wunde auch bluten mochte. Die Schwester ward also von dem eintretenden Ereignis, dessen Nachricht die Mutter von Brünn nach Hause brachte, nicht überrascht. Sie hatte es vorhergesehen, wie es kommen werde. Aber nicht frei fühlte sich ihr Gewissen von dem Vorwurfe, der sich ihr jetzt nach vollbrachter Tatsache mit größrer Macht als früher aufdrängte, daß sie, hätte sie gesprochen, da es noch Zeit war, das Eintreten des Ereignisses verhindert haben würde. Sie fühlte sich schuldbelastet, und die Schuld des Bruders drückte sie doppelt schwer; darum sentrang sich manches harte Wort gegen den Bruder ihrer Brust.

Die Mutter nahm die Tat des Sohnes als eine vom Himmel ihr zugefügte Schickung ruhig und gelassen hin. Sie beweinte ihn, wie man ein Unglück beweint, von dem man jählings getroffen wird; allein kein Wort der Anklage entfuhr ihren Lippen gegen den Sohn. Sie war eine fromme Frau und hatte in den Büchern, die sie las, gar manches Beispiel frommer Gottergebung gefunden, an das sie sich jetzt erinnern und woran sie ihr schwer gedrücktes Gemüt aufrichten konnte. Sie hatte sich seit langer Zeit her gewöhnt, alle Ereignisse in der Welt, sei es im großen oder kleinen, als Bestimmung Gottes anzusehen, gegen die Bestimmung Gottes aber ließ sich von Menschenhand und Menschenverstand nicht ankämpfen und nichts ausrichten. Gott wacht über die Welt, er leitet und er regiert sie und leitet auch die Schicksale jedes einzelnen Menschen, des Königs auf dem Throne, wie des Bettlers in der Hütte. Was er will, tut er; und er will nur das Gute, wenn auch der menschliche Verstand zu beschränkt ist, einzusehen, was das Gute sei. Wenn Gott ihr ein solches Unglück zugeschickt, so ist es gewiß zum Guten gewiß hat sie sich schwer versündigt gegen ihn und es hat sie nur die bestimmte Strafe getroffen. Gewiß ist sie es nicht besser wert, wenn Gott sie so züchtigt. Gott züchtigt aber nur, wen er liebt;

denn er ist erbarmungreich wie ein Vater mit seinem Kind und will nicht, daß der Sünder sterbe, sondern daß er sich bessere und bekehre.

Nicht mit solcher Gelassenheit, nicht mit solcher Ruhe wie die Mutter vermochte der Vater das Unglück zu ertragen, das ihn traf. Nicht beseelt von jenem großen, erhabenen Gottvertrauen, welches sein schlichtes Weib beseelte, besaß er auch nicht jenen Duldersinn und jene Demut, die sich unter das von Gott auferlegte Joch willig beugt — und die in dem Glauben an die göttliche Vorsehung die Stütze findet, sich im Unglück daran aufzurichten, und die Kraft, es zu tragen. Er ward von dem Fall am härtesten getroffen, und trotz aller Tröstungen seines Weibes blieb er bei seiner Rede: Das überleb' ich nicht! Das überleb' ich nicht!

Der Schmerz des Vaters erfüllte das Herz des Mädchens mit Haß gegen den Bruder. Den Vater in solcher Weise leiden zu sehen, verursachte ihr größere Qual als selbst der Verlust des Bruders, und so ward sie seine heftigste Gegnerin, seine strengste und unerbittlichste Richterin; und ihr Haß gegen ihn ward mit jedem Tage um so stärker, je mehr sie sehen mußte, daß der Vaters Leiden von der Zeit an keine Heilung erfuhren, daß sein gequältes Gemüt durch nichts beschwichtigt werden könne.

Der traurige Vorfall warf den Vater, dem in seinen alten Tagen eine solche Prüfung auferlegt war, auf das Krankenbett. Anfangs schien die Krankheit unbedenklich, eine Nachwirkung der vergangenen Tage, der Aufregung nach dem erschütternden Vorfalle. Allerdings war sie nichts anderes als eine Wirkung dieses Vorfalls, aber wie tief und nachhaltig diese Wirkung war, das sollten Gattin und Tochter schmerzlich erfahren; denn die Aufregung ward nicht geringer, denn die Krankheit nahm von Tag zu Tag eine bedenklichere Wendung; sie hatte den Organismus des zum Tode erschrockenen Mannes zu heftig ergriffen, und der herbeigerufene Arzt, der alle Mittel seiner Kunst aufbot, konnte dem betrübten Weibe und der geängstigten Tochter keine Aussicht auf Besserung eröffnen. Man schickte um Aerzte in die nächst gelegene Stadt; auch diese waren unvermögend, die Gefahr des Kranken zu beseitigen. Er lag in Fieberphantasien und sprach unverständliche

Worte, deren Zusammenhang niemand herauszufinden vermochte, nur den Namen „Jossef" konnte man deutlich wahrnehmen; man wußte aber nicht, ob er nach ihm verlange, ob er sich vor ihm entsetze, ob man den Sohn holen, ob man ihn fern halten solle. Die Ärzte konnten aus diesem Grunde bezüglich des Sohnes keinen Rat erteilen, sie behaupteten, der Kranke befinde sich in einer Krise, von deren Verlauf alles abhänge. Das schlimmste sei zu erwarten; gehe die Krise aber ohne Gefahr vorüber, dann sei die Krankheit gebrochen und Hoffnung auf Genesung des Kranken vorhanden. Jittesch schickte zum Rabbi und ließ eine Seelenauslösung, einen „Pidjan-Nefesch" machen; sie ließ ihm den Namen verändern, und in der Synagoge ließ sie Psalmen lesen. Menschliche Hilfe erwies sich als unzureichend. Gott allein konnte hier noch Retter sein. Die fromme Jittesch hatte sich in ihrem Gottvertrauen nicht betrogen; die Krise ging glücklich vorüber, man schöpfte neue Hoffnung, Mutter und Tochter atmeten auf von dem Druck, der ihre Herzen belastet hatte. Allein die Vorhersagung der Ärzte hatte sich doch nicht erfüllt, die Gefahr war nur für den Augenblick beseitigt, die gesunde Natur des kräftigen Mannes hatte gegen die Krankheit reagiert. Mit dieser Reaktion schien sie sich aber nur zu einer letzten Kraftanstrengung aufgerafft zu haben. Der Organismus war zu tief erschüttert, um gänzlich wieder hergestellt werden zu können. Scheinbar ging es zur Besserung, im Innern aber wirkte der böse Keim fort, und er verfiel in ein schleichendes Siechtum, das die Kräfte heimlich verzehrte, und eines Tages, da man das Ende am allerwenigsten gewärtigte, war es mit dem Manne aus. Man fand ihn früh in einem Schlafe, von dem er nicht wieder erwachen sollte.

Mutter und Tochter mußten sich wieder auf die Erde setzen. Diesmal betrauerten sie einen wirklich Toten, einen wirklich Gestorbenen; nicht einen, der im freventlichen Trotz sich von ihnen abgewendet, sondern einen, den die Natur, den Gott selbst abgerufen, hinzugehen in das dunkle Land der Totschatten. Die Mutter in ihrer sinnigen Weise fühlte den Unterschied der Trauer gar sehr, sie fühlte den Ernst dieses Abscheidens aus der Welt in ganz andrer Weise als jenes Abscheiden eines Menschen, der sich von einem Fleck Erde bloß auf einen andern Fleck Erde begibt, der aber dabei noch

Digitized by Google

immer im Licht der Sonne wandelt. Es dämmerte in ihrem Geiste eine Ahnung auf, daß einen Totentrauer um einen Lebenden kein rechter Ernst sei, sie wagte zwar dieses nicht mit Worten auszusprechen, ja sie fürchteten sich fast vor den Gedanken, die sie da im Innern hegte, aber das Gefühl der Mutter, die ja doch die Frucht ihres Leibes, die sie unter dem Herzen getragen, nicht vergessen kann, erwachte aufs neue in ihr, und der verlorne Sohn gewann, ohne daß er's wußte, in ihrem Herzen wieder eine Stelle.

Nicht also im Herzen der Schwester. Der Vater war gestorben; die Ursache seines Todes war der Bruder. Er hatte sie um den Vater gebracht; von ihm forderte sie den geliebten Toten zurück. Jossef, Jossef, du hast ihn unter die Erd' gebracht, das mag dir Gott verzeihen, ich — nicht. Mein Bruder bist du nicht. Sitz du nur draußen bei deinem Weib, bei der Schönheit, der du alles geopfert. Sitz du nur draußen bei ihnen und freu dich, daß du nichts mehr gemein hast mit der „Gasse“, die dich großgezogen: laß dir von ihnen einreden, daß du einer der ihrigen geworden bist. Der Tag wird schon kommen, du wirst es erfahren, wie fremd du bist in deiner neuen Heimat. Da, tritt herein und sieh, was du angerichtet hast, da sieh, wie sie weint, und fall' auf dein Gesicht und weine bittere Tränen. Und wenn sich da die ganze Welt niederwerfen möcht', und es von einem Blick von mir abhängig wär', die ewige Seligkeit, die Du verloren hast, dir wieder zurückzukaufen, ich möcht' dir zurufen: Kratz mir mit den Nägeln den Vater aus der Erd' heraus und mach' ihn, dem du das Herz zerrissen hast, erst wieder lebendig. — Und ich möcht' mich von dir wenden ohne Gnade und Barmherzigkeit. Gott im Himmel, was hat der Mensch mir angetan!

Der Totfall, der sich hier in der „Gasse“ ereignet, hatte auch auf dem Dorfe draußen eine tiefe Trauer erzeugt. Schon während der Krankheit des Vaters beschlich es den Sohn oft wie Todahnung. Wie gern wäre er hingeeilt an das Bett des Vaters, wie gern hätte er die teuren Züge, die er seit seiner Kindheit mit Liebe und Ehrfurcht zu betrachten gewohnt war, noch einmal gesehen, ehe die Hand des Todes sie entstellt, wie gern hätte er noch einmal in des Vaters Auge geschaut, ehe es verlöschen solle. Doch wie durfte er

das wagen. Er, der kalt und verschlossenen Herzens sich losgerissen von seinen Eltern, Schwester und Heimat, von Familie und Glauben, von allem, was dereinst ihm teuer war, wie sollte er das wagen! Er, der Schuld trug, daß der Vater darniederlag am gebrochenen Herzen. Wie sollte er vor die Seinigen hintreten. Mit welcher Stirn sollte er vor den Eltern erscheinen, die er tief verletzt, so unheilbar verwundet. Wie konnte er seiner Schwester ins Auge schauen, ihr, die ihn gewarnt, die ihn ermahnt, die ihn zurückhalten gewollt mit aller Macht, die sie über ihn besaß, und von der er sich so gewaltsam losgerissen, so schnöde und schonunglos getrennt. Und verlangte der Vater denn auch nach ihm? würde er in dem Falle nicht nach ihm begehren, nach ihm schicken? Nein, er durfte das nicht wagen, und so mußte der Vater in die Grube fahren, ohne daß der Sohn ihm die Augen zugedrückt; und der Sohn mußte die Nachricht von dem Tode des Vaters erfahren, als ob da ein Mensch aus der Welt gegangen wäre, dem er in seinem Leben nicht näher gestanden, dessen Herzen er fremd gewesen sein würde. Das tat weh, sehr weh. Und nun, nachdem der Vater gestorben, konnte er nicht einmal hingehen, seine Mutter und Schwester zu trösten. Welchen Trost hätte er ihnen auch bringen sollen. Er, der diesen Tod verschuldet hatte; er, dem dieser Tod Qualen des Gewissens bereitete, er, der selber des Trostes nur zu bedürftig war. Was hätte er der betrübten Mutter, was der verwaisten Schwester sagen sollen, er, ein Sohn, der dem verstorbenen Vater kein „Kaddisch“ nachsagt.

Was ihn aber am tiefsten schmerzte, das war, daß er es geheim mit sich herumtragen mußte, als ob es ein Verbrechen wäre. Wie gern hätte er sich auf die Erde nieder geworfen, um den geliebten Vater zu betrauern, wie gern hätte er sein Kleid zerrissen, sich Asche auf das Haupt gestreut, und welchen Trost hätte er darin gefunden, wäre es ihm vergönnt gewesen, nur einmal hingehen zu dürfen an den Ort, den er von Kindheit auf für heilig gehalten, und dort in der Synagoge für das Seelenheil des Vaters „Kaddisch“ zu sagen. Ach, das waren ja alles Phantasiebilder, Träume, denen er keine Wirklichkeit verleihen konnte! Ja, wie durfte er diese geheimsten Regungen seiner Seele nur auch durch einen Laut ver-

Digitized by Google

raten. War es denn nichts als ein Possenspiel, das er da aufgeführt? war er denn nicht Christ geworden? konnte er vor aller Welt sich dem Gespötte preis geben? ja, durfte er es wagen, den Frieden in seinem eignen Hause zu stören? was würde Marie, was ihr Vater sagen, wenn er jetzt, ein Christ, nicht auch als Christ leben wollte, wenn er mit der Taufe seinen frühern Glauben nicht ein für allemal abgelegt? war er denn ein Kind? war er nicht ein Mann mit eignen Gedanken und Entschließungen? hatte man ihn zur Taufe denn gezwungen? ja, hat man ihn auch dazu nur überredet? — Nein, er durfte nichts äußern, er durfte nichts merken lassen von dem, was ihm die Brust erfüllte. Die große Unruhe war wieder in sein Herz eingekehrt und er mußte sie darin verschlossen herumtragen ohne Hoffnung auf Linderung, ohne Anspruch auf Mitgefühl.

Mitgefühl, wo fand er's, ohne daß er's wußte; denn Marien konnt' es nicht entgehen, daß Josef leide. Wie tief sein Leiden war, das vermochte sie freilich nicht zu ahnen, aber sie sah, daß der Himmel seines Glückes mit einer düstern Wolke umschattet sei. Daß der Tod des Vaters einen Sohn mit Traurigkeit erfülle, das ist nun eben nichts Unverständliches; sie begriff und ehrte seinen kindlichen Schmerz und störte ihn nicht durch zudringliche Tröstungen. Von der Zeit allein hoffte sie die Heilung für die Wunde, und so beschränkte sie sich darauf, ihm, soviel es an ihr lag, das Leben zu verschönern und zu versüßen. Und in der Tat, wo die Liebe die Wurzel des Daseins bildet, was sollte da nicht ausgeglichen werden! Wie ward er selig bis in sein tiefstes Inneres hinein, da ihm Marie mit glühendem Gesichte und holder Verschämtheit das Geständnis ablegte, daß sie sich Mutter fühle. Da ging er mit Seligkeit und Bekümmernis im Herzen Tage, Wochen, ja Monde lang umher, ging seinen Geschäften, welche jetzt die eines Landmannes waren, still und gelassen nach und harrte dem frohen Augenblick entgegen, der ihm erlösende Kunde bringen sollte. Der Augenblick kam heran. Marie war eines Töchterchens genesen und Josef war außer sich vor Freude, da ihm die alte Brigitte das Kindchen zum erstenmal entgegenhielt. Ein teures Menschenleben war ihm abgestorben, ein neues Leben ward ihm jetzt geschenkt. Ach, was ist das ganze

Digitized by Google

Menschendasein! ein ewiges Kommen und Gehen! Geboren werden und sterben, und zwischen Geburt und Grab dieses arme Menschenherz bewegt und erregt von Freude und Kummer, Lust und Schmerz und immer, immerfort die große Unruhe mitten drinnen.

Das Töchterlein wurde zur Kirche getragen und getauft. Die Freude des alten Niederhuber, der Mutter Brigitte, des treuen Honza war unbeschreiblich, das Glück der Mutter unsäglich. Josef aber wußte nicht, wie ihm war; die Taufe des Kindes stimmte ihn ernst, und traurig. Sonderbar. Er selbst in der Gasse geboren und erzogen, hatte sich losgerissen von allen seinen teuren Jugenderinnerungen, losgesagt von seinen geliebten Eltern und hat ohne Zaudern und Zögern den Akt, der ihn zum Christen umwandelte, an sich vollziehen lassen, ohne sich dabei einen Vorwurf zu machen, ohne sich eines Unrechts bewußt zu sein. Und da trug man ein neugebornes Kind ohne Bewußtsein und ohne Wahl in die Kirche, und er, der Vater dieses Kindes, fühlte tief, wie sich sein Inneres gegen die Handlung auflehnte, fühlte schneidend die Bisse des Gewissens, und mußte schweigen, und konnte sein Herz nicht ausschütten an eines Menschen Brust, vor eines Menschen Seele. Ach, wie anders wär' ihm zu Mut gewesen, wenn er sein Kind nun hätte hintragen dürfen zu seiner Mutter, zu seiner Schwester, wenn er es ihnen hätte hinhalten dürfen und sagen können: Seht da, nehmt es, ich hab' euch ein teures Leben geraubt, ich habe dir den Gatten, ich habe dir den Vater entrissen; nehmt es, nimm, Mutter, ein Enkelkind, nimm, Schwester, es ist dein Bruderkind! nehmt dieses neue Leben als Ersatz für das abgeschiedene. In dem Lächeln dieses unschuldigen Kindes wird euch ein neues schönes Leben erblühen und ihr werdet noch glücklich sein! — Ach, wenn er den Trost gehabt hätte, so hingehen, so mit den Betrübten und Verlassenen reden zu dürfen. Wie weh war ihm ums Herz, daß er das nicht konnte.

Marie beobachtete ihren Josef mit stillem Kummer. Sie merkte ihm an, daß er etwas auf dem Herzen habe, was er ihr zu verbergen suchte. Daß seine Traurigkeit noch immer in dem Tode des Vaters ihren Grund habe, schien ihr nicht das Richtige zu sein denn die Zeit söhnt ja doch alle Menschen mit solchem Leid aus

der Natur kann niemand sich entziehen und dem Ernst ihrer Forderung weichliches Hinbrüten entgegenzusetzen, anstatt sich mannhaft aufzuraffen, wäre kindisch, und das Trauerjahr um den Vater ging ja bald zu Ende. Nein, das konnte es nicht sein; eine Düsterkeit des Gemütes, die mit der Zeit sich nicht verliert, muß eine beständig fortwirkende Nahrung, muß eine Ursache haben, die den Schmerz immerfort aufs neue anfacht. Aber was sollte diese Ursache sein? Sollte Josef in der Ehe sich nicht glücklich fühlen? Marie war weit entfernt einem solchen Gedanken Raum zu geben. Josefs Liebe zu ihr war nach der Hochzeit nicht schwächer geworden, ja, sie hatte selbst an jener Zärtlichkeit, wie sie sonst nur der Jüngling dem Mädchen, selten aber auch der Gatte seiner Gattin zu beweisen pflegt, nichts eingebüßt. Josef war gegen sie nach wie vor immer der liebende Mann, der er früher gewesen war, in seinem Benehmen gegen sie hatte er sich nicht geändert, und doch war er ernst und traurig; warum? Daß er etwas wie Reue wegen seines Uebertritts zum Christenglauben empfinden sollte, das tauchte wohl wie eine Ahnung in ihr auf; allein sie konnte einem solchen Gefühl nicht so viel Bedeutung zuschreiben, um sich daraus seine Mißstimmung zu erklären. Josef war freiwillig Christ geworden, ohne daß ihn jemand dazu überredet, und er hat seinen Entschluß gern ausgeführt; er hat seit seinem Übertritt auch als guter Christ gelebt, ging jeden Sonntag so gut wie die anderen zur Kirche und ließ auch nie durch ein Wort oder auch nur durch eine Andeutung merken, daß ihm am Christenglauben irgend etwas anstößig sei, oder daß er sich darin nicht ganz heimisch fühle. Und doch war er ernst und traurig. Gar manchmal regte es sich schmerzlich in ihr, wenn sie daran dachte, daß er sie als seine Geliebte, als sein vor den Eltern ihm angetrautes Weib doch seines Vertrauens würdigen und ihr die Ursache seines geheimen Kummers mitteilen sollte; allein ihr besserer Geist siegte bald über solch kleinlichen Verdacht und sie bewunderte dann sogar, wenn sie ihn so still durch die Stube gehen oder bei der Wiege sitzen und sein Kind betrachten sah, in seinem Schweigen den Adel seiner Gesinnungen, die Großmut seiner Seele und die sittliche Kraft, die ihn fähig machte, die Bekümmernis seines Herzens mit sich allein herumzutragen, ohne

Digitized by

sich zu offenbaren und in solcher Entäußerung Erleichterung und Trost zu suchen.

Finkel trennte von ihren und der Mutter Kleidern die schwarzen Bänder, die Zeichen der Trauer, herunter; denn das Trauerjahr war zu Ende, und Freude sollte jetzt einziehen in das Herz des Mädchens. Ach, die Freude war keine ungetrübte! Ja, wenn der Vater das erlebt hätte, da wär's freilich anders gewesen. Der aber lag draußen auf dem „Guten Ort" begraben in kühler Erde, und die Erinnerung an den Hingeschiedenen dämpfte den Seelenjubel, der sonst ein Mädchen durchglüht, wenn es mit dem Geliebten der Seele sich verbinden darf. Finkele sollte Braut werden, und Jakob Löb, seit lange der Gegenstand ihrer geheimen Wünsche und Neigungen, ihr Bräutigam. Die Verlobung stand nahe bevor. Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß in Familien, wo man mit einem Kinde Unglück gehabt hat, dem andern zurückbleibenden mehr kein Wunsch versagt wird, ja, daß man sich aus Furcht vor einem zweiten Unglück nicht genug beeilen zu können glaubt, dem zurückbleibenden Kinde die innersten, geheimsten Regungen des Herzens von der Stirn abzulesen und ihnen Wirklichkeit zu verleihen. So war es auch hier. Es ist noch die Frage, ob, wenn alles den gewöhnlichen Lauf gegangen wäre und sich nicht so außerordentliches ereignet hätte, Finkel dem Geliebten ihrer Seele so ganz ohne Kampf verbunden worden wäre; denn Jakob Löb war zwar ein tüchtiger Jung, aber nicht so wohlhabend, daß er auf Wolf Ochsenhändlers Tochter hätte Anspruch machen können. Sicher würde der Vater, hätte man diesen Antrag gemacht, sich die Sache überlegt haben, ehe er darauf eingegangen wäre, und die Mutter hätte sich gewiß eher auf die Seite des Vaters als der Tochter gestellt. Heute war das freilich ganz anders. Die Mutter brauchte nur zu merken, daß Jakob Löb ihrer Tochter nicht gleichgültig sei, und sie ward dessen eifrigste Annehmerin und alles weitere gestaltete sich ohne viel Hinzutun, wie von selbst. Insoweit konnte Finkel allerdings von Glück sagen, sie stand am Ziel ihrer Wünsche; allein dieses Glück, durch welche Opfer hat es erkauft werden müssen. Einen Bruder mußte sie sich aus dem Herzen herausreißen, den Vater mußte sie in die Grube fahren sehen! Dies waren Gedanken, welche einen düstern Schatten

Digitized by Google

auf den Himmel ihrer Freuden warfen. Und auch die Mutter, wie konnte eine echte rechte Freude in ihrem Herzen aufkommen! Daß Jakob Löb nicht gerade zu den Wohlhabendsten der „Gasse" gehörte, darüber konnte sie in ihrem Gottvertrauen sich bald hinaussetzen. Wie sagte sie? „Ein paar Groschen weniger im Kasten? auch gut! Darauf kommt es am End nicht an. Wird ihm Gott Glück und Segen geben, werden sich seine Kasten schon anfüllen!" Aber, daß ihr Wolf das nicht erlebt hat, seine Finkel zur Braut zu machen, daß dort draußen im Dorfe einer lebe, der ihrem Herzen so nahe stand und doch an der Herzensfreude seiner Schwester keinen brüderlichen Anteil nehmen kann — das tat ihr wehe, wie sehr sie auch gewohnt war, sich in allem in den göttlichen Ratschluß zu fügen. Es ging darum zwar noch immer heiter genug her bei der Verlobungfeier, jedoch kam es nicht zu jenen jubelvollen Ausbrüchen, welche sonst bei ähnlichen Anlässen nicht unterdrückt zu werden pflegen. Die Stimmung der Braut und ihrer Mutter teilte sich auch den anderen Anwesenden mit, und so war es ein ziemlich stilles „Bedingungenschreiben". Auch die bald nach der Verlobungfeier erfolgte Hochzeit war nicht so lärmend und tobend, wie man es bei Hochzeiten in der „Gasse", an denen alle Leute teilnehmen, gewohnt ist. Musik durfte freilich nicht fehlen, denn die beiden Brautleute waren ja ledig, und nur wenn eins von beiden Witwe oder Witwer ist, so unterbleibt diese. Wo Musik ist, braucht man selbstverständlich für Tänzer und Tänzerinnen nicht zu sorgen, diese fanden sich denn auch zahlreich genug ein; aber es hatte alles einen so gewissen Anstrich von Traurigkeit, man wußte selbst nicht wie. Jeder einzelne hatte das Gefühl, daß er seiner Lust die vollen Zügel nicht gewähren könne, der Schalknarr hatte diesmal ein schweres Spiel, es wollte ihm kein rechter Spaß gelingen, es wollte kein Witz zünden, er fühlte sich und seine Laune von einem Druck belastet, der nichts Rechtes herauskommen ließ, und wie Mutter und Tochter, ehe man Letztere zur „Chuppeh" (Trauhimmel) geführt, sich umhalst und umarmt und Brust an Brust gedrückt, geweint haben, das war etwas so Herzergreifendes, daß die ältesten Leute in der „Gasse" sich nicht entsinnen konnten, ein Ähnliches erlebt zu haben.

Ach was drückte es dem armen Josef das Herz ab, da er er-

fuhr, wie es bei der Hochzeit seiner Schwester zugegangen. „Und das Alles hab ich auf dem Gewissen, alle die Tränen, die sie vergossen haben, die hab ich verursacht und ich hab alles nicht verhindern können. Mutter! Schwester! ach, wenn ihr mir nur in mein Herz hineinsehen könntet, ihr wißt nicht, wie ihr da drinnen eingeschlossen seid, ihr wißt nicht, wie sehr gern ich euch hab. Ihr könnt es nicht wissen, denn ihr urteilt nach dem, wie ich an euch gehandelt hab, und nicht nach dem, was ich für euch fühle. Das hätte man uns beiden, mir und meiner Schwester, wie wir noch Kinder waren, einmal sagen sollen, daß sie nicht auf meiner, ich nicht auf ihrer Hochzeit sein werde. Die Zähne hätte ich so einem aus dem Munde herausgeschlagen, daß er verstummt wär für immer; und doch, und doch ist es so gekommen, sie nicht auf meiner, ich nicht auf ihrer Hochzeit, jedes für sich allein, getrennt und losgelöst von dem andern, als wie wenn es niemals eine Zeit gegeben hätte, wo wir beisammen waren und einander angehört haben!"

Er stöhnte bei Nacht auf seinem Lager, so daß Marie erschreckt auffuhr.

„Was ist dir, Josef?" fragte sie.

„Du schläfst nicht, Marie? warum schläfst du nicht?" fragte er zurück.

„Josef!" sprach sie weiter, „ist dir etwas?" und sprang von ihrem Bett empor.

„Bleib ruhig, Marie, und ängstige dich nicht. Es ist mir ja nichts; ich muß einen bösen Traum gehabt haben! Ich hab die Hand vielleicht auf der Brust liegen gehabt. Schlaf nur ruhig, mein Kind."

Marie sah wohl ein, daß er seinen geheimen Schmerz vor ihr nicht enthüllen wollte; sie drang aber nicht in ihn, sondern stellte sich, als ob sie durch seine besänftigenden Worte wirklich beruhigt wäre. Aber ihre Seele füllte sich immer mehr mit düsteren Bildern und traurigen Ahnungen. Hätte sie ihr liebes Kind nicht gehabt, das liebe kleine Nannerl, das dem Vater so ähnlich sah, sie wäre unter der Last des Druckes, den ihr des geliebten Mannes unausgesprochene Leiden verursacht, zusammengebrochen; aber dieses Kind war ihr Trost, ihr Glück, ihr Hoffnung, ihre Zuversicht, ihr Alles.

Digitized by Google

Wenn sie auch hie und da einen Moment wankend wurde, wenn sie sich auch hie und da bei dem Geständnis ertappte, daß ihr diese Pein, den guten Mann leiden zu sehen, ohne dabei helfen zu können, ihn leiden zu sehen, ohne zu wissen warum, — unerträglich sei, und daß sie ihn denn nun endlich einmal ernstlich fragen, eine bestimmte Erklärung verlangen und ihn nicht eher loslassen wolle, bis er ihr die Quelle seines Kummers entdeckt haben würde; so brauchte sie nur einen Blick auf das Kind zu werfen und dieser Blick genügte, um sie vor jedem voreiligen Schritte, vor jedem gewaltsamen Hinwegreißen des Vorhanges, hinter dem das dunkle Geheimnis verborgen lag, abzuhalten. Ja, welches Leid sollte eine Mutter nicht ertragen können, wenn ihr ein so himmlischer Trost, wie er nur aus den Augen ihres Kindes spricht, gespendet wird! Heiliges Muttergefühl, stärkstes und festestes Band auf dieser Erde! du wirkst Wunder jeden Tag und wirst Wunder wirken, solange das sterbliche Wesen vom Weibe geboren wird!

Das Kindchen ward aber auch ein liebes und herziges Geschöpf und entfaltete sich mit jedem Tage schöner und schöner, und man würde dem guten Josef Unrecht tun, wenn man annehmen würde, daß es bloß zur Freude der Mutter heranwuchs. Wie sehr seine Seele auch belastet war, die gesunde Natur wirkte doch stets in ihm, und dem reinen und frohen Vatergefühl sich hinzugeben, dafür konnten ihm selbst die traurigsten Vorstellungen, die sich seiner bemächtigten, die Empfänglichkeit nicht rauben. Mit Lust und Freude beobachtete er die einzelnen Stufen dieses unbeholfenen Kinderdaseins und bemerkte mit Wonne jeden Fortschritt in der leiblichen Entfaltung eines Wesens, dem er Dasein verliehen. Wie glänzte sein Auge, da ihm das Kind, wenn es die Mutter oder die alte Brigitte auf Händen trug, die kleinen Händchen entgegenstreckte und damit zu erkennen gab, daß es ihn erkenne. Wie freute er sich, wenn es ihn bei der Nase packte, oder ihm in die Haare fuhr. Wie jauchzte seine Brust auf, da es zu stammeln begann und die ersten Laute hervorbrachte, in denen er oder die Mutter angerufen wurden! Und erst als das Kind anfing, mit Hilfe der alten Brigitte ihm in den Schoß zu laufen, und erst als es selbst dieser Hilfe nicht mehr bedurfte, wie sollte er sich da fassen können vor innerem Seelenjubel.

Digitized by Google

Aber sonderbar! gerade diese wonnigen und herzerhebenden Eindrücke, die er aus der Beobachtung seines in Gesundheit heranwachsenden Kindes empfing, gerade diese Eindrücke waren für ihn zugleich auch wieder ein neuer Quell der Traurigkeit und Verdüsterung; denn indem er dieses Kind beobachtete, kam es ihm erst zum Bewußtsein, was es heiße, einem solchen Wesen, das in seiner Unbehilflichkeit verkümmern mußte, alle die Sorgfalt zuzuwenden und alle die Liebe, deren es bedarf, um über die Gefahren, die ihm drohen, hinausgehoben zu werden auf sanften Armen, alle die Sorgfalt und all die Liebe, deren doch nur eine Mutter fähig ist. Und da kam ihm denn der Gedanke, daß er, der heute da stehe als ein Mann in der Welt, als Hausvater in seiner Familie, einmal auch ein solch unbehilfliches Kind gewesen sei, und daß er hätte elendiglich zugrunde gehen müssen, wenn er nicht eben all die Liebe und Sorgfalt auch von seiner Mutter erfahren haben würde, wie sie jetzt seinem Kinde von Marien zuteil wurde. Er fing es jetzt erst an einzusehen, was eine Mutter eigentlich sei. Er fing es an zu begreifen, daß die Liebe der Mutter dem Kinde eine Schuld auflade für alle Zeit, die von diesem in aller Zeit, und wenn es bis ans Ende aller Zeiten ginge, durch keine Art von Entgeltung getilgt werden kann. Alles, was seine Schwester Finkel ihm gesagt, ehe er den verhängnisvollen Schritt tat, der so entscheidend für sein Leben wurde, alles, was sie ihm damals in die Seele gerufen, alle Erinnerungen, die sie damals in seinem Gemüte zu wecken gesucht, und die abgeprallt waren von seinem durch Leidenschaft geleiteten Herzen, wie schwache Pfeile von einem Eisenpanzer, alles dieses stand jetzt erst lebendig da vor seiner Seele, nicht als Wort, als leerer Schall, sondern als tiefstes, innerstes Erlebnis; und wer ihn das gelehrt hatte, war ein Kind, sein Kind!

So — mußte er sich in Beschämung, ja in tiefer Zerknirschung gestehen, — so hat mich meine Mutter auf Händen herumgetragen, so hat sie mich gepflegt und gewartet, wie Marie unser Kind. So ist sie bei meiner Wiege gesessen und hat mich eingewiegt, und so hat sie mich eingesungen mit frommen Liedern, wie Marie unser Kind. Ach, es waren aber andere fromme Lieder, es ist darin nichts vorgekommen von einer Mutter Gottes, was meine Mutter mir ge-

sungen hat! So hat sie mich genährt und hat mir Nahrung gereicht, so hat sie mich eingewickelt, und so ist sie mit mir im Zimmer auf und abgelaufen vor Freude, wie Marie es macht. Ach, was ist eine Mutter, was steht sie aus für ihr Kind, und wie tut sie alles von ganzem Herzen mit tausend Freuden! Welcher Mensch ist jemals imstande, seiner Mutter das abzuzahlen, was sie für ihn getan und geduldet hat, und wem gebührt ein größerer Dank als ihr! Dank, ach wie hab ich ihr gedankt! wie hab ich ihr heimgezahlt, was sie mir getan hat all mein Leben lang!

Während das Kind zur Freude der Eltern heranwuchs, beschenkte der Himmel auch Josefs Schwester Finkel mit einem Kinde. Es war ein Knäblein und erhielt den Namen des verstorbenen Großvaters, es wurde Wolf geheißen. Die Freude über dieses Kind war groß. Finkel sah in diesem Kinde, das den Namen des Großvaters trug, den Vater wieder auferstehen, und Jittesch, die Großmutter, wußte gar nicht, wie sie Gott danken solle für diese Gnade, die er ihr da zugefügt. Jakob Löb, welcher der Geburt dieses Kindes mit banger Hoffnung entgegengesehen, hatte während der Zeit, da sein geliebtes Weib in schweren Nöten darniederlag, ein Gelübde getan und unter Tränen sein Gebet zu Gott emporgesendet. Laß sie die schwere Zeit überstehen, Herr des Weltalls, und erfreue sie, die schon so viel Prüfungen ausgestanden! Wenn du ihr über die schwere Zeit, der sie entgegengeht, hinübergeholfen haben wirst, dann will ich als Dank dafür ein neues „Sefer-Thore“ schreiben lassen und will es ausstatten mit silbernen Gerätschaften; das nehm ich auf mich!

Die schwere Zeit war nun vorübergegangen und Jakob Löb säumte nicht, sein Gelübde zu erfüllen. Er bestellte das „Sefer-Thore“ bei dem Thoraschreiber, der im ganzen Lande als berühmtester galt, und es gab jetzt freudiger Ereignisse die Menge, die einander fast auf dem Fuße folgten. Zuerst wurde das Kind, da es acht Tage alt war, in die Synagoge getragen, um in den Bund des jüdischen Glaubens aufgenommen zu werden. Darauf folgte die übliche Gasterei, bei der es manchmal heiterer zu sein pflegt, als selbst bei einer Hochzeit. Und hier war dies gewiß der Fall. Dann wurde, nachdem der Knabe dreißig Tage alt geworden war, die

Digitized by Google

„Auslösung des Sohnes“ veranstaltet. Das erstgeborene Söhnchen wurde in Sammt und Seide eingewickelt, mit goldenen Ketten, mit Perlschnüren umwunden, alles, was kostbar ist, darum gehängt und so, wie ein Märchenwesen aus Tausend und einer Nacht, auf eine große, flache, silberne Schüssel gelegt, um es dem Manne aus dem Stamme der Priester, dem es nach Gottes Gesetz zufiel und zu eigen war, für wohlgezählte zwanzig Silbermünzen abzukaufen und auszulösen. Und nicht lange nachher, nachdem die Auslösung des Sohnes vor sich gegangen war, kam endlich eines Tages der Thoraschreiber mit seinen fertiggeschriebenen Pergamentrollen, und es war an dem Werke nichts mehr zu tun, als die einzelnen Rollen an einander zu nähen. An dieser frommen Handlung beteiligten sich sämtliche Weiber der „Gasse“; so ist es Brauch und Herkommen, daß jede sich an dem frommen Werke beteilige und auf Anweisung des Thoraschreibers wenigstens zwei Rollen aneinander hefte. Die Bekleidung der Thora, die Seidenwickelbänder, sowie das mit Goldbuchstaben bestickte rote Sammtmäntelchen war schon früher in Bereitschaft, ehe die Schrift noch fertig war; ebenso hatte Jakob Löb sich beeilt, die silbernen Gerätschaften zu besorgen, bestehend in den beiden silbernen „Bäumen des Lebens“, die oben auf die Hölzer, um die das Pergament gerollt wird, aufgesteckt werden, ferner in dem Silberblech, der schönen silbernen Tafel, die an Silberketten über die Thora gehängt wird, und endlich in der „Hand“, die ebenfalls an einem Silberkettlein hängt und die dazu dient, dem Thoravorleser mit ihr die einzelnen Zeilen, die er zu lesen hat, anzuzeigen. Der Jubel war groß in der „Gasse“, als man das neue „Sefer-Thore“ zum ersten Mal in die Synagoge brachte. Der Rabbi und alle Gemeindemitglieder hatten sich, in Feiertagkleidern angetan, bei Jakob Löb eingefunden, um die Thora abzuholen und sie im feierlichen Zuge nach der Synagoge zu bringen. Die „Chuppa“ wurde aufgestellt, um die Thora, wie eine Braut, unter den Traubimmel zu führen, und die Musikanten, die dem Zuge voranschritten, spielten das beste Stück auf, das sie zu spielen vermochten, um der Thora die allergrößte Ehre zu erweisen, soviel von ihnen abhing. Der Rabbi hielt eine Predigt und pries glücklich die Gemeinde, der ein solcher Mann wie Jakob Löb angehöre, und pries glücklich das

Digitized by Google

Weib, das einen solchen Mann besitze, und glücklich die Mutter, die einen solchen Sohn errungen.

Bei der hierauf stattfindenden festlichen Mahlzeit ließen die fröhlichen Leute aus der „Gasse“ alle Geister der Lust und Freude los, diesmal entschädigten sie sich für die etwas stille Hochzeit vor einem Jahre und holten bei dieser Veranlassung reichlich nach, was sie damals versäumt hatten.

Josef nahm die Nachrichten über die Vorgänge daheim in der „Gasse“ mit Empfindungen widerstreitender Natur entgegen. Er freute sich herzlich, daß seiner Schwester ein Sohn und seiner Mutter ein Enkel geschenkt worden sei; denn er fühlte sich trotz seinem Abfalle doch als Bruder und Sohn; aber es schmerzte ihn zugleich, wenn er bedachte, daß sein eigenes Kind, das doch auch seiner Mutter Enkelkind sei, von dieser nicht als solches anerkannt werde, weil diejenige, die es geboren und die er über alles liebte, keine Tochter der „Gasse“ war. Er freute sich über die Festlichkeit bei der „Sohnauslösung“, die man ihm geschildert, aber es tat ihm weh, wenn er bedachte, daß er ja auch ein Erstgeborener, daß er einstmals in eben solcher Weise vom Priester ausgelöst worden sei, und daß er trotz dieser Auslösung, womit die Eltern ihn als Eigentum zurückgekauft, ihnen doch nicht mehr angehöre, da er das schöne Band, das ihn mit dem Heimathause verknüpfte, gewaltsam zerrissen. Er freute sich auch darüber, daß sein Schwager Jakob Löb durch das Geschenk an die Synagoge seiner guten alten Mutter und seiner lieben Schwester eine so große Freude bereitet habe, doch schmerzlich berührte es ihn, daß erst ein Fremder kommen mußte, Schwester und Mutter zu erfreuen, während er, der Sohn, der Bruder, ihnen so unsagbares Leid zugefügt.

So ging es immer dem guten Josef. Einer reinen, herzinnigen, ungetrübten Freude war er nicht mehr fähig. Überall gab es einen Stachel, der ihn verwundete und ritzte, wenn er sich auch noch so ungeteilt und unbefangen der Freude hinzugeben vermeinte.

So ging es immer, dem guten Josef, immerfort boten sich Veranlassungen, bald in seinem eigenen Hause, bald drüben im Hause seiner Kinderzeit, die ihn durch den Gegensatz seines Verhältnisses zur alten und neuen Heimat niemals zur Ruhe kommen ließen; es

Digitized by Google

war ein Riß durch sein Herz gegangen, der sich nun einmal nicht wieder schließen wollte, und so verfloß ihm ein Tag nach dem anderen, und so verrann ihm die Zeit der Jugend und der hellen Freude, durch die sich ein schwarzer Faden der Traurigkeit unabreißbar hindurchzog. Der alte Niederhuber, Honza, Brigitte, vor denen Josef den Trübsinn seiner Seele auch nicht immer zu verbergen imstande war, quälten Marien gar oft, ihnen doch zu sagen, was es denn mit ihrem Manne gebe, ob sie miteinander heimlich vielleicht nicht glücklich seien, ob sie vielleicht doch für einander nicht passen und jetzt aus Scham, es vor der Welt zu gestehen, ihren Kummer lieber heimlich mit sich herumtragen, und es müsse doch etwas vorgehen, der Josef gehe ja manchmal so umher, als ob ihm ein Schiff im Meere untergegangen wäre, und das sei nicht umsonst, einen Grund, eine Ursach müsse sein kopfhängerisches Wesen wohl haben, und sie werde es wohl wissen, der Mann werde seinem Weibe doch wohl schon geklagt haben, was ihm nicht recht sei, und sie solle sich nicht schämen und es nur frei heraussagen, vielleicht ließe sich mit wenig Mitteln, vielleicht mit wenig Anstrengung, Abhilfe treffen, und wenn sie wirklich nichts wisse, so sei das um so schlimmer, sie müsse es wissen, ein Weib muß wissen, was dem Manne fehlt, wenn er traurig oder niedergeschlagen ist, und wenn er selbst den Mund nicht öffnet, so habe sie die Pflicht, ihn zum Reden zu bringen, sie solle ihn nur herzhaft fragen, und wenn er ihr nichts gestehen will, solle sie nur in ihn dringen, und er werde ihr schon am Ende sagen, wo ihn der Schuh drückt. Das sei ihre Pflicht, das sei keine bloße Neugierde, das sei ein Weib sich schuldig, sie sei es schuldig dem Frieden und der Ruhe des Hauses, und wenn nicht sich selbst, so müsse sie es dem Kinde zu Gefallen tun, das Kind werde mit jedem Tag älter, es sei ein gescheidtes Kind, und es werde gar bald auch anfangen zu merken, daß im Hause irgend etwas nicht recht sei, es sei dies für die Zukunft des Kindes gefährlich, wenn es unter einer solchen Spannung heranwachse, und was denn aus dem Nannerl werden solle, wenn es den Vater immerfort traurig sieht, wie das Kind mit der Zeit selber verdüstert werden müsse, und das alles müsse anders werden; und es könne anders werden, wenn Marie sich nur ein Herz fassen und ihn einmal nur

recht fragen wolle, und was denn überhaupt dran sei, wenn sie ihn frage, er werde sie nicht fressen und dergleichen noch mehr in dieser Art. Sie bestürmten Marien solange und so heftig, bis sie ihnen versprach, ihr Schweigen zu brechen und Josef um die Ursache seines Kummers zu fragen.

„Recht so," sagte der alte Niederhuber, „heraus muß es; wir wollen wissen, was es gibt."

„Und wenn er vielleicht gar bereut, daß er Christ geworden ist," sagte Honza.

„Red kein' solchen Unsinn" — unterbrach Brigitte den Fleischhauergesellen, der schon der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Gedankens ein Gräuel war, „red mir kein' solchen Unsinn, Honza! Bereuen wird er's! Von wessen wegen? hat er denn nicht erreicht, was sein Herz verlangt?"

„Doch manches auch verloren, was sein Herz nicht weniger verlangt," warf Honza leicht hin und ging.

Marie aber mußte nochmals das Versprechen geben; Niederhuber und Brigitte waren nicht früher beruhigt. Sie war auch entschlossen, ihr Versprechen zu halten und wartete nur auf eine passende Gelegenheit. Diese sollte nicht lange ausbleiben. Nannerl war bereits im vierten Jahre, und die Mutter hatte den Zeitpunkt, da das Kind fähig wurde, von den Dingen der Außenwelt einiges zu erfahren, nicht verabsäumt, dessen Gedanken auch nach oben, nach dem Himmlischen zu lenken. Sie hatte das Mädchen das Kreuz schlagen gelehrt und ihm früh morgens, wenn es erwachte, und abends, wenn es zu Bette ging, das „Vaterunser" und den „englischen Gruß" vorgesagt, wie es jede christliche Mutter tut, um ihrem Kinde frühzeitig die Ahnungen einer überirdischen Welt und einer übersinnlichen Macht in das Gemüt zu pflanzen.

Eben geschah es nun wieder, daß Marie dem Kinde, die Hände gefaltet, aufrecht im Bette stand, das „Vaterunser" und „Gegrüßt seist du Maria" Wort für Wort vorsagte und von dem Kinde jedes Wort nachsprechen ließ, als Josef, der den Kopf in die Hand gestützt, am Tische saß, einen leisen Seufzer vernehmen ließ. Wie sollte er nicht seufzen, der arme Mann! Wie sollte ihm da nicht wieder die Erinnerung heraufsteigen an jene längst entschwundene selige

Digitized by Google

Kinderzeit, da er selber vor dem Schlafengehen so im Bette stand, und seine Mutter ihm das Abendgebet ebenfalls Wort für Wort vorsagte. Und wie hat doch das Gebet aus seiner Kinderzeit, das erquickend von den Lippen seiner Mutter floß, ganz anders geklungen als diese Worte, die sein liebes Kind da nachsprach, und die ihn so fremdartig berührten, als ob er selber sie niemals noch gesprochen hätte, weil er von ihrem Inhalt niemals ernstlich getroffen worden war. Wie klang doch das Gebet aus seiner goldenen Kinderzeit? er hatte es noch im Gedächtnis, freilich konnt er's noch nicht vergessen haben, denn er summte es vor sich hin: Der Engel, der mich erlöset hat von allem Bösen, er segne alle Knaben — mich hat er nicht gesegnet! — sprach eine Stimme in seinem Innern — mich hat er verflucht! — und bei diesem Gedanken entrang sich seiner Brust der Seufzer, der von Marien nicht ungehört blieb. Sie beendigte vorerst das Gebet mit dem Kinde, legte es dann, gab ihm noch einen Kuß zur „guten Nacht“, trat dann leise zu ihrem Manne und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Josef!“ sagte sie, „sag mir doch, was hast du, das dich alleweil so traurig macht?“

„Was willst du, Marie,“ erwiderte er, „ich bin nun einmal kein lustiger Mensch.“

„Kein lustiger Mensch! Josef! verlang ich denn von dir, daß du im Zimmer herumspringen sollst? Wärst du nur gut aufgelegt, nur heiter!“

„Ich bin nun einmal auch kein heiterer Mensch! Was kann denn ich dafür, wenn ich nun einmal so bin?“

„Und doch hat es eine Zeit gegeben, wo du heiter warst!“

„Du irrst dich. Diese Heiterkeit hab ich erst in deiner Gegenwart gewonnen.“

„Und kannst du sie nicht jetzt auch in meiner Gegenwart gewinnen? was ist denn zwischen uns vorgegangen? hab ich mich denn gegen dich verändert?“

„Verkenn mich nicht, Marie! glaub mir, es tut mir weh, wenn ich dich leiden sehe.“

„Und wie es mir erst ums Herz ist, Josef, wenn du so trüb, so traurig dasitzt, kein Wort sprichst, und alleweil so in dich hinein-

Digitized by Google

brüten tust. So geh, red doch, schütt doch dein Herz aus! Was drückt dich, mir, deiner Marie, wirst du es doch sagen können."

„Laß es gut sein, Marie. Du weißt, ich liebe dich mehr als mein Leben! Begnüge dich damit, daß du weißt, du hast von jeher alles getan und tust auch jetzt noch alles, was in deiner Macht steht, mich glücklich zu machen."

„Und doch gelingt es mir nicht"

„Daran trägst du nicht die Schuld."

„Ach könnt ich dich glücklich sehen, wahrhaft glücklich."

„In dir und in unserem Kinde bin ich es!"

„Doch nur auf kurze Augenblicke!"

„Die aber eine Ewigkeit von Leiden aufwiegen! Sei ruhig, Marie. Ich bin glücklich, wenn ich es auch zu sein nicht scheine."

„Ach, wenn ich das nur sicher wüßte."

„Glaubst du mir nicht, Marie? ist dir mein Wort nicht Sicherheit genug?"

„Wenn dein düsterer Blick, deine traurige Miene dein eigenes Wort bestreitet."

„So glaube meinen Worten mehr als meinen Blicken."

„Ich möcht so gern beides im Einklang sehn."

„Gibt es denn einen Menschen auf dieser Welt, dem alles so nach Wunsch geht. Ich hab dir ja schon gesagt: Was kann ich dafür, wenn ich nun einmal so bin."

„Ich mach dir ja keine Vorwürf, Josef."

„Ich hab's auch nicht so genommen; deshalb beruhige dich, und verbittere dir selber nicht die Stunden dadurch, daß du mich nicht für glücklich hältst."

„Wie gut du bist. Sieh, wenn du so gut zu mir sprichst, das macht mir einen Eindruck wie von keinem andern Menschen, selbst nicht von meinem Vater; du beruhigst mich gleich, — die anderen Leute regen mich nur noch mehr auf. Sieh, wie sie schläft, wie schön, was für ein gesunder Schlaf. Wenn ich dich nur einmal so gesund, so fest könnt schlafen sehen, ich glaub alleweil, du hast dir den Schlaf ganz abgewöhnt. Wenn ich bei Nacht aufkomm, bist du immer wach, wenn ich mich nur reg."

„Dafür ist es eben ein Kind."

Digitized by Google

„Ja, Gott erhalt es. Weißt, Josef, der Vater hat uns für die nächste Weihnacht wieder eingeladen, wie immer bisher, ich hab aber gedankt und hab's nicht angenommen."

„Nicht angenommen? warum?"

„Warum? weil wir heuer selber ein' Christbaum anrichten — hab ich gesagt — unser Nannerl wird jetzt vier Jahr alt — hab ich gesagt — und da gebührt sich's schon, daß wir dem Kind zu Haus die Freud machen, und da hab ich den Vater und den Honza und die Brigitte für den Christabend zu uns geladen. Es wird dir doch recht sein?"

„Gewiß, Marie. Wie sollte mir nicht recht sein, was du tust?"

Und so saßen an diesem Abend die beiden glücklichen Ehegatten noch lange nebeneinander im traulichen Gespräch. Einen so schönen Abend hatte Marie schon lange nicht gehabt, so recht herzlich hatte sie sich mit ihrem Josef schon lange nicht ausgesprochen, und so dankte sie innerlich dem guten Vater, der alten Brigitte und dem drängenden Honza, welche sie zu dieser Herzensergießung förmlich getrieben hatten. Die Kerze war ganz herabgebrannt, so sehr hatten sie sich verplaudert. Sie wußten gar nicht, wo ihnen der lange Winterabend hingekommen und wie die Zeit so schnell dahingeflossen; der Zeiger wies beinahe auf Mitternacht. So legten sie sich denn nieder und schliefen mit dem kleinen Nannerl um die Wette.

Es war ein schöner, freundlicher Wintermorgen; die Stimmung des gestrigen Abends hatte in den Herzen der beiden Ehegatten noch fröhlich nachgeklungen, und die hell scheinende Wintersonne, welche die weiten Schneeflächen beglänzte, stimmte gar wohl zu dem freudighellen Gesichtchen des kleinen Nannchens. Das Mädchen freute sich schon jetzt auf die Bescherung des Christkindes, welche der Abend bringen sollte, denn die liebliche Weihnacht war da. Und nun ereignete sich jener Vorfall, der zu Beginn unserer Geschichte erzählt wurde, jener Vorfall, da das Kind in seiner Unbefangenheit den Vater mit neugierigen Fragen über das Christkindlein bestürmte, mit Fragen, auf welche der dadurch wieder traurig gewordene Mann zu antworten nicht das Herz hatte, jener Vorfall, der dem Weibe nun endlich die Augen öffnete und die volle Klarheit verschaffte, wie fremd Josef dem Christenglauben noch gegenüberstehe, wie groß das

Digitized by Google

Opfer sei, welches er ihr mit dem Übertritte in das Christentum gebracht, und wie wenig er die Kraft besitze, ein solches Opfer mit jedem neuen Tage seines Lebens zu wiederholen.

Der Christabend kam heran; der alter Niederhuber, Brigitte, Honza und noch andere Verwandte und Bekannte, welche geladen waren, hatten sich bereits eingefunden. Josef bestrebte sich, zu tun, wie Marie ihm geheißen hatte, er zwang sich zur Heiterkeit, so gut er es vermochte. Die Lichtlein am Christbaume waren angezündet, Nannerl war geblendet von der Pracht und Herrlichkeit und konnte sich nicht satt sehen. Die Festlichkeit nahm ihren Verlauf unter Ernst und Scherz. Man erinnerte sich an den Christabend vor fünf Jahren, Brigitte tat sich noch immer sehr viel zugute auf den Einfall, den sie damals gehabt, die Braut als Christgeschenk für den Bräutigam an den Christbaum zu binden, Honza zog sie auf wegen der langen Rede, die sie damals gehalten und in der sie zu beweisen gesucht, daß sie nicht viel reden könne, und so ging es denn fort, der eine erinnerte an dies, der andere an jenes, nichts wurde vergessen und alles ging ganz prächtig von statten. Es war fast Mitternacht, ehe man auseinander ging.

Am andern Morgen aber sagte Marie zu ihrem Manne: „Ich bin mit dir zufrieden, Josef, du hast dich gestern gut gehalten! Ich habe dir den Zwang angesehen, den du dir auferlegt hast, ich danke dir dafür! Aber jetzt hör mich an, Josef! Ich kann es nicht ertragen, dich leiden zu sehen; ich kann es nicht dulden, daß du unter dem Zwang, unter dem du jetzt schon fünf Jahre lang ein elendes Leben führst, fortlebst! Das muß ein Ende haben, Josef! Das muß aufhören! Kehr zurück, Josef, zu dem Glauben deiner Väter!“

„Marie!“ rief Josef erschreckt.

„Ja, Josef! du mußt diese Maske abwerfen, unter der es dir nun einmal doch nicht wohl werden will!“

„Aber Marie! du stößest mich von dir? was hab ich dir denn getan?“

„Wer sagt, daß ich dich von mir stoße? wer sagt das? Ich will gar nichts anderes, als daß du zurückkehrst zu dem Glauben deiner Kindheit!“

Digitized by Google

„Und du, Marie?“

„Ich werde dir folgen, wohin du gehst, bis an das Ende der Welt! bis wir eine Stätte finden, wo du deinem, ich meinem Glauben nachleben darf!“

„Marie,“ rief Josef, „was rätst du mir! du, eine fromme Christin!“

„Vor allem bin ich dein Weib, bin Mutter! dir gehöre ich an, wohin du gehst, muß auch ich gehen; was dein Friede notwendig macht, muß auch mir gefallen. Was soll aus unserem Kinde werden, wenn die elterliche Liebe seiner Jugend fehlt und Zweifel, Mißtrauen statt Vertrauen und gläubige Zuversicht in seine junge Seele gepflanzt werden? Nein, Josef, ich sehe, welche Verwirrung die Erinnerungen deiner Kindheit in deine Seele gebracht haben; laß uns unser Kind davor bewahren; suche dir einen andern Ort, wo du den Einwirkungen, unter denen du bisher geseufzt hast, überwinden kannst, und tue, was der Friede deiner Seele fordert.“

„Und du kannst dich von dem Orte deiner Geburt, von deinem Vater trennen?“

„Mein Vater wird mich nicht verdammen, wenn ich meine Pflicht tue; das Weib aber hat eine oberste Pflicht, zu ihrem Manne zu stehen und bei ihm auszuhalten in Bedrängnis, Not und Gefahr bis an den Tod!“

Kurze Zeit darauf erzählte man sich in dem Dorfe, daß Josef sein Haus verkaufen werde. Der alte Niederhuber war billigerweise erstaunt, eine ihn so nahe berührende Neuigkeit aus fremder Leute Mund zu vernehmen, und er schenkte dem Gerücht auch keinen Glauben. Die alte Brigitte schlug die Hände über dem Kopf zusammen über die Bosheit der Leute, und was solche Müßiggänger, die dem lieben Herrgott den Tag stehlen, nicht alles für freche Lügen aushecken und aussinnen. Selbst Honza, dessen Blick in den meisten Fällen weiter reichte als der seiner Umgebung, schwur in seinem Ärger, es solle ihm nur niemand mit solchen Ammengeschichten in die Fleischbank kommen, er sei imstande und haue so einem frechen Maul mit dem Hackmesser den Schädel ein — und doch war das Gerücht keine müßige Erfindung. In aller Stille war der Verkauf vor sich gegangen, und während der Niederhuber spöttisch lächelte,

Brigitte sich verwunderte und Honza sich ärgerte und fluchte, daß man über Josef solche Alte-Weiber-Geschichten in die Welte setze, war das Haus bereits grundbücherlich an den Käufer übertragen und eingezeichnet. Josef und Marie hatten die Vorbereitungen zu ihrer Abreise in aller Heimlichkeit veranstaltet und hatten sie endlich mitten in tiefster Nacht, wo alles im festen Schlafe lag, ins Werk gesetzt. Als ob sie Verbrecher wären, flohen sie aus ihrer Heimatstätte unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels, und waren weit, weit fort, als sich das Gerücht von ihrer plötzlichen Abreise, das die früheren Gerüchte an Merkwürdigkeit noch überbot, des andern morgens im Dorfe verbreitete. Da brauchte nun nichts mehr auf ein eitel Geschwätz und Gerede gegeben werden, es konnte sich jeder, der Lust hatte, mit eigenen Augen überzeugen, daß von einem Josef, von Marien, sowie von dem kleinen Nannchen nichts zu sehen und nichts zu entdecken war. Nicht nur das Haus war verkauft, sondern auch alles, was sich darinnen befand: Tische, Bänke, Stühle, Schränke und Kästen, Betten und Gerätschaften, kurz alles, was zur Einrichtung eines Hauses gehört, und womit sich die Flüchtigen auf der Reise nicht abschleppen konnten. Alles stand da und gaffte das Haus an, als ob da ein Wundertier zu sehen gewesen wäre. Der alte Niederhuber wußte weder, was er tun, noch was er denken solle, ob er wache oder träume, Brigitte suchte jeden Winkel aus, um die Verlorenen auszufinden, als ob es sich hier um ein bloßes Versteckenspielen gehandelt hätte, Görg lachte höhnisch und voll Schadenfreude, Honza aber stand erschüttert von dem mächtigen Eindruck, den das Ereignis auf ihn gemacht.

Den alten Niederhuber, den guten Vater, so zu hintergehen, ihn zu verlassen, zu fliehen, ohne ihm ein Wort des Abschiedes zu sagen, ohne eine Zeile zurückzulassen, die ihm zur Aufklärung des rätselhaften Tuns und vielleicht auch zum Troste hätte dienen können, das hatte er von Marien, das hatte er von Josef nicht erwartet. Mit stiller Demut hatte Honza zu Marien stets emporgeschaut, mit gläubigem Vertrauen hatte er sich ihrem Manne, dem guten Josef hingegeben, und nun diese beiden — Josef ein Verräter, Marie eine Verräterin! Dies war zu viel, dies mußte seinen Glauben an die Menschheit aufs tiefste erschüttern! Wie gern war er hingegangen

Digitized by Google

und hätt' es ausgerufen in alle Welt, daß man allenthalben es hören konnte: Was steht Ihr da, ihr Gaffer? was wollt Ihr denn? was gibt's denn da zu staunen? hat in seinem Leben noch kein Mensch ein Haus verkauft? und sieht dies Haus denn heut etwa anders aus als gestern und vorgestern? und hat sein Lebtage Keiner eine Reise gemacht? weil's kalt ist? was ist denn mehr? Ist denn jeder so ein Faulpelz, wie Ihr es seid? — ja, wie gern hätte er dies und ähnliches dem gaffenden Volke zugerufen, wenn er es nur aus innerster Überzeugung hätte tun können. Er konnte ihnen nicht Dinge vormachen wollen, an die er selbst nicht glaubte. Sie waren heimlich entflohen, Josef und Marie, heimlich! Was ließ sich da bemänteln und vertuschen! Die Tatsache lag nun einmal da offen vor aller Augen und ließ sich nicht wegleugnen und nicht wegräsonnieren.

Wohin? wohin sind sie denn? Dies war die Frage, die auf aller Lippen schwebte, und auf die niemand eine Antwort zu geben wußte. Ja, wenn man das gewußt hätte, Honza wäre ihnen nachgeeilt, er hätte sie eingeholt und zu seinem Meister zurückgebracht. Er ist Mann genug dazu, ihm ein solches Kunststück zuzutrauen. Aber wohin? Kein Bauer im Orte hätte ihm Pferde eingespannt, Josefs eigne Pferde standen im Stall und waren eben auch verkauft mit Haus und Hof. Und doch müssen sie Roß und Wagen zur Verfügung gehabt haben und können nicht zu Fuße auf und davon gegangen sein. Es war ein vollständiges Rätsel, worüber sich die Leute den Kopf zerbrechen konnten, aber sie brachten bei alledem nichts heraus.

Man hoffte Aufklärung von der Zeit, und die Zeit erfüllte, was man von ihr gehofft. Aufklärung brachte sie, leider nicht auch Trost zugleich. Nach mehreren Wochen erhielt der alte Niederhuber ein Schreiben von seinen Kindern. Es kam gar weit her dieses Schreiben, es kam aus Amsterdam. Marie berichtete in wenigen, aber eindringlichen Worten, wie unerträglich ihr der qualvolle Zustand ihres Mannes gewesen sei, und wie sie kein andres Mittel zu seiner Rettung gesehen habe, als ihn fern von den beengenden Eindrücken seiner Umgebung in sich selbst gesunden zu lassen. Sie bat den Alten um Verzeihung wegen des Schreckens, den sie ihm

durch ihre Flucht bereitet, aber das Heil ihres Mannes und ihres Kindes habe ihr zu sehr am Herzen gelegen.

Der alte Niederhuber schrieb auf den Brief keine Antwort; er schwieg still, und hatte auch nicht gern, daß man mit ihm von der Sache rede. Brigitte konnte sich freilich nicht so leicht ein Blatt vor den Mund nehmen; an der Art, die wir an ihr kennen zu lernen schon manche Veranlassung hatten, ließ sie sich auch über die Angelegenheit aus und schimpfte recht derb und weidlich über die nichtsnutzige Zeit, über den Leichtsinn der Welt, und wie das alles in früheren Zeiten ganz anders zugegangen. Brigitte hatte, wie die Leute draußen auf dem Dorfe von ihr sagten, das Maul auf dem rechten Fleck und sprach immer grad von der Leber weg; auf Honza aber machte der stille Kummer seines Meisters einen größern und tiefern Eindruck als Brigittens Wortschwall und als alle ihre Deklamationen von Heidentum und Teufel und Hölle, Flamme und Scheiterhaufen. Aber er sprach nicht viel über die Sache, und darin glich er allerdings seinem Herrn und Meister; nur konnte er sich nicht enthalten, die Sache, wie es nun einmal in seiner Natur lag, auch vom humoristischen Standpunkt anzuschauen und dabei die Bemerkung fallen zu lassen, daß sich nun doch auch wie im Evangelium Josef und Marie auf der Flucht, und wenn auch nicht auf der Flucht nach Ägypten, so doch auf der Flucht nach Amsterdam befunden hätten.

* * *

Aber nicht nur ins Dorf hinaus, auch in die „Gasse“ war ein Brief aus Amsterdam gekommen, welcher die merkwürdige Neuigkeit mitteilte. Josef hatte ihn an seine Mutter gerichtet, und diese, welche wegen Schwäche der Augen schon seit einiger Zeit selbst auf ihre Lieblinglektüre aus dem Menorath-hamoor verzichten mußte, ließ sich das Schreiben von Finkel vorlesen. Der Brief lautete, wie folgt:

„Geliebte und teuerste Mutter-Leben bis zu hundert Jahren!

Wie soll ich es anfangen, vor dich hinzutreten und Dich für all den Kummer, den ich dir Jahre hindurch bereitet hab', um Ver-

zeihung zu bitten, womit soll ich mich rechtfertigen für das Leid, das ich dir zugefügt, und den Schmerz, den ich über euch alle heraufbeschworen? Mein Kopf schwirbelt mir vor Gedanken, die sich darinnen herumwälzen, und die Feder zittert in meiner Hand so stark, wie das Herz in meiner Brust pocht. Ich muß anfangen mit dem Ende, denn ich kann das Wort nicht länger zurückhalten; ich bin wieder, wer ich gewesen bin, ich bin zu dem Glauben meiner Kindheit zurückgekehrt. Ich wünsch' keinem, der mir Gut's gönnt, daß er es erfahren soll, was ich erfahren hab. Glaub mir, Mutter-Leben! Alles das, was mir Finkel, meine gute Schwester, wie sie zu mir gekommen ist, um mich abzuhalten, gesagt hat, alle Erinnerungen, die sie mir aufgezählt hat aus meiner Kindheit, alles das hab ich mir selbst gesagt, und wie sie da bei mir gesessen ist, und jedes Wort von ihr war ein Pfeil, den sie in das Herz hineingebohrt hat, da wär' ich ihr gern um den Hals gefallen und hätt' ihr gesagt: Ja, Finkel-Leben, du hast recht, komm, führ mich zurück zu meinen Eltern, führ mich heim zu ihnen, ich will tun, was sie von mir wollen. Aber da hab ich mir es vorgestellt, was ihr von mir habt haben gewollt, und es hat sich in mir das Herz im Leib herumgedreht, ich hab den Gedanken nicht ertragen können, daß ich sie, die ich einmal in mein Herz eingeschlossen hab, verlassen und vergessen soll! Ach, was ist das für eine Zeit für mich gewesen! Nun muß ich dir sagen, daß ich seit jener Zeit nur selten eine ruhige Stund gehabt hab. Wie ich die Nachricht von dem Tod des Vaters, der Friede soll mit ihm sein, erfahren hab, was ich mir da für Vorwürfe gemacht hab und wie mich das Gewissen gepeinigt hat, davon kannst du dir keine Vorstellung machen, und ich kann dir das nicht beschreiben. Ich hab ihn unter die Erd gebracht — hab ich mir vorgeworfen — ich bin es, der an seinem Tode schuld ist, der dir deinen Mann und meiner Schwester den Vater geraubt hat. Ach, was hab ich ausgestanden, wenn ich mir vorgestellt hab, wie ihr daheim auf der Erde sitzet und weint und trauert um den Hingeschiedenen und klagt mich an vor Gott, daß ich es bin, über den er sich in seinem Kummer das Herz abgegessen! Im Paradies soll er ruhen, und er ruht gewiß dort zur Belohnung für die Leiden, die er hier auf Erden ausgestanden und die ich ihm verursacht

hab. Wie weh hat es mir getan, daß ich nicht einmal um ihn hab trauern können, wie es sich gebührt, daß ich mich nicht hab können niedersetzen auf die Erd so wie ihr, daß ich mir nicht hab eine Kerieh geschnitten, wie hat es mir mein Herz zerrissen, daß ich, sein Sohn, ihm nicht hab können Kaddisch nachsagen!

Ich weiß noch nicht, wie ich das überlebt hab. Der Mensch kann mehr ertragen, als man meint, und Gott schickt ihm, wenn er auch noch so tief gefallen, seine Tröstungen. So hat er mir auch bald darauf mein Kind geschenkt, mein Channele. Leider hab ich ihr damals, wie sie ist geboren worden, nicht können diesen Namen geben, und was mir hätt ein Trost sein sollen, ist für mich nur eine Quelle neuer Traurigkeit geworden. Wie hab ich mich damals gefreut darüber, daß ihr nicht zur rechten Zeit eingetroffen seid, denn es wär mir ja doch unmöglich gewesen, von ihr zu lassen, selbst wenn sie mich vor deinen Augen verstoßen hätt. Aber ich hab diese Freude abgebüßt, Mutter-Leben; sie hat nicht lang gedauert, diese Freude, und ich hab seit der Zeit, wie ich dir schon geschrieben hab, nur selten eine ruhige Stunde gehabt. Aber ich will nun suchen, alle die Traurigkeit, die ich dir verursacht hab, zu vergelten, und ich hoff, Gott wird mir dazu seinen Beistand geben. Dein verirrter und rückkehrender Sohn Jossef."

Hatte die Nachricht aus Amsterdam auf dem Dorfe draußen die Gemüter in Aufregung versetzt und Zorn, Haß, Rachegefühl, Mitleid und Bedauern hervorgerufen, so war dies alles noch nichts, verglichen mit der Verwirrung, welche sie in der „Gasse" hervorrief. Daß ein Sohn aus der „Gasse" von seinem Glauben abgefallen, das war wohl ein harter Schlag, aber es ist so etwas in der Welt schon vor Josef vorgekommen; daß aber ein Mensch, der sich losgelöst von den Seinigen, zu dem Glauben seiner Väter wieder zurückkehrt, daß seine Frau, die Christin, nichts dagegen getan, das war etwas so Unerhörtes, daß man im Zweifel war, ob man es glauben dürfe. Allein was die Augen sehen, glaubt das Herz, und bald sollte den Leuten in der „Gasse" durch die Tatsache seiner persönlichen Gegenwart aller Zweifel an die Möglichkeit eines so außerordentlichen Falles benommen werden.

Es war am Abend des Purimfestes. Jakob Löb und Finkele,

Digitized by Google

das dreijährige Wolwele nnd die Großmutter Jittesch saßen bei Tische nach froh genossenem Mahle. Masken kamen und gingen, die einen mehr, die anderen mindere Aufmerksamkeit erregend, die einen länger, die anderen kürzer verweilend, je nachdem ihr Witz geeignet war, ein lustig angeknüpftes Gespräch in launiger Weise fortzuführen und weiterzuspinnen oder nicht. Unter anderm erschien eine Maskengruppe, bestehend aus drei Personen: aus Vater, Mutter und Kind. Die Tracht, in der sie erschienen, unterschied sich in auffälliger Weise von der aller anderen Masken und war geeignet genug, schon aus diesem äußern Grunde die Aufmerksamkeit auf deren Träger zu lenken. Denn während die meisten der anwesenden, ab und zu gehenden Masken sich ihre Verkleidung mit den einfachsten Mitteln herzustellen gewußt hatten, wie beispielweise mit einem umgewendeten Pelz mit dem Futter nach der Außenseite, oder mit einem aus Flachs gemachten langen Barte, zu dem sich ein Weiberanzug als Kontrast gesellte, und ähnlichen dergleichen leicht herbeizuschaffenden Behelfen, glänzten die drei Masken, welche die Gruppe von Vater, Mutter und Kind bildeten, durch die Pracht der bunten, fremdländischen Anzüge, durch die langen, herabwallenden Gewänder in hellen Farben, durch die strahlenden Gürtel um den Leib, durch die in die weiß und rot verzierten Turbane auf ihren Häuptern allen Anwesenden in die Augen. Man bot ihnen Wein und Backwerk, sie nahmen bescheiden, ohne mit widerlich klingender verstellter Stimme zimperlich abzulehnen. Man besah die Masken von allen Seiten, ging um sie herum, betrachtete sie von rechts und links, nahm ihnen die Hände, um irgend ein Merkmal zu erspähen und zu erkennen, wer sie seien. Die Masken ließen ruhig alles mit sich geschehen, nur wenn jemand dreist genug war, in seiner Neugierde seine Visitationen bis auf die Larve auszudehnen, dann erfuhr er eine entschiedene Abwehr, die ihn von jedem weitern derartigen Versuche eines gewaltsamen Eindringens in das Maskenrecht und die Maskenfreiheit abzuhalten kräftig genug war.

Finkel, die Frau des Hauses, sprach: „Nun liebe Masken, ihr seht, daß unser Erraten vergebens, also demaskiert euch!“

„Man muß eine Sache nicht so leicht aufgeben, wenn sie auch

schwierig zu erreichen scheint," sagte die eine der drei Masken, und zwar die weibliche.

„Sprichst du, liebe Maske, mit dieser Meinung ein eigne Erfahrung aus?"

„Ich könnte nicht mit eigner Erfahrung prahlen, wenn diese Meinung nicht älter wär, wie ich selber bin.

„So scheint es, das du dir auf deine Jugend mehr als auf deine Erfahrung zugute tust."

„Wenn ich bloß jünger sein will als jene Meinung, könnt ich noch immer so alt sein wie Methusalem, oder wenigstens wie deine Urgroßmutter."

„Doch möcht ich lieber deine Schwester sein, als deine Urenkelin."

„Wie, wenn ich dich jetzt gleich beim Wort nähme?"

„So sollst du finden, daß du dich in mir nicht getäuscht hast."

„Ich tät's, wenn unser Spiel ein gleiches wär. Du könntest aber leicht dabei zu kurz kommen, denn ich sehe, was ich kaufe, du aber siehst es nicht."

„Du irrst, liebe Maske. Was du an mir mehr siehst als ich an dir, das sind höchstens meine Gesichtzüge; im übrigen sehe und erkenn ich dich, wie du mich."

„Warum hast du denn verlangt, daß wir uns demaskieren sollen?"

„Brauch ich dir denn zu sagen, was eine Minute im Leben eines Menschen bedeuten und wirken kann?"

„So verlangst du es jetzt nicht mehr?"

„Wenn ich's tu, so tu ich's darum, weil jetzt die Maske nicht mehr nötig ist."

„Du glaubst also mich zu kennen?"

„Mutter!" rief jetzt Finkel hell auf, „und du kennst sie nicht? Du bist doch eine ganze Nacht mit ihr gefahren? Hast du sie denn nicht schon damals, ohne daß du es gewollt, in dein Herz eingeschlossen?

„Was?" rief Jittesch erstaunt.

„Da hast du ihn," sagte Finkel, „da steht er vor dir da, dein Sohn, dein längst beweinter Sohn mit Weib und Kind! Leugnet's, wenn ich nicht recht hab!"

Die Masken fielen. Mutter und Sohn, Schwester und Schwester lagen einander in den Armen, die Kinder drängten sich dazwischen, geführt von Jakob Löb, und die Gruppe löste sich nun auf, um sich in andrer Weise sogleich wieder zu gestalten, denn der Umarmungen zwischen den guten Menschen, die hier versammelt waren, gab es kein Ende.

Etwa vier Wochen nach diesem fröhlichen Purimfeste saß dieselbe Gesellschaft beim „Sedermahle“; es war Passahabend. Sie feierten bei ungesäuerten Broten das Fest des Auszuges der Israeliten aus dem Lande der Sklaverei. Auf dem Tische stand die mit dem in Servietten eingehüllten „Mazoth“ und anderen vorgeschriebenen Sachen, als da sind: bittere Kräuter, gebratenes Lammfleisch, gesottenes Ei u. dgl., wohlbeladene silberne „Sederschüsseln“, das schönste Symbol jüdischen Lebens und Empfindens, woran sich noch im späten Alter eines jeden Israeliten die weihevollsten Erinnerungen aus der Kindheit knüpfen, wie die Erinnerungen des Christen an den Christbaum am Weihnachtabend. Josef, zum Glauben seiner Väter, in seine alte teure Heimat zu Mutter und Schwester wieder zurückgekehrt, sollte das Glück genießen, nach langer Entbehrung dieses poetische Fest im Kreise der Seinigen wieder begehen zu dürfen. Marie, seine Gattin, sollte von dem Kreise nicht ausgeschlossen bleiben, der sie als liebende Tochter und Schwester freudig aufgenommen hatte.

Obenan am Tische saß Jakob Löb, der würdige Hausvater, das weiße Sterbegewand um den Leib gehüllt, ihm gegenüber, an der andern Schmalseite des Tisches, Josef. Die beiden Breitseiten des Tisches wurden von den drei Frauen und den beiden Kindern eingenommen. Die beiden Männer füllten die silbernen Becher mit Wein. Ein Becher wurde gefüllt und für den Propheten Eliah hingestellt. Nannerl sah allen diesen Vorrichtungen mit kindlicher Neugierde zu, und wie sie an jenem Tage vor dem Christabend nach dem Christkindlein gefragt hatte, so fragte sie jetzt auch nach dem Propheten Eliah, ob er denn wirklich kommen und den Wein, der da für ihn hingestellt worden, ganz allein austrinken werde. Der Vater gab lächelnd zur Antwort: „Ja! sei jetzt nur still, der Prophet Eliah wird schon kommen.“

Digitized by Google

Man hob die „Sederschüssel“ in die Höhe und sprach die schönen einladenden Worte: „Wer hungrig ist, der speise mit uns, wer bedürftig ist, der trete ein und feiere mit uns das Ueberschreitungfest!“ — und in diesem Augenblicke war es Josef, der dem Fenster gegenüber saß, als hätte er an dem Fenster ein Gesicht gesehen, das mit unheimlicher Miene hereingrinste. Er faßte sich, warf noch einen Blick nach dem Fenster, aber die unheimliche Gestalt war verschwunden; es war ein Traumbild, eine Phantasie, die plötzlich, wie sie aufgestiegen, wieder in ihr Nichts zerronnen war.

Nun wurde der ganze Hergang von dem Auszuge der Israeliten aus Ägypten nach Brauch und Vorschrift erzählt. Wie unsere Vorväter anfangs Götzendiener gewesen, wie Abraham den einen einzigen Gott erkennen konnte, wie seine Nachkommen, die Söhne Jakobs, nach Mizraim gezogen, und wie sie dort geknechtet wurden unter Pharao und aufschrieen zum Himmel, daß Gott ihre Stimme gehört. Wie der Ewige über Mizraim die zehn großen Plagen gebracht und unsere Vorväter herausgeführt aus dem Lande der Knechtschaft. Hieran reihten sich Lob- und Jubellieder, die Psalmen und Dankgebete an den, der Israel erlöset hat.

Und nun folgte die fröhliche Mahlzeit. Während des Essens würzten heitere Gespräche das Mahl und Nannchens wiederholte Frage, ob denn der Prophet Eliah bald kommen werde und warum er denn noch immer nicht komme, war bald scherzhaft, bald ernsthaft von einem oder andern der Anwesenden beantwortet worden.

Die Zeit rückte vor; die Mahlzeit war vorüber, man sprach das Tischgebet und schickte sich an, die zweite Hälfte des Sederfestes mit Lob- und Dankliedern zu begehen.

„Jetzt,“ sagte Josef zu dem Kinde, „jetzt, Nannerl, geh hin und mach die Tür auf, daß der Prophet Eliah hereinkommen kann.“

„Ich fürcht mich,“ sagte das Kind, „ich fürcht mich; ich trau mich nicht!“

„Fürchten tust du dich vor dem Propheten Eliah? sagte der Vater lächelnd und erhob sich vom Stuhle, schritt der Tür zu, um sie zu öffnen.

In dem Augenblicke, da er sie öffnete, fiel ein Schuß, und Josef sank tötlich getroffen zur Erde.

Digitized by Google

„Herr der Welt!" riefen zugleich Jittesch, Finkel und Jakob Löb.

„Jesus Maria! er stirbt!" rief Marie, da sie den geliebten Mann zu Boden stürzen sah. Alle waren vom Tische aufgesprungen, die Kinder fingen an zu weinen, Marie warf sich auf den Leichnam; aber es war vorbei, sie konnte ihn nicht ins Leben zurückrufen. Die Verwirrung wurde allgemein, es wurde Lärm gemacht, Nachbarn kamen durch den Schuß erschreckt herbei.

„Wo ist der Mörder? Wo? wo?" dies war der allgemeine Ruf, und in dieser allgemeinen Verwirrung bemerkte man nicht, daß Marie das Zimmer verlassen und sich fortgeschlichen habe. Endlich fiel ihre Abwesenheit doch auf, man rief nach ihr. „Wo ist Marie? wo ist sie hingekommen? Sie war ja den Augenblick noch da! Weh geschrieen, daß ich das erlebt hab!"

Solche Rufe der Verzweiflung brausten durcheinander. Man griff nach Lichtern, man leuchtete hinaus, in das Vorhaus, auf den Hof, nirgends eine Spur der Entflohenen, alles Suchen vergebens. Da warf Finkel zufällig einen Blick in den Brunnen, der im Hofe stand, und fuhr zusammen mit dem Rufe: „Schema Jisrol! was hab ich gesehn!" Der Ruf lockte die Menge herbei, man sah in den Brunnen hinab und Grausen erfaßte sie alle: Marie hatte sich in den Brunnen hinabgestürzt.

Sie ward mit Anstrengung heraufgezogen, aber nicht mehr zum Leben. Sie war tot. Das treue Weib war dem geliebten Gatten verzweiflungvoll in den Tod gefolgt. Man legte die beiden Leichen nebeneinander, hier hatte die große Unruhe ihrer Herzen ein Ende.

Honza stellte sich selbst dem Gericht. Er wollte der Strafe der weltlichen Gerechtigkeit nicht entgehen. Man brachte ihn an den Ort der Freveltat. Da er Mariens Leiche neben der Leiche Josefs erblickte, brach er, der starre Mann, in bittere Tränen aus: „O Marie! Marie! göttliches Wesen," rief, er, „das hab ich nicht gewollt! Ich habe dich geliebt, wie kein andrer auf dieser Welt. Warum hast du deinem alten Vater das angetan!"

Der alte Niederhuber war auf die grauenerregende Nachricht von dem Tode seines Kindes herübergekommen, und da, an den entseelten Hüllen der beiden Kinder, die auf Erden der Qualen so viel erduldet, reichten sich der alte Niederhuber und die alte Jittesch die Hand.

Digitized by Google

„Wir beide," sagte die Frau zu Meister Niederhuber, „haben einander nichts vorzuwerfen. Gott hat uns beide heimgesucht, es ist sein göttlicher Wille, und wir müssen es ertragen. Wir zwei aber stehen einander jetzt näher, als wir einander bisher gestanden. Denn was uns bisher von einander getrennt hat, unsere Kinder, die sind tot, aber was uns jetzt verbindet, das ist unser gemeinsamer Schmerz um die Verlorenen und — unser gemeinsamer Trost in diesem Enkelkind."

„Darf ich denn jetzt noch ihr Großvater sein?" fragte Niederhuber betroffen.

„Ja," gab Jittesch zur Antwort, „ja, Meister Niederhuber! Ihr sollt ihr Großvater sein und bleiben! Ich will sie erziehen, aber ich will sie euch nicht entfremden, aber hoffen wir zu Gott, daß sie einmal glücklicher wird, als es ihre Eltern gewesen sind."

Schweigend schüttelte der alte Niederhuber die Hand der alten Jittesch und ging seiner Wege.

Jittesch und Finkel aber setzten sich zum dritten Mal auf die Erde.

Digitized by Google

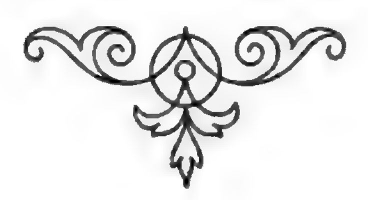
Eduard Kulke's erzählende Schriften

herausgegeben von

Dr. Friedrich S. Krauss.

III. Band.

Schnurrige Käuze.



Leipzig
Deutsche Verlagsactiengesellschaft.
1906.

Alle Rechte vorbehalten.

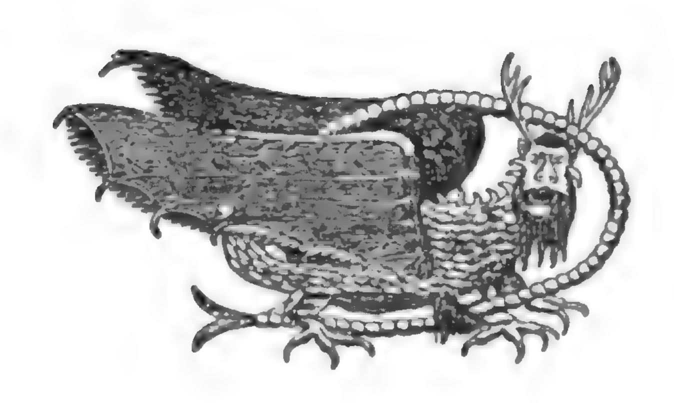
Digitized by Google

Schnurrige Käuze.

Kurze Erzählungen

von

Eduard Kulke.



Leipzig
Deutsche Verlagsactiengesellschaft
1906.

Inhalt.

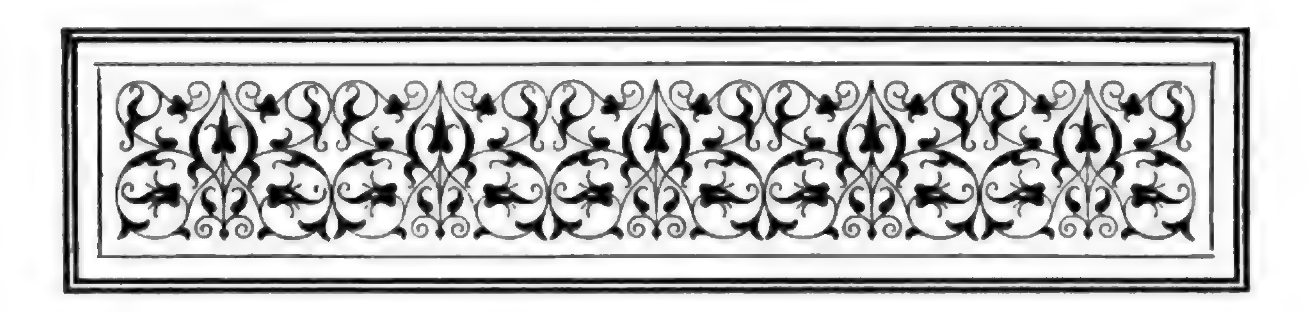
Seite

1. Pater Johannes. Eine Klostergeschichte 7
2. Der Hexenmeister. 19
3. Die Beschämte. 34
4. Die Prophezeiung 37
5. Besser als alles. 40
6. Ein triftiger Grund. 41
7. Ein Urteilspruch 42
8. Nun, ist Gott gerecht? 43
9. Zur Vermeidung eines Mißverständnisses. 45
10. Die zwei Teufeln Mosis. 45
11. Wirkung des Branntweins. 47
12. Deutsch oder jüdisch? 48
13. Das werd ich auch essen! 48
14. Verschämte Armut. 49
15. Die Partie mit Gott 50
16. Ein Bild der Welt. 50
17. Die Predigt über Korah. 51
18. Die einzige Predigt. 51
19. Worauf sich der Prediger stellt. 52
20. Das heißt ein Verstand! 52
21. Das Kukele ist ein Wunder. 54
22. Ein Brief an Gott. 55
23. Gawriele Stuffer. 61
24. Damit der Rabbiner bleibe. 62
25. Beweis, daß man nicht barhäuptig herumgehen darf. . . 62
26. Von der Sünde freigesprochen. 63
27. Er hat sich zu helfen gewußt. 63
28. An der Himmelpforte. 63
29. Der Winterrock. 66
30. Die Mitgift. 73
31. Ein gewonnener Prozeß. 78

Digitized by Google

Seite
32. Vereitelte Badereise 91
33. Drei Buchstaben. Ein Kapitel Adelphilosophie 97
34. Demetrius 103
35. Eine Vergnügungfahrt 113
36. Wie man zu seinem Shakespeare kommt 116
37. Winrad und Reyam. Die Philosophen von Schönbrunn . . . 120
38. Der Hund des Pfarrers. 124
39. Ein Künstler 128
40. Vom Rabbi Markus Benedikt 134
41. Der Menschenfeind. 138
42. Ein literarisches Kuriosum 148
43. Ein Judenhasser und die vierte Dimension 151

Digitized by Google



Pater Johannes.

Eine Klostergeschichte.

In dem breiten und geräumigen Garten, der sich hinter dem Kloster weit hinauf bis an den Wald erstreckte, ergingen sich an dem angenehmen Sommerabend bei lieblichem Mondschein die Mönche, die den Tag über in ihren Zellen zugebracht, um sich in der erfrischenden Abendkühlung zu laben. Der eine blieb bei einem zierlichen Beete stehen und betrachtete mit Vergnügen die Blumen, die der kunstsinnige Gärtner nicht ganz ohne seine Beihilfe zum Ergötzen für das Auge hierher gepflanzt. Ein anderer hob mit Neugierde einen Stein vom Boden auf, der ihm schon von ferne entgegenblinkt und dem er sich jetzt genähert, und schien sich zu verwundern, wie dieser dem hiesigen Boden ganz fremde Gast wohl seinen Weg hieher gefunden haben mochte. Ein dritter stand bei dem in der Mitte des Gartens künstlich angebrachten Teiche und erheiterte sich an dem sanft gekräuselten Wellenspiel, das die vom Winde leise bewegte Oberfläche des Wassers darbot. Wieder ein anderer hemmte den Schritt und stand stille, zu lauschen, um aus dem Gesange den Vogel zu erkennen, der sich zu dieser Zeit eben vernehmlich hören ließ. Dort konnte man eine Gruppe Mönche bemerken, die über eine dunkle Stelle in einem Kirchenvater nicht einerlei Meinung zu sein schienen, denn es gab ein gar lebhaftes hin und her und für und wider der Ansichten, da aber, in dieser anderen noch größeren Gruppe von Geistlichen herrschte ziemliche Stille und es wurde nur leise geflüstert, man hatte hier von der

Digitized by Google

bevorstehenden Abtwahl gesprochen, und jeder mochte wohl nur geheim seinem vertrauten Freunde den Namen nennen, dessen Träger er für würdig erachtete, der Nachfolger des verstorbenen, von allen geliebten Abtes zu werden. Soviel war den meisten von ihnen klar, daß die Wahl nur zwischen Pater Augustin und Pater Hieronymus schwanken könne. Beide Männer hielten sich an Gelehrsamkeit so ziemlich die Wage und hatten sich um das Kloster Verdienste erworben, die, gegeneinander gehalten, nicht leicht dem einen vor dem andern einen Vorzug verstatteten. Die beiden gelehrten Männer, Pater Augustin und Pater Hieronymus waren nicht in den Garten gegangen, sondern in ihren Zellen geblieben. Man konnte vom Garten aus Pater Augustin, am Fenster sitzend, bei Mondschein lesen sehen, ebenso wie man das Fenster des Pater Hieronymus beleuchtet sah, der die stille friedliche Lampe dem mit spärlichem Lichte leuchtenden Himmelkörper vorzuziehen schien. Dort aber, nahe an der Türe des Klostergartens saß auf einer niederen Steinbank einsam ein Mönch und blickte, wie es schien, an nichts denkend, zum Himmel empor. Dieser Mönch hieß Pater Johannes.

Pater Johannes war ein gutmütiger Mann im Alter von ungefähr fünfzig Jahren. Er besaß keinerlei Art von Gelehrsamkeit, dafür aber die Tugend der Demut in höherem Grade als seine geistlichen Brüder. Seine Hauptmaxime bestand darin, sich so wenig wie möglich bedienen zu lassen, und das, was er mit eigenen Händen verrichten konnte, keinem anderen aufzubürden. Er ließ sich wohl von einem im Kloster Bediensteten die Stiefel putzen, aber er bürstete sich selber, ehe er aus dem Hause ging, das lange Gewand aus. Er duldete es, daß ein Laienbruder in seiner Zelle den Staub zusammenkehre und hie und da den Boden aufwasche, aber er bereitete sich des abends mit eigener Hand sein Lager. Pater Johannes war in der ganzen Stadt eine nicht nur bekannte, sondern auch beliebte Persönlichkeit; wo er hinkam, und er kam zuweilen in dies oder jenes Gewölbe, da er sich auch diejenigen Dinge, die seine kleinen Bedürfnisse betrafen, gerne selber holte, begegnete man ihm mit Achtung und Wohlwollen, während er von Seite seiner geistlichen Brüder seiner geringen Kenntnisse sowohl, als auch seiner eigentümlichen Lebensart halber sich nicht einer ähnlichen Achtung zu er-

Digitized by Google

freuen schien. Sie waren zwar weit davon entfernt, den gutmütigen, harmlosen Mann durch wegwerfende oder rücksichtlose Behandlung zu kränken, aber sie sahen doch alle mit einem gewissen Stolz auf ihn hernieder. Merkwürdiger Weise wurde er von Pater Augustin und Pater Hieronymus, jenen zwei gelehrten Männern, zu denen die übrigen Ordensbrüder mit Ehrfurcht und Scheu emporblickten, noch am meisten berücksichtigt. Diese Berücksichtigung bestand aber darin, daß diese beiden Männer, die dessen eigengeartete, mehr durch wirkliche gegen die Welt gerichtete Tätigkeit als grübelnde Spekulation sich kundgebende Wesen von jeher kannten, solches mit Wohlwollen betrachteten und den guten Mann ruhig gewähren ließen, während sich die jüngeren Klosterbrüder hie und da über die sonderbare, für einen Geistlichen nach ihrer Ansicht nicht passende Beschäftigung lustig machten. Denn daß man es nur erfahre, Pater Johannes hatte sich nicht gescheut, sich selber seine Schuhe und Stiefel zu flicken, wenn solche einen Riß oder ein Loch bekommen. Und warum sollte er sich auch gescheut haben! Hätte er sich seiner Abkunft, hätte er sich seiner eigenen Vergangenheit schämen sollen? War er doch der wohlgeratene Sohn eines ehrsamen Schuhmachers und hatte er doch einstmals auf den Wunsch seines Vaters selber das Schusterhandwerk ergriffen und war ihm mit allem Fleiße obgelegen! Nach dem Tode des Vaters freilich da konnte er dem Drange seines Herzens folgen, denn von der frommen Mutter, die den Gedanken, ihren Sohn dereinst als Mann Gottes zu sehen, sehr erbaulich fand, hatte der begeisterte Jüngling keine Einwendung zu fürchten.

Johannes zog auf das Gymnasium — er wurde aber kein Mann der Wissenschaft. Das Latein wollte ihm nicht recht in den Kopf, das Griechische noch weniger; auf Zahlen verstand er sich schon gar nicht, besonders wenn der gelehrte Professor statt der Ziffern gar Buchstaben auf die Tafel malte, was ihm eigentlich ganz rätselhaft vorkam. Um entfernte Länder kümmerte er sich nicht und entfernte Völker hatten für ihn kein Interesse, aber ruhig und klar schaute er auf dem kleinen Fleck Erde, da er sich befand, um sich, und da entging ihm allerdings nicht leicht etwas, und zu mancher stillen, inneren Beobachtung fand er sich angeregt, wie es möglich sei, auf

Digitized by Google

die Menschen zu wirken und ihnen gutes erweisen. Diese Sinnart veränderte sich im Laufe der Jahre nicht. Mit genauer Not schlüpfte er jedes halbe Jahr bei dem Examen durch und er hatte sein Weiterkommen jedenfalls mehr der Nachsicht der wohlmeinenden Professoren, als seinen eigenen Kenntnissen zu danken, und so kam er mit Hilfe dieser Nachsicht auch in die hohe Schule der Gottgelahrtheit und endlich in das Kloster, wo er nun mit seinen ehemaligen Kollegen, deren Ruf sich jetzt weit über die Grenzen der Klostermauern hinaus erstreckte, zu seiner nicht geringen Freude wieder zusammentraf. Die beiden Patres ihrerseits wußten ihn seit ihrer Knabenzeit her als einen stillen, anspruchlosen Jüngling zu schätzen und erhielten ihm auch jetzt noch gerne das Wohlwollen, das sie schon in der Schule für ihn empfunden und durch manche freundliche Nachhilfe auch tätig bewiesen hatten.

Aber nicht ein ähnliches Wohlwollen, wie sie es dem Pater Johannes zuteil werden ließen, hegten die beiden gelehrten Herren für einander; im Gegenteil bewachten sie einander mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit, denn jeder von beiden fürchtete durch den anderen verdunkelt zu werden. Schon von der Schule her empfanden sie eine gewisse Scheu vor einander; denn jeder von beiden wollte der erste sein, und jeder von beiden mußte fürchten, durch den andern in Schatten gestellt zu werden. Dauerte dieser Kampf während der ganzen Studienzeit fort, so hörte er im Kloster keineswegs auf, im Gegenteil der Kampf wurde in aller Stille auch hier noch weiter geführt, und um so hartnäckiger, um je größere Zwecke es sich handelte. Pater Hieronymus pflegte das philologisch-historische Gebiet; er las nicht nur die Griechen und Römer, sondern tat sich auch was darauf zugute die Sprache zu verstehen, in der das Buch der Bücher geschrieben ist. Er kultivierte neben dem Hebräischen auch das Arabische, und selbst das Sanskrit war ihm nicht ganz fremd. Pater Augustin war weniger Freund des Positiven, er vertiefte sich gern in die Labyrinthe der Metaphysik, in die Irrgärten der Mystik. Das geschichtlich gewordene hat für ihn wenig Reiz und Anziehungkraft, seinen Geist beschäftigten die unaufgelösten Rätsel des Welt- und Menschendaseins, und wenn beide von ihnen Plato lasen, so tat es Jeder in einer anderen Absicht.

Digitized by Google

Es ist leicht begreiflich, daß jeder der beiden gelehrten Männer unter den übrigen Klostergeistlichen bald seine warmen Anhänger und Verehrer fand und daß sich auf diese Art zwei Parteien bildeten, deren jede bereit schien für ihren Meister den Kampf auszufechten. Dieses Parteinehmen für und wider nahm seinen ruhigen Verlauf, solange es sich mit dem Höherstellen des einen oder des anderen blos um ein theoretisches Interesse handelte, die Hitze der beiden Parteien wuchs aber immer mehr und erreichte ihren Höhepunkt, so wie es sich um ein praktisches Interesse zu drehen begann, das heißt, sowie die bevorstehende Abtwahl immer mehr heranrückte. Nur einer war es, der sich von diesem Treiben der Parteien ferne hielt, der sich an dem ganzen heißen Kampfe auch nicht mit einem Worte beteiligte. Dieser eine war Pater Johannes.

Der Kampf der beiden Parteien für den Pater Augustin und den Pater Hieronymus blieb aber nicht auf die sonst stillen Räume innerhalb der Klostermauern beschränkt. Nein, er erstreckte sich vielmehr weit über die Klostermauern hinaus; auch außerhalb ihrer hatte der eine wie der andere der beiden Konkurrenten seine Freunde, Verehrer und Anhänger, auch draußen waren die Meinungen über die Vorzüge des einen vor den anderen geteilt, auch draußen nahm man Partei für den einen und den anderen. Allenthalben, im ganzen Städtchen, in allen öffentlichen Gasthäusern, wie allen Privatzirkeln sprach man von der bevorstehenden Abtwahl nicht nur auf dem Marktplatze, sondern auch in der „Gasse", das heißt in jener Gasse, in der die Bekenner eines ganz anderen Glaubens ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, und die Neugierde war auf den höchsten Punkt gestiegen.

Für die Bewohner jener „Gasse", die hier erwähnt worden, war die Abtwahl keineswegs ein Akt, dem sie mit Gleichgiltigkeit entgegensehen konnten; auch sie, auch ihre Interessen standen mit dem wichtigen Ereignisse in einem nicht zu unterschätzenden Zusammenhange. Kam doch auf dem Abt so viel an, hing doch so vieles von ihm ab, und wußten doch die Abkömmlinge Abrahams, daß sie unter dem vorigen Abt im Kloster manches Geschäftchen abgeschlossen, das nicht gerade zu verachten war. Wer davon am meisten zu erzählen wußte, und sich infolgedessen für den im Kloster

Digitized by Google

herrschenden Kampf der Parteien am meisten interessierte, das war Itzeg Krumm-Maul, ein kleiner Handelmann, der sich still und ruhig ernährte und im Kloster schon manchen schönen Groschen verdient hatte.

Itzeg Krumm-Maul — so genannt, weil bei ihm die Oberlippe anstatt die Unterlippe zu decken rechts über sie hinüberhang — Itzeg Krumm-Maul war eine im Kloster nicht ungern gesehene Persönlichkeit, und man muß sagen, er verdiente das Wohlwollen, mit dem die Geistlichen ihm entgegenkamen, ganz und gar; denn er sorgte für sie in allen Stücken, und sie konnten sich auf seine Pünktlichkeit und Genauigkeit in der Besorgung ihrer Angelegenheiten durchaus verlassen. Brauchte der eine oder der andere etwas, so war es kein anderer als Itzeg Krumm-Maul, der mit dem Auftrage beehrt wurde, und er hatte niemals zu befürchten, seinen Auftraggeber nicht zufriedengestellt zu haben. Er versorgte die billigste Ware, und bestellte den besten Schneider, wenn es sich um ein neues Gewand handelte, er verschaffte den besten Sitz im Stellwagen, wenn der eine oder der andere eine kleine Reise zu unternehmen hatte, ja er ließ es sich nicht verdrießen, den guten Pater, der ihm einen solchen Auftrag gegeben, vor Tage aufzuwecken, damit die Abfahrt des zur bestimmten Stunde abgehenden Stellwagens nicht versäumt werde. Itzeg Krumm-Maul konnte sich wirklich rühmen, daß er im Kloster gute Freunde habe. Verschmähten es doch selbst der Pater Augustin und der Pater Hieronymus, diese beiden gelehrten Herren, nicht, sich mit ihm hie und da in ein ökonomisches Gespräch einzulassen, und ihm das Zugeständnis zu machen, daß er ein gescheidter Kopf sei, mit dem sich schon etwas reden lasse, ein Zugeständnis, worauf sich Itzeg Krumm-Maul, wie man sich denken kann, nicht wenig einbildete. Mit wem er aber am liebsten umging, und wem er unter den Klostergeistlichen am meisten zugetan war, ja man kann sagen, wen er liebte, das war der einfache, schlichte, gutmütige Pater Johannes.

Eines Tages kam Itzeg Krumm-Maul zum Pater Hieronymus. Der saß an seinem Schreibtisch, den Kopf auf die rechte Hand gestützt und schien über eine wichtige Frage nachzudenken.

Digitized by Google

Was spekulieren der hochwürdige Herr so tief? fragte Itzeg-Krumm-Maul.

Der Pater Hieronymus wendete sich gegen den Frager und sagte: Es ist eine Stelle in der heiligen Schrift, die mir nicht recht zusammen will. Ja, das Hebräische ist nicht so leicht.

Itzeg Krumm-Maul hatte es gleich heraus, daß diese Antwort nur eine ausweichende war, deshalb sagte er: Und von deswegen tun sich der hochwürdige Herr so stark den Kopf zerbrechen? wenn der hochwürdige Herr Pater Hieronymus belieben möcht' hineinzugehen in unsere „Gasse", so möcht' ihm nicht nur der Rabbiner, ein jedes Kind möcht' dem hochwürdigen Herrn über die schwierige Stelle Aufschluß geben. Ist denn das ein Kunststück, die hebräische Sprach'? es gibt gar nichts leichteres auf der Welt. Wenn ich in meiner Jugend fleißig gelernt hätt', was wär' ich heutzutag für ein Gelehrter in der hebräischen Sprach! übrigens ganz ohne Wissen bin ich auch nicht, wie mich der hochwürdige Herr da ansehen tut. Will der hochwürdige Pater Hieronymus die schwierige Stelle sagen, über die er sich den Kopf zerbrechen tut, kann sein, bring ich sie heraus, obgleich ich nur Itzeg-Krumm-Maul bin.

Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß wir oft ferner Stehenden oder ganz Fremden plötzlich Enthüllungen machen, die wir vor unseren intimsten Freunden mit Ängstlichkeit geheim zu halten suchen. Einen anderen hätte Pater Hieronymus gewiß keinen Einblick in sein Inneres tun lassen, Itzeg Krumm-Maul aber, dem Fremden, dem Draußenstehenden, sagte er ganz ruhig: Nun, ich muß Euch gestehen, Itzeg, es ist nicht die Stelle in der heiligen Schrift, über die ich nachgedacht habe.

Hab' ich's doch gleich gesagt — fiel ihm Itzeg Krumm-Maul ins Wort.

Es ist etwas anderes, etwas ganz anderes — fuhr Pater Hieronymus fort — was mir Sorge macht. Ich befinde mich in einer Klemme.

So treten der hochwürdige Herr heraus!

Ja, wenn's nur so leicht ginge.

Warum soll es nicht gehn? Alles geht, wenn der Mensch will.

Doch nicht immer. Ihr wisset, es steht die Abtwahl vor der Tür.

Nun?

Nun, sind die Stimmen zwischen mir und Pater Augustin ziemlich gleich. Einer von uns zweien wird Abt werden, das ist klar. Wem soll ich nun meine Stimme geben? mir selbst kann ich sie doch nicht geben, und geb' ich sie dem Pater Augustin, so könnt' es leicht geschehen, daß gerad die eine Stimme den Ausschlag gibt, und ich fall' durch. Versteht Ihr's nun? Das ist die Frage.

Und darüber — fragte Itzeg Krumm-Maul — tut sich ein so gescheidter und gelehrter Herr, wie der Pater Hieronymus den Kopf zerbrechen?

Ja, was soll man tun, wenn man keinen Ausweg sieht?

Keinen Ausweg?

Ich sehe keinen! Wißt Ihr einen?

Warum wählt der hochwürdige Herr nicht den Pater Johannes?

Den Pater Johannes?!

Ist das kein Ausweg?

Wahrlich! — sagte der Pater Hieronymus, der sich inzwischen von seinem Sitze erhob, und schlug sich die Hand vor die Stirn — wahrlich, der Einfall ist köstlich! der Einfall ist nicht mit Gold zu bezahlen! Den Pater Johannes! auf den verfällt gewiß niemand! ja wie wird sich mein guter Augustinus ärgern, wenn er diesen gelungenen Streich erfährt. Ja, ja, den Pater Johannes! den Einfaltpinsel, es bleibt dabei! Itzeg, Ihr seid ein guter Kopf, Ihr habt mir einen vortrefflichen Rat gegeben.

Pater Hieronymus war so erfreut über den glücklichen Einfall Itzeg Krumm-Mauls, daß er ihm, um ihn zu belohnen sogleich einen Auftrag erteilte, obwohl er nach dem, was er verlangte, gerade kein Bedürfnis empfand; er tat's, um dem Manne ein paar Groschen zukommen zu lassen. Mit raschen Schritten ging er, nachdem Itzeg Krumm-Maul die Stube verlassen, auf und ab im Bewußtsein seiner Siegesgewißheit, im vorhinein schon den Triumph genießend, den er über seinen Mitbewerber davontragen würde; denn Pater Augustin konnte doch bei allem inneren Widerstreben schicklicher Weise keinem anderen seine Stimme geben, als ihm. So sah er sich bereits als Abt.

Itzeg Krumm-Maul aber kalkulierte bei sich, nachdem er den

Digitized by Google

Pater Hieronymus verlassen, folgendermaßen: Was macht er für ein Gelärm, der Pater Hieronymus? so ein merkwürdiger Einfall ist das? den Pater Johannes zu wählen, das fällt keinem ein? ist er's vielleicht nicht wert? die Tausend soll ich haben, was er mir lieber ist, als wie jeder andere von den Herren, wie sie da sind im Kloster, der Pater Johannes hundert Jahr soll er leben! Begierig bin ich zu wissen, ob der Pater Augustin den Einfall auch so merkwürdig finden tut; ich hätt' Lust ihn zu fragen. Er ist ein gar gescheidter Herr der Pater Augustin, die Leut' sagen, er weiß alles, was vorgeht im Himmel und auf der Erd'. Aber nein! Halt Itzeg Krumm-Maul! Wenn der Pater Augustin gescheidt ist, so mußt du auch gescheidt sein. So g'rad hin fragen darfst du ihn nicht! Ich heiß' ja auch nicht Itzeg Grad-Maul, heiß ich doch Itzeg Krumm-Maul. Aber ausforschen möcht' ich ihn, den hochgelehrten Pater Augustin, zu sehen, was er von meinem Pater Johannes halten tut.

Und mit diesem Vorsatze, den gelehrten Herrn auszuforschen, machte er sich sogleich daran, dem Pater Augustin aufzuwarten.

Hat mir der hochwürdige Herr Pater Augustin heut nichts zu befehlen? — fragte er mit einer an ihm nicht mehr auffälligen, unbehilflichen Verbeugung in die Stube tretend.

Pater Augustin, der eben mit langsamen gemessenen Schritten vom Fenster gegen die Eingangtüre herunter auf ihn zukam, blieb stehen und sagte: Nein, lieber Itzeg, für heute brauch ich gar nichts.

Vielleicht doch! — sagte Itzeg Krumm-Maul mit sanfter Zudringlichkeit, belieben sich der hochwürdige Pater Augustin nur gut zu besinnen. Wie schickt sich, ein Mensch soll sagen, er brauch gar nichts? Ein jeder Mensch braucht alleweil etwas, er hat nur nicht alleweil.

Nun — sagte der Pater Augustin lächelnd — diese Bemerkung ist nicht unrichtig; allerdings brauche auch ich heute etwas sehr nötig.

Hab' ich's doch gleich gesagt!

Aber — fuhr der Pater fort — es ist etwas, was mir der Itzeg nicht verschaffen kann.

Ist es im Himmel oder auf der Erd'? — fragte Itzeg Krumm-

Maul — wenn es auf der Erd' ist, so will ich mir für den hochwürdigen Herrn Pater Augustin alle mögliche Müh' geben.

Es kommt allerdings vom Himmel — antwortete der Pater Augustin — aber auf Erden braucht man es.

Das sind sehr viele Sachen — sagte Itzeg Krumm-Maul — zum Beispiel der Regen, der Sonnenschein, ein guter Rat — — —

Das eben ist es, was ich brauche. Ihr habt wirklich keinen üblen Kopf, Itzeg, schade daß Ihr in Eurer dumpfen Gasse verkümmert, Ihr hättet studieren sollen, aus Euch wäre ein Denker geworden.

Was hat der hochwürdige Herr von mir? Ich bin geworden, was ich geworden bin. Reden wir lieber von dem, was der hochwürdige Herr braucht. Vielleicht läßt es sich verschaffen!

Ich möchte halt Abt werden! das ist's ganz einfach.

Weiter nichts? Nun der hochwürdige Herr Pater Augustin hat darauf auch die schönsten Hoffnungen.

Gewiß, wenn mir der Pater Hieronymus nicht im Wege stände. Er ist ein würdiger Mann und wird gewiß ebenso viele Stimmen haben als ich.

Eine schwere Sach' das.

Die Schwierigkeit liegt für mich darin, daß ich mich gezwungen sehe, selber ihm meine Stimme zu geben.

Wieso?

Nun, ich kann doch passender Weise keinen anderen wählen, der ihm nachsteht.

Warum wählt der hochwürdige Herr nicht den Pater Johannes.

Wie?!

Den Pater Johannes! wiederholte Itzeg Krumm-Maul ruhig und unbefangen.

Sancta simplicitas! — rief Pater Augustin aus.

Möchten der hochwürdige Herr Pater Augustin die Güte haben, mit mir deutsch zu reden, ich kenn' mich in fremden Sprachen nicht aus.

Das ist wirklich ein origineller Einfall! Den Pater Johannes! Wer sollte auch auf so etwas kommen! Gewiß, das kann niemand übel deuten. Ich erteile der Demut den Vorzug vor der Gelehr-

Digitized by Google

samkeit. Das ist ein erhabener Gedanke! Das wird Effekt machen! Ich sehe schon die erstaunten und überraschten Gesichter, und der Erfolg dieses Schrittes kann für mich nicht ausbleiben. Guter Freund! Tut mir einen Gefallen!

Was möglich ist.

Geht Ihr vielleicht heute oder in den nächsten Tagen zum Pater Hieronymus?

Mit Vergnügen, wenn der hochwürdige Herr Pater Augustin es befehlen!

Befehlen, ich? Nein, durchaus nicht, im Gegenteil! Solltet Ihr aber zu ihm kommen, tut mir den Gefallen und sprecht mit ihm nicht über die bevorstehende Wahl, besonders nennt nicht den Namen des Pater Johannes. Was wir hier miteinander gesprochen, das laßt ein Geheimnis sein zwischen uns beiden, und der Lohn dafür wird euch nicht ausbleiben. Sowie ich Abt bin, werde ich Euch schon beweisen, daß Ihr Euch auf mich verlassen könnt! Also versprecht Ihr mir?

Itzeg Krumm-Maul versprach es und entfernte sich.

Der Schwätzer kommt mir da just recht in den Weg — sagte sich Itzeg Krumm-Maul, da er am anderen Ende des langen Klosterganges den Raseur erblickte, der eben mit seinen Rasierwerkzeugen in der Hand den Gang heraufkam.

Nichts neues, Hebräer? — fragte der Raseur.

Was neues gibt's schon — antwortete der Jude — aber wer darf denn dir auch was anvertrauen, wenn es einmal ein lustiges Geheimnis gibt. Du kannst ja nichts bei dir behalten!

Sei kein Narr, Hebräer! — sagte der Raseur — nur her mit dem Geheimnis. Ich erzähle freilich gerne, denn erzählen gehört zu meinem Handwerk; aber ich kann auch schweigen, wenn es darauf ankommt, und — wenn es sein muß, bin ich verschwiegen wie das Grab.

Nun — sprach der Jude — wenn du mir versprichst, das Maul zu halten, so sag ich dir was in's Ohr. Weißt du, wen der Pater Augustin zum Abt wählen wird? Rat einmal!

Nun?

Den Pater Johannes! denk' dir! Und weißt du, wem der Pater Hieronymus seine Stimme geben wird?

Digitized by Google

Kein Wort!

Auch dem Pater Johannes. Ist das kein Spaß? aber Maul halten! Hörst du, sonst erfährst du in deinem Leben nie wieder was von mir.

Auf mich kannst du dich verlassen — sagte der Raseur und eilte davon.

Itzeg Krumm=Maul blieb stehen, sah ihm nach und sagte sich: Jetzt ist's gut; wenn der's weiß, dann hab' ich um die anderen keine Sorge.

Die Rechnung des Juden war richtig; es währte nur kurze Zeit, so gab es außer dem Pater Johannes selbst im ganzen Kloster nicht einen einzigen Geistlichen, der nicht überzeugt war, ein tiefes Geheimnis in seine Brust eingeschlossen zu haben; selbstverständlich war jeder von ihnen der Meinung, daß er der einzige sei, der um das Geheimnis wisse.

Der Tag der Wahl war herangekommen, die Spannung auf's höchste gestiegen. Und als die Wahl vorüber war, erzählte man sich allenthalben mit Staunen und Überraschung, der Pater Johannes sei zum Abt des Klosters gewählt worden. Wie dies nur möglich sei, wie etwas so ganz außer aller Berechnung gelegenes habe eintreten können, war freilich die Frage, die auf aller Lippen schwebte. Man wußte aber über die Angelegenheit keine weitere Auskunft zu erteilen, als daß es so gekommen sei, wie es gekommen. Wider alles Vermuten hatten sowohl der Pater Augustin als auch der Pater Hieronymus dem Pater Johannes ihre Stimme gegeben und dem Beispiele dieser beiden gelehrten Herren, die bei den übrigen Klostergeistlichen hoch in Ansehen und Ehren standen, seien die Übrigen gerne und fraglos gefolgt, und so hatten sich alle Stimmen ohne Ausnahme zugunsten des Pater Johannes ausgesprochen. Über die Motive, welche die beiden gelehrten Herren zu ihrer Wahl bestimmt hätten, wußte man nichts, man konnte sich eben nur an die Tatsache halten.

Was einigen noch fragwürdig erschien, war dies, ob Pater Johannes in seiner Demut die auf ihn gefallene Wahl auch annehmen werde. Die meisten behaupteten, er werde sie ablehnen, aber sie irrten, sie kannten den Pater Johannes nur halb, diejenigen,

Digitized by Google

die so von ihm urteilten. Pater Johannes war anderer Meinung. Allerdings war er ein demütiger Mann, allein gerade darum, weil er die Tugend der Demut in so hohem Grade besaß, konnte er eine geistliche Würde, zu der ihn seine Brüder emporgehoben, nicht von sich weisen. Denn — sagte der Pater Johannes, und er sagte dies mit gutem Grund — je höher der Mensch steht, desto mehr kann er die Tugend der Demut üben. Ein Bettler, den man zur Türe hinausstößt, heißt nicht bescheiden, wenn er sich stille davonschleicht; ein Rudolph von Habsburg aber, der vom Roß heruntersteigt, um es dem Priester zu überlassen, der zeigt uns, was Demut heißt. Und so blieb denn Pater Johannes zum Heil und Segen seines Klosters auch wirklich Abt bis an seinen sanftseligen Tod.

Die Art und Weise, wie Pater Johannes Abt geworden, ward später bekannt, und auf die Frage: Wißt Ihr, wer eigentlich den Pater Johannes zum Abt des Klosters gemacht hat, konnten die, die es noch nicht wußten, erfahren, daß es kein anderer gewesen, als der Jude Itzeg Krumm-Maul.

Der Hexenmeister.

Der lustige Moses, oder Moises, wie ihn die Bauern nannten, war seines Zeichens ein Kuhhändler, überdies auch der Spaßmacher in der Judengasse. Alles hatte ihn gern, er war beliebt bei Jud und Christ, denn er wußte gar heitere und köstliche Sachen vorzubringen und wie er nur den Mund auftat, so kam ein Witz heraus, es sei denn, daß ein sogenannter „Guter“ hineinfloß. Sein Geschäft bestand zum großen Teile im Tauschhandel. Am Montag führte er einige Kühe aufs Dorf hinaus, vertauschte dort eine oder die andre Kuh bei dem einen Bauer, um sie wieder gegen eine andre bei jenem Bauer zu vertauschen in demselben Dorfe oder in einem der nächst gelegenen. Dabei gab es jedesmal ein kleines Profitchen; zuweilen kaufte oder verkaufte er auch eine Kuh gegen bares Geld, und wenn die Woche herum war, kehrte er am Freitag in die „Gasse“ heim, um den Sabbath bei Weib und Kind zuzubringen.

Digitized by Google

In dem Dorfe, wohin Moises zu Beginn der Woche seine Kühe zu führen pflegte, lebte eine Bäuerin, eine reiche kinderlose Witwe, die, weil sie keine Sorgen hatte und die Arbeit auf dem Felde und in der Scheune von Knechten und Mägden fleißig verrichtet wurde, gar oft nicht wußte, was sie mit der Zeit anfangen solle. Sie hätte die Zeit, wie man zu sagen pflegt, gerne tot geschlagen, allein sie besaß nicht das Instrument, einen solchen Riesenmord zu vollführen. Ins Wirthaus zu gehen und mit den Bauern über Gemeindeangelegenheiten zu diskutieren, das paßte für ein Frauenzimmer nicht, von Männern sich besuchen zu lassen, das hätte sie ins Gerede gebracht und auf die Besuche der Weiber legte sie keinen Wert, weil sie sich ihnen allen weitaus überlegen fühlte. Sie war von munterer Gemütart und von starkknochigem Körperbau, eine Frau in den Vierzig und voll Begehrlichkeit. Der lustige Moises, der wäre der richtige Mann für sie gewesen, aber sie konnte sich doch nicht mit einem Juden einlassen. Daß der Moises ein Jude sei, war ihr ein unausstehlicher Gedanke, und es wäre ihr ganz gewiß viel lieber gewesen, wenn er als Christ auf die Welt gekommen wäre. Seine Späße waren ihr demungeachtet nichts weniger als unangenehm, und so fühlte sie sich von ihm zu gleicher Zeit abgestoßen und angezogen. Sie machte sich gerne einen Jux mit ihm, und wo sie nur konnte, spielte sie ihm einen Schabernak, machte aber nie ein Geschäft mit ihm. Wenn sie zufällig vor der Türe stand und Moises mit seinen Kühen vorüberzog, so ließ sie ihn ruhig vorüberziehen, war er aber erst vorübergezogen und schon ganz weit oben am Ende der langen Gasse, dann rief sie ihn zurück oder sie schickte ihm wohl gar nach, er möge zurückkommen, sie wolle ein Geschäft mit ihm machen. Kam dann Moises gutmütig wieder die Gasse herunter und fragte, was für ein Geschäft sie mit ihm machen wolle, dann lachte sie ihn aus, daß er sich von ihr schon wieder habe foppen lassen. Die Manöver hatte sie schon zu wiederholten Malen mit ihm aufgeführt und im Dorfe erzählte man sich dann allemal, die Lahnbäuerin habe den Moises schon wieder zum Besten gehabt; ein kleines Bäuerlein aber machte, als davon wieder einmal die Rede war, die Bemerkung:

Digitized by Google

„Laßt's nur gehn, Kinder, der Moises ist nicht auf den Kopf gefallen, er wird die Lahnbäuerin schon auch einmal dran kriegen!"

Als nun die Lahnbäuerin wieder vor der Türe stand und Moises mit seinen Kühen vorüberzog, da grüßte er sie höflich und sie erwiderte freundlich seinen Gruß. Auf seine Frage aber, ob sie kein Geschäft mit ihm machen wolle, sagte sie: „Nein, nein! sie habe" — fügte sie hinzu — „zwar eine sehr schöne, fette Kuh im Stalle stehen, und wenn der Moises die sehen könnte, so möchten ihm die Augen herausspringen; aber sie gebe die Kuh nicht her und verkaufe sie um keinen Preis." Moises zog darauf, wie schon so viele Mal, auch heute seiner Straße weiter. Als er nun wieder weit oben am Ende der Gasse war, rief ihm die Bäuerin nach: „Moises! Moises!"

Moises tat, als ob er nichts hörte und ging mit seinen Kühen weiter.

„Moises! Moises!" rief die Bäuerin zum zweiten Male mit etwas vernehmlicherer Stimme.

Moises zog mit seinen Kühen weiter, ohne sich umzuwenden.

Die Lahnbäuerin barst vor Wut. „Er hört mich gut genug," sagte sie zu sich selber, „er will sich nicht mehr foppen lassen. Die Bauern werden es erfahren, sie werden mich auslachen! Das ist nicht auszuhalten!"

Rasch lief sie hinein in das Haus, rief eine Magd und schickte sie dem Moises nach. „Er soll zurückkommen," sagte sie, „diesmal werd' ich ihn nicht foppen! Diesmal' mein' ich es im Ernst!"

„Und wenn er nicht kommen will?" wagte die Magd schüchtern einzuwenden.

„So sag' ihm, ich befehl' es. Die Lahnbäuerin befiehlt es. Er muß kommen! Lauf was du kannst," eiferte sie die Magd an, da der Moises mit seinen Kühen ihren Augen mittlerweile bereits entschwunden war.

Die Magd lief, so rasch sie konnte, und nachdem sie den Moises eingeholt, richtete sie ihm den Befehl ihrer Gebieterin aus.

Moises machte ein bedenkliches Gesicht und blieb stehen, wie einer, der schwankend ist und nicht weiß, was er tun soll.

„Rasch, rasch!" ermunterte die Magd, „so kommt doch zurück!

Digitized by Google

Was steht ihr und zögert, die Lahnbäuerin ist nicht diejenige, die man lange warten lassen darf."

„Sie wird mich wiederum foppen!" sagte Moises.

„Nein!" entgegnete die Magd mit aller Entschiedenheit und stampfte dabei mit dem Fuß auf die Erde, „diesmal nicht! Sie hat ausdrücklich erklärt, daß sie's diesmal ganz ernstlich meint."

Während dieser Unterhandlung lief die Bäuerin voll Ungeduld in ihrer Wohnstube auf und ab. Sie wagte es nicht vor die Türe zu gehen, denn sie schämte sich zu zeigen, daß sie auf Moises warten müsse. Moises, der auf die bestimmte Erklärung der Magd mit seinen Kühen zurückkehrte, beeilte sich, wie sehr die Magd auch drängen mochte, keineswegs, sondern ging seinen langsamen Schritt, mit Absicht, wie es schien, weit langsamer, als er sonst zu gehen pflegte. Diese Langsamkeit vermehrte nur die Unruhe der Lahnbäuerin. Sie war außer sich vor Zorn, und der Gedanke, daß er sich ihrem Befehle widersetzen und mit seinen Kühen, anstatt zurückzukommen, weiter ziehen könnte, quälte sie unmaßen. Die Magd, als sie sah, daß Moises trotz ihrem Schelten und gütlicher Zurede seinen Schritt nicht beschleunigte, lief voraus, um der Frau wenigstens so rasch als möglich die Nachricht zu bringen, daß er komme.

Mit großer Genugtuung nahm die Lahnbäuerin diese Botschaft auf. Mit triumphierender Miene erwartete sie den zögernden Kuhhändler und nahm sich vor, ihn für diese, wie sie erkannte, absichtliche Verzögerung empfindlich zu strafen.

Endlich war Moises herangekommen; er stand mit seinen Kühen bereits vor der Haustüre und jetzt war er es, der warten mußte.

„Ich muß ihn dunsten lassen," sagte die Bäuerin zu sich selber, „daß die Leut', die vorbeigehen, es sehen, wie er da steht und warten muß, bis ich Zeit hab' mit ihm zu reden."

Es dauerte in der Tat ziemlich lange, bis sie sich entschloß, den Kopf zum Fenster hinauszustecken.

„Grüß' enk Gott, Lahnbäuerin," sagte Moises, „alleweil wohlauf?"

„Tut sich," antwortete die Lahnbäuerin, die es gerne hörte, mit diesem Titel angeredet zu werden. Sie war stolz auf diese

Digitized by Google

Bezeichnung, denn darin lag die Anerkennung ihrer sozialen Stellung. Schon ein Halb-Lahner ist in der Regel, wenn an seinem Besitze keine Schulden haften, ein wohlhabender Mann; der Besitzer eines ganzen Lahns aber ist der Aristokrat unter den Bauern, und unsere Lahnbäuerin fühlte die ganze Würde dieser bäuerlichen Aristokratie.

„No, Lahnbäuerin," sagte Moises, „ihr habt mich rufen lassen."

„Jo, jo," bestätigte die Lahnbäuerin, „ich hab' enk rufen lassen."

„Alsdann, Lahnbäuerin," fuhr Moises fort, „was für ein Geschäft machen wir miteinander?"

„Wird sich zeigen, wird sich zeigen," entgegnete sie, „je nachdem."

„Wie ist das gemeint, Lahnbäuerin?" fragte Moises.

„Na, grad' so, wie ich's sag'," antwortete sie, „ich red' ja doch deutlich!"

„Will die Frau Lahnbäuerin kaufen oder verkaufen?" fragte Moises weiter.

„Kaufen?" sagte sie, „bin grad' nit sehr kauflustig."

„Also verkaufen?" fragte Moises.

„Hab' ich das nötig?" fragte sie dagegen, „hab' ich denn Mangel an Geld?"

„Das weiß man, Lahnbäuerin," sagte Moises, „daß ihr kein' Mangel an Geld habt; aber bei jedem Geschäft muß doch einer einkaufen oder verkaufen!"

„Das ist richtig," sagte sie.

„Oder tauschen," ergänzte Moises die richtig befundene Behauptung.

„Ah, von Tauschen ist bei mir keine Red'," sagte die Lahnbäuerin noch immer zum Fenster hinaus, „meine Küh' sind schöner, wie die da. Ich nehm' die alle drei da nicht für meine Blassel!"

„Ist das die fette," fragte Moises, von der Ihr heute schon gesprochen habt?"

„Ja, die ist's," sagte sie, „was möchtet ihr denn geben für die Blassel?"

Digitized

„Da muß ich's erst seh'n," antwortete er, „dann kann ich den Preis angeben."

„Was?" rief die Lahnbäuerin, „sehen müßt ihr's erst? Ihr glaubt mir also nicht, daß sie schön und fett ist? So ein Mißtrauen! Da red' ich ja gar nichts!"

„Ich glaub' enk schon, Lahnbäuerin," sagte Moises, „und hab' gar kein Mißtrauen. Aber man kann doch, wie man sagt, keinen Hasen im Sack kaufen! Es gibt ja zwischen schön und schön auch noch ein' Unterschied. Wenn ich sagen soll, was ich dafür geb', muß ich die Kuh doch sehen!"

„Da müßt' ich euch ja in' Stall hineinführen," sagte sie mit bedenklicher Miene.

„No freilich," sagte Moises.

„Ich laß' aber kein' Juden in mein' Kuhstall 'nein!" sagte sie.

„Warum denn nicht?" fragte Moises.

„No," entgegnete sie, „weil mir der Jud' eine Kuh verhexen könn't!"

„Aber Lahnbäuerin," sagte Moises, „so eine vernünftige Frau und red't ein' solchen Unsinn!"

„Nein, nein!" sagte sie, „das ist kein Unsinn! Das ist wahr Die Juden, die sind alle Hexenmeister; die können machen, was sie wollen."

„Aber wer hat euch denn so dummes Zeug eingered't?" fragte Moises.

„Nein, nein!" entgegnete sie, das ist kein dummes Zeug. Das weiß ich von meiner Großmutter selig. Die hat mir's, wie ich ein klein's Mädel war, eingeschärft, ja bei Leib kein' Juden in' Stall 'nein zu lassen."

„Wie soll ich denn aber die Kuh 'anschauen, wenn icht nicht in' Stall 'nein kann?"

„Ist's denn notwendig, daß Ihr's anschaut?"

„Aber wie soll ich sie denn kaufen?"

„Ihr müßt's ja nicht kaufen!"

„Ihr wollt sie mir aber doch verkaufen?"

„Ich?" sagte die Lahnbäuerin sehr gedehnt, „ich will die Blassel verkaufen? Hab' ich das gesagt?"

Digitized by Google

„Ihr habt ja doch gefragt, wie viel ich dafür geben möcht!"

„No jo," sagte die Frau, „das zu wissen, kann ja nicht schaden."

„Lahnbäuerin!" sagte Moises hierauf in strengem und ernstem Tone, „ihr habt mich rufen lassen, ihr habt mir sagen lassen, daß ihr's diesmal ernstlich meint und mich nicht zum Besten haben wollt; ihr habt mir durch die Magd befohlen, zurückzukommen, und ich, ich habe diesen euren Worten Glauben geschenkt und bin zu euch zurückgekommen — — —"

„Aber sehr langsam," unterbrach sie ihn in seiner Rede; er aber setzte fort: „Langsam oder nicht langsam, ich bin zurückgekommen und bin jetzt da. Wollt ihr euer Wort brechen? Wollt ihr als Lügnerin dastehn in meinen Augen? Jetzt sagt kurz: Ja, oder nein und haltet mich nicht länger auf!"

„Nun, so seht euch die Blassel meinetwegen an," sagte die Lahnbäuerin, von dieser ernsten Anrede sichtlich betroffen, und sie ging hinaus und führte ihn in den Stall.

Sein Auge weidete sich an dem Anblick der sechs Kühe, die da standen.

„No, Moises!" sagte die Bäuerin, „was sagt ihr, ha?"

„Sie sind so schön, daß sie mich an die sieben fetten Kühe erinnern, die dem König Pharao von Egypten vor so viel tausend Jahren im Traum erschienen sind."

„Redet keinen Unsinn," sagte die Bäuerin, welche von dem Traume Pharaos nichts wußte und die Vergleichung nicht verstand, „da die Blassel, die den Kopf nach mir umwendet, die schaut euch an. Ist das eine Kuh? Ha? Was sagt ihr zu der Kuh?"

„Die Kuh," sagte Moises, „ist so schön wie die Lahnbäuerin."

„Dank für's Kompliment!" sagte die Lahnbäuerin geschmeichelt, „wenigstens weiß ich jetzt, daß mich der Moises noch für schön hält; denn, daß die Blassel schön ist, das ist g'wiß. Nit wahr, Moises! Das ist eine Kuh!"

„Sehr schön —"

„Was ist die Kuh wert?"

„Die Kuh ist fünfundvierzig Gulden Münz unter Brüdern wert."

„Das will ich meinen," sagte die Bäuerin stolz, „ich hätt',

wie's noch ein Kalben war, schon zwanzig Gulden Münz dafür haben können. Ich hab's aber nit hergeben, und jetzt freut's mich, daß ich's nit hergeben hab'."

„Mich auch," sagte Moises.

„Euch?" fragte die Lahnbäuerin verwundert, „wieso euch?"

„No," erwiderte Moises, „das ist doch ganz natürlich! Wenn ihr den Kalben hergeben hätt', wer weiß, wo die Kuh jetzt wär', und wie könnt' ich dann die Blassel von euch kaufen?"

„Da schaut's den Moises an," sagte die Bäuerin und lachte, „dieser Eigensinn! Muß es denn sein? Warum kapriziert ihr euch grad auf die Blassel?"

„Die Lahnbäuerin," erwiderte er, „weiß ganz gut, daß der Moises kein kapriziger Mensch ist. Ich kauf jede Kuh, es muß nicht g'rad die Blassel sein, aber freilich, die Blassel wär' mir die Liebste."

„Moises," sagte die Lahnbäuerin und schaute ihm dabei fest in die Augen, „jetzt werd' ich euch was fragen; aber ihr müßt mir die Wahrheit sagen, ganz aufrichtig!"

„No alleweil," sagte Moises, „was ist es denn?"

„Sagt mir, Moises — —"

„No, was denn?"

„No, es ist halt eine Dummheit und ich sag's lieber nit."

„Aber warum denn?"

„No," sagte sie und legte dabei ihre Hand auf seine Schulter, „so will ich's sagen."

„No jo!" nickte er zustimmend.

„Sagt mir, Moises," so fragte sie, „was wäre euch lieber die Blassel oder die Lahnbäuerin?"

Diese Frage setzte den lustigen Moises in Verwirrung. Die Lahnbäuerin war ein Frauenzimmer, das wohl noch Gefallen erwecken konnte und Moises war nicht unempfindlich, zumal da sie sich mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers an ihn lehnte und er ihren hochwogenden Busen an seiner Brust pochen fühlte. Er war auf eine solche Situation nicht gefaßt, schlang aber doch, anstatt auf die Frage eine Antwort zu geben, seine Arme um ihren Leib und hielt sie fest umschlungen.

„No," sagte sie nach einer kurzen Pause, „warum schweigt der Moises?"

„Himmel, Herrgott!" rief Moises, indem er sich noch fester an sich drückte, „die Blassel oder die Lahnbäuerin!"

„No," sagte sie, indem sie sich von ihm losmachte, „tut euch vielleicht die Wahl weh?"

„Lahnbäuerin," sagte Moises, „wenn das möglich wär', ich nähm' dafür keine hundert und keine tausend solche Blasseln, aber —"

„No," rief sie verletzt, „was für ein aber?"

„Aber," fuhr Moises fort, „ich bin ein Mensch, der nur aufs Erreichbare ausgeht. Die Lahnbäuerin ist für den Moises unerreichbar, die Blassel aber nicht; die könnt' ich haben, das hängt nur von eurem Willen ab."

„Der Moises ist doch halt' nur ein Jud," sagte die Lahnbäuerin und richtete sich auf in ihrer ganzen Höhe, „die Blassel geht ihm halt doch über die Lahnbäuerin! Wenn er kein Jud wär', hätt' er mich schon besser verstanden. Ich hab' ihn ja nur auf die Prob' stellen wollen! Aber die Blassel kriegt er nit!"

„Alsdann eine von den anderen," sagte Moises etwas kleinlaut, „die rote da, oder die scheckete —"

„Nein!" rief die Lahnbäuerin zornerregt, keine rote, keine scheckete, gar keine kriegt er."

„Gar keine?" fragte Moises.

„Gar keine," erwiderte sie kurz und bestimmt.

„Und wo bleibt die ernsthafte Meinung, von der mir eure Magd gesprochen hat?"

„Ah was, die Magd! Was ich jetzt red', das ist meine ernsthafte Meinung."

„Ihr gebt mir also die Kuh nicht?"

„Nein und noch einmal nein!"

„Lahnbäuerin, überlegt es noch einmal!"

„Hier ist nichts mehr zu überlegen," sagte sie.

„Ist das euer letztes Wort?" fragte Moises.

„Mein erstes und mein letztes," erwiderte sie.

„Alsdenn, Lahnbäuerin," sagte Moises, „so sollt ihr mich auch kennen lernen."

Digitized by

Die Lahnbäuerin schaute ihn mit blitzenden Augen an, denn sie wußte nicht, wie das gemeint sei. Moises aber sprach feierlich und pathetisch das Folgende:

Primus, secundus!
Parili, barus!
Barili, parus!
Secundus, primus!
Pfui!

Bei dem letzten Worte spuckte er aus, gab der Blassel mit der flachen Hand einen Schlag auf den Rücken und lief eiligst aus dem Stall.

„Jesus, Maria und Joseph,“ schrie die Lahnbäuerin ganz außer sich vor Entsetzen, „der Moises hat mir die Kuh verhext!“

Sie lief hinaus in den Hof, in die Scheuer, allüberall hin und machte das ganze Hausgesinde rebellisch.

„Der Jud hat mir die Kuh verhext,“ rief sie, als sich die Knechte und Mägde um sie versammelt hatten, „das wird mir mein ganzes Hauswesen ruinieren! Ich hab' ihn gleich nit in' Stall 'nein lassen wollen, ich hab's gewußt, daß er ein Hexenmeister ist. Jetzt hab' ich die Bescherung! O, ich dumme Person! Wenn ich nur meiner Großmutter selig treu geblieben wär'! Ich kann die verhexte Kuh nicht im Stall behalten, sie muß hinaus! Wenn die Leut' erfahren, daß ich eine verhexte Kuh im Stall hab', bin ich geächtet im ganzen Dorf. Die Leut' werden mich meiden und alles wird mir aus dem Weg geh'n, wie einer Angesteckten. Sie werden sagen, die Lahnbäuerin muß eine schwere Sünd' begangen haben, sonst wär' ihr das Unglück nit passiert! Was soll ich nur anfangen um Gottes Christi Willen?“

„Ich lauf' dem verfluchten Juden nach,“ rief einer der Drescher, „und erschlag ihn mit dem Dreschflegel!“

„Nein, um Gotteswillen, nein!“ rief die Bäuerin, „er ist ja der Einzige, der mich noch retten und mir meine Ruhe wiedergeben kann.“

„Was soll gescheh'n?“ fragte einer der Knechte.

„Lauft ihm nach und schaut, daß ihr ihn zurückbringt!“ sagte

die Lahnbäuerin, „er hat die Blassel kaufen wollen, sagt ihm, er soll nur kommen, er kann sie haben!"

„Er wird aber nicht kommen wollen," wendete die Magd ein, die ihn vorhin zurückgerufen, „die Lahnbäuerin hat ihn schon so oft zum Besten gehabt, er wird sich heute nicht noch einmal foppen lassen."

„Aber ihr seht doch alle, daß ich jetzt keinen Spaß mache und daß es mein blutiger Ernst ist. Lauft und sagt ihm, wenn er mir die Kuh nicht aus dem Stall führt, so bleibt mir nichts übrig, als mich in den Brunnen zu stürzen. Die Lahnbäuerin in den Brunn! sagt ihm das! vielleicht wird er ein Einsehen haben!"

Moises setzte den Knechten, die ihn eingeholt hatten, anfänglich trotzigen Widerstand entgegen; als er aber hörte, daß sich die Lahnbäuerin in den Brunnen stürzen wolle, wenn er nicht zurückkommt, so ließ er sich erweichen und kehrte zurück. Fühlte er sich doch auch nicht ganz frei in seinem Gewissen! War die Lahnbäuerin auch gegen ihn in unerlaubter Weise übermütig gewesen, so hatte ja doch er auch ihren Aberglauben in ungebührlicher Weise benützt, um sie zu täuschen.

„Er kommt! er kommt!" riefen die Knechte, die dem Moises mit seinen Kühen vorausgeeilt waren und die Lahnbäuerin atmete bei dieser Nachricht erleichtert auf.

„Moises," sagte sie in Gegenwart des ganzen Hausgesindes, nachdem er herangekommen war, „ich hab' euch weh getan, es ist wahr, ich hätt's nicht tun sollen! aber die Rache, die ihr an mir genommen habt, ist zu groß, sie ist fürchterlich."

„Na, na," sagte Moises, „laßt euch darüber kein graues Haar wachsen! Es war ja nur ein Spaß!"

„Ein Spaß?" sagte die Lahnbäuerin, „das nennt ihr einen Spaß?"

„Wie soll ich es denn anders nennen?" sagte Moises, „glaubt die Lahnbäuerin denn wirklich, daß ich Zauberkünste machen kann?"

„Na, und ob ich's glaub'! ich weiß ich," sagte die Lahnbäuerin, „meine Großmutter selig hat keine Lügen gered't; sie hat mir's oft erzählt, was die Juden alles können. In früheren Zeiten haben sie sogar die Brunnen vergiftet und die Pest und viele andere

Digitized by Google

Krankheiten über die Welt gebracht. Aber ich hoff', der Moises wird nicht so schlecht sein, mich ganz unglücklich zu machen!"

„Ja, was kann ich denn tun?" fragte Moises.

„Die verhexte Kuh müßt ihr mir aus dem Stall bringen. Ich hab' keine Minute Ruh, so lang mir die Kuh im Stall steht."

„Und wenn sie aus dem Stall ist, wohin soll ich sie bringen?"

„Fort," sagte sie, „fort, weit weg, führt sie wohin ihr wollt. Ihr habt mir gesagt, die Kuh ist fünfundvierzig Gulden wert — —"

„Unter Brüdern," unterbrach sie Moises, „unter Brüdern. Wenn ihr sie mir verkaufen wollt, ich geb' euch fünfzig."

„Nein!" sagte die Lahnbäuerin," verkaufen nicht. Ich nehm' nicht einen Kreuzer für die Kuh. An dem Geld, das man für eine verhexte Kuh abnimmt, ist kein Segen; daran klebt der Fluch. Ich schenk euch die Kuh."

„Geschenkt kann ich die Kuh nicht nehmen," sagte Moises.

„Warum denn nicht?" fragte die Lahnbäuerin.

„Weil," antwortete Moises, „die Lahnbäuerin sich in einem gewaltigen Irrtum befindet und nur infolge dieses Irrtums die Kuh wegschenken will. Ein solches Geschenk darf man nicht annehmen."

„So wollt ihr mich unglücklich machen?" fragte das Weib geängstigt. „Ich bitt' euch, Moises, himmelhoch, bei allem, was euch teuer und heilig ist, nehm't die Kuh und gebt mir meine Ruhe wieder! Ihr dürft das Geschenk annehmen! Mein ganzes Hausgesinde kann Zeugenschaft ablegen, daß ich euch ganz freiwillig und ohne Zwang die Kuh geschenkt hab'."

„So seid kein Narr und nehm't sie an," riefen die Knechte und Mägde, und sie bestürmten ihn alle so lange, bis er sich dazu herbeiließ, die Kuh wegzuführen.

Die Lahnbäuerin fühlte sich wie neugeboren, nachdem die Kuh aus dem Stalle war; Moises war aber rasch entschlossen zu tun, was nötig war. Auf keinen Fall durfte er die Kuh als sein Eigentum ansehen, wie ernstlich die Lahnbäuerin es mit der Schenkung auch gemeint haben mochte. Er führte die Blassel und seine drei Kühe geradenwegs zum Pfarrhof und verlangte Einlaß. Der Pfarrer, ein Mann in mittleren Jahren, kannte den Moises sehr wohl. Gar

Digitized by

oft hatte er ihn mit seinen Kühen vorüberziehen gesehen und hie und da ihm auch eine Kuh verkauft oder abgekauft.

„Was bringt mir der Moises?“ fragte der Pfarrer, nachdem dieser eingetreten war, und der Kuhhändler erzählte in schlichten Worten, was sich zwischen ihm und der Lahnbäuerin zugetragen, mit Ausnahme der kleinen Liebesepisode im Kuhstall. Die verschwieg er selbstverständlich als nicht zur Sache gehörig, und schloß seinen Bericht mit der Bitte, Seine Hochwürden möchte ihm einen Rat geben, was er mit der Kuh machen solle, da es keineswegs seine Absicht sei, die Kuh zu behalten.

Der Pfarrer, ein strenger und gerechter Mann, sagte freundlich und wohlwollend: „Beruhigt euch, Moises! Wir werden die Sache schon ausgleichen. Eine kleine Züchtigung hat die Lahnbäuerin wohl verdient, denn sie ist gar zu übermütig und ihr habt ihren Übermut häufig erduldet. Das weiß ja jedes Kind im ganzen Dorf. Aber sie soll um ihre Blassel nicht kommen. Wie viel ist die Kuh wert?“

„Wenn sie mir sie verkauft, ich geb' fünfzig Gulden Münz dafür,“ antwortete Moises.

„Gut,“ sagte der Pfarrer, „und wie viel glaubt ihr dann an der Kuh verdienen zu können?“

„Aufs mindeste fünf, vielleicht auch zehn Gulden Münz,“ erwiderte Moises, „denn ich möcht' sie, wenn sie einmal mein ist, schwerlich unter sechzig hergeben.“

„Gut,“ sagte der Pfarrer, öffnete die Schreibtischlade, nahm aus einer Brieftasche eine Zehn-Gulden-Konvention-Münz-Note heraus und überreichte sie dem Moises mit den Worten, „so! Da habt ihr euren Profit. Führt die Kuh in meinen Stall und wenn euch jemand nach der Kuh fragt, so sagt, ihr habt sie dem Pfarrer um sechzig Gulden Münz verkauft.“

Moises war verständig genug, die Absicht des Pfarrers zu erkennen. Er steckte die zehn Gulden ein, dankte dem Pfarrer für die rasche Erledigung der heiklen Angelegenheit, ging hinab in den Hof, übergab die Kuh der Stallmagd und zog mit seinen drei Kühen weiter.

Es dauerte nicht lange, so war es im Dorfe allgemein be-

Digitized by

kannt, daß der Pfarrer dem Moises die Kuh der Lahnbäuerin abgekauft habe.

Die Lahnbäuerin, als sie von der Sache Kunde erhielt, sagte mit Entschiedenheit: „Nein, das darf nicht geduldet werden! Dem Herrn Pfarrer um teueres Geld eine verhexte Kuh zu verkaufen, das ist eine Frechheit! Er hätt' sie wegführen sollen, der Moises, in ein andres Dorf; aber hier, unter meinen Augen, das ist zu viel! Er muß das Geld dem Pfarrer zurückgeben, ich werd's ihm zeigen, dem Moises!" und sogleich schickte sie eine Magd in den Pfarrhof mit der Meldung: „Die Lahnbäuerin laßt sich dem Herrn Pfarrer schön empfehlen, und der Moises hat den Pfarrer betrogen. Die Kuh, die er ihm verkauft hat, ist verhext."

Der Pfarrer nahm die Meldung ruhig entgegen und sagte der Magd, „die Lahnbäuerin möcht' selber kommen!"

Als die Magd diesen Auftrag nach Hause brachte. „Was?" rief die Lahnbäuerin, „glaubt der Pfarrer nicht, daß die Kuh verhext ist, nun gut, so will ich es ihm selber sagen!" und hierauf setzte sie sich in Putz und ging zum Pfarrer.

„Hochwürden, Herr Pfarrer," begann sie eifrig, nachdem sie eingetreten war, „wissen wahrscheinlich nicht, was das für eine Kuh ist."

„Ich weiß es," unterbrach sie der Pfarrer, „es ist eine Kuh aus eurem Stall. Ist sie vielleicht gestohlen?"

„Das grad' nit," sagte die Lahnbäuerin, „ich hab' sie dem Moises geschenkt."

„Dann hat der Moises ein gutes Geschäft gemacht," sagte der Pfarrer, „denn ich hab' ihm für die Kuh sechzig Gulden Münz gegeben."

„Aber," sagte die Lahnbäuerin, „der Moises hat dem Herrn Pfarrer wahrscheinlich verschwiegen — —"

„Der Moises hat nichts verschwiegen," unterbrach sie der Pfarrer wieder, „er hat mir alles erzählt."

„So hat er's geradezu eingestanden?" fragte die Lahnbäuerin.

„Was sollt' er denn eingesteh'n?" fragte dagegen der Pfarrer.

„Daß er die Kuh verhext hat," sagte sie.

„Nein," entgegnete der Pfarrer, „das hat er nicht einge-

Digitized by Google

standen, sondern, daß ihr so unvernünftig seid, sie für verhext zu halten."

„Das hat er gesagt?"

„Ja, das hat er gesagt."

„Und der Herr Pfarrer hat es ihm geglaubt?"

„Ja, ich hab' es ihm geglaubt und ich sehe ja, daß es richtig ist."

„Was ist richtig?" fragte die Lahnbäuerin.

„Daß ihr die Kuh für verhext haltet."

„Und ist sie es denn nicht?"

„Nein!" sagte der Pfarrer, „sie ist es nicht."

„Ist denn der Moises nicht ein Jud?" fragte die Lahnbäuerin.

„Ja," sagte der Pfarrer, „er ist ein Jud."

„Und sind die Juden nicht Hexenmeister?" fragte sie; der Pfarrer aber fragte dagegen: „Sind denn die Juden etwas Höheres, als wir Christen? Die Juden sollten eine solche Macht über die Natur besitzen, und uns Christen wäre diese Macht versagt? Woher denn? Wer hätte sie ihnen gegeben? Das ist ein häßlicher Aberglaube!"

„Wenn aber meine Großmutter selig," erlaubte sich die Lahnbäuerin einzuwenden, „mir es als ganz bestimmt versichert hat!"

„So ist es doch nicht wahr," sagte der Pfarrer.

„Meine Großmutter selig," entgegnete sie, „war aber keine Lügnerin."

„Nein, gewiß nicht," beruhigte sie der Pfarrer, „denn sie hat das, was sie gesagt hat, auch für wahr gehalten; aber darum ist es doch nicht wahr."

„Der Herr Pfarrer wird also wirklich die Kuh im Stalle behalten?" fragte die Lahnbäuerin, etwas schwankend geworden.

„Ja freilich," entgegnete der Pfarrer, „wer wird eine solche Kuh nicht gern in seinem Stalle haben? Es ist ja die schönste Kuh im ganzen Dorf!"

„Meine Blassel? Das will ich meinen!" sagte die Lahnbäuerin geschmeichelt.

„Ein prachtvolles Tier," sagte der Pfarrer.

„Der Moises," erzählte sie, „hat mir fünfzig Gulden Münz dafür geben wollen."

Digitized by Google

„Sie ist auch sechzig Gulden wert," sagte der Pfarrer.

„Ich hätt' sie also eigentlich nicht herschenken sollen," meinte sie etwas zaghaft und der Pfarrer sagte: „Notwendig war's grad' nicht."

„Jetzt," sagte sie ganz kleinlaut, „hab' ich kein Geld und keine Kuh."

„Lahnbäuerin," sagte der Pfarrer, „ich weiß es, die Blassel ist eure Lieblingkuh, und ihr werdet euch gewiß darüber kränken, sie nicht mehr in eurem Stalle zu haben. Wenn ihr die Kuh durchaus wieder haben wollt, ihr könnt sie haben."

„Der Herr Pfarrer will so gütig sein, mir sie zu überlassen?" fragte sie mit freudiger Miene.

„O ja!" sagte der Pfarrer, „wenn euch damit ein Gefallen geschieht, recht gern."

„Ich dank' schön, Herr Pfarrer," sagte sie, „ich empfehl mich! Ich schick die sechzig Gulden Münz gleich her."

Als hierauf die Magd, (welche die Kuh abzuholen kam, dem Pfarrer die sechzig Gulden überbrachte, gab er ihr fünfzig davon zurück und sagte: „Der Moises hat von den sechzig Gulden fünfzig für die Lahnbäuerin zurückgelassen. Diese fünfzig sind also schon bezahlt. Für die Lahnbäuerin kostet nunmehr die Blassel nur zehn Gulden."

Am nächsten Sonntag predigte der Pfarrer gegen den Übermut und jeder wußte, auf wen das geht. Die Bauern, die des Abends im Wirthaus beim Wein saßen, besprachen das Ereignis in ernster und scherzhafter Weise. Die Lahnbäuerin aber war seit der Zeit von zwei Übeln kuriert: von ihrem Übermut und von dem Glauben, daß Moises ein Hexenmeister sei.

Die Beschämte.

In der „Gasse" (Judenviertel) lebten zwei Brüder. Der eine war reich, der andere arm. Der reiche war wohltätig gesinnt und unterstützte den armen Bruder nach Kräften. Dies mochte das

Digitized by

Weib des reichen Bruders nicht leiden, sie sah's nicht gerne, machte des öfteren verdrießliche Gesichter, und endlich brachte sie's bei ihrem Manne dahin, daß er ihr nachgab und seine Hand von dem armen Bruder zurückzog. Das Weib des armen Bruders weinte darüber und betrübte sich sehr im Herzen. Wie hart — klagte sie — ist doch meine Schwägerin gegen mich. Wär' es umgekehrt, wärst du reich und dein Bruder arm, ich wollt' ihr gern geben, was ihr Herz verlangt, und sie sollte keine Träne weinen! Der Mann tröstete sie, und verlangte, sie solle sich beruhigen, es könne sich noch manches ereignen, was bessere Zeiten brächte. Und so gab sie ihm folgsam Gehör und beruhigte sich und hörte auf zu weinen, und wartete auf die besseren Zeiten und auf das, was sich ereignen könnte.

Sie wartete und wartete. Eines Tages kam der arme Bruder nach Hause und lächelte schalkhaft. — Warum lachst du? fragte das Weib — lachst du, weil übermorgen „Purim" (Fasching) sein wird? — Gewiß, — sagte er — just darum lach' ich; geh hinüber zur Schwägerin und leih dir von ihr eine Pfanne aus, d'rin du das Purimgebäck backen kannst; für das Geld dazu laß mich sorgen. — Das Weib ging hinüber zu der Schwägerin und bat um die Pfanne. Die Schwägerin lieh sie ihr, froh, daß sie nicht auch um Geld angesprochen wurde. Das arme Weib brachte die Pfanne nach Haus. Der Mann gab ihr Geld zum Einkauf von Mehl, Eiern und Butter, und das Purimgebäck wurde fertig. Man verzehrte es behaglich. Nach „Purim" wollte das Weib die Pfanne zurücktragen. Wart! — sagte der Mann — da hast du Geld (er hatte es sich wo andersher ausgeliehen), geh und kauf ein kleines Pfännchen, ehe du die Pfanne zurückträgst. Das gefiel ihr; nun meinte sie, solle sie auch ihr eigen Pfännchen haben. Sie ging und kaufte das Pfännchen. Als sie es heim brachte, sagte der Mann: Jetzt geh' hinüber und trag der Schwägerin ihre Pfanne zurück und das kleine Pfännchen dazu! Das Weib erstaunte über diesen Antrag; er aber wiederholte ihn und setzte noch hinzu: Geh hin und sag ihr, die Pfanne ist inzwischen niedergekommen und hat ein junges Pfännchen gehabt. — Das gute Weib war gewohnt, ohne viel Fragen dem Manne zu gehorchen. So tat sie denn, wie er

Digitized by Google

es gesagt, nahm die Pfanne und das kleine Pfännchen dazu, ging hinüber zur Schwägerin und stellte beide vor sie hin. Was ist das für ein Pfännchen? — fragte die reiche Schwägerin; — die arme versetzte: Das ist das Kind von Eurer Pfann'. Die Pfann' ist niedergekommen und hat ein junges Pfännchen gehabt. — Die reiche Schwägerin sah die arme mit großen Augen an und wunderte sich über die merkwürdige Begebenheit; das kleine Pfännchen aber ließ sie sich gerne gefallen.

Vier Wochen später kam ihr „Passah“ (Osterfest). Man trinkt an dem Passah-Abend der alten Sitte gemäß den vorgeschriebenen Wein gerne aus silbernen Bechern. Wieder kam der arme Bruder schalkhaft lächelnd nach Haus, und auf die Frage seines guten Weibes, was er wieder für Fröhlichkeit bringe, sagte er gutmütig: Pessach kommt ins Land, mein Kind! Geh hinüber zu deiner Schwägerin und leihe dir von ihr zwei silberne Becher aus; wir werden sie brauchen beim „Seder“ (Abendmahl). Das Weib ging zur Schwägerin und bat um zwei silberne Becher. Die Schwägerin suchte die zwei größten Becher aus ihrem Silberkasten heraus und lieh sie mit bedeutender Miene her. Nachdem das Passahfast vorüber war, nahm der arme Bruder die zwei großen Silberbecher und versteckte sie in seinen Koffer. Das Weib wollte die zwei Silberbecher zurücktragen, er aber sagte: Die Silberbecher kannst du nicht mehr zurücktragen, die Silberbecher sind gestorben. — Gelobt sei der Richter der Wahrheit! — sagte darauf das Weib, und kümmerte sich weiter um die Becher nicht.

Die reiche Schwägerin wartete und wartete, bis die Silberbecher und vielleicht mit ihnen ihre Jungen zurückkommen würden, aber sie kamen nicht. Da sie nicht kamen, so ging sie selbst, sie abzuholen, in das Haus des armen Bruders. Ich komme um meine Becher — sagte sie —, nachdem sie, wie üblich, begrüßt worden war. Die Becher, — erwiderte die arme Schwägerin — die armen Becher! Sie sind leider krank geworden und gestorben! Sie blickte dabei auf ihren Mann, wie fragend, ob sie's wohl so recht gemacht hätte, und ein Blick, den nur sie verstand, sagte ihr, daß sie seine Zufriedenheit völlig erlangt habe. — Was! — fing die durch solches Auskunftmittel zornig gewordene Schwägerin mit

Digitized by Google

lauter Stimme an zu schreien — Was, die Becher sind krank geworden und gestorben? — Ich hab mich selbst darüber sehr gewundert — sagte die 'arme Schwägerin ruhig, aber es ist leider so, Sie können es glauben, Schwägerin-leben! Wer kann etwas ausrichten dagegen, wenn es so Gottes Wille ist? — Laßt mich gehn mit solchen Narrheiten — schrie die Schwägerin, noch mehr erzürnt — wie könnt Ihr mir einreden wollen, daß Becher sterben? Die Schwägerin stürzte schäumend vor Wut aus der Türe. Das war zu viel, sie war tief beschämt worden. Sie lief heim und klagte es ihrem Manne. Der aber versetzte: Ich gönne dir die Beschämung, du hast sie mit Recht verdient.

Von diesem Tage an hatte das Weib des reichen Bruders nichts mehr dagegen, daß er seine hilfreiche Hand dem armen Bruder hinstreckte, und die beiden Brüder lebten wieder in Eintracht wie ehedem.

Die Prophezeiung.

Der Pacht ging eben seinem Ende nahe, und der „Randar" (Pächter) in der Furcht, es könnte ihm ein anderer zuvorkommen, beeilte sich, ihn so rasch wie möglich zu erneuern; um aber künftighin allen Gefahren vorzubeugen und sich alle Besorgnisse, die ihm von Mitbewerbern erwachsen konnten, vom Halse zu schaffen, wußte er es durch die Bedingungen, die er anbot, bei der Herrschaft dahin zu bringen, daß ihm der Pacht des Bestandhauses diesmal, nicht wie es bisher Regel war, nur auf sechs, sondern gleich auf fünfundzwanzig Jahre bewilligt wurde, und mit großer Seelenfreude erlegte er, im Bewußtsein für seine Zukunft nach menschlicher Berechnung und Voraussicht hinlänglich gesorgt zu haben, sogleich den bedungenen Pachtschilling auf die Hälfte der Jahre voraus.

Nachdem er nun das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte, besann er sich, daß er nun auch dem Geber alles Guten für die ihm erwiesene Wohltat zu danken habe, und um dies in recht feierlicher Weise zu tun, beschloß er, auf den nächsten Sabbat in die „Kehilla"

Digitized by Google

(Judengemeinde) zu fahren, um daselbst, was er jetzt schon seit der Zeit der Bußtage nicht getan hatte, in die Synagoge zu gehen und in Gemeinschaft mit der heiligen Gemeinde sein Dankgebet zu Gott emporsteigen zu lassen.

Es traf sich aber gerade, daß an dem Sabbate, welchen er seinem Vorsatze gemäß in der „Gasse“ zubrachte, der Rabbiner vor dem Gottesdienste die Kanzel bestieg, um der versammelten Gemeinde das Gotteswort zu verkünden.

Anfänglich freute sich der „Randar“ nicht wenig über diesen pünktlichen Zufall, und er folgte mit Spannung der gelehrten Erörterung, von welcher er jedoch freilich nur hie und da ein Wort verstand; aber mit einem Male ward er verlegen und die Verwirrung stieg immer mehr und mehr, als es ihm gelang, aus einzelnen abgerissenen Worten, die er bisher mühsam aufgefangen hatte, die einzelnen Teile der Rede zu einem verständlichen Ganzen zusammenzufassen, ja seine Bestürzung erreichte den höchsten Grad, als er es endlich in klaren Worten, an deren Sinn und Bedeutung länger nicht zu zweifeln war, von den Lippen des predigenden Rabbi vernehmen konnte, daß die Zeiten sich erfüllet hätten, und daß der Messias nun sicherlich bald eintreffen würde. Der Randar war außer sich: Was sollte nun mit seinem auf so viele Jahre vorausbezahlten Pachte werden? Er verlebte einen trüben traurigen Sabbat.

Der Sabbat war vorbei; die angezündete „Hawdala“ (Abendlampe) hatte ihn bereits in seiner Heiligkeit von den gemeinen Tagen der kommenden Woche abgesondert, und was Lust zu rauchen hatte, griff nun zu der den ganzen Tag über entbehrten Tabakpfeife, nur er nicht, der „Randar,“ der in seinem Schmerze selbst die Pfeife vergaß, welche anzurauchen er sonst am Sabbatabend kaum erwarten konnte.

Er sollte nach Hause fahren — so hatte er's wenigstens versprochen — aber es war ihm unmöglich, die Gasse zu verlassen, er fühlte sich darinnen wie fest gebannt von einem Zauber, der erst gelöst werden müsse, und mit was für Miene hätte er auch heim kommen und den Seinigen die erschreckende Nachricht mitteilen sollen!

Er fuhr nicht, er blieb die Nacht über in der Gasse, aber wie hatte er sie verbracht! Schlaflos und sorgenvoll auf seinem Lager

Digitized by Google

konnte er den Morgen kaum erwarten, als ob der wiederkehrende Tag vermögend sein sollte, ihm Befreiung von der drückenden Sorgenlast zu bringen!

Der Tag kam; der Randar faßte sich ein Herz und ging zu dem Rabbi.

Gesegnet sei, der da kommt! — sprach der Rabbi den Eintretenden an.

Gesegnet sei, der da angetroffen wird! — entgegnete dieser.

Was bringt Ihr mir? fragte der Rabbi den Randar.

Ich habe eine Bitte an den Rabbi! — ließ sich der Randar vernehmen.

Eine Bitte, laßt mich hören.

Der Rabbi hat gestern verkündet, daß der Messias bald kommen wird.

Ja!

Ich hab' aber just diese Woch' die „Rande" von neuem auf fünfundzwanzig Jahr gepachtet. Wenn aber inzwischen der Messias ankommt, was soll dann aus meiner „Rande" werden?

Der Rabbi schüttelte den Kopf.

Deshalb — fuhr der Randar fort — hab' ich den Rabbi bitten wollen — es soll mir dabei auf hundert Gulden nicht ankommen — ob der Rabbi mir nicht die Gefälligkeit erweisen möchte, den Messias noch fünfundzwanzig Jahre aufzuhalten!

Den Messias aufzuhalten auf fünfundzwanzig Jahre! — sagte der Rabbi und sah dabei den Randar schalkhaft an — was laßt Ihr Euch's kosten, wenn ich den Messias so lang aufhalt', daß Ihr seine Ankunft gar nicht erlebt?

Wie viel sich's der Randar hat kosten lassen, dürfte man schwerlich jemals erfahren, denn die Geschichte ist schon lange her. Die Prophezeiung des Rabbi aber ist in Erfüllung gegangen, denn der Randar ist längst tot und hat die Ankunft des Messias wirklich nicht erlebt.

Digitized by Google

Besser als Alles.

Eines Tages ließ der Jude Gabriel den Arzt rufen. Das war noch nie vorgekommen, seitdem die Gasse steht; denn Gabriel war Zeit seines Lebens gesund, wie ein Fisch im Wasser. Aber es war Tatsache, er hatte den Arzt rufen lassen und der Arzt war gegekommen.

Was fehlt Ihnen? — fragte der Arzt.

Gabriel gab keine Antwort. Der Arzt wiederholte seine Frage.

Der Patient aber legte die Hand ans Ohr, um durch diese künstliche Vergrößerung seiner Ohrmuschel dem Arzt anzuzeigen, daß er nicht höre. Der Arzt verstand die Symbolik der Sprache und rief ihm mit verstärkter Stimme ins Ohr: Ihr könnt nicht gut hören!

Der Patient antwortete durch ein bejahendes Kopfschütteln!

Ihr trinkt Branntwein! — rief ihm der Arzt ins Ohr.

Bejahendes Kopfschütteln von seiten des Patienten war die Antwort.

Ihr trinkt zu viel Branntwein! rief der Arzt wieder. — Ihr dürft nicht zu viel Branntwein trinken!

Nach einiger Zeit begegnete der Arzt dem Patienten er ging auf ihn zu und schrie: Nun, wie geht es Euch?

Schreien Sie nicht so mit mir! — erwiderte der Gefragte — was schreien Sie! Sie brauchen nicht mit mir zu schreien! Bin ich denn taub? —

Der Arzt mäßigte den Ton seiner Stimme, und fragte ihn, ob er das Branntweintrinken aufgegeben habe, was Gabriel bejahte. Der Arzt erfreut über die glückliche Kur, ging seiner Wege.

Wieder war einige Zeit verstrichen, als es der Zufall fügte, daß die beiden Männer einander begegneten.

Wie geht's? — fragte der Arzt.

Gabriel aber hörte schon wieder nicht, und gab dies dem Arzt durch Zeichen kund.

Verwundert schüttelte der Arzt den Kopf.

Ich hör' nix! — sagte Gabriel.

Digitized by Google

Ihr müßt wieder Branntwein getrunken haben! — schrie ihm der Arzt ins Ohr.

Ja! — sagte ihm der Patient.

Warum habt Ihr wieder Branntwein getrunken? — schrie der Arzt erzürnt.

Ich hab das Branntweintrinken aufgegeben, — sagte Gabriel — aber von allem, was ich inzwischen gehört hab', war nichts so gut, wie der Branntwein. — Der Branntwein ist besser als Alles!

Ein triftiger Grund.

Der Rabbi hielt eine Predigt. Er predigte eindringlich, er predigte über eine wichtige Frage. Es handelte sich um die Frage über den Unterschied von reich und arm. Der Rabbi zeigte nachdrücklich, daß dieser Unterschied eine Notwendigkeit sei, aber er sprach den Armen Trost zu, indem er ihnen die Versicherung gab, daß auf jener Welt das Verhältnis umgekehrt sein würde. Wer auf dieser Welt reich ist, der wird im Jenseits arm sein, dagegen werde dort im Reichtum und Überfluß sein, wer hier seine Armut getragen. Eine solche Versicherung tat den armen Leuten wohl, sie hatten eine Hoffnung, denn dieses Leben hat ja ein Ende. Ein armer Mann, der nicht ohne Schlauheit war und wußte, daß der Rabbi, der ihm heute in der Predigt so sicheren Trost verheißen, seine wohlgezählten Gulden im verschlossenen Kasten verwahre, sagte zu seinem Weibe: Weißt du was, mein Kind! Dem Rabbi spiel ich einen Schnack! — Was willst du ihm tun? — fragte das Weib. Er aber sagte, das solle sie morgen erfahren; und richtig, kaum war der andere Tag da, machte sich der gute Mann auf den Weg zum Rabbi.

Gesegnet sei, der da kommt — sagte der Rabbi.

Gesegnet sei, der da angetroffen wird — erwiderte der Arme den Gruß.

Was bringt Ihr mir? — fragte der Rabbi.

Ich will mit dem Rabbi ein Geschäft machen — sagte der

Digitized by Google

Angeredete und setzte nun die Art des Geschäftes folgendermaßen auseinander: Der Rabbi hat gestern gepredigt über reich und arm und hat versichert, daß es auf jener Welt umgekehrt sein wird, wie auf dieser, folglich weiß doch der Rabbi, daß ich dort drüben ein sehr reicher Mann sein werd', denn ich habe hier doch nichts zu beißen und zu brechen. Der Rabbi aber ist doch ein reicher Mann, wird er doch auf jener Welt arm sein; — leih' mir der Rabbi jetzt fünfhundert Gulden, so werd' ich sie dem Rabbi auf jener Welt zurückzahlen.

Der Rabbi war aber noch schlauer wie derjenige, der ihm diesen wohlausgedachten Antrag gestellt; deshalb lehnte er das Geschäft ab, indem er in aller Gemütruhe erwiderte: Lieber Freund! Die Sach' hat einen Haken. Wenn ich Euch fünfhundert Gulden leihe, so werdet Ihr mit dem Gelde Geschäfte machen und, wenn es Euch in den Geschäften gelingt, könntet Ihr — Gott behüte — ein reicher Mann werden. Wenn Ihr aber hier ein reicher Mann würdet, so müßtet Ihr doch auf jener Welt arm sein, und wie könntet Ihr mir dann auf jener Welt meine fünfhundert Gulden zurückzahlen?

Mit langer Nase zog der gute Mann ab, und als er nach Hause kam und dem neugierig fragenden Blicke seines Weibes begegnete, sprach er ärgerlich: Der Rabbi ist noch ein größerer Diebkopf, als wie ich.

Ein Urteilspruch.

Der Synagogendiener in der Gemeinde X (der Name der Gemeinde tut nichts zur Sache) brachte eines Tages beim Vorsteher eine wunderliche Klage vor; er verklagte die Henne, sie habe ihn ausgelacht. Einen Fall von solcher Schwierigkeit getraute sich der Vorsteher nicht allein zu entscheiden. Er berief eine Sitzung, und der Synagogendiener mußte seine Anklage wiederholen. Man beratschlagte sich. Keiner wußte, was da zu tun sei. Einer der Beisitzer verlangte endlich, man solle die Henne vorladen, um zu

Digitized by Google

hören, weshalb sie den Synagogendiener ausgelacht und was sie überhaupt zu ihrer Verteidigung anführen könne. Man schickte um die Henne. Die Henne wurde gebracht. Man fragte sie, warum sie den Synagogendiener ausgelacht. Die Henne sagte nichts, als: Kokokodull! Aus dieser Antwort konnte der wohlweise Gemeindevorstand nicht klug werden, und da die Henne sonst nichts zu sagen wußte, so ward sie schuldig erkannt, den Synagogendiener ausgelacht zu haben, und zur Strafe für die Henne ward dem Synagogendiener die Erlaubnis erteilt, die Henne ebenfalls auszulachen. Der Synagogendiener lachte die Henne richtig aus, der Gemeindevorstand lachte mit, und — vielleicht lachen auch meine Leser.

Nun, ist Gott gerecht?

Am Passah- (Osterfest) Abend saß der Familienvater auf seinem von der guten Hausmutter improvisierten Königthrone (denn an diesem Abend ist jeder jüdische Hausvater ein König) und erzählte den willig horchenden Kindern die großen Wunder, so sich bei dem Auszuge der Israeliten aus Egypten ereignet haben.

Nachdem man sich über die wunderbare Befreiung des unterdrückten Sklavenvolkes gebührend gefreut, Eier, Knöderlsuppe und Schöpsenbraten gegessen und die üblichen vier Becher Wein getrunken, da stiegen auch noch zum Schlusse aus den hellen Kinderkehlen die üblichen Lobgesänge empor, und der gute Hausvater brummte vergnüglich seinen Baß dazu. Da sangen sie auch das alte, alte Lied von dem Zicklein, das der Vater um zwei Pfennige gekauft hat und bekanntlich von der Katze gefressen ward.

Nachdem das Lied zu Ende war, stopfte sich der Vater eine Pfeife und sagte: Es ist doch eine wahre Wonne, daß das Tabakrauchen am Ostertage nicht wie am Sabbat verboten ist — und Kobele, das jüngste der Knäblein, lächelte schmunzelnd.

Was lachst du, Kobele? — fragte die Mutter, und Kobele sagte: Ich lach' nicht.

Du lachst doch ja! Was sagst du, du lachst nicht?" fragte der Vater.

„Ich lach' nicht," antwortete Kobele „aber ich möchte 'eine Frage fragen" — setzte er schmunzelnd hinzu.

„Nun — was willst du für eine Frage fragen?" und Kobele begann: „Sag' mir Vater-Leben, wie kann das sein?"

„Was?" fragte der Vater.

„Das von dem Zickelein, was wir da gesungen haben.".

„Warum soll es nicht sein können?" — fragte die Mutter.

„Laß ihn nur reden" — sagte der Hausvater und Kobele fuhr fort: — „Also die Katz hat gefressen das Zickelein? nicht wahr?"

„Ja!" war die Antwort.

„Das Zickelein hat doch aber der Katz gar nichts getan! Hat doch die Katz ein Unrecht getan! Nicht wahr?"

„Gewiß!" — sagte der Vater.

„Nun" — setzte Kobele fort — „kommt der Hund und beißt die Katz, hat der Hund ganz recht! Kommt der Stock und schlägt den Hund, hat doch der Stock unrecht. Kommt das Feuer und verbrennt den Stock, hat das Feuer recht. Kommt das Wasser und löscht aus das Feuer, hat das Wasser unrecht. Kommt der Ochs und trinkt aus das Wasser, hat doch der Ochs recht. Kommt der Schlächter und schlachtet den Ochsen, hat der Schlächter also unrecht. Kommt der Todesengel und würgt den Schlächter, hat doch wieder der Todesengel ganz recht. Kommt zuletzt Gott, gelobt sei er, und würgt den Todesengel, hat doch Gott unrecht. Und wie kann das sein? Kann Gott, gelobt sei er, unrecht haben?"

„Bei meinem Leben! er hat recht!" — rief die Mutter entzückt über Kobeles feinen Kopf — „in meinem Leben hätt' ich das nicht herausgebracht.":

Der Vater aber sann eine Weile nach und sagte dann: „Gott ist doch gerecht!"

„Wie so?" fragten alle.

„Werd' ich euch sagen" — antwortete der Vater: „Ja, es ist wahr, die Katz hat das Zickelein gefressen — also — —"

„Hat die Katz unrecht!" schrien alle.

Digitized by Google

„Gut!" sagte der Vater, „hat die Katze unrecht. Aber du Hund, du lausiger Hund! was geht das dich an, wenn die Katz unrecht hast! Bist du Hund Gottes Polizei! Mußt du Hund, der du satt bist, die Katz gleich beißen?"

Alle sahen erstaunt den Vater an.

„Also," fuhr der Vater fort, „hat doch der Hund unrecht. Hat doch der Stock recht! Hat das Feuer unrecht! Hat das Wasser recht! Hat der Ochs unrecht! Hat der Schlächter recht. Hat doch der Todesengel unrecht! Nun; Ist Gott nicht gerecht?"

Nachdem die Gerechtigkeit Gottes bewiesen war, hatte der Vater seine Pfeife ausgeraucht, und die ganze Familie legte sich in dem angenehmen Bewußtsein, eine der wichtigsten Fragen erledigt zu haben, zu Bette, um dem folgenden Ostertage entgegenzuträumen.

Zur Vermeidung eines Mißverständnisses.

Der Sohn, der in der Fremde lebte, hatte nach der Ansicht des Vaters eine Torheit begangen. Der Vater wollte ihm dies in ganz unzweideutiger Weise zu verstehen geben. Lange sann er nach über die Form, in welcher sich dies am bündigsten sagen ließe, endlich fiel's ihm ein. Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb an den Sohn folgenden Brief:

„Lieber Sohn! Ich muß dir schreiben, ich bin ein Esel! denn wenn ich dir schreiben möcht, du bist ein Esel, möchtest du lesen: Du bist ein Esel und könntest meinen, ich bin der Esel! So schreib ich dir lieber, ich bin ein Esel! wirst du doch lesen: ich bin ein Esel! Wirst du wissen, du bist ein Esel — und ich verbleibe dein aufrichtiger Vater — N."

Die zwei Teufeln Mosis.

Der alte Jakob war mit seinem Weibe seit dreißig Jahren verheiratet. Sie hatten miteinander in Ruhe und Frieden gelebt,

Digitized

Leid und Freud stets miteinander getragen, aber am Ende des genannten Zeitraumes tat sie ihm den Tort an, sich aufs Krankenbett zu legen und nicht mehr wieder aufzustehen. Sie war tot und wurde begraben. Jakob setzte sich auf die Erde und betrauerte sie sieben Tage lang, ließ das Seelenlicht für die Verstorbene brennen, und nachdem dreißig Tage vorüber waren, löschte er es wieder aus und ließ sich rasieren. Soweit wäre alles recht schön und gut, d. h. in der Ordnung, ganz, wie es der Brauch und die Sitte vorschreibt. Aber der alte Jakob fühlte sich nun in seiner Stube vereinsamt und allein, und weil er diese Vereinsamung nicht ertragen konnte, so ging er hin und nahm ein anderes Weib.

Das andere Weib hatte er sich aber aus der Nachbargemeinde holen müssen, weil in der „Gasse" kein weibliches Wesen aufzutreiben gewesen war, welches sich entschließen konnte, den alten Jakob zu heiraten. Der benachbarte Ort war aber aufgeklärter, als die „Gasse," in welcher Jakob sein Heim hatte, und so auch das Weib, das er nahm. Es kam der Osterabend (Pessach), da saßen sie denn zum erstenmale mit einander, die neuverbundenen Eheleute, und taten alles, was die Vorschrift für diesen feierlichen Abend verlangt. Alles ging in bester und schönster Ordnung.

Endlich kam es auch zu jenen Schlußgesängen, die so voll sind von mystischer Dunkelheit und allegorischer Deutung. Eines enthält eine Zahlenallegorie, die dem seligen Pythagoras gewiß nicht zur Unehre gereicht hätte. Es beginnt: Eins ist unser Gott, der da lebt und der da schwebt, in dem Himmel und auf der Erd. Zwei sind die Tafeln Mosis. — Bei dieser Stelle nun sah die Neuvermählte den Hausvater mit sehr fragendem Blicke an. Er hatte nämlich konsequent anstatt der Tafeln Mosis immer von den zwei Teufeln Mosis gesungen. Anfänglich meinte die gebildete Ehefrau sie habe falsch gehört, da er aber bei jeder Wiederholung der Strophe immer wieder der zwei „Teufeln" Mosis Erwähnung tat, so konnte sie es doch nicht übers Herz bringen, ihm einen so groben Verstoß ohne jede weitere Belehrung hingehen zu lassen.

Sie sagte deshalb zu ihm, versteht sich mit der gebührenden Schonung: Mein Kind-Leben! Was redst du denn da in einem fort von den zwei „Teufeln" Mosis? Du willst vielleicht sagen: die

Digitized by Google

zwei Tafeln Mosis? — Der Ehegatte aber, dem es in den dreißig Jahren, die er mit seinem ersten Weibe zugebracht, niemals vorgekommen war, daß das Weib es sich herausgenommen hätte, ihn belehren zu wollen, sagte mit der, einem auf eine dreißigjährige Erfahrung gestützten Hausvater so wohl anstehenden Würde: Wie? was? du willst mich „lernen“? dreißig Jahre lang singe ich von den zwei Teufeln Mosis, willst du mir auf einmal sagen, wie ich zu singen hab? Nichts da! und im Gefühle seiner Überlegenheit sang er weiter: Eins das ist unser Gott, der da lebt und schwebt in dem Himmel und auf der Erd. — Zwei sind die Teufeln Mosis.

Die gebildetere Ehehälfte sah nun wohl ein, daß ein weiteres Protestieren gegen die beiden „Teufeln“ wenig fruchten werde. Und da zwei abwesende Teufel immer noch leichter zu ertragen sein mögen, als ein leibhaftig anwesender, so ließ sie es, um ihren erfahrenen alten Jakob nicht in einen solchen Teufel zu verwandeln, bei den gesungenen zwei „Teufeln“ Mosis bewenden.

Wirkung des Branntweins.

Ein polnischer und ein deutscher Jude machten miteinander eine Reise. Der polnische Jude trank unaufhörlich Branntwein. Der deutsche Jude wunderte sich darüber, wie man solche Quantitäten Branntweins vertragen könne.

Warum trinkt Ihr soviel Branntwein? fragte er endlich den Reisegefährten.

Warum? — entgegnete dieser. Warum soll ich keinen Branntwein trinken? Der Branntwein macht im Winter warm!

So sagte der deutsche; aber jetzt ist ja kein Winter. Wir haben ja eine unerträgliche Hitze.

Das tut nichts, sagte der polnische Jude — in der Hitze tut der Branntwein kühlen und tat hierbei wieder einen mächtigen Schluck.

Ei — sagte der Deutsche — dann hört ja augenblicklich zu trinken auf, denn, wenn Ihr noch weiter so fort trinkt, so werdet Ihr, das fürchte ich, noch heute bei dieser Hitze, erfrieren.

Digitized by Google

Deutsch oder jüdisch.

Bei den Bauern pflegen diejenigen, die des Schreibens unkundig sind, zu der auf Dokumenten nötigen Namensfertigung, die sie von zweiter Hand besorgen lassen, mit eigener Hand drei Kreuze zu setzen. Anzengruber's „Kreuzelschreiber“ verdanken dem Umstande ihren Namen. Die Juden machten es anders. Kreuze konnten sie nicht hinsetzen, denn das Kreuz ist für den Juden kein Symbol. Um aber einen Schild David's hinzumalen, da muß einer schon ein geübter Zeichner sein, und wer nicht schreiben kann, wie sollte man von ihm erwarten, daß er zeichnen könne. Die Juden hatten bisher immer ein anderes Auskunftmittel. Sie ließen sich, wie dies oft bei kleinen Kindern gemacht wird, von einem des Schreibens Kundigen die Hand führen.

Auch der alte Jakob hatte es in der Schreibekunst nicht eben weit gebracht. Eines Tages sollte er ein Schriftstück unterschreiben, das in jüdischer Kurrentschrift ausgefertigt war. Der alte Jakob, der vom Jüdischen gerade soviel verstand, wie vom Deutschen, fragte, da man ihm das Schriftstück vorlegte: Deutsch oder jüdisch?

Und wenn es Deutsch wär'? — fragte man ihn.

Teutsch schreiben — antwortete der alte Jakob — kann ich nicht.

Es ist aber Jüdisch!

Jüdisch! — sagte er — so seid so gut und führt mir die Hand.

Das werd' ich auch essen.

Eines Tages kam er nach Hause, der alte Jakob, und als man sich zum Mittagtisch setzte, klagte er über Mangel an Appetit und sagte, er werde heute nichts essen können. Sein Weib war betrübt darüber, und meinte: ein paar Löffel Suppe, Kind=Leben! kannst du doch probieren, das wird dir nichts schaden! Und indem sie dies sagte, gab sie ihm aus der vollen Schüssel einen Teller voll Suppe heraus, so voll, daß man in einer heutigen Restauration bequem

Digitized by Google

drei Portionen daraus machen würde. Der alte Jakob gab den Worten des Weibes ein williges Ohr und probierte es mit der Suppe. Die Probe fiel zur vollkommensten Zufriedenheit aus. Hernach kam das Fleisch. Der alte Jakob wollte vom Tisch aufstehen. Bleib' nur sitzen, Kind-Leben, sagte das Weib. Nur ein ganz kleines Stücklein Fleisch! Das kann dir nicht schaden! Und so legte sie ihm denn ein tüchtiges Stück Rindfleisch auf seinen Teller.

Der alte Jakob machte zwar eine nachdenkliche Miene, nahm aber doch Messer und Gabel in die Hand, probierte den ersten Bissen, es ging, und so aß er die Portion Rindfleisch auf, gleichwie ein Mann, der bei ganz gutem Appetite ist. Nach dem Rindfleisch kam eine Mehlspeise auf den Tisch, es ist ein Apfelstrudel. Apfelstrudel aber war das Lieblinggericht des alten Jakob. Als er die Mehlspeise erblickte, sagte er zu seinem Weibe: Was? Apfelstrudel haben wir? Weißt du mein Kind! Das werde ich auch essen! Das eß' ich sehr gerne. Und so aß er denn den Apfelstrudel.

Als sie später die Geschichte in der Gasse erzählte, sagten die Leute: Nun möchten wir ihn einmal gerne essen sehen, wenn er bei Appetit sein wird.

Verschämte Armut.

Rabbi Chaninah Ben Dotha war ein gottfürchtiger Mann und lebte in großer Armut. Seine Frau schämte sich, daß sie arm sei, da tat sie jeden Bußabend vor dem Sabbat (d. i. Freitag) stark den Ofen heizen und machte einen großen Dampf und Rauch, auf daß die Leute glauben sollen, sie koche und backe für den Sabbat. Es hatte auch diese Frau eine böse Nachbarin. Die sagte: Weiß ich doch wohl, daß die Frau gar nichts hat! Ich muß doch sehen, was sie backt! Da ging die Frau des Rabbi Chaninah vor Schande von dannen; als nun die Nachbarin in den Ofen sah, da war der ganze Ofen voll von Braten und das Becken voll von Teig. Da rief sie die Frau des Rabbi Chaninah, sie solle eine Schaufel holen, das Brot möchte sonst versengt werden. Da anwortete die

Frau des Chaninah mit Ruhe und Gleichmut, als hätte sie es gewußt: Ich bin eben darum in die Kammer gegangen. Und sie tat also und holte die Schaufel. — Diese Geschichte ist zwar nicht sehr lustig, aber sie ist sehr tief.

Die Partie mit Gott.

Die Juden lieben es bekanntlich, ihr Verhältnis zu Gott als das Verhältnis der Braut zum Bräutigam darzustellen. Wer erinnert sich nicht an das „Lied der Lieder" oder das hohe Lied, wie es gemeinhin genannt wird. Eines Tages, es war ein Sabbat vor Ostern, hatte der Rabbi wieder dieses alte Thema zum Gegenstande einer neuen Besprechung gemacht, er sprach von dem Volke Israel und seinem Gott, und faßte die Angelegenheit in etwas derbrealistischer Weise folgendermaßen an: Also ist Gott der Bräutigam und wir Kinder Israels sind die Braut. Wollen wir einmal sehen, was es für eine Partie ist, die wir da mit Gott gemacht haben! Auf was für Eigenschaften unseres Bräutigams haben wir uns in die Partie eingelassen? Was haben wir dabei besonders im Auge gehabt? Sehen wir auf die vornehme Abstammung? wer ist er? wer ist sein Vater? wer ist seine Mutter? man weiß doch nicht zu sagen, woher er stammt! Sehen wir auf die Person? nun! wie sieht er aus? Ist er groß? ist er klein? ist er dick? ist er mager? wir wissen doch nichts, — es hat ihn doch noch niemand gesehen! Bleibt also nur noch übrig, daß er reich ist! Nun gut, wenn er reich ist, soll er's uns weisen, soll er das Geld hergeben! Für was läßt er uns in Sorgen herumgehen?

Ein Bild der Welt.

Ein anderer Rabbi predigte einmal über den Lauf der Welt, und da er nicht nur moralisieren, sondern auch eindringlich wirken wollte, verlegte er sich auf Bilder und Gleichnisse. So sagte er

also von der Welt: Die Welt kommt mir vor, wie ein Sack Erdäpfel. Warum? — Weiß ich allein nicht.

Die Predigt über Korah.

Ein herumreisender Rabbiner (Wanderprediger) hatte nicht mehr als eine einzige Predigt einstudiert, eine Predigt nämlich über die Empörung des Korah und seiner Rotte gegen Moses. Diese Predigt paßt aber nur für einen einzigen Sabbat im ganzen Jahre; denn die Sitte verlangt es, daß der Prediger den Text zu seiner Rede aus dem betreffenden Wochenabschnitte der fünf Bücher Mosis nehme. Wie ist nun da zu helfen? Der Rabbi war nicht dumm. Er schaffte sich ein junges Hündchen an; das nahm er auf die Reise mit und behielt es allzeit bei sich, ja er trennte sich von ihm nicht, selbst wenn er die Kanzel bestieg, ja da erst recht nicht, denn eben da brauchte er's am meisten. Sowie er die Kanzel betreten hatte, stellte er das Hündlein nieder und trat ihm auf den Fuß. Das Hündchen fing zu bellen an, und der Rabbi, der auf diesen Moment gewartet hatte, sagte zu dem Hündchen: Was bellst du? was willst du? Sink ein, wie Korah ist eingesunken! und hierauf sich an die Gemeinde wendend, fuhr er fort: Weil ich da geredet habe von Korah, so werden wir gleich weiter reden von Korah. So durchreist er mit einer Predigt alle Welt, trat jeden Sabbat seinen Hund auf den Fuß und predigte jeden Sabbat propos über Korah.

Die einzige Predigt.

Ein anderer Rabbi war, der wußte auch nicht mehr als eine einzige Predigt. Dieser war aber kein Wanderprediger, der die eine Predigt jede Woche an einem andern Orte halten konnte, er war angestellt und hielt seiner Gemeinde immer und immer wieder dieselbe Predigt. Man beschloß in der Gemeinde, den Rabbi darüber zur Rede zu stellen und also geschah es auch. Wir möchten

den Rabbi bitten — sagten die von der Gemeinde Abgesandten, die Vornehmsten selbstverständlich — wir möchten den Rabbi bitten, uns einmal eine andere Predigt zu halten. — Ja — sagte der Rabbi — ganz gern, aber nicht früher, als bis ihr alle die erste Predigt auswendig wißt und sie nachsagen könnt.

Worauf sich der Prediger stellt.

Wenn man den Text bezeichnen will, den der Prediger gewählt, sagt man bei den Juden, er stellt sich auf das und das. Zum Beispiel sagt man, der Rabbi stellt sich auf den Midrasch, auf den Talmud, anstatt er nimmt seinen Text aus dem Midrasch, aus dem Talmud. Ein Wanderprediger kam einst in eine Gemeinde, die als diebisch berüchtigt war. Er sollte in der Synagoge predigen, war aber besorgt, daß ihm inzwischen seine kleinen Habseligkeiten aus dem Quartiere gestohlen werden möchten. Er ließ daher sein Kofferchen in die Synagoge tragen und zu der Kanzel bringen. Überrascht fragten die Leute, was er denn habe. Der Rabbi antwortete: In jeder Gemeinde stelle ich mich auf etwas anderes. In einer Gemeinde auf die Bibel, in jener Gemeinde auf den Midrasch, bei euch hier aber muß ich mich auf meinen Koffer stellen.

Das heißt ein Verstand!

Der fromme Jude ist verpflichtet, am Sabbat drei Mahlzeiten zu halten. Man muß aber wissen, was in rabbinischem Sinne Mahlzeit heißt. Wenn man sich z. B. am Sabbat Morgens hinsetzt und zum Kaffee soviel Gugelhupf und Backwerk frißt, daß man sich den Magen verdirbt, so ist solches Frühstück darum noch lange keine Mahlzeit gewesen. Wenn aber die Hausleute hingehen und ihre Hände waschen und sie trocknen, und dabei den vorgeschriebenen Segen sprechen und hierauf nur einen Bissen Brod essen, so groß wie eine Olive, so ist das eine ganz richtige Mahlzeit. Zu

Digitized by Google

einer Mahlzeit gehört also: Brod — und der Segen über das Brod, und solcher Mahlzeiten drei soll der fromme Jude am Sabbat halten, und er hält sie auch. Die erste hält er am Freitag Abend (der Sabbat fängt bekanntlich schon am Freitag Abend an), bei dieser soll er Wein, Fleisch und Fisch genießen; die zweite Mahlzeit, das ist die Hauptmahlzeit am Sabbath Mittag. Da genießt er das Scholet, welches Heine eine edle Götterspeise genannt hat, und die Kugel, entweder gepfeffert oder süß, je nach Geschmack, und gesottene Eier und was er sonst noch will, wenn es der Sabbat nicht verwehrt. Die dritte dieser drei vorgeschriebenen Mahlzeiten ist die eigentümlichste und hat auch den Namen: die dritte Mahlzeit, obwohl sie streng genommen, gar keine Mahlzeit ist.

Bei den „Chassidim" in Polen ist sie wirklich die Hauptmahlzeit — der Rabbi ißt Zwiebel und ist begeistert, und die frommen Schafe des frommen Hirten tun desgleichen, sie essen und singen und springen. Nicht also bei den Juden in Mähren und Böhmen, d. h. bei den deutschen Juden. Da ist die dritte Mahlzeit pro forma. Der fromme Hausvater wäscht sich die Hände, trocknet sich an dem weißen Linnen, soweit es über den Sabbat noch nicht schmutzig geworden, bricht das Brötchen und spricht den Segen. Er genießt aber weiter nichts, denn er ist noch satt von der Mittagmahlzeit und hält die dritte Mahlzeit nur, um der rabbinischen Vorschrift zu genügen. Anstatt der Speisen, die da sind, würzen aber in der Regel angenehme Gespräche das Mahl; namentlich beim Rabbi; denn da die dritte Mahlzeit in die späte Abendstunde fällt, so kommen mehrere, die ihr Sabbat-Nachmittagschläfchen gemacht und das Abendgebet bereits verrichtet haben, zum Rabbi in Besuch und bei dieser Gelegenheit wird gewöhnlich von einem oder dem anderen dies oder jenes erzählt, gewöhnlich von weltlichen Dingen gesprochen, von denen der Rabbi, da er ein Gelehrter ist, in der Regel nichts versteht.

So saßen sie denn, es mag wohl schon dreißig Jahre her sein, auch eines Sabbat abends beim Rabbi bei der dritten Mahlzeit und sprachen über weltliche Dinge. Da sagte Reb Schaul, der hie und da ein wenig in der Welt herum kam: Bei ihnen (d. h. bei den Nichtjuden) haben sie doch auch einen großen Verstand.

Digitized by Google

Was haben sie bei ihnen für einen Verstand? — fragte Reb Maier Kaketzer.

Soll man einmal nehmen die Eisenbahn! — gab Reb Schaul zur Antwort — hat man schon jemals in seinem Leben gehört, man soll fahren mit ein' Wagen ohne Pferd? Ist das nicht ein groß Wunder?

Es ist im Ernst ein groß Wunder — nahm hierauf der Rabbi das Wort — ein Wagen soll fahren ohne Pferd. Wirklich ein groß Wunder! Aber — was nimmt man uns damit? was hat man davon? Ob der Wagen fährt ohne Pferd oder mit Pferd! Fahr ich mit Pferd, fahr ich ohne Pferd! Was brauch ich zu fahren ohne Pferd, wenn ich kann fahren mit Pferd? Bei uns haben wir doch noch einen größeren Verstand. Soll man sehen unsere Weisen, was diese für einen Verstand haben! Sie haben schon vor vielen Jahrhunderten vorausgesehen, die Welt wird einmal so schlecht werden, daß es Leute geben wird, die am Fasttag der Zerstörung Jerusalems werden essen wollen. Was haben sie getan? He? Werdet ihr da gleich sehen, das heißt ein Verstand! Vor dem „Tafillen-Umlegen“ (Anlegen der Gebetriemen) darf doch kein Mensch frühstücken, haben sie gemacht, daß man am Fasttag der Zerstörung Jerusalems erst am Abend Tafillin legen darf — und jetzt freßt! Ha? — das heißt ein Verstand!

Das Kukele ist ein Wunder.

Der Rabbi von dem Chassidim saß eines Sabbat abends bei der dritten Mahlzeit. Die Chassidim saßen bei ihm, sie aßen Zwiebel, sangen und sprangen, doch mitten in ihrem Jubel und ihrer tollsten Ausgelassenheit ertönte plötzlich aus einer hellen Kinderkehle der Ruf: Gelobt sei der Richter der Wahrheit! Dieser Spruch wird bei den Juden vernommen, wenn ein Todesfall sich ereignet, und so ist der Schrecken begreiflich, mit dem man diesen Ruf vernahm. Es war Itzegel, das zwölfjährige Söhnchen des berühmten wundertätigen Rabbi, der den entsetzlichen Ruf ausgestoßen hatte.

Digitized by Google

Alles drängt sich zu Itzegel, um zu erfahren, warum er diesen Ruf habe vernehmen lassen und Itzegel sagte mit dem Gleichmut eines Weisen: Der Rabbi von Amsterdam ist gestorben.

Die Freude war für den Abend dahin, da man einen so großen Verlust zu betrauern hatte. Man schrieb auch gleich am folgenden Tage ein in den rührendsten Ausdrücken abgefaßtes Kondolenzschreiben an die Gemeinde in Amsterdam, die das Unglück hatte, ihren Hirten zu verlieren. Wie erstaunten aber die Chassidim, als sie nach einiger Zeit von Amsterdam die Nachricht erhielten, es habe sich jemand mit ihnen vielleicht einen schlechten Spaß erlaubt, der Rabbi von Amsterdam sei nicht gestorben, er ist gesund wie der Fisch im Wasser.

Die Chassidim, die früher das Kind des Rabbi bewundert hatten, weil es in einer Gemeinde in Polen anzugeben wußte, was sich im selbigen Augenblicke in Amsterdam ereignet, liefen jetzt hinauf zum Rabbi und teilten ihm die Neuigkeit mit, der Rabbi von Amsterdam ist nicht gestorben, er ist gesund wie ein Fisch im Wasser.

Und Itzegel kann nix! — Das war die Folge, die sich aus der mitgeteilten Neuigkeit ergab.

Der Rabbi aber durfte Itzegel's Ruhm nicht leichten Kaufes preisgeben, deshalb sagte er: Was wollt Ihr haben von Itzegel? Itzegel hat ein fein Köpfele und kenn' ganz gut. Ei! der Rabbi von Amsterdam ist nicht gestorben? Nun, was ist, ist er nicht gestorben! Mein Itzegel hat ja aber doch von hier bis auf Amsterdam hin gesehen. Hat er sich nur geirrt! Aber das „Kukele“ (der Blick) bleibt doch allemal ein Wunder.

Ein Brief an Gott.

Es lebte in der „Gasse“ ein gar frommer Mann, aber er war sehr arm und da er's zu verbergen suchte, wie arm er sei, und niemand um Almosen ansprach, so lebte er mit seinem guten Weibe in großer Not und Dürftigkeit. Das Weib fühlte mit dem

frommen Manne mehr Mitleid als mit sich selbst, und gar manchmal hatte sie ihm gesagt: Sieh' nur an, mein Kind, wie es andern Leuten geht, die nicht so gut und fromm sind wie du, und wie schlecht es bei uns bestellt ist. Andere Weiber, wenn der Sabbat kommt, nehmen sie Geld aus dem Kasten und kaufen ein, was auf dem Markte zu haben ist, und kochen und backen und braten, und ich kann dir auf den Sabbat nichts machen; dein Sabbattisch ist schlechter als bei ihnen der Wochentisch! Wär' Gerechtigkeit in der Welt, so müßt' es anders sein! denn du bist doch mehr wert als alle diese! — Auf solche Reden hatte der fromme Mann gar manches trostreiche Wort der Erwiderung, und wie sehr sich's das arme Weib zu Herzen nahm, seine Worte hatten doch immer wieder eine erhebende Kraft und sie beruhigte sich.

Es kam aber die Osterzeit herbei, und wenn man in einem jüdischen Hause auch das ganze Jahr hindurch zu sparen sucht und noch so kärglich lebt, zum „Passah" läßt sich nicht viel sparen und abkargen, der „Passah" kostet viel Geld. Wer's nicht weiß, der frage nur die jüdischen Hausfrauen.

Wie werden wir den Passah zuwege bringen, mein Kind? — sagte das Weib — sieh nur an! Keine „Mazes" (ungesäuerte Brote) im Haus, keine Eier, keine Erdäpfel, die Stubenwände rußig und schmutzig, kein Stückel Wäsch, kein Stückel Gewand im Kasten, und bei alledem kein Kreuzer Geld!

Sei nur ruhig! — sagte der an solche Predigten schon gewöhnte Mann — wir werden den Passah schon zuwege bringen.

Wieso? — fragte das Weib — wie werden wir ihn fertig machen, wenn du da den ganzen Tag über deinem Talmud sitzen tust und nichts ins Haus schaffst?

Sei nur ruhig! — gab der Mann zur Antwort — Gott wird uns schon helfen!

Wie wird er uns helfen?

Wie? weiß ich das? er hat viel in seiner Macht!

Und nachdem er sein Weib wieder zu beschwichtigen gesucht, wie schon so oft, sie aber diesmal nicht so leicht zur Ruhe zu bringen war, stand er auf, wie einer, der plötzlich einen Entschluß

Digitized by Google

gefaßt, und sagte: Sei jetzt nur still', Gott wird uns nicht verlassen. Ich werd' an Gott einen Brief schreiben.

An Gott? — fragte das Weib erstaunt.

Laß mich nur machen — sagte der Mann, setzte sich nieder, tauchte die Feder ins Tintenfaß und wollte beginnen.

Halt! — sagte er, wie sich besinnend.

Was ist's? — fragte das Weib.

Ich muß ihm ja doch schreiben, wie viel ich auf Passah brauche.

Was fällt dir ein? — sagte das Weib — Was brauchst du Gott zu schreiben, wie viel du brauchst? weiß er es denn nicht?

Du hast recht — erwiderte der Mann und schrieb den Brief.

Nachdem er ihn geschrieben, nahm er Siegelwachs, versiegelte den Brief ganz regelrecht und schrieb die Adresse.

Wer aber wird den Brief an Gott überbringen? fragte nun das Weib.

Das wirst du schon sehen, — gab der fromme Mann zur Antwort — Gott hat vieles in seiner Macht — und mit diesen Worten öffnete er das Fenster und warf mit der Gemütruhe eines Weisen den Brief zum Fenster hinaus.

Da kam ein mächtiger Windstoß, hub den Brief in die Höhe und trug ihn fort. Wohin? — Wer weiß es?

Des anderen Tages war schönes, heiteres Wetter; da ging der Graf in seinem Schloßgarten spazieren. Wie er da so an nichts denkend ging, da fiel ihm auf dem mit Kies bestreuten Gange, den er hinaufswandelte, von ferne schon ein auf der Erde liegender Gegenstand in die Augen, der aussah wie ein Brief. Er trat näher, und er hatte sich nicht getäuscht, es war wirklich ein Brief, ein wirklicher Brief. Aber an wen?

Ja, stand das nicht auf der Adresse? — Allerdings stand's da. Wenn der Herr Graf die Adresse nur hätte lesen können! Es stand da was geschrieben in krausen und wirren Zeichen, aber wer mag es enträtseln, was es bedeuten sollte? Der Graf konnte aus der Sache nicht klug werden. Er nahm den wunderlichen Fund, steckte ihn in die Tasche und als er dann wieder auf sein Zimmer kam, ließ er seinen Jäger herbeirufen, zeigte ihm den Brief mit der rätselhaften Aufschrift und fragte ihn, was er davon halte.

Digitized

Der Jäger, ein findiger Bursche, schoß nicht weit vom Ziel:

Ich kenne zwar nicht die hebräischen Schriftzeichen — sagte er — aber mich sollt's wundern, wenn dies nicht hebräisch wäre!

Wieso? fragte der Graf.

Nun — meinte der Jäger — gerade darum, weil hier in der Nähe keine Chinesen wohnen, wohl aber Juden genug in der „Gasse" da drüben.

Und was wäre da zu tun? fragte der Graf.

Ich werde den Brief dem Rabbiner zeigen, riet der Jäger, der wird aus der Adresse erkennen, an wen der Brief gerichtet ist.

Das ist ein guter Einfall! meinte der Graf, und schickte in die Judengasse und ließ den Rabbiner ersuchen, aufs Schloß zu kommen.

Der Rabbiner folgte der gräflichen Einladung mit Vergnügen und Neugierde und verfügte sich aufs Schloß.

Könnt Ihr das lesen? fragte der Graf, indem er dem Angekommenen den Brief hinhielt.

Warum werd' ich nicht können lesen, Herr Graf, als ein Rabbiner von der ganzen Gemeinde, was ich schon hab gekonnt lesen, wie ich noch bin gewesen ein klein Jüngel?!

Also ist das hebräisch?

Nun, was soll es denn sein?

An wen ist also dieser Brief gerichtet?

Der Brief? — sagte der Rabbiner — an wen soll er sein gerichtet? es steht doch da ganz deutlich geschrieben zu lesen, daß dieser Brief ist gerichtet an Gott — gelobt ist er und sein heiliger Name.

Wie? — fragte der Graf erstaunt — an Gott?

Nun ja, an Gott!

Ist das auch wahr?

Warum soll es nicht sein wahr? Werd' ich haben die Courage zu sagen etwas dem Herrn Grafen, was nicht ist wahr?

Was ist da nun zu tun? — fragte der Graf.

Wie kann man wissen, was da soll sein zu tun, so lang man nicht weiß, was geschrieben steht in dem Brief? Vor allem muß man den Brief lesen!

Digitized by Google

Der Brief ist aber gesiegelt — sagte der Graf.

Nun! und was ist, wenn er ist gesiegelt? Von deswegen kann man ihn doch lesen! Wenn er ist gesiegelt, bricht man das Siegel auf!

Das ist aber Verletzung des Briefgeheimnisses!

Herr Graf! Vor Gott, gelobt ist er, gibt es gar kein Geheimnis; viel weniger ein Briefgeheimnis!

Ihr meint also, fragte der Graf, daß wir den Brief öffnen dürfen?

Ich muß doch das meinen, antwortete der Rabbiner, denn wenn ich das nicht meinen möcht', könnt ich doch nicht meinen, daß ihn ein anderer aufmachen darf, als Gott selber. Und sollen wir warten bis Gott selber, gelobt ist er, wird herunterkommen vom Himmel, um aufzumachen den Brief?

Dieses Argument war einleuchtend genug und der Brief wurde geöffnet. Der Inhalt des Briefes war in denselben Schriftzeichen abgefaßt, die schon auf der Adresse sichtbar waren, und so gab der Graf das Schreiben dem Rabbiner. Der Rabbiner las und der Graf war nicht wenig erstaunt über die Mitteilungen, die ihm der Rabbiner bezüglich des Inhaltes dieses Briefes machte.

Der Briefschreiber, so hatte ihm der Rabbiner nämlich erklärt, ist ein armer frommer Jud, der kein Geld hat, den „Passah" zu machen, und so wendet er sich an Gott mit der Bitte, Gott soll ihm helfen und soll ihm bescheren, daß er soll können den Passah machen.

Ist der Jud sonst ein braver Mann? — fragte der Graf.

Was heißt ein braver Mann? — erwiderte der Rabbiner — in der ganzen Gegend gibt es keinen braveren Mann, als ihn.

So schickt mir den Juden herüber ins Schloß — sagte der Graf.

Der Rabbiner empfahl sich, ging und eilte zu dem Briefschreiber mit der Nachricht, die er ihm vom Grafen zu überbringen hatte.

Der Jude ging aufs Schloß und wurde von dem Grafen, der ihn bereits erwartete, sogleich empfangen.

Ihr habt, — begann der Graf — kein Geld für Euer Pessachfest!

Digitized by Google

Nein, Herr Graf, — sagte der Jude.

Wie viel Geld braucht Ihr denn, um diese Feiertage ganz so, wie der reichste Mann in der Gemeinde bestreiten zu können? — fragte der Graf.

Wieviel ich brauch? — Haben sie nicht ein Stückel Kreiden, Herr Graf-leben? — fragte der Jude dagegen.

Zu was denn?

Nun, zum Rechnen.

Der Graf schellte, gab den Auftrag; die Kreide wurde gebracht und der Jude rechnete auf dem feinen und noblen Tische des Grafen mit der Kreide, wieviel er brauche. Bei jedem einzelnen Posten, den er da niederschrieb, besann er sich, ob es sich nicht billiger verschaffen ließe, in seiner gewohnten Bescheidenheit begnügte er sich durchgängig mit den allerniedrigsten Ansätzen, und als alle Posten aufgeschrieben waren, addierte er sie und die Summe war fertig.

Also? fragte der Graf.

Herr Grafleben! 68 fl. 14 kr. brauch ich, wenn ich soll können mein „Pessach" machen, wie ihn ein ehrlicher Jud machen soll. Es ist viel Geld — fügte er kopfschüttelnd hinzu — sehr viel Geld!

Der Graf ging zu seiner Kassette, nahm eine Hundertguldennote heraus und legte sie dem Juden hin.

Der Jude bedankte sich tausendmal und ging. Als er nach Hause kam, fragte ihn das mit Ungeduld seiner harrende Weib: Nu?

Fein! antwortete der Jude.

Bekommen? — fragte sie.

Was denn! — sagte er.

Wieviel?

Sehr viel!

Zwanzig?

Mehr!

Dreißig?

Noch mehr.

Fünfzig!

Zweimalfünfzig.

Was?

Digitized by Google

Ja! Was siehst du mich an? Hundert Gulden hat er mir gegeben!

Soviel Geld? fragte der fromme Mann dagegen — wer kann denn wissen, wieviel mir Gott geschickt hat und wieviel der Graf bei der Sach' noch profitiert!

Gawriele Stuffer.

Was Essig soll werden, wird bald sauer — und so hat Gawriele auch schon in seiner frühesten Jugend durch manchen lustigen Streich verraten, was man dereinst von ihm zu erwarten habe, und im „Cheder" (in der Schule) schon hat er sich den Namen „Gawriele Stuffer" (Spaßvogel) erworben, der ihm bis an sein seliges Ende geblieben ist.

Der „Rebbe" (Lehrer), zu dem er in die Schule ging, hatte eine eigne Methode, seine Schüler zu strafen, wenn sie nicht fleißig genug gewesen waren. Am Donnerstag nachmittag war strenge Prüfung; da mußten die Schüler Rechenschaft ablegen von dem, was sie die Woche über gelernt hatten. Der Donnerstag nachmittag war daher ein sehr gefürchteter Gerichttag. Wenn die Kinder den Erwartungen des „Rebbe" nicht entsprachen, so stieß er an den Tisch und schob ihn auf die um den Tisch herum versammelte Schuljugend. Mit diesem summarischen Verfahren erleichterte sich der geplagte „Rebbe" sein pädagogisches Geschäft.

Der Donnerstag nachmittag kam heran und die Kinder setzten sich in Furcht und Schrecken um den Tisch. Gawriele aber lachte still in sich hinein. Als die Mitschüler bemerkten, daß er lachte, da fragten sie ihn: Gawriele, warum lachst du? ist denn heut' nicht Donnerstag?

Wie spät ist? — fragte Gawriele, anstatt die Frage zu beantworten, und die Mitschüler meinten, er hätte sich nur vergessen und sie hätten ihn zur Besinnung gebracht. Sie sahen auf die Wand hin, wo die silberne Taschenuhr des Rebbe zu hängen pflegte um zu sehen, wie spät es sei; aber die Uhr hing nicht an der Wand.

Digitized by Google

Wo ist die Uhr? — fragten die Schüler; indessen aber kam der Rebbe, das „Verhören" begann und sie vergaßen die Uhr; denn der Schweiß trat ihnen aus den Poren.

Sowie der erste Fehler gemacht wurde, stieß der „Rebbe mit Heftigkeit den Tisch, paff — da fiel am anderen Tische etwas auf die Erde — es war die silberne Taschenuhr des Rebbe, die nun zerbrochen auf dem Boden lag.

Weh mein' Uhr! — rief der erschrockene Rebbe. — Da steckt gewiß Gawriele darunter!

Der „Rebbe" hat ja allein die Uhr heruntergeworfen — sagte Gawriele. — wenn der Tisch da nicht nur zum Lernen gemacht ist, dann ist auch die Uhr da nicht nur zum Stundenweisen gemacht, und der Deckel von der „Gemorah" da nicht nur zu dem, was der Buchbinder damit gemeint hat.

Seit jenem Donnerstag nachmittag hat der „Rebbe" die Kinder nicht mehr mit dem Tische gestoßen.

Damit der Rabbiner bleibe.

Eine Gemeinde ist besorgt, ihr Rabbiner, der im Talmud nicht sehr fest ist, werde sie verlassen. Da sagte ein Spaßvogel: Was fürchtet Ihr? Setzt ihn über ein Blatt Gemarah, wird er nicht vom Fleck kommen!

Beweis, daß man nicht barhäuptig herumlaufen darf.

A.: Gott spricht zu Moses: „Zieh aus deine Schuhe!" Warum sagt er nicht: „Nimm ab deinen Hut?" — Daraus folgt, daß man ohne Hut nicht gehen darf.

B.: Vielleicht hat Moses den Hut schon früher unten gehabt?

A.: Was fällt Euch ein? Wird denn unser Lehrer Moses barhäuptig herumgehen?

Digitized by Google

Von der Sünde freigesprochen.

A. bleibt am Sabbat mit seinem Fuhrwerk im Kot stecken.

B.: Warum seid Ihr dahergefahren?

A.: Hab ich denn gewußt, daß ein solcher Kot ist?

B.: Wenn Ihr es aber gewußt hättet, wäret Ihr nicht hergefahren?

A.: Gewiß nicht!

B.: Nun, da Ihr es bereut, so entwurzle ich Euer Gelübde vom Grunde auf: muter loch! Geht weg und laßt Euer Fuhrwerk im Kote stecken!

Er hat sich zu helfen gewußt.

Ein schnell reich gewordener Mann hat einen bösen Ruf gewonnen. Er sinnt auf Abhilfe und wird sehr gastfreundlich. Da kommt zu ihm ein Oiroch (Gast, Bettler) und sagt ihm: „Reb Mordche, Ihr habt einen guten Ruf. . .“ Fiel ihm der Reiche in die Rede: „Brauch ich nichts mehr zu geben!“

An der Himmelspforte.

Sankt Petrus steht am Himmeltor
Und schiebt da just den Riegel vor,
Da pocht's gewaltig, pocht's mit Hast;
Sankt Petrus hat gar keine Rast,
Denn arm und reich, und groß und klein,
Ein jeder will im Himmel sein. —
„Wer pocht denn gar so überlaut,
Wer hat sich wieder hergetraut?“ —
So ruft wohl aus dem Himmelhaus
Der heil'ge Gottesmann hinaus. —
Ein Frommer bin ich — tönt's hinein —

Digitized by Google

Und hab' ein Recht, da drin zu sein.
„Ihr habt ein Recht, und so gewiß
Versprecht Ihr Euch das Paradies? —
Ihr tätet klug, Ihr lerntet fein
Demütig und bescheiden sein.
Habt Ihr auf Erden recht gelebt?
Habt Ihr nach Tugenden gestrebt?
Zählt mir nur eine Tugend auf,
Die Ihr geübt im Lebenslauf,
Dann tretet Ihr — ich schwör es Euch —
Sogleich hinein ins Himmelreich." —
— Das Männlein sah, daß mit Geschrei
Hier nicht viel auszurichten sei,
Und das man mit Gewalt und Bann
Das Himmeltor nicht stürmen kann,
D'rum ging es rasch mit sich zu Rat,
Und sann auf eine gute Tat,
Die es im Leben hätt' geübt,
So wie sie wohl Herr Petrus liebt.
— Mein Leben — hub das Männlein an —
War so, daß ich wohl sagen kann,
Ich habe auf der Erdenwelt
Gelebt, ganz wie es Gott gefällt.
Als wie ein Rohrspatz schimpfte ich
Auf alle Juden fürchterlich
Und wer human geschrieben hat,
Das war für mich ein Judenblatt.
Dann hab' ich auch zu guter Letzt
Das Protestantenvolk gehetzt.
Die Wissenschaft, die hieß ich dumm,
So kämpfte ich fürs Christentum!
So habe ich das Volk belehrt,
Die Sünderhorden rasch bekehrt!
Drum laß mich in den Himmel ein,
Ich hab' ein Recht da drin zu sein.
Sankt Petrus gab zur Antwort d'auf:

„Was du von deinem Lebenslauf
Erzählt mir hast, erfreut mich sehr,
Und billig find ich dein Begehr.
Zum Eintritt halte dich bereit, —
Nur — fehlt noch eine Kleinigkeit,
Es fehlt nur noch das Dokument,
Ein Zeugnis, das als wahr benennt,
Was du von dir behauptet hast; —
Dann bist du gleich des Himmels Gast."
Ich schlage dir z. B. vor,
Bleib' hier und wart' am Himmeltor.
Hier steht ein Stuhl für dich bereit,
Gedulde dich nur kurze Zeit.
Der erste Mensch, der hier erscheint
Und eine Bußeträne weint,
Die du bewirkt durch deine Lehr,
Ist der Beweis, den ich begehr.
Spricht einer: „Herr! die Missetat
Hab' ich auf dieses Mannes Rat
Bereut, er ist es, dessen Wort
Mir scheuchte jede Sünde fort; —
Erkenn' ich dich als gut und rein,
Und laß dich in den Himmel ein!" —
Sankt Petrus spricht's. Er setzt sich hin,
Der Fromme auch mit bleicher Mien!
Manch reu'ger Sünder kam heran,
Das Himmeltor ward aufgetan:
Das Männlein aber sitzt noch heut
Und wartet auf die Kleinigkeit,
Und kömmst du einst zur Himmelpfort',
Noch findest du das Männlein dort.

Der Winterrock.

Auf einem Tramwaywagen saß in eine Ecke gedrückt ein alter Jude vor Kälte zitternd. Er war bekleidet mit einem leichten kurzen Sommerrock, der etwa in der Julihitze angemessen war, dünn, abgeschlissen und fadenscheinig. Eine Dame mit blonden Haaren, eine imponierende Gestalt von hohem Wuchse, mit kostbarem Pelz bekleidet und einen Brillantschmuck in den Ohren, der unter Brüdern fünfhundert Gulden wert war, stieg ein und sah den Juden. Sie setzte sich auf den leeren Platz neben ihm und betrachtete ihn schweigend einige Zeit.

„Was setzt sich die Antisemiterin g'rad zu mir," dachte der Jude, „es sind ja noch genug leere Plätze da. Wahrscheinlich belustigt es sie, zu sehen, wie kalt mir ist. Auch recht." Und schüchtern suchte er sich noch mehr in die Ecke zu drücken, um ihr den größeren Teil der Bank einzuräumen.

„Ist Ihnen nicht kalt?" fragte endlich die Dame, „es muß Ihnen in diesem Anzuge ja sehr kalt sein! Mich friert's, wenn ich sie nur ansehe!"

„Aha," dachte der Jude, „sie fangt schon an. Ich hab' es ja gewußt! Auch recht! Soll sie sich belustigen. Kälter, als mir schon ist, wird mir davon nicht."

„Schauen sie," sagte die Dame, indem sie von der einen Hand den Handschuh abstreifte, „da fehlt Ihnen ein Knopf, der ist abgerissen; aber den da, warum haben sie ihn nicht zugeknöpft."

„Eine merkwürdige Art, sich zu unterhalten," dachte der Jude, indes die blonde Dame sich daran machte, ihm den Rock zuzuknöpfen.

„Schauen sie," sprach sie weiter, „da die Stützeln, die sind ja ganz verschoben, da geht Ihnen ja die ganze Kälte hinein!"

„Ein sonderbarer Geschmack," dachte sich der Jude, während die Frau damit beschäftigt war, ihm die Pulswärmer ordentlich um die Handgelenke zu schieben und zurecht zu machen.

„Ich sollt' mir," sagte sich der Jude im stillen, „eigentlich von ihr Entrée bezahlen lassen für die Unterhaltung, die ich ihr bereite;

aber der Hauptspaß besteht doch für die Antisemitin wahrscheinlich darin, daß sie ihn unentgeltlich haben kann. Was soll ich tun? Wenn ich ein Wort red', wird sie mich doch nur auslachen. Eine Bosheit von einer Frau! Die Grausamkeit sieht ihr aus den Augen heraus wie einem Tiger. Wenn sie nur schon aussteigen möcht', daß ich Ruh' vor ihr hätt'. Oder soll ich aussteigen? Ich möcht' es, wenn es kein so weiter Weg wär', den ich hab' bis nach Haus."

„Sie sind wahrscheinlich ein Geschäftsmann," sagte die Frau, und der Jude dachte: „Sieh' dir an da! Ein Geschäftsmann! ‚emstahs' gesogt (dem Stein sei es geklagt), häkeln (sticheln) will sie mich! Auch recht. Meinetwegen! Ich bin nur neugierig, wie weit sie es treiben wird."

„Sie handeln," sagte die Frau, „wahrscheinlich mit alten Kleidern?"

„Nu, was denn," erwiderte der Jude, „mit neuen Kleidern werd' ich handeln! Bin ich denn ‚etwas' Jakob Rothberger auf dem Stephanplatz?"

„Wollen sie mich besuchen?" fragte die Dame.

„Nicht schlecht," dachte der Jude, „besuchen ob ich sie will. Ein Einfall von einem Frauenzimmer. Jetzt seh' ich erst, was sie eigentlich für eine Absicht hat. Foppen will sie mich. Das Gespött will sie sich aus mir machen."

„Ich wohne," sagte die Dame, „schreiben Sie es sich auf! „Sie gab ihre Adresse an. „Ach, sie armer," fuhr sie fort, „sie haben ja ganz erstarrte Hände! Sie können mit den halberfrorenen Fingern ja nicht schreiben." Hierauf nahm sie einen Bleistift aus der Tasche und schrieb die Adresse auf ein Papierzettelchen.

„Kommen sie aber gewiß," sagte sie, indem sie ihm den Zettel einhändigte, „übermorgen! Ich erwarte sie!"

„Du kannst lang warten," dachte sich der Jude, „aufsitzen werd' ich dir nicht! Soweit halten wir noch nicht. Stärker sind sie zwar, die Antisemiteriche, als wir, größere Raufbolde sind sie, Verstand aber haben wir schwache Juden mehr! Ich lass' mich nicht einmal foppen von Lueger, und der bild't sich doch ein, daß er der ‚Ober-Chochem' (superklug) ist, viel weniger von einer Antisemitistin, von so einer goldhaarigen Frauenversammlunggenossin wie diese da."

Digitized by Google

„Sie werden doch nicht vergessen," sagte die Dame noch, indem sie aufstand und sich entfernte.

„Gott sei Dank, daß sie weg ist," sagte sich der Jude im stillen, „die hat mir gut eingeheizt. Ganz warm hat sie mir gemacht; mir scheint aber, es hat es mehr ihr Pelz getan, mit dem sie sich so an mich angedrückt hat. Aber was wahr ist, ist wahr. ‚Jofe' (schön) ist sie, das kann man nicht leugnen. Foppen lass' ich mich aber doch nicht von ihr. Warum, ich bin doch nicht sicher, wenn ich hinkomme, man wirft mich hinaus!"

Während sich der Jude noch weiter solchen Betrachtungen hingab, war die Dame bereits in ihrer Wohnung angelangt und musterte den Garderobekasten ihres Herrn Ehegemahls.

„Der eine drei und der andere nicht einmal einen," sagte sie zu sich selber, nachdem sie die Musterung beendigt hatte, „das ist doch wirklich nicht gerecht! Da will ich mir schon das Vergnügen gönnen, ein bißchen Vorsehung zu spielen."

„Mannerl," sagte die Frau, als der Mann zum Mittagtisch nach Hause kam, „wieviel hast du Winterröcke?"

„Drei, liebes Kind," antwortete er, „warum fragst du?"

„Weil ich dich immer nur den einen tragen seh'."

„Das ist ja doch natürlich," sagte der Mann und lachte, „ich kann ja doch nicht alle drei auf einmal tragen."

„Das mein' ich ja nicht," entgegnete die Frau, „ich meine, du ziehst die beiden anderen gar nie an."

„Aber der, den ich trage, ist ja noch recht gut."

„Und die beiden anderen hängen müßig im Kasten."

„Ja, was sollen sie denn tun? Sollen sie arbeiten?"

„Ach, geh' mir, du weißt ganz gut, was ich meine."

„Nun?" fragte er, „und was meinst du?"

„Du könntest wirklich schon einen von den beiden anderen nehmen."

„Für alle Tag?" fragte er.

„Warum nicht?" fragte sie dagegen.

„Und was soll ich mit diesem machen."

„Den schenkst du mir."

„Dir? Was willst du damit machen? Willst du ihn verschachern?"

Digitized by

„Hast du was dagegen?“

„Aber schau, hast denn du das notwendig? Was gibt dir der Hausierer für den Rock? Nicht ein Viertel von dem, was er wert ist. Was du brauchst, hast du ja ohnehin, und wenn es das Beste und Teuerste ist.“

„So gib mir ihn doch.“

„Meinetwegen, wenn du es durchaus willst; aber sag' mir nur wozu?“

„Nimm's für eine Laune von mir!“ sagte die Frau, „und gib ihn mir.“

„Mit tausend Freuden,“ sagte er, „wenn es dir Vergnügen macht, nimm' ihn.“

„Abgemacht?“ fragte die Frau.

„Abgemacht,“ bestätigte er, und man ging zu Tische.

Wenn sie gewußt hätte, daß es ihr so leicht gelingen werde, ihren Willen durchzusetzen, hätte sie den Juden schon auf den nächsten Tag bestellt; in der Meinung, daß sie um den gewünschten Winterrock mit ihrem Manne vielleicht ein bißchen zu schmollen haben werde, bestellte sie ihn, um Zeit zu gewinnen, für übermorgen. Es tat ihr nachträglich leid, aber es war nichts zu machen, sie konnte ihn nicht früher herbeirufen, sie wußte nicht, wo er zu finden sei; sie hatte ihn darum nicht gefragt. Also hieß es bis übermorgen warten. Das Dienstmädchen wurde instruiert, den Hausierer, sobald er kommen würde, einzulassen, ohne viel zu fragen, was er wolle und dergleichen.

Der Übermorgen kam; der Jude aber kam nicht. Den ganzen Tag über wartete sie auf ihn mit immer mehr sich steigernder Ungeduld. So oft die Türglocke gezogen wurde, meinte sie: jetzt kommt er, das ist er; aber er war es nicht, er kam nicht. Immer und immer wieder lief sie hinaus: „Nun, ist er noch nicht da?“ „Nein,“ war jedesmal die Antwort des Dienstmädchens, und sie kehrte ärgerlich in ihr Zimmer zurück.

Der Jude, der den ihm bestimmten Tag hatte verstreichen lassen, rieb sich die Hände vor Vergnügen, daß er der Antisemitin, die sich aus ihm einen Jux machen wollte, den Spaß verdorben habe. Nachdem aber noch weitere zwei Tage verstrichen waren,

sagte er sich: „Eigentlich hab' ich doch einen Fehler gemacht. Ich hätte doch sehen sollen, was sie vor hat. Ich hätt' die Sach' ja umkehren können. Ich hab einmal gehört von einem sehr gescheiten Mann, wenn ein Mensch spielt mit der Katz, so ist die Frag', ob nicht vielleicht die Katz spielt mit dem Menschen. Ich hätt' ja können mir einen Spaß machen aus ihr! Und was wär' doch der Hauptspaß, wenn ich gesehen hätt', wie sie mich zum besten haben will, und sie gar nichts bemerkt hätt' davon, daß ich es bemerk' und daß eigentlich ich es bin, der sie zum besten hat. Schad', daß ich nicht hingegangen bin. Übrigens kann ich es denn nicht noch tun? Warum nicht? Was hindert mich? Daß sie mich nicht mehr erwartet? Das tut ja nichts! Um eine Ausred', daß ich nicht zur Zeit gekommen bin, werd' ich doch nicht verlegen sein! Ich geh' hin! Fertig! Ich bin neugierig, was für ein Gesicht sie machen wird, die blonde Antisemiterin!"

Und er ging.

„Da ist das Haus," sagte er, indem er die Hausnummer mit der Nummer auf dem Zettel, den er in der Hand hielt, verglich. Er stieg hinauf, glücklicherweise nur einen Stock hoch. Muß „etwas" eine vornehme Antisemistin sein, dachte er sich, wenn sie im ersten Stock wohnt. Er schritt über den Korridor. Die Wohnungtür war bald gefunden; es war ja das alles auf der Adresse genau angegeben. Er blieb stehen. Schon hatte er den Knopf der Türklingel in der Hand. Er überlegte nochmals. „Läut' ich an oder nicht? Noch hab' ich die Wahl frei. Ich läut'! Was kann mir gescheh'n? Mehr als hinausschmeißen wird sie mich nicht!" Und er zog an der Glocke.

Das Dienstmädchen kam und schaute durch das Guckloch.

„Sie sind," sagte das Mädchen, nachdem sie geöffnet hatte, „wahrscheinlich der alte Jude, den die gnädige Frau schon vor einigen Tagen erwartet hat?"

„Was will sie denn eigentlich von mir?" fragte der Jude.

„Das weiß ich nicht," antwortete das Mädchen. „Warten Sie ein bißchen. Ich werd' Sie anmelden."

„Ist sie allein?" fragte der Jude.

Digitized by Google

Das Dienstmädchen sah ihn spöttisch an und fragte: Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich mein, ob nicht ‚etwas' ein Hund drin ist bei ihr."

„Ah so," sagte das Mädchen und ging lachend hinein.

Nach ungefähr einer Minute kam die Frau heraus.

„Aha," dachte der Jude, „da ist sie schon, jetzt muß es sich entscheiden."

„Warum sind Sie nicht schon früher gekommen?" fragte die Frau.

„Entschuldigen Sie," sagte der Jude, „haben Sie es denn wirklich ernst gemeint?"

„Na, erlauben Sie mir," sagte die Frau, „wenn ich Sie extra herbestelle."

„Es war mir früher nicht möglich," sagte der Jude.

„Waren Sie vielleicht krank?" fragte die Dame. „Haben sich wahrscheinlich erkältet? Ein Wunder wär's nicht in diesem Anzug bei dieser Witterung."

„G'rad' tu' ich ihr den Gefallen nicht," dachte der Jude und sagte: „Ich bin ganz gesund. Unsereins darf nicht so heikelich sein von wegen der Witterung. Es wird schon wieder auch schön werden bis zum Sommer."

„Bis dahin ist noch lange," entgegnete sie.

„Haben Sie keine Furcht," sagte der Jude, „die Zeit steht nicht still."

„Aber die Kälte ist anhaltend," erwiderte die Frau, „und bis es wieder warm wird, kann man noch hundertmal erfrieren."

„Wahrscheinlich hat sie ein' alten Winterrock zu verkaufen," dachte der Jude, „weil sie in einemfort alles lauter Anspielungen macht. Darf ich fragen," sagte er, „weshalb — —"

„Weshalb ich Sie herbestellt habe," fiel sie ihm in die Rede, „einen Winterrock hab' ich."

„Hab' ich mir's, soll ich leben, gleich gedacht," sagte er.

„Kommen Sie herein," fuhr sie fort, und er folgte ihr in das Zimmer.

Sie nahm den Rock aus dem Kasten.

„Erlauben Sie," sagte der Jude und wollte ihr den Rock aus der Hand nehmen, um ihn zu besehen.

Die Frau aber, mit der Geschicklichkeit und Raschheit eines Zahlkellners, der eben ein splendides Trinkgeld bekommen, nahm den Rock mit beiden Händen beim Kragen und: „Probieren Sie, wie er Ihnen paßt," sagte sie, indem sie ihm hinter den Rücken zu kommen suchte.

„Wozu soll ich ihn probieren," fragte er.

„Ob er Ihnen paßt," wiederholte die Frau.

„Ob er mir paßt oder nicht," sagte der Jude, „das ist ja doch Nebensache. Kauf' ich den Rock denn für mich? Kann sich unsereins denn so was vergönnen? Wenn ich ihn kauf', kauf' ich ihn, um ihn zu verkaufen. Soviel ich aber auf den ersten Blick seh', werd ich nicht soviel Geld bei mir haben, als Sie dafür verlangen werden. Was kost' der Rock?"

„Erst probieren Sie ihn," sagte die Frau.

„Aha!" dachte der Jude, „das ist also die ganze Fopperei! Erst soll ich ihn anprobieren, damit ich Lust krieg', ihn zu tragen, und wenn ich ihn dann wieder ausziehen muß, wird sie sich die Haut voll lachen. ‚Chochmes!' (Weisheiten.) So gescheidt, wie sie ist, bin ich auch noch!"

„Nun," drängte die Frau.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht," sagte er, „meinetwegen!"

Und sie half ihm in die Ärmel hinein.

„Von rückwärts steht er ganz gut," sagte die Frau, „jetzt wollen wir sehen, wie er vorne paßt.

Und sie knöpfte ihm den Rock zu von oben bis unten.

„Was kost' er?" fragte der Jude, indem er sich daran machte, ihn wieder aufzuknöpfen.

„Lassen Sie ihn doch zugeknöpft," sagte die Frau, „er paßt Ihnen, wie wenn er Ihnen auf den Leib gemacht wär'"

„Alles weiß ich noch nicht, was er kosten tut. Mir scheint, sie wird da wollen ein ‚Dischires' (Reichtum) herausschlagen aus dem Rock," dachte sich der Jude und wiederholte die Frage nach dem Preis.

„Tragen Sie ihn ‚gesunderheit' (in voller Gesundheit)," sagte die Frau.

„Was sagen Sie?" fragte der Jude. „Wie kommen Sie zu diesem Wort?"

Digitized by Google

„Wie ich dazu komme?“ entgegnete die Frau, „ich hab’ es ja doch seit meiner Kindheit oft genug gehört.“

„Verzeihen Sie,“ sagte der Jude, „sind Sie denn keine — —“

„Was denn?“ fragte sie.

„Keine Antisemiterin?“

„Ich?“ rief die Frau überrascht.

„Also haben Sie sich keinen Spaß gemacht?“ sagte der Jude. „Sie wollen mir den Rock wirklich verkaufen?“

„Nein,“ sagte die Frau.

„Nein?“ sagte der Jude. „Und zu was haben Sie mich herbestellt?“

„Ich hab’ Ihnen schon gesagt,“ entgegnete die Frau, „Sie sollen den Rock ‚gesunderheit‘ tragen.“

„Aber kosten was er tut?“ fragte er.

„Was ist Ihnen dran gelegen?“ sagte sie lächelnd, und der Jude rief! „Ist das möglich?“

Nachdem er, bekleidet mit dem warmen Winterrock, fortgegangen war, sagte er zu sich: „Sie hat mich doch gefoppt! Ich hab’ gemeint, sie ist eine Antisemiterin, derweil ist sie ’e Jüdene‘ (eine Jüdin). Nu, die Fopperei kann man sich gefallen lassen.“

Die Mitgift.

Die Trauung war für Sonntag ein Uhr festgesetzt. Im Tempel in der Seitenstettengasse waren die üblichen Vorbereitungen getroffen, und Mannheimer, der Prediger, war bereits an Ort und Stelle, die Kopulation vorzunehmen; aber das Brautpaar war nicht da. Es wurde viertel auf zwei, halbzwei, dreiviertel, man wartete und wartete, aber die Brautleute kamen noch immer nicht. Selbst der sanfte und milde Mannheimer fing an, ein wenig ungeduldig zu werden, aber es nützte nichts, von einer Braut und einem Bräutigam war keine Spur, und schon hatte es den Anschein, als sollte man unverrichteter Dinge den Tempel verlassen, als endlich um zwei

Uhr die Brautleute mit einigen Hochzeitgästen ankamen. Sie begaben sich in den Zeremoniensaal.

Trotz seiner liebreichen Art, mit Menschen zu verkehren, konnte Mannheimer die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es doch wohl nicht passend sei, ihn eine Stunde warten zu lassen.

„Herr vün Mannheimerleben," sagte der Bräutigam, „ich kann soll ich leben, nichts dafür, daß Sie haben gemußt warten so lang. Schuld an allem ist nur das Geld."

„Wie meinen Sie das?" fragte Mannheimer.

„Wie soll ich es meinen," entgegnete der Bräutigam, „ich mein' es offen und ehrlich, genau so, wie es ist. Fünfhundert Gulden hat man mir zugesagt, alsdenn will ich meine fünfhundert Gulden haben.

„Man hat Ihnen also das Geld nicht gegeben?" fragte Mannheimer.

„Da steht er ja," erwiderte der Bräutigam.

„Wer?" fragte Mannheimer.

„Der Vater von der Braut," setzte der Bräutigam fort, „da steht er, fragen Sie ihn, ob er mir einen Kreuzer gegeben hat."

„Sie haben dem Bräutigam fünfhundert Gulden zugesagt?" also wendete sich Mannheimer an den Vater der Braut.

„Herr vün Mannheimerleben," sagte der Brautvater, „warum hätt' ich ihm nicht gesollt zusagen fünfhundert Gulden?"

„Nun, und warum geben Sie ihm das Geld nicht?" fragte Mannheimer.

„Herr vün Mannheimerleben," sagte der Brautvater, erst müssen Sie frägen, ob ich's hab'."

„Nu, haben Sie's?"

„Nu, hab' ich's?!"

„Sie haben es also nicht?"

„Von wannen soll ich es haben?!"

„Und wie konnten Sie fünfhundert Gulden zusagen, wenn Sie das Geld nicht haben?"

„Ich bitt' Ihne, Herr vün Mannheimerleben," sagte der Brautvater, „was tut ein Vater nicht alles, um ein Kind auszugeben! Die größten Opfer bringt man. Man strengt sich an über'n ‚Jecholes' (über seine Kräfte)."

Digitized by Google

„Gar so sehr angestrengt haben Sie sich nicht," sagte Mannheimer.

„Ich hab' mich wirklich sehr angestrengt," entgegnete der Brautvater, „herumgelaufen bin ich in ganz Wien zu allen Bekannten und hab' mir gewollt ausleihen von einem Jeden soviel wie möglich."

„Die Bekannten haben Ihnen aber nichts geliehen," sagte Mannheimer gutmütig lächelnd.

„Aß oßer' (fürwahr nicht) wenn ein' Kreuzer," beteuerte der Brautvater.

„Es ist doch ein großer Leichtsinn," sagte Mannheimer, dessen Miene inzwischen wieder sehr ernst geworden war.

„Herr vün Mannheimerleben," sagte der Brautvater, „das ist leicht gered't. Leichtsinn e hin, Leichsinn e her. Die Hauptsach' ist, wenn ich das Geld hätt', möcht' ich es ihm geben; aber wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren."

„Und was sagen Sie dazu?" wendete sich hierauf Mannheimer wieder an den Bräutigam.

„Herr vün Mannheimerleben," gab der Bräutigam zur Antwort, „was soll ich dazu sagen? Was ich dazu sagen tu', das hab' ich doch schon gesagt. Meine fünfhundert Gulden will ich haben."

„Und Sie würden der fünfhundert Gulden wegen das Mädchen sitzen lassen?" fragte Mannheimer.

„Oeb!" sagte der Bräutigam.

„Fühlen Sie," fragte Mannheimer, „gar keine Neigung für das Mädchen?"

„Warum nicht," sagte der Bräutigam, „Neigung hab' ich auch."

„Also," sagte Mannheimer, „folgen Sie der Neigung ihres Herzens, und machen Sie der peinlichen Sache ein Ende."

„Herr vün Mannheimerleben," sagte der Bräutigam, „Neigung ist recht, aber erst muß ich haben meine fünfhundert Gulden. Ich kann doch nicht nehmen ein Mädchen ohne Geld! Was soll ich anfangen mit ein' Mädchen ohne Geld? Wissen Sie nicht, Herr vün Mannheimerleben, wie das Sprichwort sagt: Ohne Geld ist ‚ka Chasseneh' (keine Hochzeit)."

„Und wozu sind Sie denn eigentlich hierher gekommen?" fragte

Mannheimer, „Sie mußten das doch schon zu Hause wissen, daß die fünfhundert Gulden nicht da sind!“

„Frägen Sie ihn,“ antwortete der Bräutigam, indem er mit dem Zeigefinger auf den Vater der Braut deutete, „er hat gesagt, wir sollen nur in Gott's Namen hergeh'n, der Herr von Mannheimer wird die Sach' schon in Ordnung bringen.“

„Ja, mein Lieber,“ sagte Mannheimer, „was meint denn der Schwiegervater?“

„Halt,“ unterbrach ihn der Bräutigam, „soweit sind wir noch nicht.“

„Was meint denn der Vater Ihrer Braut,“ korrigierte sich Mannheimer, „meint er vielleicht, der Prediger hat die Obliegenheit, die Mitgift der Braut zur Trauung mitzubringen?“

„Was weiß ich, was er meint,“ entgegnete der Bräutigam, „da steht er ja, Sie können ihn ja frägen.“

„Herr vün Mannheimerleben,“ sagte der Brautvater, „die ganze Welt weiß, daß der Herr vün Mannheimerleben ist ein feiner Mensch und tut heraushelfen einem Jeden aus'n ‚Schlamasel‘ (Unglück); hab' ich mir gedacht, er wird mich auch nicht stecken lassen, geh'n wir nur her zu der ‚Chuppeh‘ (Trauung), der Herr vün Mannheimerleben wird schon machen, daß die Partie nicht wird zurückgehen.“

„Lieber Herr,“ sagte Mannheimer, „Sie überschätzen meine Kraft.“

„Nu, Herr vün Mannheimerleben,“ sagte der Brautvater, „machen Sie sich nicht klein. Die ganze Welt weiß, ein Wort von Ihnen ist mehr wert als wie tausend Wörter von mir.“

„Ah so,“ sagte Mannheimer, „Sie meinen, ich soll für Sie Bürgschaft leisten.“

„Chodsche (meinetwegen)!“ sagte der Brautvater.

„Ob sich aber der Bräutigam mit meiner Bürgschaft zufrieden geben wird,“ sagte Mannheimer mit einem leisen Anflug von Ironie.

„Herr vün Mannheimerleben,“ sagte der Bräutigam, „wenn Sie mir gut steh'n, das ist mir soviel, wie wenn ich das Geld schon in der Tasch' haben möcht'. Wenn Sie mir aber nicht glauben, daß ich zu Ihnen ein so großes Vertrauen hab', können Sie mir ja ‚e Wechsele‘ geben.“

Digitized by Google

Mannheimer mußte lächeln über die urnaive Form dieser Pfiffigkeit und hatte den Humor, auf die Sache einzugehen. Der allzeit getreue Schnitzler in seinem braunen goldbetreßten Rocke mit dem imponierenden Zweispitz auf dem Haupte mußte dafür Sorge tragen, ein Wechselblanquett zur Stelle zu schaffen. Der Primawechsel wurde im Zeremoniensaale ordnunggemäß ausgestellt zahlbar nach Sicht, und Mannheimer setzte sein Akzept darunter. Mit großer Befriedigung steckte der Bräutigam das Papier in die Tasche, und nachdem dies Geschäft erledigt war, begaben sich die Anwesenden aus dem Zeremoniensaale in den Tempel, woselbst der Trauungakt vollzogen wurde.

Es wirkte wie eine Ironie des Geschickes, was sich an derselben Stelle, an demselben Tage einige Stunden später ereignete. Zufällig traf es sich, daß für fünf Uhr Abends eine zweite Trauung angesetzt war. Der Tempel, in welchem kurz vorher nach Überwindung so großer Schwierigkeiten vor wenigen Hochzeitgästen eine so armselige Trauung stattgefunden, erstrahlte jetzt im vollsten Lichterglanze. Die ganze Wiener Finanzwelt war im Tempel versammelt und füllte ihn bis auf den letzten Platz. Ein Kranz von schönen, aufs reichste geputzte Damen, deren Geschmeide an Ohren und Brust dem Publikum in die Augen glitzerte, war anwesend bei der Trauungfeier; es galt die Verbindung zweier in der Finanzwelt hervorragender Familien, der Häuser Todesco und Worms.

Nachdem die feierliche Zeremonie vorüber war und sich alles herbeidrängte, dem Brautpaar zu gratulieren, benützte Mannheimer die günstige Gelegenheit, in dieser von Gold und Freude strotzenden Versammlung zu gunsten der armseligen Brautleute, die er wenige Stunden vorher an derselben Stelle miteinander verbunden, seine Stimme zu erheben. In der ihm eigenen herzgewinnenden Weise erzählte er mit schlichten Worten die Geschichte der vorangegangenen Trauung, und seine Schilderung des Elends, das ihm dabei zutage getreten, öffnete weit die Schleusen jüdischer Wohltätigkeit. Rasch öffneten sich alle Brieftaschen, und in weniger als zehn Minuten war eine Summe beisammen, die das dreifache der Mitgift, für deren Zahlung sich der Prediger verbürgt hatte, weitaus überstieg. Mehr als achtzehnhundert Gulden hatte die improvisierte Kollekte

Digitized by Google

ergeben. Alles beglückwünschte den Prediger zu dieser schönen und edlen Tat.

Am anderen Tage ließ Mannheimer den Mann mit dem Wechsel zu sich kommen und eröffnete ihm, daß er bereits in der Lage sei, den Wechsel einzulösen. Er begann das Geld auf den Tisch zu zählen, und als fünfhundert Gulden aufgezählt waren und der junge Ehemann das Geld einstreichen wollte, sagte Mannheimer: „Warten Sie, wir sind noch nicht fertig," und zählte weiter.

Der Inhaber des Wechsels traute seinen Augen kaum, als die Aufzählung des Geldes gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Schließlich hatte die Sache doch ein Ende, und wohlgezählte 1830 fl. lagen auf dem Tische.

„Sie bekommen da," sagte Mannheimer, „eine Mitgift, die weit größer ist, als Sie sie erwarten durften. Sie müssen also gestehen, Sie haben eine gute Partie gemacht."

„Eine sehr gute Partie, Herr vün Mannheimerleben," sagte der Mann, während er das Geld einstrich. „Soll ich leben und gesund sein, mein ‚Schwäh'r' (Schwiegervater) ist ein großer ‚Chochem' (Weiser). Er hat noch eine Tochter, und ‚effscher' (möglich) verspricht er bei der zweiten Tochter noch eine größere ‚Nedann' (Mitgift).

Ein gewonnener Prozeß.

Es gibt Zeiten, in denen die Menschen alles über sich ergehen lassen. Das mechanische Grundgesetz: Druck erzeugt Gegendruck, scheint aufgehoben, an Widerstand wird nicht gedacht. Es gab eine Zeit, in welcher die Küchenmagd des Syndikus mehr Einfluß hatte als heutzutage die Frau des Bezirkhauptmanns, und in der es schwerer in die Wagschale fiel, den Pudel des Amtschreibers zu beleidigen, als heutzutage sich an dem Bezirkauskultanten selbst zu vergreifen.

Wenn in dieser Zeit jemand nun das Wagestück beging, sich zu wehren, so hielt man ihn zum allerwenigsten für einen Tollhäusler, und auf öffentlicher Gasse raunte man sich's so laut, daß es

Digitized by Google

jeder hören konnte, in die Ohren, daß Nummer so und soviel im Narrenturme bereits leer sei. Nicht, daß in der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, keine Prozesse geführt worden wären! Im Gegenteile, Prozesse gab es die Menge; man kam aus dem Prozessieren gar nicht heraus. Die Bauern und Bürger, Christen und Juden durften sich miteinander herumschlagen nach Herzenlust; in dieser Beziehung herrschte sogar schon damals vollständige Gleichberechtigung. Aber gegen die Obrigkeit prozessieren, den gestrengen Herrn Syndikus verklagen, dazu gehörte mehr als Mut, dazu gehörte eine Art von Tollkühnheit, und diese Tollkühnheit hatte der Jude Abraham, der sich mit dem Syndikus des Städtchens in einen langwierigen Prozeß einließ.

Abraham hatte in seinem Leben mit den Gerichten nichts zu tun gehabt. Prozesse waren ihm nur dem Namen nach bekannt, und nur diese Unkenntnis machte es teilweise erklärlich, daß er einen Schritt tat, dessen Folgen jedermann als unheilbringend voraussah, so wie ein Kind, bevor es sich gebrannt hat, mit bewundernswerter Unbefangenheit nach der Flamme greift; denn nur das gebrannte Kind fürchtet das Feuer.

Was hatte aber der Jude Abraham mit dem Syndikus zu tun?"

Eines Tages flüsterten sich die Kinder in die Ohren, er sei von dem Amtdiener abgeholt und vor den Magistrat geführt worden. Was dort vorgegangen sei, wußte man nicht; aber der Amtdiener ließ sich des Abends im Schänkzimmer eine halbe Maß Wein einschänken und sagte zu einem eben eintretenden Juden mit höhnisch grinsendem Gesichte: „Haben wir den Jüden Abrameles auch einmal drankriegt." Dieser hingegen kam ruhig nach Hause und sprach zu seinem ängstlich harrenden Weibe die ernsten Worte: „Ich werde mir es nicht gefallen lassen und wenn ich bis zum Kaiser gehen müßt'."

„Was, was wirst du dir nicht gefallen lassen?" frug erschrocken das Weib.

„Das wirst du erfahren, wenn es Zeit sein wird," war die Antwort.

„Um Gottes willen, sprich, was ist dir begegnet, was hat er von dir gewollt?"

Digitized by Google

„Geduld!“

„Hat er sich an deiner Person vergriffen?“

„Gott sei Dank, das nicht.“

„An deinem Geld?“

„Fünfundvierzig Reichstaler liegen mir nicht auf, ich werde mir's aber überlegen, ehe ich sie zahlen werde.“

„Zahle sie, zahle sie, wenn es zu Geld ausgeht, und befreie mich von Angst und Schrecken.“

„Es ist nicht das Geld, es ist die Ehre!“

„Hat er dich beleidigt?“

„Mich nicht.“

„Dich nicht? Wen sonst? Was geht dich Narrenburg an!“

„Mich, dich, die ganze Gass', uns alle! Ich werde mir's nicht gefallen lassen, und wenn ich zum Kaiser gehn müßt'; denn warum, ich will sehn, ob es ein Recht gibt in der Welt, oder nicht.“

Mit diesen Worten stand er von seinem Sitze auf, langte aus einem Bücherschrank ein Buch heraus — es war: „Skary's Verordnungen für die Juden“ — und vertiefte sich darein. Dann schlug er das Buch zu, stellte es wieder an seinen vorigen Ort im Bücherschrank, nahm Hut und Stock und sagte: „Jetzt geh' ich zum Advokaten.“

Mit diesem aber sprach er also: „Herr Advokat, ich suche bei Ihnen Schutz; bevor ich Ihnen aber sage, um was es sich handelt, beantworten Sie mir eine Frage: Ist ein Jude ein Mensch, wie ein anderer, oder ist er eine Pest, die man fliehen muß.“ Der Advokat war von dieser Frage betroffen und starrte schweigend den Frager an. Dieser aber fuhr fort: „Herr Advokat, ich habe meine Schmach noch niemand erzählt, nicht einmal meinem Weibe. Ich komme zu Ihnen, wie der Kranke zum Arzt, und zum Arzt muß man Vertrauen haben. Soll ich aber Vertrauen haben zu Ihnen, so muß ich wissen, wie Sie in Ihrem Innersten über die Juden denken. Wenn ich Ihnen meinen Fall vortrage, so werden Sie gewiß vieles aufzubringen imstande sein, was zu meinen Gunsten spricht, denn Sie sind ein gelehrter und geschickter Mann; aber mit Ihrer Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit allein ist mir nicht gedient: Ihr Herz muß bei der Sache sein, und darum nehmen Sie mir's nicht übel,

Digitized by Google

wenn ich Sie frage, ob ich Ihnen meine Sache anvertrauen kann; denn ich muß gegen den Herrn Syndikus auftreten und brauche einen Mann, in dessen Innern der Syndikus und ich als Menschen gleichviel gelten."

Liebreich reichte ihm der Rechtsgelehrte die Hand und sprach: „Ich will Ihre Offenheit mit Offenheit erwidern. Reden Sie."

Der Jude begann: „Vor ungefähr sechs Jahren befand sich in meinem Hause ein Dienstmädchen Namens Rösel. Sie wurde größtenteils in der Kinderstube beschäftigt, und die Kinder hatten sie gerne, denn sie wußte sehr gut mit ihnen umzugehen. Ich selbst sah sie nicht häufig, hier und da einmal bei Tische; ihre Sprache war der Ihnen bekannte jüdische Dialekt. Sie sprach ihn aber natürlich und ungezwungen und nicht mit jener häßlichen Beimischung von Koketterie, wie diejenigen, die ihn verhöhnen wollen. Dieses Mädchen war aber keine Jüdin, sie war, oder besser, sie ist katholisch; ich habe es heute von ihr selbst erfahren. Sie ging aus meinem Hause, als die Kinder etwas erwachsen und ihre Dienste überflüssig waren. Seit jener Zeit habe ich von ihr nichts gehört. Heute morgens werde ich auf Befehl des Herrn Syndikus durch den Amtdiener vor den Magistrat zitiert. Als ich in die Kanzleistube eintrat, fragte mich der Syndikus in barschem Tone: „Kennen Sie diese Person?" hierbei deutete er auf Rösel, die bei mir in Dienst war. Ich bejahte die Frage. „Wie konnten Sie sich unterstehen," schrie er heftig, „eine Christin in Dienst zu nehmen? Wissen Sie nicht, daß Juden keine christlichen Dienstboten halten dürfen?" — Ich war über diese Frage bestürzt, so daß ich im ersten Augenblicke keiner Antwort fähig war. Nicht daß dieses Mädchen, welches ich, so wahr mir Gott helfe, immer für eine Jüdin gehalten, mir plötzlich als Christin gegenüberstand, machte auf mich einen so erschütternden Eindruck; denn sie wurde in meinen Augen deshalb nichts anderes; sie hat bei mir darum nichts gewonnen und nichts verloren. Auch die Verordnung, daß Juden keine christlichen Dienstboten im Hause halten dürfen, war mir nicht unbekannt, aber ich betrachtete diese Verordnung als etwas, was wohl auf dem Papiere steht, in der Anwendung aber nicht mit Strenge verfolgt wird; denn allenthalben waren und sind christliche Dienstboten in jüdischen Häusern, ohne

daß sich die Behörde darum weiter kümmert. Was mich erschütterte, war dieses: Ich mußte also den Fall einer strafrechtlichen Verfolgung in andern Motiven suchen als in denen, welche allein im Gesetze liegen; diese Motive konnten keine andern sein als Haß gegen meine Person, weil ich nie etwas mit den Gerichten zu tun hatte, und dieser wurzelt in dem allgemeinen Judenhaß; denn wenn er mich traf, so traf er — das weiß der Herr Syndikus, und Sie, Herr Advokat, wissen es auch — die ganze Gemeinde.

„Ich stand bestürzt da und ließ auf die Antwort warten. Nun wurde mir ein langes Protokoll vorgelesen, über welches ich ebenso empört wie erstaunt sein mußte. Das Mädchen hatte gebeichtet, daß sie in jüdischen Häusern gedient. Meine Anwesenheit entlockte dem Mädchen unwillkürlich den Ausruf: Man hat mich zur Beichte getrieben! Hierfür wurde sie gleich auf der Stelle gezüchtigt; ferner hieß es in dem Protokolle, daß die Magd — wie sie darin genannt wurde — vor Gericht ein vollständig reumütiges Bekenntnis abgelegt habe.

„Nachdem dies Aktenstück zu Ende gelesen war, fragte mich der Syndikus, was ich zu meiner Verteidigung anführen könne. Hier — nichts! erwiderte ich. „Hier nichts?“ schrie er, als er diese Antworte hörte; „also anderswo? Sie wollen also rekurrieren? Gut, der Weg steht Ihnen frei. Vom Magistrate sind Sie zur Erlegung einer Geldstrafe von fünfundvierzig Reichtalern verurteilt. Wir wollen sehen, wie viel der Jude beim Oberamt zu richten vermag!“

„Ich fragte, ob meine Anwesenheit ferner noch notwendig sei. „Sie können gehen; wir brauchen Sie jetzt nicht weiter,“ sagte er mit triumphierender Miene, die aber den innern Groll schlecht verbarg; „wir werden Sie schon zu finden wissen, wenn wir Sie wieder brauchen werden.“ Hiermit war ich entlassen. Nun sagen Sie mir, Herr Advokat, ob dieses unwürdige, die Menschheit beleidigende Gesetz in der Absicht des Kaisers gelegen haben kann? Ich möchte wetten, daß der Kaiser nichts davon weiß, wie man in seinem Staate mit den Menschen umgeht. Herr Advokat, ich sage selten voraus, was ich tun werde, ich habe in meinem Leben niemals etwas versprochen; denn was ich einmal versprochen habe, ist mir heilig; aber diesmal spreche ich: Ich werde mir das nicht ge-

Digitized by Google

fallen lassen, und wenn ich zum Kaiser gehn müßt'! Wollen Sie also meine Sache führen?"

Der Advokat übernahm den Prozeß. Des andern Tags fuhren die beiden nach dem nächstgelegenen Orte, wo sich das Oberamt befand.

Als sie zurückkamen, hatten sie eine förmliche Aufwartung; namentlich die Weiber hatten sich zahlreich eingefunden, um die Kommenden zu sehen. Mit Neugier wurde der Jude Abraham betrachtet, als ob sie ihn in ihrem Leben niemals gesehen hätten. Den Frauen imponiert an einem Manne nichts so sehr als der Mut, und jede der Anwesenden mußte sich im stillen das beschämende Geständnis machen: das hätte der meinige nicht gewagt.

Abraham kam nach Hause und sagte zu seinem Weibe: „Ich weiß, wie du bist: du bist sanft und nachgiebig, und hättest mir gewiß abgeredet, mit ihm Prozeß zu führen. Am Ende hättest du mich gar gebeten, ich solle es dir zu Gefallen tun, und ich habe dir noch niemals etwas versagt. Jetzt aber ist es geschehen, jetzt sollst du alles erfahren." Und nun erzählte er ihr umständlich, was sich ereignet hatte.

Nun wurde der ganze Hergang auch in der Gemeinde bekannt und bildete das einzige Taggespräch. Die Meinungen und Vermutungen über den wahrscheinlichen Ausgang der Angelegenheit waren nicht sehr verschieden voneinander. „Er wird mit ihm nichts ausrichten!" dies war der kategorische Schluß, der in der Regel dem Gespräche ein Ende machte, wenn es jemand wagen wollte, an der Tollkühnheit des Juden Abraham auch nur leise zu zweifeln und einen möglicherweise günstigen Erfolg für ihn zu hoffen. So vergingen Wochen, Monate; vom Oberamte war noch immer keine Entscheidung zurückgekommen; die Leute gingen ihren Geschäften nach, und allmählich tauchten auch andere Gesprächstoffe auf, die das Wagestück des Juden Abraham nach und nach vergessen machten.

Wieder vergingen Wochen und Monate. Kein Mensch in der Gemeinde dachte mehr an den Prozeß, als es eines Tages hieß: Abraham ist mit dem Advokaten ins Kreisamt gefahren. Diese Neuigkeit brachte den verschollenen Prozeß wieder in Erinnerung. Man war allgemein der Meinung gewesen, Abraham werde vom

Digitized by Google

Oberamt auf seine Eingabe gar keinen Bescheid bekommen, sondern man werde die Sache einschlafen lassen, um kein „Geruder“ zu machen, wie sie sich ausdrückten. Nun hatten sie sich aber geirrt. Wenn er mit dem Advokaten ins Kreisamt gefahren ist, so muß er beim Oberamte abgewiesen worden sein; das war allerdings eine bündige Logik, und nun entpuppte sich jeder einzelne in der Gemeinde als ein Prophet, der es ja gleich von Anfang her immer behauptet habe: er werde mit ihm nichts ausrichten.

Als die beiden vom Kreisamte, wo sie einige Tage zugebracht, wieder heimkehrten, war das Staunen in der Gemeinde womöglich noch größer als früher. Alles drängte sich zu, jeder wollte wissen, wie die Sache stehe, was der Kreiskommissär oder gar der Kreishauptmann selber gesagt, ob er Hoffnung gegeben habe. Aber alle diese Fragen der Neugierde blieben unbeantwortet. Der Jude bewahrte über die Angelegenheit das tiefste Stillschweigen, und nur der Amtdiener, der des Abends in der Regel in der Schänke war, tat so wichtig, als ob er weiß Gott was für große Dinge erzählen könnte, wenn er nur dürfte, oder wenn er nur wollte. „Schad' fürs Geld“, schäkerte er, „was die Reis' kost' hat. Ich hätt' für das Geld lieber ein' Wein trunken.“ „Warum denn?“ meinte ein anderer; „wenigstens hat er sich die Hauptstadt a bissel ansehen können. Der Abraham kommt so das ganze Jahr nicht weiter, als drei Meilen hintern Ofen.“

Die sorgfältige Prozeßführung des Juden gegen den alles vermögenden, gestrengen Herrn Syndikus war bereits der Satire anheimgefallen. Wenn jemand etwas unternehmen wollte, wobei auch nur der leiseste Zweifel an dem Erfolge berechtigt war, so hieß es von ihm: der wird's so machen wie der Abraham.

Wieder vergingen Wochen und Monate. Wieder schien die Prozeßgeschichte ganz eingeschlafen. Wer aber der Meinung war, der Prozeß werde nicht ausgetragen werden, man ziehe die Sache absichtlich nur so in die Länge, um sie vergessen zu machen, weil ein Jude als Kläger gegen den Syndikus auftrat, der irrte sich sehr und zeigte, daß er von der ganzen Sache nichts verstand. Denn erstens ist der Jude Abraham allerdings gegen ein vom Syndikus gefälltes Strafurteil, aber keineswegs als Kläger wider diesen, sondern

Digitized by Google

vielmehr als Verteidiger seiner in seinen Augen gerechten Sache aufgetreten. Zweitens verstrich in jenen Tagen über jeder Angelegenheit, die einmal den üblichen Instanzenzug durchmachen mußte, eine lange Zeit. Die Verzögerung war nichts diesem in Rede stehenden Prozesse allein Eigentümliches. Der Advokat wußte es besser: er war bereits darauf gefaßt, noch den letzten Schritt zur Landesstelle machen zu müssen. Er hatte diese Ansicht seinem Klienten auch nicht verschwiegen, und so ist es zu erklären, daß, als die Abweisung vom Kreisamte herablangte, jeder andere mehr davon überrascht war als derjenige, den sie am meisten anging.

Im Wege des Rechtes blieb nun nur noch ein Schritt übrig: der Weg ins Gubernium. Erst dann, wenn auch von dieser Behörde, der höchsten Landesbehörde, die Sache aufgegeben war, dann wollte Abraham dasjenige tun, was er sich von vornherein für den äußersten Fall vorbehielt: die Gnade des Kaisers anrufen; denn er blieb bei seinem einmal getanen Ausspruch: Ich werde mir es nicht gefallen lassen, und wenn ich bis zum Kaiser gehen müßt'.

Die Sache wurde beim Gubernium eingereicht und nahm ihren geräuschlosen Verlauf. In der Gemeinde wußte niemand, wie es stehe.

In der Zeit, von welcher wir sprechen, verheiratete sich eine entfernte Verwandte Abraham's. Da sie eine Waise war, so vertrat er bei ihr Vaterstelle und bestritt ihr die Kosten der Hochzeit. Die ganze Gemeinde war eingeladen, die Musikanten spielten, man war lustig und guter Dinge, und der Schalknarr trieb seine Narrenpossen. Der Schalknarr erhielt sich zu jener Zeit noch in einzelnen Gemeinden als ein Überbleibsel mittelalterlicher Einrichtungen. Die Juden besuchten wenig öffentliche Vergnügungplätze. Bei einer Hochzeit aber waren sie unter sich, und da konnten sie auch auf ihre Weise fröhlich sein. Der Schalknarr besorgte den nötigen Humor für solche Lustbarkeit. Er hatte aber große Freiheiten. Er spielte eine Rolle wie die Narren, die früher an Könighöfen gehalten wurden. Er durfte sich erlauben, die Privatverhältnisse eines jeden, dessen Charakter, dessen gute und schlimme Eigenschaften zum Gegenstande seiner Scherze zu machen: niemand nahm das übel, und da jedermann den andern in einer nicht zu großen Gemeinde ziemlich

genau kennt, so wurden die witzigen Einfälle und satirischen Bemerkungen desto mehr mit Beifall belohnt, je zutreffender und beißender sie von der ganzen Gesellschaft befunden wurden. „Am Purim und bei einer Hozeit ist alles frei," so lautet der Freipaß nicht nur für den anerkannten, zur Satire besonders berechtigten Narren, sondern für jedermann, der sich einen Scherz erlaubte, wenn der Getroffene etwa empfindlich genug war, etwas übel zu nehmen. Mit der genannten Devise: „Am Purim und bei einer Hochzeit ist alles frei," hatte man einen Freibrief gegen jede Art von Griesgrämigkeit und Sauertöpfigkeit, welche es sich beifallen ließ, aus der allgemeinen Sitte heraustretend, die gemeinschaftliche Unterhaltung stören zu wollen. Der Anfang wurde gewöhnlich mit einem Trinkspruch gemacht. Also geschah es auch hier. Der Narr hob ein Glas Wein in die Höhe und sang:

Guter, roter Wein,
In mein' Magen hinein!
Du hast mich oft bis Mitternacht
Um den lieben Schlaf gebracht.
Das soll deine Strafe sein:
Marsch mit dir ins Loch hinein.

Hierbei stürzte er das Glas so gegen den Mund, daß er es wohl bis zur Nagelprobe leerte. Ein anderes volles wurde ihm sogleich gereicht, und der Geber begleitete die Gabe mit der Frage: „Sag' mir, Narr, ist es denn für den Wein auch eine Strafe, daß er ins Loch hinein muß?"

„Was denn?" fragte der Narr zurück; soll der Wein vielleicht, wie unser Abraham, zur Strafe von fünfundvierzig Reichtalern verurteilt werden?"

Hiermit war das Thema angeschlagen; der in Schwebe befindliche Prozeß Abrahams bot dem Narren einen reichen und willkommenen Stoff für seine Laune und Munterkeit. Da seine Gegenfrage mit beifälligem Lachen selbst von seiten des Betroffenen aufgenommen wurde, so schien er sich nur desto fester an den Gegenstand anzuklammern; er nahm das ihm dargebotene volle Glas zur Hand und sang wieder:

Guter, roter Wein
In mein' Magen hinein!

Als der Jude Abraham
Auf das Magistrathaus kam,
War er ängstlich ganz und bleich,
Weil er fürchtet, daß er gleich
Kriegte fünfundzwanzig.

Aber der Herr Syndikus
Faßt' den hochwohlweisen Schluß,
Und aus lauter Sparsamkeit
Urteilt er: die Christenmaid
Kostet fünfundvierzig.

Dieses Urteil zeigt genau,
Wie es machen soll die Frau:
Fünfundzwanzig ich erspar',
Fünfundvierzig krieg' ich gar,
Machen scheint mir siebzig!

Guter, roter Wein
In mein' Magen hinein!

Hierbei trank er wieder sein Glas leer, und nicht lange ließ der nächste Becher auf sich warten; denn das wußte man, wenn der Narr singen und reimen soll, so muß er auch immer zu trinken haben. Nun wurden allerhand Bemerkungen laut, wie: Ein sparsamer Mensch, unser Syndikus; ein feiner Ökonom; meine Frau könnte sich an ihm ein Beispiel nehmen, usw. Die Freiheit der Rede war in solchen Momenten sehr leicht erklärlich. Der Wein regte die Gemüter auf, sie waren untereinander und unbelauscht, und so entlockte ihnen Humor und Wein so manches Wort, das sie im nüchternen Zustande zu sprechen niemals gewagt hätten. Der Beifall stachelte aber den Narren immer nur mehr auf, und er heftete sich mit Hartnäckigkeit an den einmal aufgegriffenen Stoff. Wieder ergriff er das volle Glas und sang:

Guter, roter Wein
In mein' Magen hinein!

Das Urteil aber war zu schwer,
Dem Abraham gefiel's nicht sehr;
Drum ging er hin zum Advokat
Und holte sich bei diesem Rat,
Sie täten rekurrieren.

Nun gehn die Schriften allesamt
Ins Kreisamt und ins Oberamt,
Und gehen wieder ringsherum
Vom Kreisamt ins Gubernium,
Allwo sie annoch liegen.

Nun ward verteuert das Papier,
Und Tint' ist kaum zu haben schier,
Und wer braucht einen Gänsekiel,
Der hat vertan des Lebens Ziel,
Er wird ihn nicht bekommen.

Wir sitzen hier beim fetten Schmaus,
Die Akten ruhn indes sich aus.
Daraus folgt doch gewiß der Schluß,
Daß man mit einem Syndikus
Nicht soll Prozesse führen.

Viel besser bin doch ich daran,
Ich bin ein immer lust'ger Mann,
Bei jeder edlen Narrentei
Ist doch der Schalknarr auch dabei
Und kann behaglich singen:

Guter, roter Wein
In mein' Magen hinein!

Der Narr setzte, wie gewöhnlich, bei den letzten Worten das volle Glas an den Mund; aber kein Beifallzeichen ertönte, stumm ist die ganze Gesellschaft worden, die eben noch vorher in einem Meere von Heiterkeit zu schwimmen schien, und nur ein leises Flüstern deutete an, daß etwas Besonderes vorgefallen sei. „Der Drab ist draußen“, sagte endlich einer der Anwesenden, „und will den Abraham sprechen; er hat eine Post an ihn.“

„Wie?“ tönte es entgegen, „der Drab? jetzt, so spät bei Nacht? und hier? Hat man nicht einmal mehr auf einer Hochzeit Ruh'?

Digitized by Google

Auch die müssen sie uns verstören! Sagt dem Drab, er ist schon nach Hause gegangen, er schläft schon. Der Drab kann morgen kommen, er wird ihm die Post noch morgen ausrichten können, und gar so wichtig wird es doch nicht sein."

Da trat aber Abraham vor, der bis jetzt geschwiegen, und sprach: Bleibt beisammen und laßt euch nicht stören; ich werde hinausgehen und hören, was er will."

„Nein, nein!" schrien hundert Stimmen, „noch eher lassen wir ihn hereinkommen und hören es alle; denn wenn deine Freude gestört ist, so können auch wir ja weiter nicht lustig sein."

Der Amtdiener wurde hereingerufen. Man schänkte ihm ein Glas Wein ein, als ob man dadurch hätte seine Botschaft in eine tröstliche verwandeln können; denn das wußte man ja, wenn der Drab nach Mitternacht jemand aufsuchte, so hat er ihm gerade keine Komplimente vom Herrn Syndikus zu überbringen. Der Amtdiener trank vor allem den Wein, dann sagte er zu Abraham: „Die Sache ist heute vom Gubernium herabgelangt: Sie haben den Prozeß verloren. Morgen werde ich Ihnen die Zustellung bringen.

Diese Nachricht machte einen Eindruck auf die Gesellschaft wie ein Donnerschlag bei völlig blauem Himmel. Man trennte sich, ging nach Hause. Abraham verbrachte den Rest der Nacht auf seinem Lager schlaflos und unruhig. Endlich kam der Morgen heran. Aber der ganze Vormittag verstrich, ehe die Zustellung ins Haus kam. Er verzehrte sich in Ungeduld, denn er wollte nicht zum Advokaten gehen, ehe er das Schriftstück gelesen. Endlich kam der Drab und brachte die Schrift.

Wie erstaunte aber der traurige Leser des Schriftstückes, als er sah, daß er den Prozeß gewonnen habe. „Wegen Verjährung," hieß es darin, „wird von der Erlegung einer Geldstrafe von fünfundvierzig Reichtalern abgelassen."

„Wegen Verjährung!" dies war das einzige, was er sprach, nachdem er zu Ende gelesen hatte.

Abraham machte sich sogleich auf, ging zum Advokaten und überreichte ihm die Entscheidung der Landesstelle.

Nachdem dieser zu Ende gelesen hatte, blickten sich beide Männer lange schweigend an.

Digitized by Google

„Wegen Verjährung!“ unterbrach endlich der Advokat das Schweigen. „Hätten wir diesen Grund früher geltend gemacht, der Prozeß wäre gar nicht soweit gekommen; er wäre in erster Instanz gewonnen gewesen. Es ist ein ausdrücklicher Paragraph.“

„Wie kommt es,“ fragte Abraham, „daß Sie sich diesen Paragraphen solange aufgehoben haben?“

„Lieber Freund!“ entgegnete der Rechtsgelehrte, und eine Träne zeigte sich in seinem Auge, „ich habe Ihren Prozeß nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen, nicht als Advokat, sondern als Mensch geführt. Ich habe anstatt der einfachsten, schlagendsten juristischen Kunstgriffe begeisterte Reden über Menschenwert und angeborne Menschenrechte verfaßt. Diese fanden kein Gehör; der Paragraph der Verjährung hat Ihnen mehr geholfen. Dieser Paragraph fiel mir aber gar nicht ein; ich habe ihn auch nicht hineingeschrieben; es hat dies mein Schreiber getan, welcher die Angelegenheit mit etwas mehr Nüchternheit auffaßte und beurteilte.“

„Und Sie meinen, Herr Advokat,“ versetzte Abraham, „daß ich mir nun einbilde, den Prozeß gewonnen zu haben? Was hab' ich gewonnen? Ich brauch' das Geld nicht zu bezahlen, weil die ganze Sache verjährt ist. Und wenn sie nicht verjährt wär'? Ist dadurch die Schmach, die ich meine, abgewälzt? hab' ich das gewonnen, was ich gewinnen wollte? Ja, wenn alle Menschen so denken möchten wie Sie — das wollt' ich gewinnen; aber ich habe den Prozeß nicht gewonnen.“

„Beruhigen Sie sich,“ entgegnete der Advokat; ich verstehe Sie sehr gut; was Sie wollen, das will ich auch, aber das läßt sich nicht übers Knie brechen. Vielleicht erleben wir's beide noch.“

* * *

Sie haben es erlebt. Am 15. März 1848 besuchte der Jude Abraham seinen alten Freund, denn dies war ihm der Advokat geworden, und sagte: „Herr Advokat, heute habe ich meinen Prozeß gewonnen.“

Digitized by Google

Vereitelte Badereise.

Der Arzt hatte dem Bauer den Rat gegeben zur vollkommenen Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit einen Badeort zu besuchen. Weil man aber nicht nur zum Kriegführen, sondern auch zum Besuch eines Kurplatzes vor allen Dingen Geld nötig hat, solches aber besagtem Bauer eben nicht vorrätig im Kasten lag, so entschloß er sich ein Pferd zu verkaufen, um die Badereise bestreiten zu können. Von diesem Entschlusse des Bauern hatten bald zwei Bursche Kenntnis erhalten, die waren gar findige Köpfe und hatten sich schon durch manche Prellerei ausgezeichnet; besagtem Bauer aber waren sie unbekannt. Der war gar harmlos und wußte nichts von ihren Heldentaten. Deshalb beschlossen sie den Bauer zu prellen.

Da ging der eine von den beiden, Schlaumeier mit Namen, zu dem Bauer hin und fragte nach Art der Hausierer auf dem Dorfe, ob es nichts zu handeln gäbe. Der Bauer meinte, er habe nichts zu handeln, aber ein Pferd hätte er zu verkaufen. Das Pferd aber — fügte der Bauer hinzu — werdet ihr nicht kaufen, denn so viel ich euch ansehe — — —

Ich freilich nicht! — unterbrach Schlaumeier den Bauer — ein Pferd zu kaufen! so viel Geld hab' ich nicht; aber Bekannte hab' ich, die Geld haben, und die ein Pferd wohl kaufen können.

Ihr meint also — — —

Natürlich! — unterbrach Schlaumeier den Bauer wieder — gegen eine kleine Provision, die ihr mir zusagt, soll es mir nicht schwer fallen, euch einen Käufer zu verschaffen. Wie viel verlangt ihr denn für das Pferd?

Das Pferd — meinte der Bauer — ist unter Brüdern fünfzig Gulden wert.

Gut! sagte Schlaumeier, und während sie also miteinander redeten, rollte im raschen Laufe, von zwei lebhaften Pferden gezogen, eine leichte Britschka durch das Dorf. Auf ihr saß ein Mann, gehüllt in einen Reiseplaid, der schien gar große Eile zu haben, da er die Pferde selbst durchs Dorf so antreiben ließ. War vermutlich ein gar fürnehmer Herr! Den Teufel auch! fürnehmer Herr! Schlaumeier wußte sehr gut, wer es ist. Er tat vor dem

Digitized by Google

Bauer auch kein Hehl daraus, sondern rief, das Gespräch mit dem Bauer abbrechend, aus Leibkräften: Herr Hauptvogel! Herr Hauptvogel.

Auf dieses Rufen wurden die im raschen Trabe laufenden Pferde angehalten und der Wagen stand stille.

Was wollen Sie? — rief Herr Hauptvogel vom Wagen herunter.

Der Bauer hier hat ein schönes Pferd zu verkaufen — sagte Schlaumeier. Hauptvogel aber tat höchlich entrüstet, daß man ihn einer solchen Bagatelle wegen angehalten, und rief vom Wagen herab: Ich habe' keine Zeit!

Aber, lieber Herr! — nahm jetzt der Bauer das Wort, der für sein Pferd gerne den Käufer gefunden hätte — das wird Sie ja nicht lange aufhalten! Sie brauchen das Pferd ja nur anzusehen!

Auf diese Einladung stieg Herr Hauptvogel denn doch von der Britschka herunter, und so gingen sie alle drei in den Stall. Auf dem Wege dahin zupfte Schlaumeier den Bauer am Ärmel, und flüsterte ihm, während beide dem Herrn Hauptvogel den Vortritt ließen, ins Ohr: Bauer! dem Mann braucht ihr nichts zu schenken! der Mann hat Geld! dem dürft ihr schon ein paar Gulden über den Wert bieten. Das Bäuerlein, so harmlos es auch aussah, ließ sich das nicht zweimal sagen, denn als Herr Hauptvogel, nachdem er das Pferd äußerst flüchtig in Augenschein genommen, an ihn die Frage stellte, wie viel es koste, da sagte er keck darauf los: Neunzig Gulden!

Neunzig Gulden! — sagte Herr Hauptvogel. — Was fällt euch ein? Das Pferd ist mit fünfundsiebzig Gulden gut bezahlt!

Fünfundsiebzig! — sagte der Bauer — fünfundsiebzig ist ein bißchen gar zu wenig; aber, damit wir den Handel fertig bringen, um achtzig Gulden Herr!

Meinetwegen! — sagte Herr Hauptvogel — ich habe keine Zeit, sonst hätt' ich euch die fünf Gulden schon noch herunter gehandelt. Nun — fuhr er fort — muß ich das Pferd nur noch probieren und sehen, wie es sich macht, und ob es keinen Fehler hat!

Bei diesen Worten nahm er eine Brieftasche heraus, und der

Digitized by Google

Bauer froh, den Handel so rasch abgeschlossen zu haben, überzählte in Gedanken, wie viel ihm nach Abzug der für Schlaumeier entfallenden Provision an Gewinn übrig bleiben werde. Herr Hauptvogel hatte unterdes aus seiner Brieftasche zwar nicht die achtzig Gulden, wohl aber ein schmales Papierstreifchen herausgenommen, so man einen Primawechsel benennt, und verlangte von dem Bauer Feder und Tinte. Nachdem der Bauer das Schreibzeug gesucht und glücklicherweise auch gefunden und auf den Tisch gestellt hatte, schrieb Herr Hauptvogel den Wechsel über achtzig Gulden, überreichte ihn dem Bauer und sagte: So! da habt ihr euern Wechsel! Am nächsten Sonntag kommt hinüber nach P . . ., da bekommt ihr euer Geld! Der Bauer steckte den Wechsel zu sich, hierauf wurde das Pferd herausgeführt, an die Britschka gebunden, Herr Hauptvogel setzte sich auf und husch — — — flog er von dannen in raschem Trabe, wie er gekommen war.

Den habt ihr gut dran gekriegt — sagte Schlaumeier, nachdem Herr Hauptvogel weggefahren, und der Bauer antwortete lächelnd: Nun, es wird ja auch euer Schaden nicht sein! — und gab ihm fünf Gulden.

Die hab ich mir ehrlich verdient — sagte Schlaumeier und ging von dannen.

Er war keinen Augenblick darüber in Zweifel, wohin er nun seine Schritte zu lenken habe; die beiden Gauner hatten sich in einen in einiger Entfernung gelegenen Ort bestellt, in welchem just an diesem Tage ein Pferdemarkt abgehalten wurde. Hauptvogel hatte den Weg dahin auf seiner Britschka freilich in etwas bequemerer Weise zurückgelegt, aber Schlaumeier, obwohl er zu Fuß nachhumpelte, ließ sich den Gang keineswegs verdrießen, denn es war kein saurer. An Ort und Stelle angekommen, traf er seinen Genossen, der ihn bereits erwartete und ihm die Mitteilung machen konnte, daß er das Pferd bereits um vierzig Gulden verkauft habe. In welcher Weise die beiden das Geld geteilt, darüber schweigt die Chronik, vermutlich taten sie es nach den bewährten Regeln der Gesellschaftrechnung.

Der Bauer seinerseits sah dem nächsten Sonntage mit wachsender Ungeduld entgegen. Jeden Tag nahm er sich seinen Prima-

Digitized by Google

wechsel heraus, besah ihn von allen Seiten, und las, so gut er es in der Jugend bei seinem Schullehrer gelernt hatte, was auf ihm teilweise gedruckt, und teilweise geschrieben stand, und da freute ihn denn ganz besonders die mit deutlichen Buchstaben geschriebene Summe von achtzig Gulden und die nicht minder deutlich lesbare Unterschrift des Herrn Hauptvogel. Als endlich der erharrte Sonntag herangekommen war, machte er sich in aller Frühe auf den Weg und ging hinüber nach P . . .

Daselbst angekommen, begegnete er einem Hebräer, der eben die Straße, die zum Marktplatz führte, herauf ging. Dem näherte er sich und fragte ihn, ob er ihm nicht sagen könne, wo hier in P . . . der Herr Hauptvogel wohnt.

Der Herr Hauptvogel? fragte der Hebräer stutzend, und wäre der Bauer nur halbwegs ein Kenner gewesen, so hätte auch ihn die Art und Weise, wie der Hebräer das Wort „Herr“ betonte, stutzig machen müssen.

Was wollt ihr denn von dem Hauptvogel? — fragte der Hebräer weiter, in dieser weitern Frage bereits den „Herrn“ beiseite lassend.

Ich hab' ihm halt ein Pferd verkauft — sagte der Bauer — und . . .

Aber der Hebräer ließ ihn nicht ausreden, sondern kam ihm gleich dazwischen mit der Frage: So? ein Pferd habt ihr ihm verkauft? Wie teuer habt ihr ihm das Pferd verkauft?

Um achtzig Gulden — sagte der Bauer.

Um achtzig Gulden? — fuhr der Hebräer fort — und hat er euch das Geld nur gleich gegeben?

Das nicht — erklärte der Bauer — aber das soll ich mir eben jetzt holen. Er hat mir einen Wechsel gegeben!

So? sagte der Hebräer — einen Wechsel hat er euch gegeben? — Nun! mit dem Wechsel könnt' ihr euch . . .

Was? — rief der Bauer — so meint ihr, der Wechsel habe keine Gültigkeit?

O! der Wechsel hat schon Gültigkeit — antwortete der Hebräer — aber der Hauptvogel hat keine! Kennt ihr denn das Sprichwort nicht: Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren?

Digitized by Google

Der Hebräer ging von dannen, und der Bauer machte sich daran, den saubern Vogel Hauptvogel aufzusuchen; allein seine Mühe war vergebens. Hauptvogel war im ganzen Orte nicht aufzufinden.

Es hatte aber der Hebräer, der dem Bauer eine so unangenehme Auskunft erteilt, zwei gar liebe Vettern. Die hatten von ihm die Geschichte erfahren und beneideten Hauptvogel um das profitable Geschäft, so er mit dem Bauer gemacht, und da sie nicht minder spitzfindig waren, als er, so überlegten sie, wie sie es anzustellen hätten, um auch ihrerseits bei dem Handel einen Profit zu erzielen.

Was geschehen soll, dachten sie, muß rasch geschehen, und darum gingen sie sogleich, ob ihnen der Bauer nicht irgendwo in den Weg treten würde. Sie brauchten ihn nicht lange zu suchen.

Ihr sucht den Hauptvogel! — sagte einer der beiden zu dem Bauer, da sie ihn angetroffen.

Der Bauer bejahte es.

Ihr habt einen Wechsel auf ihn! — fuhr der andere fort, und der Bauer bejahte wieder.

Ihr werdet von dem Spitzbuben kein Geld bekommen! — sagte hierauf der erste der beiden.

Leider! — seufzte der Bauer — ich hab' das schon gehört!

Nun — sagte der zweite der beiden Vettern — ihr müßt darum den Handel noch nicht ganz verloren geben. Möchtet ihr den Wechsel verkaufen?

Von Herzen gern — sagte der Bauer — ich wäre totfroh, wenn ihn mir jemand abkaufen wollte.

Nun — sagte der erste Vetter wieder — um dreißig Gulden nehm' ich den Wechsel.

Dreißig Gulden! — Der Bauer stand eine Weile still und überlegte. Er überlegte und berechnete, daß er das Pferd ja gerne um fünfzig, ja vielleicht auch um fünfundvierzig Gulden hergegeben hätte, daß also, wenn er sich jetzt mit dreißig Gulden zufrieden gäbe, der Schaden doch nicht gar so groß sei, als wenn er um das ganze Geld käme, und da der andere der beiden Vettern drängend sagte: Überlegt nicht lang und sagt, ob ihr wollt oder nicht! —

Digitized by Google

so schlug der Bauer ein und verkaufte den Beiden den Wechsel, der auf achtzig Gulden ausgestellt war, um dreißig Gulden.

Aber halt! — sagte einer der beiden Vettern, nachdem der Bauer sein Einverständnis zu dem Handel ausgesprochen.

Was denn? fragte der Bauer.

Das Geschäft — sagte jener — hat noch eine Bedingung.

Was für Bedingung? — fragte der Bauer.

Ihr müßt den Wechsel girieren — sagte einer.

Was heißt das? — fragte der Bauer.

Das heißt gar nichts — fuhr jener fort — als wie, daß ihr euren Namen auf den Wechsel schreibt, denn die Schuld wird schwer einzutreiben sein und die dreißig Gulden, die wir euch bezahlen, sind jedenfalls riskiert.

Wenn es weiter nichts ist — sagte der Bauer — in Gottes Namen denn!

Somit führten die beiden den Bauer mit sich nach Hause, ließen ihn den Wechsel unterschreiben und zählten ihm dann bare dreißig Gulden auf den Tisch.

Der Bauer strich das Geld ein, und war herzlich froh bei diesem Lumpenhandel noch so leichten Kaufes davon gekommen zu sein. Am meisten ärgerte ihn noch die Provision, die er dem Schlaumeier gegeben, weil er ein gar so gutes Geschäft gemacht. Im übrigen aber hatte er sich in das Unvermeidliche gefügt und war getröstet.

Nicht lange aber sollte der Trost währen. Es waren kaum acht Tage verflossen, seitdem er den neuen Handel abgeschlossen, da kamen die beiden lieben Vettern und präsentierten dem guten Bauer den Wechsel auf achtzig Gulden.

Der Bauer konnte nicht begreifen, was sie eigentlich wollten. Sie gaben sich aber alle redliche Mühe, um ihm die Sache recht klar zu machen, so klar, daß er es endlich einsah, es bleibe ihm nichts andres übrig, als ihnen achtzig Gulden auszuzahlen.

Der Bauer besaß aber kein Geld.

Kein Geld? Was tut das? — Die beiden lieben Vettern werden vermutlich nichts dagegen gehabt haben, daß der Wechsel auf einige Zeit hinaus prolongiert werde, selbstverständlich nicht umsonst, sondern gegen eine neue Konzession.

Digitized by Google

So hatte denn der Bauer sein Pferd verkauft und es blieb ihm kein Pferd und kein Geld, sondern nur die Sorge, wie er den Wechsel bezahlen werde, und dies soll ihn so sehr in Schweiß gebracht haben, daß er die Badereise als etwas rein Überflüssiges gänzlich aufgab.

Drei Buchstaben.

Ein Kapitel Adelphilosophie.

Franz Buchenhain saß trübsinnig auf dem zerrissenen Rohrsessel in dem kleinen Stübchen im vierten Stock, wo er sich des geringen Monatzinses halber eingemietet hatte; er saß traurig da und sann nach, er sann über eine Kleinigkeit, die für ihn alle Größe der Welt einschloß, über ein kleines Wörtchen, aus drei Buchstaben bestehend, ein Wörtchen, das gar keinen Begriff, sondern nur eine Beziehung, ein Verhältnis, ausdrückte, welches aber, wenn er in dessen Besitz gewesen wäre, ihn dem Begriff gemäß, den er sich von Welt und Menschen gebildet, in die angenehmsten Beziehungen und Verhältnisse zu versetzen vermocht hätte, er sann über das Wörtchen: Von.

Buchenhain — sagte er sich — ist kein übler Name, und für ein edles Geschlecht nicht unpassend; aber Buchenhain, Franz Buchenhain schlechtweg, was besagt das, was stellt es vor, was gibt es in der Welt? Wie ganz anders würde Franz von Buchenhain klingen! Was hat ein Mensch mit dem Namen Franz Buchenhain für Aussichten in der Welt? keine anderen, als die, welche die Philosophie der Kinderfibel lehrt:

Mit dem Hute in der Hand,
Kommt man durchs ganze Land.

Soll ich diesen elenden Satz zu meiner Lebensweisheit machen? Soll ich kriechen, soll ich bitten? ich, der Sohn einer geborenen Freiin, ich, der zum Befehlen und nicht zum Dienen geboren wurde?! Wenn meine Mutter selig, Gott vergeb ihr die Dummheit, nur

Digitized by Google

keinen Bürgerlichen geheiratet hätte! wenn es mindestens ein Herr „von" gewesen wäre, ich wäre heute, was ich sein soll, und die ganze Welt stände mir offen; aber so — — — es ist eine Schmach! ich möchte weinen darüber, wenn weinen anständig wäre!

Die adelige Mutter unsers betrübten Franz Buchenhain ohne „Von" hatte wirklich eine Dummheit begangen; nicht daß sie einen Bürgerlichen geheiratet — hierin folgte sie dem Zuge ihres Herzens, sondern, daß sie das Söhnchen nicht bürgerlich erzog, daß ihre Standvorurteile, nachdem sie die Liebe für einen Moment besiegt hatte, nachher nur mit um so größerer Macht wieder hervorbrachen, daß sie dem Manne, dem sie Herz und Hand geschenkt, in Augenblicken ehelichen Zwistes seine gemeine, plebejische Abkunft vorwarf, zu der sie — wie sie sagte — sich nie hätte herablassen sollen, daß sie auf diese Weise alle die Vorurteile der höhern Geburt in das kindliche Gemüt ihres Franz, ohne die schädlichen Folgen einer solchen Erziehungmethode zu bedenken, gepflanzt, darin lag der Fehler, oder um mit Franzens Worten zu reden — die Dummheit.

Anstatt den kleinen Franz etwas Ordentliches und Tüchtiges lernen zu lassen, stopfte sie ihm den Kopf voll mit Erinnerungen aus ihrer herrlich verlebten Kinderzeit, erzählte ihm von all den schönen Spielen auf dem Rittergute, beschrieb ihm ausführlich all die schönen Feste, die ihr zu Ehren veranstaltet wurden, und erzeugte auf diese Art in dem Gemüte des in engen und beschränkten Verhältnissen aufwachsenden Knaben eine unbändige Sehnsucht nach der verloren gegangenen Herrlichkeit.

Die Verwandten der Mutter, Aristokraten von echt blauem Blute und unbeugsamer Hartnäckigkeit des Willens, hatten von dem „übel gehüteten" Mädchen, nachdem es die gräßliche Mesallianze mit dem Bürgerlichen eingegangen, ihre schützende und hilfreiche Hand völlig abgewendet. Eine solche hilfreiche Hand war aber im Laufe der Tage mehr als nötig geworden, denn verschiedenartige Unglücksfälle hatten den ohnehin geringen Besitzstand der dunklen Familie angegriffen und endlich ganz erschüttert. Herr Buchenhain, Franzens Vater, ein tüchtiger Mann, der von seinen Kenntnissen lebte, hatte alle die schweren Schläge des Schicksals mutig und geduldig ertragen, die Vorwürfe seines Weibes aber vermochte er nicht

Digitized by Google

zu überdauern. Die bittern Reden und Kränkungen, die wenig verhüllten Anklagen, daß er sie ins Unglück, ins Elend gestürzt, warfen den rechtschaffenen Mann nieder, und er stand nicht wieder auf. Eine zehrende Krankheit machte mit raschen Schritten seinem Gram, aber auch seinem Leben ein Ende. Die verlassene Witwe, zu stolz, um als reumütige Büßerin in den Schoß ihrer Familie zurückzukehren, war jetzt in ihrer Vereinsamung noch übler daran als zuvor, und es dauerte nicht lange Zeit, so folgte sie dem vorangegangenen Gatten in die Gruft. So ward Franz Buchenhain in jungen Jahren eine elternlose Waise.

Wie er heranwuchs, wie er sich durch das Leben schleppte — der junge Mann mag manches erduldet, gar manchen harten Kampf mitgemacht haben, gebracht hat er es eben noch immer zu nichts, seine Bitterkeit wuchs von Tag zu Tage, zerfallen war er mit der Welt und sich selbst, ein unglücklicher Mensch, der nicht einmal den Trost hatte, das Andenken seiner Eltern zu segnen, und so finden wir ihn, wie wir ihn oben bereits gesehen, in seiner engen Kammer trüben, düsteren Gedanken hingegeben, im Ärger über seine verstorbene Mutter, daß sie die Dummheit begangen, einen Bürgerlichen zu heiraten.

Da pochte es plötzlich an die Türe. Franz schrak zusammen. Wer sollte es anders sein, als einer, der Geld zu verlangen hatte, und deren gab es gar manche. Aber nein, diesmal täuschte er sich, es war der Briefträger, und der Brief, den er da erhielt, war ein sehr merkwürdiger Brief; denn er enthielt nichts geringeres als die Mitteilung, daß sein Onkel, der Bruder seiner Mutter, gestorben sei, und ihn im Testamente mit einem Legat von vierzigtausend Gulden bedacht habe. Der strenge Sinn des Barons, hieß es in dem Schreiben, habe sich erweicht, und er habe das Legat in so bedeutender Höhe verfügt, um dadurch das Unrecht, welches er gegen seine verstorbene Schwester begangen, an deren Sohne zu sühnen. Franz war außer sich, nachdem er die Nachricht gelesen hatte. Die Freude machte ihn starr.

Vierzigtausend Gulden! Geld, wirklich Geld! ein Hebel, mit dem man in dieser Welt alles in Bewegung setzt! emporgehoben, mit einem Schlage emporgehoben über die Gewöhnlichkeit und All-

täglichkeit des Daseins! Eine Flut von begehrlichen Empfindungen stürmte auf ihn ein; er wußte nicht, was er tun, was er lassen, er wußte nicht, was er vor allem andern beginnen sollte, er wußte sich nicht zu raten und zu helfen.

Doch Rat und Hilfe ist in solchen Fällen zu haben; dafür gibt es ja Genossen und Freunde in der Welt, die der liebe Himmel nicht umsonst erschaffen hat.

In kurzer Zeit war Franz Buchenhain ein gemachter Mann. Er hatte sich bei den Genossen, die ihn mit Vergnügen in die Lehre nahmen, als gelehriger Schüler erwiesen und es dauerte nicht lange, so waren ihre Unterweisungen völlig überflüssig, so vollkommen hatte er sich den Kavalierkodex zu eigen gemacht. Er rauchte die feinsten Zigarren, trank die delikatesten Weine, ritt die feurigsten Pferde und bewunderte die gefeiertsten Ballerinen. Es war ihm in manchem Momente selber überraschend, wie rach er sich in die neuen Verhältnisse hineinzuleben gewußt. Wenn er auf seine Vergangenheit zurückblickte, wenn er sich die Jahre seiner freundlichen Kinderzeit vergegenwartigte, wenn er sich an die Plagen erinnerte, die er dann später nach dem Tode seiner Eltern erduldet, wie kümmerlich er da sein Dasein gefristet, welche Entbehrungen er sich auferlegen, wie oft er das Mitleid anderer in Anspruch nehmen mußte, wenn er das alles vor seinem Geiste vorübergleiten ließ und bedachte, daß all dieses nicht imstande gewesen, seinen Mut gänzlich niederzudrücken, ihn nicht vollends zu beugen, daß vielmehr die Bagatelle von vierzigtausend Gulden, die ihm sein Onkel hinterlassen (sein Onkel, der ihn doch eigentlich weit, weit reicher hätte machen können), ihn mit einemmale fähig gemacht, die ganze Schwere der gemeinen Sorgen von sich abzuschütteln, und zu tun, als ob sie für ihn nie existiert hätten; wenn er all dieses bedachte und überlegte, dann mußte er wohl auf den Gedanken kommen, daß der höhere Sinn ihm ja doch angeboren sei, da ja nur sein Vater ein Bürgerlicher, seine Mutter hingegen eine echte Adelige war. Ja, rief er in einem solchen Momente des Entzückens — es liegt mir im Blut!

War aber dieser Gedankengang fähig, ihn in Bewunderung vor sich selbst zu versetzen, so erging es ihm wie dem Pfau, der in seiner Farbenpracht einherstolzierend, seine häßlichen Füße besieht

Digitized by Google

und darüber in ein klägliches Geschrei ausbricht. Franz war sich freilich dessen bewußt, daß er mütterlicherseits einer adeligen Familie entstamme, aber was nützte ihm dies Bewußtsein, er hatte keinen Adel vor der Welt. Sein Vater war ein Bürgerlicher gewesen, und kein Freiherr, ja nicht einmal ein Herr von; und wieder erinnerte er sich mit Traurigkeit des Mangels der so wichtigen drei Buchstaben, wieder fühlte er die ganze Gemeinheit des Erdendaseins, ja er fühlte sich jetzt noch mehr beschwert als zuvor. Als armer Teufel konnte er zur Not auch ohne „Von" in der Welt umherlaufen; wer hatte sich um ihn zu kümmern? wem war er Rechenschaft schuldig? was war an ihm gelegen? ein Hungerleider mehr oder weniger und sonst war er ja nichts. Mit leidenschaftlicher Sophistik vernichtete er jetzt die ganze Kette von Schlüssen, die er in seiner frühern Lage aufgebaut, um sich vorzudemonstrieren, wozu ihm der Adeltitel dienen könnte.

Das war jetzt alles nichts, nichts als Seifenblasen, die ein kleiner Atemzug hinweghaucht. Jetzt aber, jetzt erst, wo er eigentlich erst angefangen ein Mensch zu sein, an den die Gesellschaft Ansprüche zu machen berechtigt ist, jetzt, wo er überall Eintritt hatte, wo er nur zu winken brauchte, und ihm alles, was er wünschte, zu Gebote stand, jetzt schien ihm das kleine Wörtchen „Von" erst recht unentbehrlich. Wie mußte er sich bis in den Hals hinein schämen, er, der feine Kavalier, der galanteste Liebhaber, der graziöseste Reiter, der ausgesuchteste Feinschmecker als einfacher Franz Buchenhain schlechtweg und ohne „Von" in der Welt herumzulaufen. Es ist eine wahre Schmach.

Die Freunde und Genossen, deren sich (wie es alle, die unerwartet zu Geld kommen, erfahren) von Tag zu Tag immer mehre einstellten, saßen mit Franz eben in einem der eleganteſten Kaffeehäuser beisammen und waren peinlich davon berührt, daß Buchenhain ihren schlechten Witzen, die sie über anwesende Gäste sowohl, wie über Vorübergehende machten, keine Aufmerksamkeit zu schenken schien.

's bist so traurig Freunderl? so triste, so melancholisch? — sagte einer von ihnen.

Ach, laßt mich mit dem ganzen Jammer — erwiderte Buchenhain — schöne Staatseinrichtungen das!

's gehen Dich die Staatseinrichtungen an? 'Ust Dich 'leicht gar in 's hölzerne Häusel draußen vorm Schottentor 'neinsetzen lassen?

Könnt mir einfallen — sagte Buchenhain — aber . . .

's für Aber? möcht's 'leicht gar, verstehst Bruder, in der Herrengassen? bist feiner Kopf, was? für's Konkordat? ha? oder gegen? Zivilehe mit blauäugiger Serafim in der . . . . verstehst Brüderl?

Ja — sagte Buchenhain, von tiefem Weltschmerz bewegt — das kommt nur so alle Tag vor, daß die Bürgerlichen ohne „Von" ins Herrenhaus hineinkommen.

Was ohne „Von"? bist ja von altem Adel? hast ja echt Stock-Ratten-Gesicht!

Leider sieht's so aus, als ob ich's wäre!

Bist nicht? nun! kannst ja werden. Kannst ja werden Freunderl! 'ßt was springen lassen! weißt! hab auch gute Bekannte! verstehst! bissel in die Taschen greifen! hörst! geht ganz gewiß!

Meinst Du?

Mach' Wett drauf, in vier Wochen: Herr von! in halben Jahr: Herr Baron! wett'st? tausend Dukaten? verstehst? gilt?

Freund! wenn das wahr wäre.

'f Ehre, Kavalierparole. Dummheit! 'rum nicht? hast ja nur Dich auszeichnen! verstehst? laß nur mich machen Bruder!

Hiermit hatte der redselige Kumpan dem adelsüchtigen Buchenhain einen tüchtigen Floh ins Ohr gesetzt, und was zu tun noch übrig blieb, vollendeten die anderen Genossen. Franz Buchenhain fing an, in der für ihn höchst wichtigen Angelegenheit die ihm vorgezeichneten Wege zu machen. Von jedem solcher Wege, der ihn dem erwünschten Ziele zuführen sollte, brachte er seine Börse um vieles leichter nach Hause, als er sie von da weggetragen. Er ließ kein Mittel unversucht, jeder Rat, der irgend einige Aussicht versprach, war ihm willkommen und wurde ausgeführt. Dabei dauerten auch die genußreichen Zech- und Trinkgelage fort. Freundinnen, in deren Gunst man sich zu setzen gewußt, durften nicht vernach-

Digitized by Google

lässigt werden, an Geschenken durfte es nicht fehlen, Reitpferde wurden nicht geschont, ja, die vielen Gänge, die oft sehr ermüdend waren, machten sogar einen beständig zur Verfügung stehenden Fiaker notwendig, wenn nicht etwa gar ein eigner Wagen angeschafft werden sollte. Im Trinken und Rauchen sind die Freunde nicht faul geworden, die Weine und Zigarren aber waren nicht umsonst zu haben; kurz, die Rechnungen wurden immer größer, das Vermögen aber immer kleiner. Doch, was tut's! Franz Buchenhain sah sich endlich am Ziel seiner Wünsche. Die drei ersehnten Buchstaben schwebten seinem gierigen Auge nicht mehr als ein fernes, unerreichbares Ideal vor, sondern er hatte sie wirklich erhalten, er durfte sie seinem Namen vorsetzen. Was er lang erstrebt und erhofft, er hieß jetzt Franz von Buchenhain. Aber die Erreichung dieses Zieles hat dem guten Mann sein Vermögen gekostet, die Wonne, sich von Buchenhain schreiben zu dürfen, er hat sie mit dem letzten Kreuzer bezahlt. Er war nun ein Herr von, mit leerer Tasche. Es blieb ihm die unangenehme Erfahrung nicht erspart, alle die treuen Freunde und Genossen, die sich so zahlreich um ihn versammelt hatten, sich allmählich abwenden zu sehen; er war wieder verlassen und vereinsamt wie ehemals. Zu jeder Unternehmung unfähig, blieb ihm kein Ausweg offen, als der — Bettelstab.

„Mit dem Hute in der Hand,
Geht er durch das ganze Land."

Demetrius.

Freifelsen besitzt neben anderen löblichem Eigenschaften zwei in ganz besonders hervorspringender Weise; er ist maßlos arrogant und unglaublich abergläubisch. Mit Hilfe der ersteren gelingt es ihm, sich in seiner Einbildung zu einer Höhe emporzuschrauben, von der aus er auf die armen Menschenkinder mitleidig herabblicken kann, und so bezahlt er wenigstens demjenigen Teil der Menschheit, der, gutmütig genug, ihm sein Mitleid schenkt, unbewußt und unwillkürlich die gebührende Schuld. Mit Hilfe der zweiten Eigen-

Digitized by Google

schaft hat er es dahingebracht, den Hohn und Spott derjenigen aufzustacheln, die — minder gutmütig — von der Ansicht ausgehen: dem Verdienste seine Krone. Wenn Freifelsen etwas Ordentliches gelernt hätte, so würde er weniger anmaßend und abergläubisch sein, denn das Wissen bändigt den Stolz und die Eitelkeit, und zerstreut Unsinn und Aberglauben. Da er aber nichts gelernt, so weiß er eben nichts; sonderbar bleibt hierbei nur ein Umstand, der nämlich, daß der Strom seiner Rede zu seinem Wissen in durchaus umgekehrtem Verhältnisse steht. Es ist aber leicht möglich, daß Freifelsen nur darum so viel spricht, um Nestroy, auf den er Ursache hat, eifersüchtig und neidisch zu sein, zu Schanden zu machen; denn Nestroy sagt in irgend einer Posse: „Wer nichts weiß, der plauscht nichts aus!“ — Warum aber Freifelsen Ursache haben sollte, dem seligen Nestroy neidisch zu sein, das wird man sogleich begreifen, sobald man erfährt, daß Freifelsen auf jeden theatralischen Erfolg und auf jeden Dichter neidisch und eifersüchtig ist.

Der Leser hat sich, wofern er sich überhaupt für Freifelsen zu interessieren beginnt, gewiß schon im Stillen die Frage gestellt! Wer ist denn dieser Freifelsen und was ist außer der Entwickelung der genannten lobebaren Eigenschaften denn eigentlich seine Beschäftigung? — Das ist aber mit wenig Worten gesagt. Freifelsen ist ein eifriger Theaterbesucher, nebenbei Poet, oder — wie er sich lieber nennen hört, und weshalb wir ihm auch gerne den Gefallen tun, es hier Schwarz auf Weiß drucken zu lassen — Dichter von Gottes Gnaden. Daß Freifelsen ein Dichter von Gottes Gnaden geworden, das ist ganz einfach in folgender Weise zugegangen: Als Eduard Mautner mit seiner „Eglantine“ zum höchsten Gipfel des Parnassus emporgestiegen war, um daselbst den Herren Sophokles, Kalidasa und Shakespeare die Bruderhand zu reichen, stand Freifelsen im zweiten Parterre des Burgtheaters und schwitzte bitterlich. Wenn man mit solcher Korpulenz emporsteigen kann — sagte er sich — so muß ich auch hinauf; für mich, der ich Mautner gegenüber aussehe wie ein Schulpennal, wird das ein Leichtes sein. Es handelt sich nur um zwei Dinge: um die Einwilligung des Papa — denn die Väter pflegen sich manchmal zu ärgern, wenn sie die Söhne steigen sehen — und um eine große würdige Aufgabe.

Digitized by

Was den ersten Punkt anbelangt, so machten Freifelsen kurzen Prozeß. „Papa,“ sagte er, „ich bin kein Kind mehr!“ worauf der Papa, wie unsre Chronik getreu berichtet, geantwortet hat: „So? das hör' ich wirklich jetzt zum erstenmal. Wenn mich mein Auge nicht täuscht, so gewahre ich in der Tat einige Spuren eines künftigen Schnurrbartes unter deiner Nase.“ — „Papa,“ sagte Freifelsen, „seien Sie so gut und stecken Sie sich diese Späße in ein Futteral, damit Sie Ihnen nicht auskühlen, und Sie in Zukunft davon beliebigen Gebrauch machen können; für heute aber ist mir schrecklich ernsthaft zu Mute. Sie haben mich noch nie gefragt, was ich werden will.“ — „Teufelsjunge,“ sagte der Papa, „darin hast du recht, die Frage hab' ich wirklich noch nicht an dich gerichtet, aber weiß Gott, aus keinem andern Grunde, als weil ich sie für gänzlich überflüssig hielt, denn du bist bereits etwas, und zwar mit deinem Theaterunsinn und Komödiantenpack ein so ausgemachter Narr, daß du zu jedem tüchtigen Geschäft, wie ich fürchte, ganz unbrauchbar geworden bist. Sollte ich mich in dir aber getäuscht haben, so soll's mir lieb sein, und ich frage dich hiermit pflichtgemäß: Was willst du werden?“ — „Was der Mautner ist,“ sagte Freifelsen. „So? ein Eisenbahnbeamter? meinetwegen,“ sagte der Papa. „Ist nicht,“ sagte Freifelsen, „was gehen mich die Eisenbahner an? Ich reite auf dem Pegasus, das geht noch ein bißchen geschwinder.“ — „Ah so,“ verbesserte sich der Papa, „du willst also ein Dichter werden! Ich hab's ja gewußt; dagegen hab' ich auch nichts, wenn du nur früher bei einem tüchtigen Meister in die Schule gehst, der dir die deutsche Rechtschreibung beibringt.“ Der Papa war überzeugt, daß sein Sohn die Wucht dieser Ironie gefühlt habe; wenn er sich aber hierin gewaltig geirrt hat, so liefert uns dies nur einen neuen Beweis, daß die Väter unter allen Umständen geneigt sind, den respektiven Söhnen doch mehr zuzutrauen, als in diesen liegt. Freifelsen war weit entfernt, für Ironie zu halten, was er so gerne für bare Münze nahm, und sogleich begab er sich ins Kaffee Griensteidl, um sich unter den anwesenden Gästen einen herauszusuchen, dem er sich in bezug auf Grammatik und Orthographie anvertrauten könnte.

„Mein Papa ist der praktischste und gescheidteste Mensch,“

Digitized by Google

sagte Freifelsen, „der mir im Leben vorgekommen ist. Als Geschäftmann, von dem man meinen sollte, daß er sich um die Literatur und Poesie gar nicht kümmert, weiß er doch sehr gut, was notwendig und was überflüssig ist. Was braucht ein Dichter? — fehlerfrei schreiben muß er können; denn sonst ist der Direktor Laube imstande, ein fehlerhaft geschriebenes Manuskript ganz ungelesen zu lassen, aus bloßem Vorurteil, und so kann mein Genie über eine Endung stolpern und an einem Rechtschreibungfehler zugrunde gehen." Indem er sich nun seinen Mann suchte, tat er dies mit dem beruhigenden Bewußtsein eines guten Sohnes, der mit der Befriedigung seiner Herzensneigung zugleich den Intentionen des Papa gerecht wird.

Nicht so leicht ging es in bezug auf den zweiten Punkt. Welche Aufgabe war groß und würdig genug, um seinem Schwunge, wie seinem Ehrgeiz völlig Genüge zu leisten. Ueber diese Angelegenheit hat er sich monatelang den Kopf zerbrochen; dabei aber kam nichts anderes heraus, als daß diejenigen, die es noch nicht wußten, bei der Gelegenheit die Wahrnehmung machen konnten, daß nichts drinnen steckt. Mitelidige Seelen, wie es deren in großen Städten immer gibt, und die sich auch in Wien zur Not finden lassen, waren eifrig bemüht, ihm gute Ratschläge zu erteilen, und Stoffe, die sich für die dramatische Behandlung eignen, herauszusuchen. Das Konversationlexikon und die Notizen der Tagblätter, die Weltgeschichte und alte Chroniken wurden durchstöbert und ausgeplündert, alles für Freifelsen. So war das Kaffee Griensteidl, wo sich täglich nach dem Essen ein Divan der Weisheit versammelte, in welchen sich Freifelsen Zutritt zu verschaffen gewußt hat, der Schauplatz großer Heldentaten.

„Nach meiner Ansicht," begann Doktor Stumpf, nachdem seine Pfeife vom Marqueur regelrecht angezündet war, „wäre eine Wallfahrt nach Maria-Zell ein guter Stoff für ein Drama; besonders könnten sehr effektvolle Kostüme benutzt werden, und das Konkordat wäre die tiefe Idee, die für den feinen Kenner immer durchleuchten müßte."

„Das ist nichts," warf Freifelsen ein, „das nimmt Laube nicht an. Mit dem Konkordat kann man auf dem Burgtheater nicht

Digitized by Google

kommen, und wenn's schon der Laube annimmt, so ist erst die Frag', ob mir die Wolter drin spielt. So ein religiöses Stück hat kein Interesse, der beste Beweis ist „Nathan der Weise". Wenn man nicht den Anschütz noch sehen wollte, möcht' kein Mensch mehr hineingehen."

„Schreiben Sie ein Stück: „Die schwebenden Jungfrauen", sagte Herr Braun, indem er seinen Kaffee schlürfte, „das ist romantisch, wunderbar, und wenn der Maschinist und Dekorateur das ihre tun, so wett' ich, daß „Die schwebenden Jungfrauen" ein Repertoirstück werden."

„Mit der Romantik," entgegnete Freifelsen, „ist heute auch nichts mehr zu machen. Wer sieht sich heute noch die „Jungfrau von Orleans" an? Diese Zeiten sind vorbei; heute will man realistische Darstellung. Ja, wenn ich ein Komponist wär', das wär' was anders; in der Oper läßt man sich die Romantik noch gefallen, aber denken Sie, im Burgtheater!"

„Hielten Sie," fragte Herr Ernst, „das Rendezvous im Stadtpark bei schattenloser Mondscheinbeleuchtung und obligatem Fröschekonzert" nicht für ein glückliches, der Behandlung würdiges Thema? Er tat diese Frage mit unglaublich komischer Schüchternheit, um allen Zweifel in den Ernst der Frage niederzuschlagen, und machte ein Gesicht wie einer, der einen wichtigen Aufschluß erwartet. Dieser sollte ihm denn auch zuteil werden, denn Freifelsen, der, wie wir bereits wissen, nicht wortkarg ist, ließ mit der Antwort nicht lange auf sich warten. „Man sieht," sagte er, „daß Sie von der Sache nichts verstehen; das ist ein Stoff zu einer Posse fürs Vorstadttheater. Erteilen Sie Ihren Rat Herrn O. F. Berg oder Herrn Berla. Diese Herren werden Ihnen dafür recht dankbar sein; wenn Sie aber mir einen Rat erteilen wollen, so müssen Sie sich früher belehren lassen, wer ich bin und was ich für Ziele habe. Jedenfalls haben Sie noch ein paar Jahre Zeit, bevor Sie mir wieder einen Stoff empfehlen können." Freifelsen hätte diese Belehrung noch weiter ausgeführt, denn wenn er einmal drinnen war, so kam es ihm auf ein paar Dutzend Sätze mehr oder weniger nicht gerade an, wäre er nicht durch Herrn Gruber unterbrochen worden.

„Ich weiß gar nicht," ließ sich Herr Gruber vernehmen, der bis jetzt scheinbar dem Gespräche gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte und mit einem Zeitungblatte das Gesicht verdeckt hielt, um desto ungenierter lachen zu können, „ich weiß gar nicht, warum Sie eigentlich über einen Stoff streiten und so lange nicht einig werden können. Ein großer Dichter muß die Stoffe aus den Aermeln herausbeuteln."

„Beuteln Sie heraus," warf Freifelsen ironisch ein.

„Schweigen Sie, Sie aufgeblasener Mensch," fuhr Gruber fort, „wer spricht denn mit Ihnen? ich rede mit diesem Herrn da. Ein wirklicher Dichter darf um einen Stoff gar nicht verlegen sein, sag' ich. Wo man hinblickt, gibt es Stoff, und wenn Sie die heutigen Zeitungen werden gelesen haben, so werden Sie finden, daß leider wieder ein Stoff frei geworden ist, von dem man bis jetzt geglaubt hat, daß ihn endlich ein großer Dichter bewältigt hat."

„Was ist das? was ist das?" riefen mehrere Stimmen.

„Was es ist?" fragte Gruber, „Hebbel hat den ‚Demetrius' auch nicht vollendet. Friedrich Hebbel ist gestorben und der ‚Demetrius' ist zum zweitenmale Fragment geblieben. Er hat, wie hier zu lesen ist, sich nicht an eine Fortführung des Schillerschen Planes gemacht, denn er war der Meinung, daß man ebensowenig da zu dichten anfangen könne, als man da zu lieben anfangen kann, wo ein andrer aufgehört hat; er ist seinen eignen Weg gegangen, aber er sollte seinen Plan nicht zu Ende führen."

Diese Mitteilung brachte eine ernste Wendung in das Gespräch und die Scherze mit Freifelsen waren für heute aus. Man sprach über Schiller, über Hebbel, über das Fragment des ersteren, erging sich in Vermutungen über den Torso des letzteren und um Freifelsen kümmerte man sich nicht weiter. Dieser aber ging mit einem Entschluß in der Seele aus der Gesellschaft nach Hause.

Archimedes, der du einst in unbezähmbarer Freude über den wichtigen Fund dein berühmt gewordenes „Heureka" — gerufen, was bist du gegen Freifelsen, und was ist dein Fund gegen seinen Fund! Was ein Schiller und ein Hebbel unvollendet lassen mußten, — das ist eine würdige Aufgabe für einen Dichter wie ich bin, so sagte er sich. Daran kann ich meine Kraft zeigen und Laube wird

mich mit offenen Armen empfangen. Wenn Freifelsen in seiner übergroßen Freude nicht ebenfalls nackt durch die Gassen rannte, so rührt dies daher, daß er eben aus dem Kaffee Griensteidl und nicht aus dem Sophienbad kam, dann vielleicht hatte er doch noch so viel Besinnung, um sich zu sagen, daß sich so was heutzutage nicht schickt und auch nicht angeht, wenn man mit der Sittenpolizei nicht in unangenehme Berührung geraten will. Es kostete ihn aber nicht geringe Überwindung, den köstlichen Fund in seinem Busen verborgen so mit sich allein herumzutragen und keine lebende Seele zu finden, der er den Reichtum seines Herzens hätte ausschütten können. Träge schlichen die Nachmittagstunden dahin, des Abends flüchtete er sich ins Theater und fühlte sich unter Larven die einzig fühlende Brust. Schon hoffte er, daß er vielleicht nach der Vorstellung beim Lothringer oder beim Daum einigen Bekannten seine neue Idee ins Bier hinein werde praktizieren können, aber vergebens, er fand gerade niemanden; es war, als ob sich alles gegen ihn verschworen, als ob man sich verabredet hätte, ihn zu fliehen. Unzufrieden ging er nach Hause, verdrießlich warf er sich auf sein Lager, unruhig wälzte er sich auf ihm hin und her, denn der Schlaf floh sein Auge. Schon sah er sich im Geiste in einer Loge des Burgtheaters, während die Schauspieler auf der Szene seine goldenen Jamben rezitierten, schon hörte er den hallenden Applaus des Publikums, seinen Namen: Freifelsen, Freifelsen rufen, schon sah er sich von Wagner-Demetrius und Wolter-Marina in die Mitte genommen und hinausgeführt vor das Publikum, ja er las sogar im Geiste schon die Feuilletons der verschiedenen Blätter, in welchen unter der Überschrift: „Demetrius“ — Tragödie von Freifelsen, aufgeführt im Burgtheater — der staunenden Welt verkündet wurde, daß an dem theatralischen Horizonte ein neues leuchtendes Gestirn aufgegangen, und daß er würdig sei, mit Schiller und Hebbel um die dichterische Palme zu ringen; ja er sah noch weiter — denn was sieht ein Mensch von erhitzter „Einbildung“ nicht alles! — er sah sogar schon die Parodie „Demetriusl“ auf dem Wiedener Theater und hörte die Gallmeyer seine schönsten Verse „herunterwoltern“, denn was einer „Eglantine“ widerfährt, darauf wird doch sein viel höher stehender „Demetrius“ desto gerechteren Anspruch machen

Digitized by

dürfen; aber trotz alledem und alledem war er unzufrieden, denn er war mit seiner Freude allein und niemand wußte noch etwas von seiner Glorie zu erzählen. Mit größter Ungeduld erwartete er am folgenden Tage die Stunde, zu der sich der Divan der Weisheit im Kaffee Griensteidl zu versammeln pflegte. Jetzt aber, als sie da war, trat er freudestrahlend ein und befreite sich von der Bürde, die ihn fast vierundzwanzig Stunden belastet hatte. „Ich hab's" — rief er — den „Demetrius" werde ich schreiben."

„Den Demetrius?" fragten alle erstaunt.

„Glauben Sie es nicht?" war seine Gegenfrage, „nun, ich werde Ihnen bald den Beweis liefern."

„Aber Freifelsen," sagte Doktor Stumpf, „wissen Sie, was zu einem „Demetrius" gehört? Vor allem Kenntnis der Geschichte, der Geographie; Sie wissen ja nicht, ob der Rhein stromaufwärts oder stromabwärts fließt."

„Lächerlich," erwiderte Freifelsen, „das werd' ich nicht wissen; der Rhein fließt stromaufwärts, denn er fließt hinauf nach Norden; übrigens kann man sich die nötige Geschichte und Geogrophie, die zu einer Tragödie gehört, bald aneignen."

„Nun, wir wollen sehen. Sprechen wir nicht weiter davon," sagte Gruber, der in gewissen Dingen keinen Spaß verstand und jede weitere Erörterung abschneiden wollte.

So leicht ging dies nun freilich nicht, denn die anderen wollten einen so guten Braten nicht loslassen; deshalb mußte Freifelsen noch manchen Puff aushalten; schließlich aber entfernte man sich mit gegenseitigen Versicherungen: von der einen Seite, daß man der Tragödie mit großer Gespanntheit entgegensehe, von der andern, daß sie binnen vier Wochen fix und fertig sein werde.

Rasch ging Freifelsen an die Ausführung des Meisterwerkes, denn ein solches mußte es ohne Zweifel werden. Nicht wie andere Dichter, die sich früher jahrelang mit einer Idee herumtragen, dann eine Skizze entwerfen und den Plan der Handlung in Umrissen zeichnen, machte es Freifelsen. Für ihn war dies alles nicht nötig. Wenn er seinen Pegasus nur bestieg, so fühlte er sich auch zurecht im Sattel und er konnte kutschieren wohin er wollte. Schweiß hat er über seiner Arbeit zwar viel vergossen, ebensoviel wie Tinte,

Digitized by

aber den Schweiß verursachte — wie er behauptet — nicht die Mühe des Schaffens, denn sein Schwung und Gedankenflug hob ihn über alle armselige Mühe des Denkens und Überlegens hinaus, sondern die mechanische Anstrengung des Schreibens, und er hätte sich diese Anstrengung gewiß erspart, das heißt, er hätte die Eingebungen seines Genies sicherlich einem Schreiber in die Hände diktiert, wenn er nicht mit der fertigen Tragödie zugleich hätte den Beweis liefern wollen, daß er mit der Orthographie und Grammatik Frieden geschlossen und seither auf gutem Fuße lebe. Tagtäglich erschien er zur bestimmten Stunde im Divan — denn eine kleine Erholung nach dem Essen darf sich ein Dramatiker wohl gönnen — und erstattete getreulich Bericht über den wunderbar raschen Fortgang seines Kunstwerkes.

Die vier Wochen waren fast um, es fehlte nur noch ein Tag. „Morgen," sagte Doktor Stumpf, „ist die Frist abgelaufen," als Freifelsen eben eintrat.

„Morgen," fiel dieser rasch ein, „werde ich die letzten Szenen schreiben."

„Wovon ist die Rede? fragte ein neues Mitglied des Divans, dessen Bekanntschaft Freifelsen noch nicht gemacht hatte.

„Wie, Sie wissen nicht," fragten mehrere Stimmen, „daß Freifelsen einen ‚Demetrius' schreibt?"

„Einen Demetrius!" sagte der Unbekannte, indem er bedeutsam den Kopf schüttelte.

„Wundert Sie das, mein Herr?" fragte Freifelsen geschmeichelt.

„Herr Freifelsen," erwiderte der Unbekannte, „ich freue mich sehr, daß es mir heute noch vergönnt ist, Ihre Bekanntschaft zu machen, denn morgen . . ."

„Verreisen Sie doch nicht schon wieder?" unterbrach ihn der angeredete Dichter.

„Nein, aber morgen würde ich wahrscheinlich auf dieses Vergnügen verzichten müssen. Mein Herr, ich bewundere Ihren Mut!"

„Verehrtester," sagte Freifelsen, „zur Bewunderung haben Sie Zeit, bis mein Stück aufgeführt wird, aber was Sie sonst gesagt haben, klingt mir rätselhaft und ich verstehe Sie nicht."

„Wissen Sie denn ums Himmelswillen nicht, welcher Gefahr

Digitized by Google

Sie sich aussetzen? Sie schreiben „Demetrius", und wollen morgen die letzte Hand anlegen; hat aber je ein großer Dichter diesen Stoff wirklich beendigt? Denken Sie an Schiller, an Hebbel! Wissen Sie denn nicht, daß auf diesem Stoffe ein tragisches Verhängnis ruht? Sie müssen entweder sehr bescheiden sein und sich ein sehr unbedeutendes Talent zuschreiben, oder Sie sind von jener falschen Aufklärungsucht geblendet, die sich über die heiligsten Mysterien der Geisterwelt mit sträflichem Leichtsinn hinwegsetzt. Sie sind ein Mann des Todes!" Sprach's und — verschwand.

Freifelsen wurde bei diesem wohleinstudierten Sermon, der ihm gewaltig durch die Wirbelsäule fuhr, bleich wie Schnee, zitterte wie Espenlaub und war keines Wortes mächtig. Er war fast in Ohnmacht und die Freunde wendeten, um ihn zur Besinnung zurückzubringen, jenes Mittel an, welches sich bei Don Quixote so wirkungvoll erwies, da er auf Weinschläuche einhieb, in der Meinung, einen mächtigen Riesen zu töten. Das Wasser erwies denn auch hier an dem modernen Don Quixote seine Heilkraft. Freifelsen schlug die Augen auf und sah aus wie jemand, der nach einem quälenden Alpdrücken erwachte. War dies ein Traum, war es Wirklichkeit, was er soeben erlebte? Lange blickte er die Freunde an; er schien etwas zu suchen und fand es nicht; er schien etwas fragen zu wollen und wagte es nicht. Endlich entrang sich seinem geängstigten Herzen die Frage: „Wer war dieser?"

„Es kennt ihn niemand," war die geheimnisvolle Antwort, „er kam her und verschwand unheimlich, wie er gekommen."

„So werd' ich es euch sagen, wer es war," sagte Freifelsen; „es war der Geist des Demetrius."

Wie unsre Chronik berichtet, hat Freifelsen den Demetrius nicht mehr angerührt, weil er sich wirklich für einen großen Dichter hält und vorläufig noch mehr Lust in sich verspürt, den Segen des Zeitlichen zu genießen, als das Zeitliche zu segnen.

Eine Vergnügungfahrt.

Der harmlose Schulgehilfe Jeremias Bengel in K. kommt das ganze liebe Jahr nicht weiter, als höchstens drei Meilen vom Ofenloch weg. Ganz Europa mag in Flammen stehen, er geht täglich von der Wohnung in die Schule und von der Schule wieder in die Wohnung, denn der Herr Präzeptor vereinigt in seiner Person jene zwei entgegengesetzten Tugenden der Strenge und Milde in solcher Weise, daß er letztere nur gegen sich, erstere nur gegen andere in Anwendung bringt. Aber der Zufall ist sehr mächtig, er kann nicht nur Reiche umstürzen und Länder verwüsten, er vermag auch einen Schultyrannen gelegentlich weich zu machen. So dankte unser Jeremias Bengel einem Zufalle die Erlaubnis, nach Wien zum Volkfeste zu fahren. Er hat nämlich seinen Vorgesetzten in einer Situation in einem tête à tête betroffen, von dem er angelegentlich wünschte, daß es für seine Ehehälfte, überhaupt für die Öffentlichkeit in ewige Nacht getaucht sei; und wie das Sprichwort sagt: Eine Hand wäscht die andre, so wusch auch hier ein Schulfuchs den andern. Also Bengel, du wirst nach Wien gehen.

Wer war glücklicher als Jeremias Bengel! Einen ganzen Tag Urlaub! — das war ihm sonst nie passiert — ermäßigter Fahrpreis! das war ihm noch weniger passiert, — jetzt nur noch schönes Wetter und zu seinem Glücke fehlte nichts. Aber ach, die trübe Wolkenmasse hing drohend und bleiern am Himmel. Wird es abgehalten oder wird es nicht abgehalten? Das ist die Frage, die für ihn im Momente von derselben Wichtigkeit war, wie einst für einen berühmten Dänenprinzen die Frage: „Sein oder Nichtsein“.

Die entscheidungvolle Stunde rückte für unsern im tiefsten Konflikte befindlichen Bengel immer näher heran. Schlaflos brachte er die Nacht vom 17. auf den 18. August auf seinem Lager zu; er wälzte sich hin und her, rechts und links, auf den Rücken und auf den Bauch, in keiner Lage fand er Ruhe; endlich faßt er sich Mut, und nichts mehr fragend nach Regen und Sonnenschein, erhob er sich rasch vom Lager und begab sich auf den Stationplatz, von wo ihn der eben aus Brünn ankommende Vergnügungzug in kurzer Zeit

Digitized by Google

nach Wien befördern sollte. Es mochte fünf Uhr morgens sein, als der Train ihn seiner idyllischen Heimat entführte. Auf der nächsten Station ist zufälligerweise Wagenwechsel, weil hier Züge von mehreren Richtungen zusammentreffen. Jeremias Bengel steigt aus und steigt ein und fährt weiter, alles wie andere Menschenkinder. Aber wie erstaunt er, als ihn auf der nächsten Station eine bekannte Stimme beim Namen ruft. „Sie sind es, Herr Bengel? Warum kommen Sie schon zurück, sind Sie nicht zum Volkfest gefahren?“ — Es war die ihm wohlbekannte Stimme des Bahnwächters, der auf einer kleinen Station auch das Geschäft des Kassierers zu versehen pflegt. Bengel war, wie der Leser schon erraten hat, auf der frühern Station an den unrechten Train gekommen und ist, anstatt nach Wien, zurückgefahren; er wäre auch sicherlich nach Brünn gekommen, wenn ihn eben der Bahnwächter nicht noch zeitig genug auf seinen Fehlgriff aufmerksam gemacht hätte. — Was war jetzt zu tun? Daß Bengel im selben Momente, wo er sich seiner unfreiwilligen Rückfahrt bewußt ward, aus dem Koupé sprang, versteht sich von selbst; aber hiermit war nur ein Negatives abgewendet, daß er nämlich nicht nach Brünn fuhr, keineswegs aber ein Positives erreicht; denn es war bereits gegen zehn Uhr vormittags und anstatt im Prater, befand er sich noch immer hinterm Ofen.

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut,“ — diese Gesinnung des Heiden Goethe hatte zum Glück für unsern betrübten Jeremias Bengel auch der Bahnwärter. Flugs setzte er seinen ausgesetzten Freund auf ein Schutterwägelchen, gab ihm vier handfeste Arbeiter mit kräftigen Ruderstangen und so wurde er in kurzer Zeit wieder nach jenem nächsten Stationplatz zurück befördert, wo er den unseligen Irrtum begangen, und wo er wegen des größern Verkehrs noch hoffen durfte, einen Zug zu erreichen, der ihn in die Residenz bringen würde. Hier angelangt, klagte er in höchst rührender Naivetät dem Stationchef sein Geschick und wendete sich an ihn mit der inbrünstigen Bitte, ihm die Mitfahrt mit dem nächsten Zuge zu gestatten.

„Lieber Freund!“ versetzte der Stationchef lächelnd und gerührt durch die himmlischen Klagen des göttlichen Schulgehilfen, „der nächste Zug geht nicht vor 5 Uhr abends ab; bestenfalls könnten

Digitized by Google

Sie also um 8 Uhr abends in Wien eintreffen und das wird Ihnen kaum mehr anstehen; wenn Sie aber wollen, in einer Viertelstunde geht ein Lastzug ab, wann der in Wien ankommt, ist zwar ungewiß, denn dies hängt von dem Aufenthalt auf den verschiedenen Stationen ab; Sie kommen aber doch noch früher, als wenn Sie bis 5 Uhr hier warten, und können noch etwas vom Volkfeste erwischen."

Dankend nahm Jeremias Bengel das freundliche Anerbieten des Stationchefs an. Der Lastzug setzte sich in Bewegung und hat wohl noch nie eine so schwere Last geführt, wie diesmal, denn er führte ein schweres, ein bedrängtes Herz. Die Zeit, die sonst in einer ähnlichen Situation der Langeweile zu schleichen scheint, heute flog sie, und was braucht es langer Berichte: die Sonne war dem Untergange nahe, da brauste an ihm ein Zug mit rasender Schnelligkeit vorüber; es war der Personenzug, der um 8 Uhr abends in Wien eintrifft. „Oh," rief er voll Bitterkeit, „wäre ich doch kein solcher Narr gewesen, mich von diesem trägen Lasttier nach Wien schleppen zu lassen. Jetzt könnte ich schon im Prater sein und wenigstens noch das Feuerwerk sehen, und hier, welche Dunkelheit!" Unter solchen Betrachtungen langte unser Bengel endlich — da sich der Lastzug diesen Tag auch zum Überflusse noch verspätete — um 12 Uhr Mitternacht am Nordbahnhof in Wien an.

In Wien! und es war zwölf Uhr des Nachts. Aber Jeremias Bengel war schlauer, als er aussah, und er räsonierte folgendermaßen: „Ein Volkfest, wenn es auch um Mitternacht jenseits seines Höhepunktes ist, ist deswegen noch lange nicht vorüber, ich werde also ein Stückchen jedenfalls noch mitmachen." Und mit einer wahnsinnigen Hast rüttelte er an der Wagentür und war, als sie endlich geöffnet wurde, mit einem einzigen Satz auf der Erde und im Begriff, schleunigst durch den Bahnhof zu galoppieren. Aber plötzlich hörte er einige Stimmen: „Haltet ihn, das ist er!" und im Nu war er von zwei handfesten Männern gepackt. Man führte ihn an eine Laterne, besah ihn hinten und vorne, murmelte etwas, wie: „Ja, ja, Alles stimmt," und stieg mit ihm in einen Fiaker. Jeremias Bengel war wie vom Donner betäubt. „Aber, meine Herren, ich bin ja Jeremias Bengel, Schulgehilfe aus K., und will

Digitized

zum Volkfest." „Ja wohl, zum Volkfest, nachts um 12 Uhr; was da für Volk kommt, taugt fürs Festnehmen, aber nicht fürs Fest!" lautete die Antwort und weiter gings zur Polizei. „Wir haben ihn, wir haben ihn, den telegraphisch gemeldeten Dieb, er kam richtig nachts um 12 Uhr und auch das Signalement stimmt." „Gott sei Dank," denkt Jeremias, „daß ich eine Legitimationkarte habe, jetzt werde ich doch zum Volkfeste kommen." Aber wehe! Alles was Gott der Herr von Beamten geschaffen hatte, war beim Volkfest und so mußte Jeremias Bengel bis zum nächsten Morgen in der Wachstube bleiben, wo er dann endlich als unverdächtig entlassen wurde. Das Volkfest war natürlich vorbei. Jeremias Bengel aß um 9 Uhr in der Früh bei Kummer in der Jägerzeile ein paar Würsteln mit Kren, trank ein Krügel Bier und fuhr mit dem nächsten Postzug zurück, mit dem wenig tröstlichen Gedanken: „Quem dii oderunt, magistrum fecerunt." (Wen die Götter hassen, den machen sie zum Schulmeister.) Aus Scham aber antwortete er zu Hause auf die Frage: „Wie haben Sie sich unterhalten, Herr Bengel?" — Jedermann höflich: „Ich danke sehr, ganz vortrefflich."

Wie man zu seinem Shakespeare kommt.

Ich kenne einen Schriftsteller, der hatte wenig Geld und gar keine Bücher. Das pflegt vorzukommen und hat gerade nicht viel überraschendes. So ging er denn hin und kaufte sich für das wenige Geld einen Shakespeare. Nun hatte er wenige Bücher und gar kein Geld; aber diese Bücher waren Shakespeares dramatische Werke. Wie es dieser Schriftsteller nun angefangen habe, ohne Geld zu leben, ist allerdings eine wohl aufzuwerfende Frage. Mit der Beantwortung will ich mich jedoch keineswegs beschäftigen. Mag er meinetwegen auch Hunger gelitten haben, genug, er hatte seinen Shakespeare, und er las ihn aufrichtig.

Gäbe es mehr solcher Käuze, so würden die ewigen Klagen der Verleger und Sortimentbuchhändler längst ein Ende haben, aber

Digitized by Google

— wir wissen ja, der Altmeister sagt: Eines schickt sich nicht für alle. — In Wahrheit möchte so mancher gar manchmal ein Buch lesen, wenn er's nur hätt', so wie bei Mörike in der „Storchenbotschaft“ der Storch gern reden möchte, wenn er nur könnt'. In der Wahl zwischen Essen und Lesen ist freilich selten jemand lange unentschieden. Hol der Teufel alle Bücher, wenn der Magen knurrt. Indessen hat er sein natürliches Bedürfnis erst befriedigt, dann stellt sich mitunter auch das Lesebedürfnis ein; hat er erst den Leib genährt, verlangt auch der Geist seine Nahrung und dann leistet ein Shakespeare gar treffliche Dienste. Ja wenn er ihn nur hätt' — ei nun, so leiht er einen aus. In der Leihbibliothek? bewahre. Das kostet erstlich Geld und zweitens — die Hauptsache — da muß er das Buch ja wieder zurückbringen; es gibt ja noch mehr Leute, die einen Shakespeare haben ohne Leihbibliothekare zu sein; das ist erstlich wohlfeiler, denn es kostet eben nicht mehr als nichts und zweitens — hat man je gehört, daß man ein ausgeliehenes Buch wieder zurückgibt? Wer ist so harmlos? —

Alles, teurer Leser! kannst du wegleihen, nur kein Buch, wenn du dir raten lassen willst. Verleihst du Geld, so tust du es gegen Sicherstellung, — auf Hypothek oder wie sonst. Selbst um deinen Frack, den du einem armen Teufel leihst, der sich irgendwo vorstellen muß, oder der ausnahmweise in eine Soiree geladen ist, brauchst du nicht allzusehr besorgt zu sein. Er bringt ihn dir zurück, du gibst ihn zum Fleckputzer und die Sache ist abgetan. Aber ein Buch! hat dir jemals schon einer ein Buch zurückgebracht?

Ich war einmal bei Hebbel, als ihm gerade ein Buch zurückgesandt wurde, das vielleicht über ein Jahr von Hand zu Hand herumgewandert war — es war Schölls Abhandlung über die Tetralogie bei den Griechen. Hebbel nahm das Buch in die Hand und fragte mich: „Wissen Sie, was mit dem Buch nun geschieht?“

„Das muß zum Buchbinder“ — sagte ich.

„Nein!“ — sagte er — „das kommt sogleich ins Feuer.“

Hierauf erzählte er mir, daß er ähnliche Erfahrungen schon oft gemacht, was ihn veranlaßt habe, sich's zum Grundsatz zu machen, nie wieder ein Buch wegzuleihen. Freilich war bei ihm die Freund-

lichkeit größer als die Festigkeit dieses Grundsatzes, und daher kam es, daß er von seiner Regel wohl öfters Ausnahmen gestattete.

Ein Buch, das man im guten Zustande weggeliehen, in einem schlechten Zustande zurückzuerhalten, ist unangenehm; indessen ist es noch immer besser, als es gar nicht zurückerhalten. Es gehört der Reinigkeitsinn Hebbels dazu, ein Buch deshalb ins Feuer zu werfen, weil es nicht mehr so aussieht, wie es einmal ausgesehen hat. Nicht jedermann hält so rein. Dies gilt nicht nur von Gretchen. Es ist dies jene Keuschheit, die sich bis auf das Kleinste und Äußerste erstreckt. Der Schriftsteller, von dem wir eben erzählt haben, daß er sich für sein weniges Geld einen Shakespeare gekauft, wäre in dieser Hinsicht gewiß minder skrupellos gewesen, aber derjenige, der sich von ihm einen Band Shakespeare ausgeliehen, unterließ es, ihn auf eine ähnliche Probe zu setzen; er brachte den Band nämlich weder in gutem noch im schlechten Zustande, er brachte ihn überhaupt gar nicht zurück.

Man wird sagen, er hätte den Band gar nicht herleihen sollen? ja, wenn er damals, als er ihn hergeliehen, schon die Erfahrung gehabt hätte, die er heute hat. Es schien eben sein Schicksal zu sein, durch eignen Schaden klug zu werden.

Die Frage, die er sich nun stellte, war keine andere als die: Wie kommt man zu seinem Shakespeare?

Unter meinen Bekannten ist einer, der sich nie ein Buch ausleiht, auch dann nicht, wenn man es ihm freiwillig anbietet, und zwar aus dem Grunde, weil auch er nichts herleihen und keine Verpflichtung auf sich nehmen will, die ihm aus dem Verhältnisse der Gegenseitigkeit erwachsen würde. Das kann man tun, wenn man Geld genug hat, um sich jedes Buch, das man braucht und gern haben will, zu kaufen. Unser Schriftsteller hat eben keines, wie man sich erinnern wird. Zudem handelt es sich jetzt nicht um Vorsichtmaßregeln für die Zukunft, sondern einfach um Beantwortung der Frage: Wie kommt man zu seinem Shakespeare?

Es hat sich einmal ein andrer Schriftsteller in einem ganz ähnlichen Falle befunden und hat sich auf ganz originelle Weise geholfen. Es war kein Shakespeare, sondern ein andres Buch; dies hatte er Saphir geliehen und konnte es nicht zurückbekommen. Was

Digitized by Google

tut der gute Mann? er schrieb ein Werk, widmete es dem berühm-Humoristen: auf dem Titelblatte aber war gedruckt zu lesen: „Ich ersuche Herrn Saphir, mir das Buch . . . . . ., welches ich ihm vor . . . Jahren geliehen habe, gefälligst zurückzugeben".

Dies ist Tatsache, nicht erfunden. Ludwig August Frankl hat mir's vor mehreren Jahren ganz so erzählt.

Dieses originelle Mittel kann aber eben seiner Originalität wegen nicht zur Nachahmung, daher nicht als mustergültig aufgestellt werden. Keineswegs befand sich unser Schriftsteller in der Lage, seinen Band Shakespeare auf ähnliche Weise durch die Widmung eines expreß geschriebenen Buches wieder zurückzuerhalten, er stand also immer noch bei der Frage: „Wie kommt man zu seinem Shakespeare?"

Warum schreibe ich ihm nicht? — fragte sich unser Schriftsteller endlich, nachdem er die Frage lange Zeit in seinem Gemüte hin und her gewälzt hatte. Aber was kann ich ihm schreiben, was ich ihm nicht schon gesagt hätte. Doch! wir wollen sehen, vielleicht ist das geschriebene Wort geschickter einen günstigen Eindruck zu machen; vielleicht auch fällt mir unter dem Schreiben eine glückliche Wendung ein! — und so ergriff er denn die Feder und schrieb folgendes:

„Verehrter Herr! Sie werden sich erinnern, daß Sie vor ungefähr vier Jahren die Güte hatten, sich einen Band Shakespeare von mir auszuleihen. Ich traue Ihnen Geschmack und Einsicht genug zu, um vollkommen zu begreifen, daß man seinen Shakespeare gerne vollständig beisammen hat. Möchten Sie daher wohl so freundlich sein, sich die noch übrigen Bände, die ich hier in meinem Kasten stehen habe, ebenfalls auszuleihen! Sie würden mich dadurch von dem unangenehmen Gefühl befreien, welches ich jedesmal habe, so oft ich die hier stehenden Bände ansehe, sich selbst aber auf eine wohl nicht sehr beschwerliche Art in den Besitz einer vollständigen Ausgabe von Shakespeare gesetzt sehen.

Genehmigen Sie die Versicherung . . . ."

Dieses Mittel war wirksam. Der gute Mann brachte den Band Shakespeare.

Ob dieses wohl Nachahmung verdient?

Winrad und Reyam.

Die Philosophen von Schönbrunn.

Ein gesunder Mensch braucht keine Uhr. Wenn er Hunger hat, so ißt er, und wenn er schläfrig ist, geht er zu Bette. Ein frommer Christ braucht keinen Kalender. Wenn die anderen Leute in die Kirche gehen, geht er auch. Ein fleißiger Besucher des Schönbrunner Parks endlich braucht keinen Thermometer. Ihm genügt ein Rundgang durch die Menagerie und er hat einen gewissen Temperaturmesser. Zu Beginn der wärmeren Jahrzeit sind die meisten Käfige noch leer. Höchstens sieht man den Wolf, die Hyäne und Petz, den Braunen; aber das Fischotternhäuschen wird abgedeckt, nach und nach kommen auch die anderen, an wärmere Klimate gewöhnten Tiere zum Vorschein, die Käfige füllen sich, majestätisch schreitet der Löwe auf und nieder, der Tiger richtet sich, wenn der Wärter kommt, seiner ganzen Länge nach empor, der kluge Elephant, bewegt mit Grazie seinen Rüssel und die zierliche Giraffe streckt das liebliche Köpfchen zu dem Blätterschmuck der hohen Bäume empor. Den höchsten Wärmegrad auf dieser Freilassungskala bezeichnet aber das Erscheinen der Affen, und diesen Grad erreichte die Temperatur in diesem Jahre zum erstenmale am 20. Mai.

Das Affenhaus hatte eine große Menge schaulustigen Publikums angezogen. Während die meisten jüngeren Affen die Zuschauer durch ihre ausgezeichneten Turnübungen ergötzen, saßen zwei ältere Affen abseits von den anderen ruhig nebeneinander, nahmen an der gymnastischen Unterhaltung der Affenjugend keinen Anteil, sondern unterhielten sich im Gespräche über die wichtigen Fragen des Affengeschlechts. Es waren zwei der weisesten Affen, die da miteinander konversierten; es schienen philosophische Naturforscher zu sein, und ich glaube auf den Dank meiner Leser rechnen zu dürfen, wenn ich mich in der folgenden Aufzeichnung bemühe, den interessanten Inhalt des Gespräches in seinen Hauptpunkten wiederzugeben.

Reyam. Du scheinst diese wunderlichen Geschöpfe, die da in solcher Menge neugierig gaffend und staunend umherstehen, heute

Digitized by Google

wieder mit erneutem Interesse zu betrachten, so daß ich im Zweifel bin, ob du in deiner Hypothese wankend geworden bist, oder ob du für sie durch strengere Beobachtung neue Daten und Materialien sammelst.

Winrad. Ich in meiner Hypothese wankend werden, wo denkst du hin? jede erneute Anschauung dieser Tiergattung bekräftigt mich aufs neue in meiner Annahme. Bist du ein Gegner meiner Hypothese?

Reyam. Ich bin gerade kein prinzipieller Gegner deiner Meinung, aber auch kein Anhänger von ihr.

Winrad. Wenn mir das einer von denen da sagte, die sich so behaglich ihres Lebens freuen, so wäre mir's gleichgültig; ein Kopf wie der deinige müßte nach meiner Ansicht in einer so wichtigen Frage genaue Stellung nehmen. Hast du gegen meine Ansicht etwas einzuwenden, so rede offen und frei, wo nicht, so gestehe, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen.

Reyam. Zunächst scheint mir deine Hypothese nicht genügend begründet.

Winrad. Begründet? Wenn meine Meinung genügend begründet wäre, dann würde sie aufhören, eine bloße Hypothese zu sein; aber ich glaube doch so viele Tatsachen angeführt zu haben, daß sich die Wahrscheinlichkeit meiner Lehre aus ihnen mit Leichtigkeit ergibt.

Reyam. Die von dir angeführten Tatsachen können alle richtig sein. Die äußere Gestalt dieser Menschen hat wirklich mit unsrer die größte Ähnlichkeit, und auch in ihrem Verhalten zeigen sie offenbar Spuren einer innern geistigen Tätigkeit, welche auf eine Verwandtschaft dieser Tiergattung mit uns Affen einen Schluß gestatten möchte; allein ....

Winrad. Allein ....

Reyam. Trotz alledem läßt sich gegen diese von dir behauptete Abstammung unsers Geschlechtes und dieser Menschen von einem Stammvater manches einwenden.

Winrad. Was, zum Beispiel?

Reyam. Zunächst die ganz verschiedenartige Entwickelung der beiden Geschlechter. Wenn die Menschen mit uns Affen von einem

Digitized by Google

gemeinsamen Vater abstammen, wie ist es zu erklären, daß sie sich von der Natur so weit entfernt haben, während wir ihr doch so treu geblieben sind?

Winrad. Dieser Punkt betrifft eine ganz andre Frage und hat mit meiner Hypothese nichts zu tun. Wenn zwei Brüder eine ganz verschiedene Erziehung genießen, so werden sie in späterm Alter ebenfalls die Spuren der gemeinsamen Abstammung verwischen, demungeachtet war sie vorhanden. Läßt sich das leugnen?

Reyam. Das nicht, aber . . .

Winrad. Aber . . .

Reyam. Worin liegt es denn doch, daß deine Meinung auf so großen Widerstand stößt?

Winrad. Und das weißt du nicht? Es ist nichts andres als die Scheu, welche die meisten von uns abhält, sich zu meiner Lehre zu bekennen. Sie wollen mit diesen Menschen nun einmal nicht verwandt sein, und warum? weil sie sehen, bis zu welchem Grade sich diese Tiergattung degeneriert hat. In der Tat muß man zugestehen, die Entartung ist eine unglaubliche, und es gehen gerade jetzt bei ihnen Dinge vor, die so schrecklich und schändlich, andere wieder, die so dumm, lächerlich und abgeschmackt sind, daß uns die Verwandtschaft gewiß nicht zur Ehre gereichen kann.

Sie ermorden einander für nichts und wieder nichts, verbrennen ihre Städte und Wohnungen, und einer von ihnen hat gar den komischen Einfall gehabt, sich als einen unfehlbaren Gott erklären zu lassen. Kindische Sachen, nicht wert, daß ein gescheidter Affe davon spricht; allein ein Affe der Wissenschaft darf sich durch solche betrübende Tatsachen nicht irre machen lassen, er muß der Wahrheit die Ehre geben. Sein Zweck ist die Erforschung der Wahrheit: zu welchen Konsequenzen seine Lehre führt, darum hat er sich nicht zu kümmern.

Reyam. Eines möcht' ich doch wissen.

Winrad. Was wäre das?

Reyam. Wenn diese Menschen so viel Vernunft hätten, deine Hypothese zu erfassen, was sie dazu sagen würden?

Winrad. Das ist mir eine gleichgiltige Frage. Es ist möglich, und sogar wahrscheinlich, daß sie stolz genug sind, auf uns

Digitized by Google

Affen verächtlich herabzublicken, und eine Verwandtschaft mit uns ebenso zu perhorreszieren, wie es unsere Affen mit ihnen tun; aber was liegt daran? Was geht es uns an, wie diese Tiere von uns denken; genug, daß sie uns Stoff bieten, über sie zu denken.

Reyam. So gestehst du also doch unwillkürlich den Vorzug ein, den wir vor den Menschen haben.

Winrad. Gewiß. Wer wird den leugnen?

Reyam. Nun, und dein System?

Winrad. Wird hiervon nicht im mindesten berührt. Ich habe ja schon gesagt: Der Unterschied, den wir heute wahrnehmen, liegt in der verschiedenen Entwickelung. Meine Hypothese greift aber in die Urzeit zurück und betrifft bloß die gemeinsame Abstammung. Wäre unter diesen Menschen einer so weise, auf meine Hypothese zu kommen, so müßte er von seinem Standpunkte, da er die Degeneration des Menschengeschlechtes wahrscheinlich für eine Vervollkommnung, unsern Zustand aber für ein Stehenbleiben ansehen würde, genau auf die entgegengesetzten, d. h. dieselben Resultate kommen.

Reyam. Dieselben Resultate, und doch entgegengesetzt?

Winrad. So ist es. Die Resultate wären dieselben der Hauptsache nach, d. h. so weit es sich um die gemeinsame Abstammung handelt, sie wären entgegengesetzt in bezug auf den bestreitbaren Vorrang der einen Gattung vor der andern.

Reyam. Hieraus ergäbe sich nun aber eine weitere Frage von großer Wichtigkeit.

Winrad. Welche?

Reyam. Ist die gemeinsame Abstammung eine Tatsache und sind die vorhandenen Unterschiede bloß einer allmählichen Differenzierung der beiden Gatten zuzuschreiben, so kann es in dieser Differenzierung keinen Stillstand geben, und es entsteht die Frage, was ist die Zukunft dieses Menschengeschlechtes?

Winrad. Diese Frage sollte eigentlich einem Menschen zur Beantwortung vorgelegt werden; für die Menschen hat sie ein praktisches, für uns hingegen ein bloß theoretisches Interesse; nichtsdestoweniger habe ich mich mit ihr beschäftigt.

Reyam. Und was ist deine Meinung?

Digitized by Google

Winrad. Die Menschen können sich entweder weiter fort oder auch zurück entwickeln. Im ersten Falle muß ein Zeitpunkt eintreten, in welchem die geistige und sittliche Zerrüttung so weit geht, daß sie der physische Organismus nicht weiter aushält. Das Unglück der Menschen besteht darin, daß sie sich mehr von der Phantasie, als von der Vernunft beherrschen lassen, und darum hat sie jeder Phantast in seiner Gewalt. Im andern Falle aber ist Rettung möglich.

Reyam. Auf welchem Wege?

Winrad. Mit einem Worte: Die Menschen müssen Affen werden.

Eine Stimme aus dem Publikum: Dös san's ja eh!

Der Hund des Pfarrers.

Eine harmlose Geschichte.

Im Lande des Biers und der harmlosen Witze, im schönen Baierland, lebte vor längerer Zeit, da der Streit über die Unfehlbarkeit des Papstes die Gemüter noch nicht aufgeregt und Pfaffen und Laien in zwei einander gegenüberstehende Parteien gespalten hatte, ein urgemütlicher Pfarrer, dessen praktische Maxime es war, sich um die Händel der Welt da draußen nicht zu kümmern, sondern lieber zu sorgen, daß sein Tisch allezeit wohl bestellt sei. Dieser Pfarrer hatte einen Hund. Er hatte einen recht gesegneten Appetit. Wer? Der Pfarrer oder der Hund? Nun — er in jedem Sinne. Der Pfarrer ließ sich sein Essen trefflich schmecken und gönnte dem lieben Hunde auch sein Teil; ja, er räumte ihm, was wohl nicht alle Tage vorkommen wird, einen Platz an seiner eigenen Tafel ein, so sehr liebte er das Tier. Er hatte aber auch Ursache, den Hund in solcher Weise auszuzeichnen, denn der Hund war kein gewöhnlicher Hund, sondern er hatte (nach der Versicherung des Pfarrers wenigstens) einen menschlichen Verstand. Es unterschied ihn, so meinte der Pfarrer (und dieser war weit entfernt, die Lehre Dar-

Digitized by Google

win's zu akzeptieren) von dem Menschen nichts, als der Mangel der Sprache.

In selbigem Orte lebte auch ein magerer Schullehrer, der mit dem dickbäuchigen Pfarrer nicht minder kontrastierte, wie der mager bestellte Tisch des Jugendbildners mit der voll besetzten Tafel des Seelenhirten. Als höchstes Glück mußte es der hungrige Schullehrer schon ansehen, an Sonn- und Feiertagen hie und da beim Pfarrer als Gast zu Tische geladen zu werden; doch auch diese unschuldige Freude wurde ihm jedesmal durch die ganz ungewöhnliche Bevorzugung, deren sich der Hund vonseiten des Pfarrers zu erfreuen hatte, vergällt; der Hund hatte nicht nur am Tische eben so gut wie der Schullehrer sein Gedecke, sondern er schnappte, da er zwischen dem Pfarrer und dem Schullehrer in der Mitte saß, dem Letzteren regelmäßig die fettesten Bissen vor der Nase weg.

Der Schullehrer machte darob nicht selten ein grämliches Gesicht. Doch mehr noch als die materielle Einbuße, die er durch den Hund erlitt, schmerzte ihn die Zurücksetzung, die er dieses Hundes halber auch in moralischer Hinsicht erdulden mußte; denn der Pfarrer, der, wie schon oben erzählt, die Fähigkeiten seines Hundes über Gebühr taxierte, ward nicht müde, dem armen Schullehrer die edlen Qualitäten seines Lieblings vorzuzählen, und eines Sonntags verstieg er sich hierin soweit, daß er dem Schullehrer die beleidigende Bemerkung hinschleuderte: „Sie, Herr Schullehrer, ich sag' Ihnen, dem Hund fehlt nichts, als die Sprache; wenn der Hund reden könnt', so könnt' er eben so gut Schullehrer sein wie Sie."

Dem Schullehrer tat dies weh, er mußte die bittere Pille, die ihm sein Vorgesetzter gereicht hatte, verschlucken; allein er sann auf Rache. Nach einiger Zeit kam er zum Pfarrer und erzählte ihm, er habe von einem Durchreisenden eine sehr merkwürdige Neuigkeit erfahren; es lebe nämlich in München eine Doktor, der die Kunst verstehe, die Hunde reden zu lehren.

Man kann sich das freudig überraschte Gesicht des Pfarrers bei dieser Kunde vorstellen. Hunde reden lehren! Sein sehnlichster Wunsch sollte in Erfüllung gehen!

Der Pfarrer war ein Mann, der das Reisen nicht sehr liebte, denn so bequem und behaglich wie daheim auf seinem Pfarrhause,

Digitized by Google

konnte er es doch in der Fremde nicht haben. Deshalb war nichts natürlicher, als daß er den Schullehrer ersuchte, statt seiner die Reise nach München zu machen und den Hund zu dem Wunderdoktor in die Lehre zu führen.

Der Schullehrer zeigte sich bereit, den Wunsch des Pfarrers zu erfüllen; so wurde er denn mit dem nötigen Reisegelde ausgestattet und wohlgemut trat er in Begleitung des Hundes die Fahrt nach München an. Das allererste, was der Schullehrer zu tun hatte, war nun — dem Hunde einen schweren Stein um den Hals zu binden und ihn so beschwert in den ersten besten Teich zu werfen an welchem sein Weg ihn vorbeiführte.

Obgleich der Hund nun „versorgt und aufgehoben" war, setzte der Schullehrer nichtsdestoweniger seine Wanderung nach München fort, kam daselbst wohlbehalten an, hielt sich einige Tage daselbst auf, ließ sich das Bockbier im Hofbräuhause wohl schmecken, kümmerte sich selbstverständlich um alles andere mehr, als um einen etwaigen Hundedoktor und trat, nachdem er das ihm anvertraute Geld richtig an Mann gebracht, eben so wohlbehalten seinen Rückweg an.

Zu Hause angekommen, berichtete er dem Pfarrer über die wohlwollende Aufnahme, die er beim Hundedoktor gefunden und wie sehr er Ursache habe, zu hoffen, der Herr Pfarrer werde mit dem Resultate der Reise zufrieden sein. Die Lehrzeit sei im allgemeinen auf drei Monate festgesetzt, allein dies gelte nur für gewöhnliche Hunde; der Hund des Pfarrers hingegen habe dem Doktor so auffällige Beweise von Bildungfähigkeit geliefert, daß er seine Lehrzeit schon nach sechs Wochen beendet haben werde.

Niemand war glücklicher als der Pfarrer. Sechs Wochen sind eine kurze Zeit; in sechs Wochen am Ziele seines liebsten Wunsches zu sein, war mehr als er erwartet hatte. Dennoch schlichen die sechs Wochen für die Ungeduld des Pfarrers träge hin, denn so ist der Mensch geartet, daß die Erreichung eines Wunsches in ihm nur die Quelle neuer Wünsche wird, und so hatte er jetzt keinen anderen Wunsch, als daß die Lehrzeit seines Hundes überstanden wäre. Er zählte die Wochen, die Tage, und — endlich war der Zeitpunkt da. Die sechs Wochen, während welcher der Schullehrer jeden Sonntag

Digitized by Google

beim Pfarrer aufs Beste bewirtet wurde, ohne durch den Hund in seinem Genusse gestört zu werden, waren vorüber und der Pfarrer ersuchte den Schullehrer, nun wieder nach München zu gehen, um den ausgebildeten, redekundigen Hund abzuholen.

Auf diesen Augenblick hatte der Schullehrer nur gewartet; er ließ sich mit Reisegeld wieder wohl versehen, überdies nahm er auch das bedungene Lehrgeld für den Hundesprachmeister mit, und machte sich auf den Weg. Was er in München tat, war ziemlich wenig von dem unterschieden, was er das erstemal getan hatte. Der ganze Unterschied bestand höchstens darin, daß er, da er diesmal mehr Geld zur Verfügung hatte, auch etwas flotter leben und sich vielleicht auch etwas länger in München aufhalten konnte. Endlich war aber doch das Geld verzehrt, und er wandte sich wieder der Heimat zu.

Jubelnd begrüßte der Pfarrer den Schullehrer, als der eintrat. Nachdem die Begrüßung vorüber war, bemerkte der Pfarrer erst, daß er seinen Hund noch nicht zu Gesichte bekommen, und so fragte er denn mit Neugierde: „Aber Herr Schullehrer, wo ist denn der Hund?"

„Denken Sie sich, Herr Pfarrer," antwortete der Schullehrer, „das Wunder! Der Hund spricht wirklich so gut, wie ein Mensch."

„Wirklich?" fragte der Pfarrer, aber der Schullehrer unterbrach ihn und erzählte folgendermaßen: „Gleich wie ich nach München 'kommen bin, geh' ich zu dem Hunde-Doktor zu sehen, wie es mit dem Hunde steht. Da kommt mir der Hund entgegen; wie er mich sieht, springt er auf mich zu und sagt ganz deutlich: „Gut' Morgen, Herr Schullehrer!"

„Nicht möglich" — sagte der Pfarrer.

Der Schullehrer aber setzte fort: „Dann fragt er mich: Was macht denn der Herr Pfarrer? — ich sag' — es geht ihm gut! — Der Hund fragt weiter: Wie geht es der Frau Köchin; wie? was? — — — jetzt, wie ich das gehört hab, da hab' ich ihn gar nicht weiter reden lassen, sondern hab' mein Stecken genommen, und hab' ihn damit augenblicklich niedergehaut."

„Recht haben Sie gehabt, Herr Schullehrer'" sagte der Pfarrer ganz kurz und sprach nie mehr von dem Hunde.

Digitized by Google

Ein Künstler.

In einem Kaffeehause der inneren Stadt, welches seit mehreren Jahren für die Jünger der Kunst einen angenehmen Sammelpunkt bildet, erschien eines Tages ein junger Mann, er mochte nahezu dreißig Jahre alt sein, der gleich bei seinem Eintritte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden erregte. Er ging ruhig und ohne in irgend einer Weise eine Absicht zu verraten an den verschiedenen Tischen vorüber, schien etwas zu suchen und ließ sich, sobald er das gesuchte, einen leeren, unbesetzten Tisch, gefunden, ohne alles Aufsehen an ihm nieder und bestellte bei dem Marqueur, der herbeigekommen, dessen Wünsche zu vernehmen, einen kleinen Kaffee. Der kleine Kaffee wurde gebracht, außerdem ein ganzer Haufen von Zeitungen, Tag- und Wochenblättern, woran in unserer Stadt, Dank der bekannten Geduld des Papieres, eben kein Mangel herrscht. Der Fremde aber, der seinen Kaffee in äußerst kleinen Dosen und großen Pausen zu sich nahm, machte von den Zeitungen, die da vor ihm aufgeschichtet lagen, seltsamer Weise keinen Gebrauch; nicht ein einziges der Blätter hatte er auch nur einer flüchtigen Durchsicht gewürdigt, nicht ein einziges auch nur berührt. Ruhig saß er da bei seinem immer kälter werdenden kleinen Kaffee, lehnte sich, so oft er ein Schlückchen getan, mit einer gewissen Behaglichkeit zurück und schien gedanken- und teilnahmlos in die Luft hineinzustarren. Der sonderbare Kauz hatte merkwürdige Geduld oder vielmehr eine eigene Spezies von Geduld, das man am treffendsten als vortreffliches „Sitzfleisch" bezeichnen könnte. Je länger er so ruhig dasaß, destomehr zog er die Blicke aller Anwesenden auf sich, und je weniger er sie zu verdienen schien, destomehr fesselte er die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste.

Was war es denn aber, das ihre Aufmerksamkeit so zwingend in Anspruch nahm? Hatte der Mann vielleicht seinen Kopf anstatt auf dem Nacken unter der Schulter sitzen? Oder hatte er ein angewachsenes natürliches Paraplui auf dem Rücken? Hatte er etwa statt seiner zwei Augen, wie der selige Zyklop Poliphem ein rotes Auge auf der Stirne? Oder vielleicht einen Schnurrbart wie der

Ritter in Gottfried Keller's Legende? Nichts von alledem. Unser Gast sah aus, wie jeder andere Mensch; aber freilich sah derjenige, der sich nur halbwegs auf die Physiognomie versteht, es diesem Kopfe an, daß es kein gewöhnlicher Kopf sei. Und sollten, Maler, Bildhauer, Dichter und Musiker, Schauspieler und Opernsänger, die es doch alle mehr oder minder mit der Menschendarstellung zu tun haben, vollends aber Journalisten, die doch bekanntlich alles mögliche wissen und noch einiges dazu, sollten diese sich etwa nicht auf die Physiognomie verstehen? O gewiß! Sie verstanden sie meisterlich; sie waren alle einig darüber, daß der sonderbare Fremde ein Künstler sei. Aber von welchem Fach? — Das ist eben die Frage, welche ihre Neugierde in so hohem Grade beschäftigte. Sie waren keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß er als Künstler mit Absicht in dieses Kaffeehaus gekommen sei, um die Bekanntschaft der hiesigen Künstlerwelt zu machen, und konnten sich nicht genug wundern, daß er sich so ruhig und schweigsam verhielt und so ganz und gar nichts dazu tat, seine Absicht zu erreichen.

Nach einigen Stunden, es war bereits Abend geworden, die Gaslaternen waren in den Straßen bereits angezündet und der Fremde hatte eben den letzten Rest seines kleinen Kaffees hinuntergeschlürft, da hielt er, ohne ein Wort zu reden, dem eben an seinem Tische vorübergehenden Marqueur einen Gulden hin. Dieser nahm die Note, gab heraus, der Fremde ließ die übliche „Verzehrungsteuer“ auf dem Tische liegen, steckte das übrige Geld in die Tasche, erhob sich von seinem Sitze und — ruhig, wie er gekommen war, ging er fort.

Wer mag der sonderbare Kauz gewesen sein? — so lautete jetzt die wohl aufzuwerfende und schwer zu beantwortende Frage und das lustige Künstlervölklein erging sich nun in allerlei Vermutungen. Es ist ein Musiker! — so meinte der Maler.

Ein Schauspieler ist's. — Das war die Meinung des Musikers.

Der Schauspieler aber erklärte ihn für einen dramatischen Dichter, wogegen ein anwesender Dramatiker wissen wollte, der Fremde mache eher den Eindruck eines Lyrikers. Und so flogen die Meinungen und Vermutungen hinüber und herüber und sie hatten doch alleweile keine Gewißheit und ihre Neugierde blieb unbefriedigt

Digitized

nach wie vor. Einer aus der Gesellschaft meinte sogar, es müsse ein Journalist gewesen sein, weil er keine Zeitung gelesen habe, aber diese Meinung fand keinen Anklang, und sie trösteten sich schließlich mit folgender Betrachtung, welche einer der Weisen dieses Divans anstellte: Ist er ein Künstler, so ist er doch offenbar in der Absicht hieher gekommen, unsere Bekanntschaft zu machen. Möglicherweise hat er jemand hier erwartet, der ihn in unseren Kreis einführen sollte und der Erwartete hat sich nicht eingefunden. Sich selbst vorzustellen verbot ihm der Anstand oder auch vielleicht die Schüchternheit. Allein ist es so, wie ich annehme, und ich glaube, die Annahme ist ganz richtig, dann ist er heute zwar zum ersten, aber sicher auch nicht zum letzten Male da gewesen; ich glaube, wir können ruhig sein, der gute Mann wird wieder kommen!

Und so war es auch. Des anderen Tages — die Künstler waren alle bereits in großer Spannung — genau um dieselbe Stunde, wie gestern, trat der Unbekannte wieder ein, schritt wieder durch die Reihen der Anwesenden wie suchend hindurch und setzte sich, da glücklicherweise derselbe Tisch wieder leer war, auf denselben Sitz, auf welchem er gestern, die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft erregend, behaglich seinen kleinen Kaffee geschlürft hatte.

Hab' ich es nicht gesagt? begann jetzt in flüsterndem Tone der Weise von gestern zu seinem Nachbar gewendet, hab' ich es nicht vorhergesagt, daß er wieder kommen wird?

Ja, erwiderte der andere, wir haben das ja auch gewußt! Das war ja selbstverständlich!

Wer ist denn der? fragte ein eben erst Angekommener, der gestern zufällig nicht da gewesen.

Ja, wenn wir es nur erst selber wüßten! war die Anwort, der Mensch macht uns allen seit gestern die Köpfe warm.

Warum nicht gar?

Allerdings! denk dir nur, kömmt gestern genau um diese Zeit herein, läßt sich einen kleinen Kaffee geben, trinkt an einem kleinen Kaffee mehrere Stunden lang, läßt einen ganzen Haufen Zeitungen, die ihm der Marqueur hinlegt, gänzlich unberührt, hört auf nichts, was gesprochen wird, ist ganz teilnahmlos, spricht nicht eine Silbe, ein wahres Rätsel dieser Mensch!

Digitized by Google

Und dieses Rätsel könnt ihr nicht auflösen?

Wie sollen wir das?

Was wäre leichter? Man läßt sich mit dem Patron in ein Gespräch ein und zieht ihm hübsch sachte die Würmer aus der Nase. Du sollst sehen!

Warten wir doch erst ab, wie es heute ohne unser Entgegenkommen ausfallen wird, vielleicht war es gestern nur Schüchternheit.

Gut, sagte der Raschhandelnde, wir versäumen es ja nicht; beobachten wir den Kauz.

Und so beobachteten sie den Kauz, und der Kauz war heute gerade so ein sonderbarer Kauz wie gestern. Er sprach zu keinem Menschen ein Wort, er trank seinen Kaffee in mächtig langen Pausen, machte keine Miene, eine der vor ihm liegenden Zeitungen auch nur anzurühren, kurz er saß da wie gestern, scheinbar gedanken- und teilnahmlos, und doch war er nach der übereinstimmenden Meinung aller ein Künstler, mußte ein Künstler sein.

So oft sich die Türe öffnete und ein Künstler eintrat, glaubten sie, es sei ein Bekannter des Fremden und erwarteten von ihm die Lösung des Rätsels, aber es war alles Harren und Hoffen vergebens. Der Fremde saß wie gestern stundenlange ruhig da, und als es wieder Abend geworden war, traf er in ebenso geräuschloser Weise wie gestern die Anstalten zum Fortgehen.

Ihn zum zweiten Male weggehen zu lassen, ohne zu wissen wer er sei, das wäre von der Neugierde des kleinen Künstlervölkleins viel zu viel verlangt gewesen. Der Raschhandelnde sah den günstigen Moment gekommen, und er machte sich sogleich ans Werk. Er trat an den Tisch des Fremden und nahm neben ihm Platz.

Sie erlauben, sagte er mit überflüssiger Höflichkeit, indem er sich niedersetzte.

Der Fremde machte, ohne ein Wort zu erwidern, eine leichte Bewegung mit dem Kopfe.

Sie entschuldigen schon, sagte der Raschhandelnde, nachdem er sich gesetzt hatte, sie sind doch wohl in der Absicht hierher gekommen, die hiesigen Künstlerkreise kennen zu lernen?

Weshalb vermuten sie dies? fragte der Fremde überrascht.

Digitized by

Wir alle vermuten es ganz einfach deshalb, weil sie diesen Ort aufgesucht.

Diesen Ort? Was ist denn dies für ein Ort? fragte der Fremde mit einiger Zurückhaltung.

Da fragen Sie? Sie stellen sich, als ob Sie es nicht wüßten?

Ich weiß nichts, sagte der Fremde kurz und trocken.

Ist es möglich? Sie wüßten nicht, daß Sie im Künstler-Kaffeehaus sind?

So, sagte der Fremde und bezeigte hierbei nicht die mindeste Freude oder sonstige Gefühlregung.

Der Raschhandelnde aber fuhr fort: Natürlich, dies Café ist der Versammlungort der hiesigen Kunstwelt. Die meisten Leute, die Sie hier sehen, es sind größenteils Künstler. Dieser Mann dort in der Ecke ist ein Maler, der neben ihm ein Kompositeur, an dem zweiten Tische seitwärts sitzen vier Virtuosen, jeder von ihnen spielt sein Instrument ausgezeichnet; hier an diesem Tische, gleich neben der Kredenz, sitzt ein ausgezeichneter Novellist und ihm gegenüber ein hervorragender Dramatiker. Dort weiter unten, diese lustige Gesellschaft besteht aus Schauspielern und Opernsängern und ich — — — hier machte der Raschhandelnde eine kleine Kunstpause, um die nötige Spannung zu erzielen — ich bin Journalist und schreibe für die — — —

Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen, sagte der Fremde, aber zu welchem Zwecke versammeln sich die Herren denn eigentlich?

Wie? Das fragen Sie? Ich sehe es wohl, Sie wollen mich nur zum Besten haben! Aber nein! einen Zeitungschreiber foppt man nicht so leicht. Und damit Sie sehen, wie wenig ich mich foppen lasse und wie ich Sie durchschaue, so sage ich Ihnen, ich weiß es, sie sind ein Künstler! Leugnen sie es, wenn sie können?

Der Fremde schwieg.

Sehen Sie, fuhr der Raschhandelnde fort, sehen Sie, Sie können es nicht leugnen. Sagen Sie mir es also offen. Sind Sie ein Künstler?

Möglich, bin ich ein Künstler, antwortete der Fremde.

Bescheidene Ausflucht, bescheidene Ausweichung, sagte der Zeitungschreiber. Sind Sie ein Schauspieler?

Digitized by Google

Nein!

Also vielleicht ein Sänger?

Nein!

Dann wohl vielleicht gar ein Tänzer, ein Groteskspringer?

Nein!

Also nicht vom Theater? Auch nicht dramatischer Dichter?

Nein!

So! Aber doch wohl ein Dichter? Novellendichter? Epiker? Lyriker?

Nein!

Also wirklich gar kein Dichter?

Nein!

Dann sind Sie vielleicht Musiker? Komponist?

Nein!

Also Virtuos? Welches Instrument spielen Sie? Klavier?

Nein!

Dann ist es die Violine?

Nein!

Auch nicht? Sind also wirklich kein Musiker?

Nein!

So sind sie ein Maler? Historienmaler?

Nein!

Landschafter?

Nein!

Es wird ja bald kein Fach übrig sein, wo ich Sie unterbringe! Aber Sie sollen sehen, daß ich nicht ermüde, ich muß Ihre Kunst doch erraten. Tiermaler also?

Nein?

Dann sind sie am Ende gar Bildhauer?

Nein!

Architekt?

Nein!

Aber um des Himmelswillen, was treiben Sie denn für eine Kunst? Reden Sie doch, Sie rätselhafter, einsilbiger Mensch! Welche Kunst ist es, die Sie üben?

ized by Google

Die schwierigste!
Und welche Kunst ist dieses?
Die Kunst zu schweigen.

Vom Rabbi Markus Benedikt.

In Nikolsburg saß im Anfang dieses Jahrhunderts auf dem Stuhle des Oberlandrabbiners der berühmte **Markus Benedikt**, der so sehr im Geruche der Heiligkeit stand, daß alles, was Weib ist, ledig oder verheiratet, wenn er durch die Gasse ging, in die Häuser flüchtete, weil alles Furcht trug, den sündhaften Leib den glühenden Blicken seines heiligen Auges auszusetzen.

Zu dieser Zeit ereignete es sich, daß eine reiche Frau aus der „Gasse" vier nebeneinander stehende kleine Häuschen aufkaufte, in der Absicht, sie niederreißen und an deren Stelle ein großes stattliches Haus aufbauen zu lassen.

Dies geschah. Die Trümmer der niedergerissenen Häuschen waren beseitigt und flugs wuchsen die Mauern des neuen ansehnlichen Hauses aus der Erde hervor wie die Halme im Ährenfeld, wenn fruchtbringender Regen sie begießt und die Sonne sie mit sengendem Strahl emporzieht.

Es stand aber knapp hinter dem Neubau ein kleines Häuschen; darinnen lebte eine arme Witwe, die sich vom Weißnähen ernährte, und die mußte es mit großer Bangigkeit und Sorge erfüllen, wahrzunehmen, wie die in die Höhe wachsende rückwärtige Mauer ihr völlig das Licht zu entziehen drohte, das bisher über die niedern Dächer hinweg durch das wenn auch kleine Fenster doch reichlich genug in ihre Kammer floß. Die Dunkelheit, welche die Kammer erfüllte, breitete sich auch über das weiße Linnen aus, das sie mit Nadel und Zwirn zu bearbeiten hatte, und dies war so anstrengend und blendete sie dergestalt, daß sie in Gefahr schwebte, das Augenlicht zu verlieren. Ihr war das unerträglich und ward mit jedem Tage unerträglicher. Als das Zweckmäßigste hatte sich ihr nach vielfachen Erwägungen ergeben, das Häuschen zu verkaufen; allein

an wen — wer wird sich als Käufer finden, wo sie eines so argen Umstandes halber zum Verkaufe gezwungen ist! Sie war trostlos. Endlich — kam es ihr, wie eine Eingebung vom Himmel: An wen anders sollte sie sich wenden, als an die reiche Eigentümerin des neuen Hauses. Kostete sie der Neubau viele schwere Tausende, so konnte sie für das kleine Häuschen einer betrübten Witwe, welche sie durch den neuen Bau um ihre Existenz brachte, doch mit Leichtigkeit die geringe Summe von etlichen hundert Gulden hergeben, ohne dabei auch nur im geringsten eine Gnade auszuüben. Konnte sie ja doch das arme Häuschen wegräumen und mit dem so gewonnenen Platz den Hof ihres Hauses vergrößern lassen; aber — und das ist ein unaufgeklärter Punkt in dieser Geschichte — die Reiche wollte sich zu dem ihr von der Witwe gemachten Angebot nicht verstehen. Hartherzig blieb sie bei ihrem „Nein!“, die Witwe mochte noch so eindringlich bitten und mahnen. Es war verlorene Mühe, jedes Wort war vergebens.

Es war ein schöner, heiterer Herbstabend. Die Sonne vergoldete mit mildem Lichte alles, was ihr im Wege lag. Eine Träne schlich sich aus dem ermüdeten Auge des armen Weibes. Sie blickte scheu zur Erde nieder, denn sie schämte sich, daß sie weinte. So ging sie traumverloren die Gasse hinauf, als sie plötzlich aufgeschreckt wurde durch den zornigen Ruf von Reb Bär Schames: „Was ist das für eine Frechheit von Euch, daß Ihr nicht hineinlauft in ein Haus, wenn Ihr seht, daß der Rabbi durch die Gass' kommt!“ Ohne aufzublicken, lief das Weib in das nächstbeste Haus, darin zu warten, bis der Rabbi vorübergegangen.

Dort stand sie noch, als Reb Bär Schames, der inzwischen den Rabbi zur „Mincha“ geführt und aus der Synagoge wieder nach Hause begleitet hatte, sie zum zweiten Male aus ihrer Versunkenheit wachrief, aber diesmal nicht im zornigen Tone, sondern mit sanften Worten: „Sagt mir, Pessel, seid Ihr gar meschuge gewesen vorhin, daß Ihr nicht ausgewichen seid dem Rabbi?“

„Reb Bär,“ sagte die Witwe, „Gott soll mich strafen mit alle „Kloles“ die in der „Toicheche“ stehen, wenn ich etwas davon gewußt hab', daß der Rabbi kommt.“

Auf seine weitere Frage, wie das gekommen sei, schüttete sie

Digitized by

vor dem Manne ihr Herz aus, und es ergriff ihn tiefes Mitleid für die Arme.

„Das dürft Ihr nicht so gehen lassen,“ sagte Reb Bär.

„Was soll ich tun?“ fragte die Witwe.

„Geht zum Rabbi!“ sagte Reb Bär.

„Ich?“ fragte die Witwe.

„Nun ja, Ihr,“ war die Antwort.

„Was fallt Euch ein, Reb Bär, daß ich es wagen soll, vor den Rabbi zu treten?“

„Ihr wagt gar nichts,“ sagte Reb Bär Schames, „Ihr sucht Euer Recht. Ein Mensch darf dem andern Menschen nicht das Augenlicht rauben. Gott hat die Sonne für alle Menschen gemacht, und einer darf das Sonnenlicht dem andern nicht entziehen. Wer mir die Sonn' entzieht, nimmt mir mein Augenlicht, und das darf nicht sein.“

„Aber Reb Bär,“ sagte die Witwe, „nennt Ihr selbst es nicht eine Vermessenheit, wenn ein Weib auf der Gasse vor dem Rabbi nicht ausweicht?“

„Ja,“ sagte Reb Bär, „aber das ist etwas anderes. Das eine ist Vermessenheit und das andere ist Gerechtigkeit. Ich hoffe zu Gott, der Rabbi wird Euch zu Eurem Recht verhelfen; er wird nicht dulden, daß sie Euch blind macht!“

Also geschah es. Die Witwe ging mit ihrem Anliegen zum Rabbi.

Der Rabbi Markus Benedikt hörte sie ruhig und unbewegt an, mit einer Miene, die keiner menschlichen Regung zugänglich schien.

Nachdem sie die Klage vorgebracht hatte, sagte der Rabbi: „Geht heim und vertraut auf Gott, der es weiß, ob Ihr recht habt; ich muß erst hören, was die andere sagt!“

Die Witwe ging nach Hause bekümmerten Gemüts. Reb Bär Schames hatte sich ihrer Sache in ganz anderer Weise angenommen, als der Rabbi zu tun geneigt schien. Reb Bär Schames gab ihr sogleich recht, der Rabbi muß erst hören, was die andere sagt. Das machte sie wankend in der Zuversicht, die Reb Bär Schames in ihr erweckt hatte.

Von jener höheren Gerechtigkeit, die in dem Verhalten des Rabbi die Richtschnur bildete, von jener Gerechtigkeit, die Moses vorschreibt und die verlangt, daß man bei Gerichten auch den Armen nicht bevorzugen soll, hatte das arme Weib freilich keine Ahnung.

Der Rabbi aber schickte um die Frau, die den Bau aufführen ließ, und befragte sie genau und umständlich über die Lage des Häuschens jener Witwe und über die Veränderung, die sich für diese durch den Umbau ergeben.

Die Eigentümerin des Hauses konnte nicht leugnen, daß ihr Haus weit höher hinauf gebaut sei, als es früher der Fall war, „aber," fügte sie hinzu, „geht mich das etwas an? Ich hab' ja zu dem Bau die Bewilligung vom Amt! Kann ich dafür, wenn sie ihr Häusel grad da stehn hat, wo es steht? Hätt' ich deshalb mein Haus nicht sollen bauen lassen?

„Was kostet Euch der Bau? fragte der Rabbi.

„Alle Jahr' soll ich's verdienen," sagte die Frau, „über zwanzigtausend Gulden gewiß!"

„Wißt Ihr was," sagte der Rabbi, „laßt Euch denken, das Haus kost' Euch um zweihundert Gulden mehr! Kauft um zweihundert Gulden der Witwe das Häusel ab!"

„Wozu soll ich das Häusel kaufen," sagte die Frau, „ich brauch's nicht."

„Wenn Ihr's auch nicht braucht, tut's doch!"

„Soll ich mein Geld zum Fenster hinauswerfen?"

„Ihr werft es vielleicht nicht so ganz umsonst hinaus, wie Ihr meint."

„Wer kann mir das befehlen? Ich hab einmal meine Bewilligung."

„Die Bewilligung habt Ihr vom Amt!"

„Nu, und gilt das Amt nichts?"

„Es gilt schon! Es gibt aber einen, der noch mehr gilt, und der will nicht, daß man eine Witwe drücken soll!

„Von meinetwegen kann sie auch blind werden!"

„Am kescheh oref!" (Ein hartnäckiges Volk!) rief der Rabbi.

Die Frau, welche diese Worte, die sie nicht verstand, für einen Fluch hielt, rief in Erregung: „Meinetwegen mag mich der Rabbi

auch schelten. Das nutzt aber bei mir nichts, und überhaupt, ich laß mir vom Rabbi nicht vorschreiben!“

„Nun, wenn Ihr es mit Eurem Gewissen vereinigen könnt, so tut wie Ihr wollt und folgt mir nicht; ich bin aber dessen gewiß, daß Ihr nicht erleben werdet, Euer neu gebautes Haus, bis es fertig ist, mit eigenen Augen zu sehen!“

Hiermit war die Verhandlung zu Ende, und die Frau ging nach Hause.

Als sie sich hierauf in der „Gasse“ rühmte, wie tapfer und standhaft sie dem Rabbi gegenüber ihre Sache verfochten und wie sie sich nicht vom Fleck gerührt, obwohl er sie verflucht habe, wurde sie von vielen, die es gut mit ihr meinten, ermahnt, in sich zu gehen und der Weisung des Rabbi zu folgen.

Also verging noch einige Zeit, und der Bau war fertig. Prächtig stand er da, eine Zierde der ganzen Gasse, und die Frau, frisch und gesund wie ein Fisch im Wasser, folgte mit einigen Weibern, denen sie zeigen wollte, wie im Innern alles beschaffen und wohlgeraten sei, dem Baumeister, der gekommen war, ihr den Schlüssel des vollendeten Baues zu übergeben.

Als sie in das Haus eintraten, sagte die Frau: „Merkwürdig, wie finster es auf einmal geworden ist.“

„Was?“ riefen die anderen, „finster? Es ist ja doch das schönste Sonnenlicht!“

„Oßer, wenn ich ein Stück seh'!“ sagte die reiche Frau.

Sie hatte wahr gesprochen; sie sah kein Stück.

Sie sah auch niemals wieder; sie blieb Zeit ihres Lebens blind.

Der Menschenfeind.

Im Plutarch lesen wir: „Antonius aber entzog sich wieder der Stadt Alexandrien und allem Umgange mit seinen Freunden, und ließ sich eine Wohnung am Meere, bei Pharos, hinter einer bis ins Meer hereingezogenen Schanze bauen. Hier brachte er seine Zeit in Entfernung von allen Menschen zu, und sagte, er wolle die

Digitized by Google

Lebensart des Timon nunmehro nachahmen, mit welchem er gleiche Schicksale habe; denn er sei von seinen Freunden mit Verräterei und Undank belohnt worden und wolle daher keinem Menschen mehr trauen und alle hassen."

Timon war zur Zeit des Antonius dem damals zivilisierten Menschen eine bekannte Figur, wie etwa dem Gebildeten unserer Tage der Tartuffe. Mit dem Namen Timon verknüpfte sich die Vorstellung des Menschenfeindes, und wir kennen sein Bild aus der Darstellung Shakespeares. Ob es einen athenischen Bürger Timon, den Sohn des Echekratides aus Kolytkos wirklich gegeben, ist gleichgiltig; gewiß ist, daß mancher Mensch für Wohltaten Undank erfahren, sich von vermeintlichen Freunden in der Not verlassen sah und sich infolgedessen von ihnen und von aller Welt zurückgezogen. So lesen wir ja schon im „Plutos" des Aristophanes die ganze Geschichte des menschlichen Undanks in den wenigen Zeilen des Dialogs zwischen Biedermann und Chremylos:

B.: Denn da vom Vater der Hab' ich, was genügend war,
Ererbt, ließ Hilf' ich dürft'gen Freunden angedeih'n.
Indem für das Leben dieses mir ersprießlich schien.
Chr.: Gewißlich mangelt es nun bald an Gelde dir?
B.: Ei freilich wohl.
Chr.: So wurdest du ein armer Mann?
B.: Ei freilich wohl. Doch meint ich, Jene, die bisher
In der Not Wohltaten von mir empfangen, die würd' ich
Zu sichern Freunden haben, bedurft ich ihrer je;
Doch diese mieden mich, taten, als sähen sie mich nicht.
Chr.: Und lachten dich aus. Das weiß ich schon.

Welch' eine furchtbare Satire auf den kurzen Blick des Wohltäters in dem einen Verse. Dieses — das weiß ich schon — eine wahre aristophanische Zuchtrute für den Unverstand des vertrauensvoll sich hingebenden Gemütes. Der Menschenhaß, der aus solcher Enttäuschung hervorgeht, ist als eine natürliche Folge nur zu sehr begreiflich. Es entsteht aber dennoch, und besonders, wenn man die verschiedenen poetischen Darstellungen des Menschenhasses in Betracht zieht, die Frage, ob der hier sogenannte Menschenfeind ein wirklicher Menschenfeind sei; jedenfalls wird uns eine nähere Betrachtung solcher

Digitized by Google

Charaktere, wie Timon, der Misanthrop, Rappelkopp usw., dazu verhelfen, in die eigentliche Natur des Menschenfeindes tiefer einzudringen.

Unter allen jenen Dichtern, die das Thema des Menschenhasses behandelt haben, hat Kotzebue für diesen Haß das seichteste Motiv gewählt. Untreue des Weibes ist ein viel zu häufig vorkommendes Ereignis, um eine genug tiefe Quelle für den Menschenhaß zu sein. Gewiß ist es ein großer Schmerz, sich von dem Weibe, das man aufrichtig liebt und an das man sich mit allen Fasern der Seele gebunden glaubt, betrogen zu sehen; es ist begreiflich, daß man im ersten Stadium eines solches Unglückfalles den glühenden Schmerz für unerträglich hält und mit der Ungetreuen das ganze weibliche Geschlecht verdammt; es ist vollkommen begreiflich, daß sich die Wut des tief verletzten Gemütes nicht nur gegen die Ungetreue, sondern auch, und vielleicht in noch höherem Grade, gegen deren Verführer wendet. Der betrogene Gatte wird also immerhin in der ersten Aufwallung des Gefühls nicht nur als Weiberfeind, sondern auch als Menschenfeind erscheinen; allein die Quelle, aus der dieser Menschenhaß entspringt, versiegt, wie uns die tägliche Erfahrung lehrt, nur allzu bald. Es müßte weit mehr Menschenfeinde geben, als es ihrer wirklich gibt, wenn es anders wäre. Wenn Turgenjew den unglücklichen Menschen, der von seinem Weibe betrogen worden, auf die Knie sinken läßt, um für die Verlorene zu beten, so ist dies ein tief ergreifender Zug, mit dem wirklichen Leben aber stimmt das Gemälde sehr wenig überein. In der Regel findet der Betrogene nach längerer oder kürzerer Zeit Ersatz für den Verlust; und selbst wenn er diesen Ersatz nicht findet, ja ihn nicht einmal sucht, die Welt geht doch ihren Gang weiter und — er mit ihr; denn die Liebe zum Weibe füllt den Sinn des Mannes nicht gänzlich aus, und, weit entfernt, ihn zum Menschenfeind umzuwandeln, machte die erlebte Täuschung ihn (höchst seltene Fälle ausgenommen) nicht einmal zum Weiberfeind, weil er sich beim Anblick einer neuen anziehenden Erscheinung sehr rasch der schmeichelnden Hoffnung hingibt, die zweite werde es nicht so treiben, wie es die erste getan, sie werde besser sein, als die frühere gewesen.

Undank wäre freilich ebenso alltäglich wie weibliche Untreue,

Digitized by Google

wenn Wohltun eben so alltäglich wäre wie Verliebtsein. Der Undank als Lohn der Welt ist ebenso sprichwörtlich als die Veränderlichkeit der Frauengunst, und mit gutem Grunde; allein mit Weibern haben wir alle es zu tun gehabt, unser Verhalten gegen die Menschen aber ist nur selten derart, daß wir Dank verdienen. Ist nun einmal einer wirklich ein Wohltäter der Menschen und wird er (wie es freilich fast nicht anders sein kann, wie er es aber keineswegs erwartet) mit Undank belohnt, dann verbittert sich sein Gemüt wohl für immer, und er wird ein Menschenfeind. Daher haben Shakespeare, Molière und Raimund mit großer Menschenkenntnis den Menschenhaß nicht aus der Untreue des Weibes abgeleitet, wie Kotzebue; ja es ist ein besonders feiner Zug bei Molière und zeugt von einer tiefen Versenkung in das vorliegende Problem, daß er den Misanthropen bei Celimenen (soweit bei dieser Kokette von einem begünstigten Liebhaber die Rede sein kann) wenigstens scheinbar begünstigt sein läßt; denn wenn der Mann das Weib verliert, so hat er noch die ganze übrige Welt, hat er aber durch den Undank seiner vermeintlichen Freunde die Erfahrung gewonnen, daß er sich in den höchsten Nöten des Lebens auf sie nicht verlassen könne, so hat er in diesem Augenblicke tatsächlich alles verloren.

Die Behandlung, welche das Thema der Menschenfeindschaft bei Shakespeare, Molière, Schiller, Raimund und Kotzebue erfahren, ist so verschieden als möglich. Shakespeare zeigt uns die Genesis des Menschenhasses; er stellt uns Timon auf der Höhe seines Glückes dar und veranschaulicht uns, wie er ein Menschenfeind wird. Wir sehen diese falschen Freunde, wir bewundern seine Großmut und die Wohltaten, mit denen er sie überhäuft, wir lernen ihren Undank kennen, sehen, wie diese Niederträchtigkeit auf ihn wirkt, und werden erschüttert von seinem Schicksal. Dies unterscheidet den Timon Shakespeares von dem Alceste des Molière, dem Rappelkopf Raimunds, dem Hutten Schillers und dem Meinau Kotzebues, welche alle als fertige Menschenfeinde vor uns hingestellt werden, ohne daß wir miterleben, wie sie es geworden sind.

Molières „Misanthrop“ unterscheidet sich aber in ganz anderer Weise von den übrigen Darstellungen des Menschenhasses. Timon wird Menschenfeind durch den Undank seiner Freunde, Rappelkopf,

weil man ihn betrogen, oder vielmehr, weil er sich einbildet, daß man ihn betrogen habe. Hutten hat ebenfalls (ein im Fragment nicht näher bezeichnetes) Unglück durch Menschen erlitten, und Meinau wird, wie schon gesagt, zum Menschenfeind durch die Treulosigkeit seines Weibes. Alle diese werden also Menschenfeinde, weil sie selbst innerhalb der menschlichen Gesellschaft gelitten haben; Molière's Alceste hingegen hat — in dem Augenblicke wenigstens, da wir ihn kennen lernen — noch kein Privatunglück erfahren. Der anhängige Prozeß, den er mit einem Schurken zu führen gezwungen worden, ist noch unentschieden, und Celimene, von einer ganzen Schar von Freiern umworben, versichert ihn ihrer Liebe. Undank hat er nicht erfahren. Was also ist die Ursache seines Menschenhasses? — er ist Menschenfeind aus Betrachtung, ein philosophischer Menschenfeind, er ist ein Menschenfeind, weil er ein Freund der Wahrheit und Feind der Lüge, ein Freund der Offenheit und Feind der Falschheit, weil er ein Freund jeder Tugend und Feind jedes Lasters ist. Seines endlich verlorenen Prozesses, sowie daß Celimene ihm in die Einsamkeit, in die er sich zurückzieht, nicht folgen will — bedurfte es gar nicht, um uns diesen Menschenfeind zu zeigen. Der verlorene Prozeß schmerzt ihn nicht sehr, ja er empfindet trotz des Verlustes von zwanzigtausend Francs eine innere Genugtuung über den ungünstigen Ausgang des Prozesses, weil dieser seine Ansicht von der Schlechtigkeit der Menschen nur bestätigt, der gewonnene Prozeß hätte ihm nicht halb soviel Freude gemacht, denn er wäre zu seiner Theorie in Widerspruch gestanden. Daß Celimene ihm in die Einsamkeit nicht folgt, ist das einzige, was ihm nahe geht, denn er liebt sie wirklich, aber diese Weigerung gehört eben auch nicht zur Entstehung seines Menschenhasses: die Genesis dieses Hasses liegt bei ihm vorzugweise in der Betrachtung.

Zwar verhalten sich auch die anderen hier vorgeführten Menschenfeinde der Welt gegenüber betrachtend. Nicht zu reden von Timon, dessen Betrachtungen von keinem der anderen an Tiefsinn erreicht werden, auch Raimunds Rappelkopf wird ein Philosoph, nicht minder Kotzebues Meinau; alle sind sie Philosophen, Timon, Hutten, Rappelkopf und Meinau, oder vielmehr, sie werden es; darin aber liegt gerade der sehr bedeutsame Unterschied: die Quelle ihrer Philosophie

ist der Menschenhaß; ohne das Unglück, welches sie selbst erfahren haben, hätten sie sich niemals zu so allgemeinen Betrachtungen emporgeschwungen. Der plötzliche Stoß, den jeder von ihnen erlitten, hat ihnen allen den Impuls gegeben, über sich hinaus zu gehen und den Blick auf das allgemeine der Welt zu richten. Das Unglück hat ihr Ich zur Welt erweitert; bei Molières Alceste verhält es sich gerade umgekehrt; bei ihm geht der Menschenhaß von allem Anfang aus seiner objektiven Betrachtung der Welt hervor. Ob seine Philosophie oder die der anderen die richtige sei, das ist eine andere Frage. Mir will scheinen, die eine wie die andere sei unrichtig, mindestens einseitig, und zwar die des Misanthropen aus dem Grunde, weil sie zum Menschenhaß als zu ihrem Resultate führt; die der anderen hinwieder, weil sie aus einer so trüben Quelle, wie Menschenhaß, fließt; denn der wahre Philosoph wird nur vom Drange nach Erkenntnis getrieben und betrachtet die ihm entgegentretenden Erscheinungen der Welt und des Lebens ohne Voreingenommenheit, ohne Haß und ohne Liebe.

In jüngeren Jahren hat man gewöhnlich einen starken Autoritätglauben, gleichwohl hat mich Goethes Urteil, demgemäß dem „Misanthrop“ Molières gegenüber Shakespeares „Timon“ als ein bloß komisches Sujet erscheint, von jeher stutzig gemacht; es bedarf eben reiferer Jahre und einer mehrfach wiederholten Lektüre der beiden Dichtungen, um zu der Erkenntnis zu gelangen, was Goethe mit dem komischen Sujet eigentlich sagen will. Das Komische liegt wohl einzig darin, daß sich Timon von seinen Freunden übertölpeln läßt, daß er auf Dank rechnet, wo er keinen erwarten durfte; einer solchen Gefahr, sich selbst zu betrügen, ist Molières „Misanthrop“ gar nicht ausgesetzt, er erwartet nichts und erlebt keine Enttäuschungen. Was ihm die Welt verhaßt macht, ist deren Betrachtung und da gibt es denn freilich genug des Verabscheuung- und Verdammenswerten auch ohne Rücksicht auf persönlich erlittene Kränkungen.

Raimund legt das Hauptgewicht seiner Darstellung in die Umkehr; er zeigt uns, wie der Menschenfeind durch den ihm vorgehaltenen Spiegel von seinem Hasse zurückgebracht wird; also wird Rappelkopfs Menschenhaß von vornherein als unberechtigt ange-

Digitized by Google

nommen, und er demgemäß auch als eine komische Figur hingestellt. Eine sehr optimistische Auffassung gegenüber der Molières und Shakespeares. Man kann in „Alpenkönig und Menschenfeind“ eine direkte Umkehr des Timon-Motivs erblicken. Denn in Wahrheit hat sich Rappelkopf über nichts zu beklagen, sein Mißtrauen ist es, das ihn zum Menschenfeinde macht; er ist in der Tat jener Phantast, von welchem Goethe wünscht, daß ein geistreicher Dichter ihn darstellte, ein Mensch voll Mißtrauen, „der sich immerfort an der Welt betrügt, und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hätte.“ Wird ihm nun sein Bild im Spiegel vorgehalten, ja werden die Linien dieses Bildes durch Übertreibung sogar zur Karrikatur verzerrt, vor der er sich entsetzt, so ist die Heilung der Krankheit nicht schwer, sie ist unausbleiblich; anders bei Timon. Was er erlebt hat, das ist tief in sein Gemüt eingeprägt, und Apemantus mit allen seinen Zynismen wird ihn nicht aus der Fassung bringen. Für einen Timon gibt es keine Heilung, er ist zur Erkenntnis seiner selbst und der Welt gelangt, er hat einen Blick in das große Nichts getan; deshalb werden ihn die Cynismen des Apemantus so wenig zurückrufen wie die Schmeicheleien der bedrängten Senatoren; er verachtet die Welt wie den Goldklumpen, den er wegwirft.

Schiller verlegt das Tragische des Problems in eine andere Person, in die Tochter des Menschenfeindes, denn Angelica muß dem Vater schwören, keinen Mann glücklich zu machen; in dem Augenblicke aber, da sie diesen Schwur leistet, hat sie ihr Herz bereits an Rosenberg verschenkt. Das ist allerdings ein echt tragischer Konflikt; schade, daß wir nicht wissen, wie er gelöst worden wäre. So viel wir der dem Fragmente beigefügten Notiz entnehmen, wäre es auch zu einer Versöhnung gekommen, ebenso wie bei Kotzebue, bei welchem Meinau aufhört, ein Menschenfeind zu sein, so wie er die Gattin wieder hat. Mit der aufgehobenen Ursache schwindet auch die Wirkung.

Bei aller Verschiedenheit der Behandlung aber, die das Problem des Menschenhasses unter der Hand der hier genannten Dichter erfahren, ergibt sich für uns als ein wichtiges Resultat die absolute Übereinstimmung aller in einem Punkte. Der Menschenfeind ist

Digitized by Google

nämlich bei keinem von ihnen ein wirklicher Bösewicht, sondern im Gegenteil ein guter, edler Mensch. Shakespeare hat einen Richard III. und einen Jago gezeichnet, Schiller einen Franz Moor, Molière einen Tartuffe; ihre Menschenfeinde haben mit solchen verruchten Charakteren nichts gemein. Timons Großmut ist unvergleichlich, Alceste ist der aufrichtigste Freund der Wahrheit, Hutten ist der rettende Genius seiner Untertanen, er hat die Leibeigenschaft aufgehoben, und was sie gutes haben und genießen, verdanken sie ihm. Rappelkopf beschenkt seine Dienstleute reichlich, nachdem er ihnen Grobheiten an den Kopf geworfen, dem kränkenden Worte folgt der volle Beutel, und Kotzebues Meinau übt als Unbekannter, der den Umgang der Menschen flieht, heimliche Wohltaten. Timon sucht nicht die Einsamkeit des Waldes auf, weil er seiner Naturanlage nach nicht für die Gesellschaft der Menschen paßt; er zieht sich von der Welt zurück, nachdem ihm der schreiende Undank seiner heuchlerischen Freunde den Anblick der Menschen unerträglich gemacht hat. Alceste flieht nicht die Gesellschaft der Menschen, weil sein Herz von Natur aus enge und verschlossen ist, er flieht vielmehr, weil er es in einer Gesellschaft nicht aushalten kann, in der man durch konventionelle Höflichkeit gezwungen wird, Verse gut zu heißen, die man abscheulich findet; er flieht, weil er es nicht aushalten kann in einer Welt, in der das Recht mit Füßen getreten wird, in einer Welt, in der das Weib, von dem er sich geliebt glaubt, ihn in Briefen an seine Nebenbuhler verspottet. So auch die anderen. Nicht angeborene Bosheit, nicht ein auf das Böse gerichteter Wille tritt uns in ihnen entgegen. Der böse Mensch flieht auch die Menschen gar nicht, im Gegenteil er stellt sich ihnen nur um so aufdringlicher in den Weg; auch kann er seine verdammenswerten Absichten, sei es durch Frechheit, sei es durch Heuchelei, nur innerhalb des Kreises der Menschen erreichen. Gesetzt, Timon wäre noch reicher gewesen, als er war, er hätte so unermeßliche Schätze besessen, daß er gar niemals in die Lage gekommen wäre, die Hilfe seiner Freunde anzurufen, dann hätte er auch ihren Undank nicht erfahren und seinen Irrtum nie erkannt. Wäre er dann aber auch ein Menschenfeind geworden? Gewiß nicht, er wäre vielmehr der Wohltäter der Menschen geblieben, der er allezeit gewesen.

Digitized by Google

Dasselbe gilt auch von den anderen. Wäre Meinau ein Menschenfeind geworden, wenn Eulalia an ihm niemals eine Untreue begangen hätte?

Diese absolute Übereinstimmung, in welcher der tiefsinnige Geist eines Shakespeare und der gesunde Menschenverstand eines Theater-Schriftstellers wie Kotzebue einander begegnen, läßt uns in die Natur des Menschenfeindes einen tiefen Blick tun und erkennen: der sogenannte Menschenfeind, wie er in der Dichtung verschiedener Zeiten und Völker uns vorgeführt wird, ist seiner innersten Natur nach eigentlich ein Menschenfreund. Und dies ist nicht etwa bloß eine moderne Auffassung, wie sie sich bei den Dichtern seit Shakespeare findet; denn auch aus dem „Timon" des Lucian lesen wir dieselbe Wahrheit heraus; auch bei Lucian erscheint Timon ganz unzweideutig als ein guter und edler Mensch, freilich auch als ein Narr, der sein Vermögen in törichter Weise verschwendet. Der Verschwender aber ist nicht unedel; im Gegenteil, er ist in der Regel großmütig, wenn auch freilich oft zur Unzeit und am unrechten Orte. Der Verschwender ist jener Glückliche, von dem Goethe preist, daß er sich an fremdem Genuß wie an eigenem zu freuen weiß; er ist also eigentlich ein Menschenfreund, und es ist nicht gerade notwendig, daß ihn die Undankbarkeit falscher Genossen zum Menschenfeind macht. In der Erzählung von Nureddin und der schönen Perserin aus „Tausend und einer Nacht" haben wir gleich ein Beispiel, wo sich eine so traurige Folge des Undankes nicht einstellt; auch Raimund läßt seinen Verschwender nicht als Menschenfeind enden; allerdings aber ist gerade der Verschwender vorzüglich geeignet, bei dem ersten Stoß, den sein bis dahin unerschüttertes, blindes Vertrauen erleidet, ein Menschenfeind zu werden.

„Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!"

Aus der Fülle der Liebe also quillt der Menschenhaß hervor. Ein Menschenkenner wie Goethe sagt es uns und bestätigt damit unsere aus der Anschauung der vorgeführten Menschenfeinde gewonnene Einsicht.

Nun ist nur noch eine Frage zu beantworten: Wenn der Menschenfeind ein Menschenfreund ist, wodurch unterscheiden sich beide voneinander? Bei zwei einander so entgegengesetzten Bezeichnungen muß doch ein Unterschied vorhanden sein!

Er ist auch vorhanden — nur liegt dieser Unterschied nicht in der Richtung des Willens, sondern in der Art der Weltbetrachtung und infolgedessen in der Art der Betätigung des Willens. Beide stehen ursprünglich auf demselben Boden — ihr Ziel ist: Menschenbeglückung. Ob dieses Streben sich auf einzelne Individuen oder auf die ganze Menschheit erstreckt, ist hier Nebensache. Der eine wirkt in dem kleinen Kreise, in dem er sich bewegt, der andere sucht die ganze Welt mit seiner Liebe zu umfassen — ein jeder tut, so viel er kann. Der Zustand der menschlichen Gesellschaft erscheint ihm verbesserungbedürftig. Ob aber auch verbesserungfähig — da liegt der Punkt, wo sich die Wege scheiden. Der Menschenfreund, der durch Erfahrungen, die sein ganzes Wesen erschüttern, wie Timon, oder durch Betrachtung der menschlichen Laster, wie der Misanthrop, ein Menschenfeind geworden, gibt jede Hoffnung auf die Möglichkeit einer Verbesserung des Zustandes in der menschlichen Gesellschaft auf. Mit dem Menschenpack ist nun ein- für allemal nichts anzufangen. Das ist das traurige Resultat seiner Betrachtung, und er wendet sich demgemäß von dem Menschen ab, er will von dem Gesindel nichts mehr wissen. Der Menschenfreund hingegen, welcher, mit einer stärkeren Betrachtungkraft ausgestattet, die Welt von vornherein nicht in dem rosigen Lichte sieht, in welchem sie einem Timon erscheint, der, das Tun und Treiben der Welt betrachtend, die Schwächen, Torheiten und Laster der Menschen ebenso sieht wie ihre guten Seiten, wie die edlen Regungen des Gemütes, die doch unleugbar auch vorhanden sind, er rechnet bei seinen Bestrebungen nicht auf Dank, erlebt keine erschütternden Enttäuschungen und gibt die Hoffnung auf eine allmäliche Verbesserung des jämmerlichen Zustandes, indem er die Menschheit sich abquälen sieht, nicht auf, und alle seine Bestrebungen sind auf das Ziel der Verbesserung gerichtet. So unterscheidet sich der unerschütterte Menschenfreund von einem Timon oder Alceste nur durch die Auffassung der Welt und der Menschen. Den bekannten wunderlichen Heiligen Filippo Neri wird

Digitized by Google

gewiß niemand für einen Menschenfeind halten. Und doch war der Schluß seiner Lebensweisheit: spernere mundum — spernere se ipsum — spernere se sperni. Die Verschiedenheit liegt also nur in der Methode der Auffassung und in der Art ihres Verhaltens, dem Wesen nach sind sie völlig identisch. Optimist und Pessimist — das ist alles.

Ein literarisches Kuriosum.

Im Jahre 1859 ist im Militärspitale zu Innsbruck ein Mann gestorben, der seiner Umgebung ebenso rätselhaft gewesen sein mag, wie er es uns heute noch ist. Der Mann hieß Johann Senn, und machte Verse; er war eine Art von militärischem Hanns Sachs. Aber nicht seine Verse sind es, die uns bestimmen, die Aufmerksamkeit auf den dunklen Namen zu lenken. Johann Senn hielt sich auch für eine Art von militärischem Lessing. Wie dieser in seiner Hamburgischen Dramaturgie mit den überkommenen Traditionen der Franzosen wenig Federlesens machte, so eröffnete auch jener eine Kanonade gegen gewisse in der deutschen Literatur festwurzelnde Überlieferungen. Er hatte nichts geringeres im Sinne, als unsern berühmten Doktor Faust, der selbst den Kammerkätzchen unserer deutschen Hausfräulein unter seinem Taufnamen Heinrich bekannt, dessen Stirne mit dem ewig frischen Kranze geschmückt ist, den Goethe sein ganzes Leben lang gewunden — förmlich in Belagerungzustand zu erklären. — Er schrieb „Glossen zu Goethes Faust“. — Die liebevolle Hand eines Freundes sammelte nach dem Tode des Verstorbenen die Glossen, und gab sie als dessen Nachlaß heraus. Ob Herr Adolph Pichler seinem verstorbenen Freunde durch die Herausgabe ein literarisches Denkmal gesetzt? Fast möchte man es bejahen, wenn man auf dem Titelblatte sieht, daß bereits die zweite Auflage des Büchelchens erschienen ist. Blättert man aber weiter, und liest man es erst durch, so nimmt man bald wahr, daß man es bloß mit einem literarischen Kuriosum zu tun hat. Den Physikern und Mathematikern pflegen zuweilen Erfindungen aufzutauchen, die unter

Digitized by Google

den Namen Perpetuum mobile und Quadratur des Kreises bekannt sind. Die Glossen zu Goethe's Faust kann man in die Reihe solcher fruchtlosen Bemühungen stellen. Wie jene die unausweichbare Schranke der Ludolphine überspringen und das unveränderliche Gesetz der ewig formändernden Materie beseitigen wollen, so verschwendet der Verfasser seine Kräfte an einem unfruchtbaren Plan. Er mag ein vortrefflicher Schütze gewesen sein, — hier hat er absolut fehlgeschossen. Wahrscheinlich waren zur Zeit der Abfassung die gezogenen Geschütze noch nicht erfunden, mit denen man „ums Eck“ herumschießen kann.

Wenn der Verfasser uns nur mit der nagelneuen Entdeckung überraschen würde, das Mißverhältnis zwischen Intention und Ausführung durch eine Vergleichung und Zusammenstellung des ersten und zweiten Teiles der Faust-Tragödie aufzuzeigen, so würden wir ihm bloß folgendes Histörchen erzählen: Im Jahre 1844 wollten zwei Ungarn die Industrie-Ausstellung im Wiener Polytechnikum besuchen. Sie erkundigten sich auf dem Wasserglacis nach dem Weg, gingen fort, waren aber merkwürdigerweise in zwanzig Minuten wieder zurück. Auf die Frage, wie ihnen die Ausstellung gefallen habe, antworteten sie: „Sehr schön, aber lauter alte Sachen.“ — Sie waren offenbar anstatt ins Polytechnikum auf den Tandelmarkt gekommen, und hielten den dortigen Trödel für die Ausstellungobjekte. — Und wenn unserm Verfasser — falls er überhaupt noch lebte — die Nutzanwendung des Geschichtchens nicht einleuchten sollte, so würden wir ihm sagen: Freund! tröste dich, was du sagst, ist nichts neues, das wissen wir bereits; die Welt ist schon da, und wir brauchen sie nicht noch einmal von vorne zu erschaffen. Heine, Hebbel, Fr. Vischer und andere haben die verfehlte Komposition des zweiten Teiles längst nachgewiesen. Senn bemüht sich aber, das Mißverhältnis im Faust an einer Seite aufzuzeigen, wo es faktisch nicht vorhanden ist, er will der Sonne, weil er ihre Flecken gewahr wird, vollends auch ihren Glanz bestreiten, und das ist komisch — ist ein literarisches Kuriosum.

Wir muten unsern Lesern nicht zu, daß sie sich mit uns in das wilde Gestrüppe der Sennschen Glossen hineinwagen; wir wollen ihnen bloß das Resultat mitteilen: „Begleiten wir ihn (Faust)

mit nüchternem Auge durch die Tatsachen, besonders des ersten Teiles der Tragödie, so steht er vor uns als Stümper im Wesentlichen der Wissenschaften, als schwach im Verständnis derselben, als Charlatan im Lehrfache, als Polyhistor da, der sich vergebens mit hochtrabenden Worten herausputzen und zum Weisesten der Weisen aufzuspreizen sucht."

Für solche Schonung, die wir dem Leser beweisen, wird er es auch uns erlassen, in eine Widerlegung der vorgebrachten Absurditäten ernstlich einzugehen. Die Sennschen Glossen erklären den Faust in ähnlicher Weise, wie jener Kommentar zu Schillers „Bürgschaft," nach welchem Möros darum von den Häschern ergriffen wird, weil er sich mit keinem Waffenpaß ausweisen kann, der ihm erlaubt, einen Dolch zu tragen. Senn sagt selbst, daß er Faust mit nüchternem Auge prüfen will. Nun, nüchtern genug hat er ihn geprüft; das Zugeständnis müßte ihm selbst Julian Schmidt machen, welcher der Nüchternheit, als seiner Göttin, Altäre errichtet um ihr zu opfern. Dieser Mann, der in seiner poesielosen Auffassung der unsterblichen Meisterwerke sich selbst als die Nüchternheit in Person für einen Gott zu halten, und den Blick der deutschen Jugend zu umnebeln anfing, bis er durch Lassalle als Götze erkannt, und von seinem Throne heruntergeschleudert wurde; dieser Mann hat es auf dem Gewissen, wenn Erscheinungen, wie die Sennschen Glossen, auftauchen. Er mag nun sehen, zu welchen Konsequenzen seine Angriffe gegen die Poesie geführt; er mag sich in dem Spiegel seiner eigenen Nüchternheit beschauen und sich laben an den herrlichen Früchten der Erkenntnis; wer weiß, ob Herr Julian Schmidt bei der Lektüre der Sennschen Glossen nicht vor sich selber erschrecken möchte!

Es mag vielleicht grausam, hartherzig erscheinen, jemand anzuklagen, dem der Tod die Lippen verschlossen. Man könnte uns das bekannte De mortuis nil nisi bene entgegenhalten. Allein wir erkennen die Giltigkeit dieses schönen Spruches nur an, soweit es sich um den Charakter, um die Angriffe auf die Sittlichkeit eines Mannes handelt, weil man nicht wissen kann, welche Motive den Angeklagten bestimmt haben mochten, so und nicht anders zu handeln. Nicht also verhält es sich mit Leistungen auf geistigem Gebiet. Der Geist

Digitized by Google

ist frei, — soll frei sein; ihn durch falsch verstandene Pietät, oder durch Rücksichten welcher Art immer eindämmen und die Wahrheit zurückhalten, heißt sich an dem heiligen Geist der Wahrheit versündigen.

Ein Judenhasser und die vierte Dimension.

I.

Zur Zeit, als die Raumhypothese des bekannten, mittlerweile verstorbenen Astrophysikers Friedrich Zöllner in Leipzig aus dem Stadium der Erörterung einer metaphysischen Frage heraustrat und aufhörte, ein bloß theoretisches Interesse zu erregen, vielmehr durch die von Slade vollbrachten Wunderstücke, die sich angeblich nur durch die vierte Dimension erklären ließen, begonnen hatte, greifbare Gestalt anzunehmen und die Köpfe Leichtgläubiger zu verwirren, machte sich ein berühmter Physiker, der mit Zöllner, Fechner und Weber persönlich bekannt, teilweise sogar befreundet war, auf den Weg, um an Ort und Stelle zu erfahren, was da eigentlich vorgehe.

Zöllners Hypothese war ein schiefer Einfall, aber doch immer ein Einfall; ja man muß zugeben, als schiefer Einfall — genial. Für ein Insekt (z. B. eine Laus), das auf einer Fläche kriecht, würde es, wenn ein solches von Dimension ein Bewußtsein hätte, nur zwei Dimensionen geben: von rechts nach links (oder links nach rechts) und von vorne nach rückwärts (oder rückwärts nach vorne). Es ist dabei gleichgiltig, ob sich das Insekt auf einer horizontalen oder geneigten oder aufrecht stehenden Fläche bewegt; denn für ein solches Lebewesen sind die für uns nicht wahrnehmbaren Erhöhungen und Vertiefung, in die es sich beim Kriechen einhakt, selbst auf einer noch so glatten Fläche tatsächlich vorhanden. Ein Wesen, welches, wenn es überhaupt ein Dimensionbewußtsein haben könnte, nur zum Bewußtsein von zwei Dimensionen gelangen kann, bezeichnet Zöllner als ein zweidimensionales. Nehmen wir an, ich ergreife ein Insekt, das auf einer Ebene kriecht, mit dem Finger und hebe es von der

horizontalen Fläche senkrecht in die Höhe oder ich bringe es von einer vertikalen Fläche seitwärts in den Raum, so versetze ich es in eine Dimension, die in der Fläche mit ihren zwei Dimensionen nicht liegt, also in eine dritte Dimension. Ein zweidimensionales Wesen würde hierdurch also in eine Dimension gebracht, von der es kein Bewußtsein haben könnte, und doch befände es sich nichtsdestoweniger in einer seinem zweidimensionalen Bewußtsein unzugänglichen Dimension. Das ist ganz klar, und darüber wird niemand die Nase rümpfen. Wie wäre es nun, wenn wir diese Phantasie ein bißchen weiter, respektive eine Stufe höher führen. Versetzen wir den Menschen mit seinem dreidimensionalen Bewußtsein in die Rolle des zweidimensionalen Insekts und lassen wir ihn durch einen Geist aus seinem dreidimensionalen Raum heraus in eine vierte Dimension bringen. Ist die Analogie nicht vollkommen zutreffend? Hat das Insekt ein Recht zu behaupten: der Raum hat nur zwei Dimensionen? Woher denn? Wir wissen ja doch, daß es eine dritte gibt! Und haben wir etwa mehr Recht als das Insekt? Haben wir das Recht zu behaupten, es gebe nur drei Dimensionen? Ist die Möglichkeit einer unserem menschlichen Bewußtsein unfaßbaren vierten Dimension etwa ausgeschlossen?

Das ist ein Einfall. Das Schiefe daran ist aber offenbar; denn die Analogie ist nicht zutreffend. Daß es Insekten gibt und Menschen gibt, wissen wir aus der Erfahrung; daß es aber auch Geister gibt, das wissen wir aus der Erfahrung nicht, das ist eine Behauptung, die ebenso beliebig angenommen als verworfen werden kann. Wenn ich nun die Existenz von Geistern, die in das Leben und in die Schicksale der Menschen einzugreifen imstande sind, leugne, so leugne ich die Voraussetzung für Zöllners vierte Dimension, denn nur unter dieser Voraussetzung konnte Zöllner von einer vierten Dimension phantasieren. Gibt es keine Geister, wer sollte den Menschen aus seinem dreidimensionalen Raume heraus in die vierte Dimension versetzen? Man kann daher Zöllners Einfall als einen recht lustigen bezeichnen, als jene Schlange, die sich selber in den Schwanz beißt. Der Logiker nennt dies eine petitio principii. Wenn sich ein Metaphysiker einmal einen Spaß machen will, mißgönnen wir es ihm nicht. Zöllner verstand aber keinen Spaß,

Digitized

sondern er machte zu seiner vierten Dimension ein verflucht ernsthaftes Gesicht. Der Grund dafür liegt nahe. Es scheint nämlich Zöllner mehr um seine Geister zu tun gewesen zu sein, als um die vierte Dimension. Von rechtswegen hätte er mit den Geistern beginnen und von seinem Standpunkte folgendermaßen argumentieren müssen. Es ist kein Zweifel, daß es Geister gibt, da sie uns ja manchmal erscheinen; da sie aber nicht zur Türe in unsere Stube eintreten, wie ein Mensch, sondern, ohne daß wir begreifen, wie es möglich sei, in einem wohlverschlossenen Raume plötzlich da sind, so können sie nur durch eine unserem Raumbewußtsein unfaßbare Dimension zu uns gelangt sein; also gibt es eine vierte Dimension.

Es scheint aber, daß Zöllner nicht sowohl die vierte Dimension durch die Geister, als vielmehr die Geister durch die vierte Dimension beweisen wollte. War die vierte Dimension erst als Tatsache anerkannt, dann war für seine Geister Tür und Tor geöffnet.

Solange also die neue Raumhypothese aus dem harmlosen Gebiete metaphysischer Spekulation nicht heraustrat, konnte man sich die ebenso gefallen lassen wie viele andere Spekulationen und Spitzfindigkeiten der Metaphysiker. Das alles aber änderte sich mit dem Auftreten Slades in Leipzig. Nicht daß Slade die Kunststücke, die man dort einer übernatürlichen Einwirkung von Geistern zuschrieb, wirklich vollbracht habe, setzte die wissenschaftliche Welt in Erstaunen; es gibt ja Taschenspieler. Der Umstand aber, daß sich die angeblichen spiritistischen Wunder des autoritären Schutzes berühmter Männer der Wissenschaft zu erfreuen haben, dies war es, wozu man anfing, bedenklich den Kopf zu schütteln, und so war es auch nicht ein naturwissenschaftliches Interesse, sondern ein psychologisches, was den berühmten Physiker, dessen eingangs dieser Zeilen Erwähnung getan wurde, nach Leipzig geführt. Er konnte ja nicht einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß die angeblichen spiritistischen Wunder nichts sind, als gut ausgeführte Taschenspielerkünste, wohl aber mußte er sich die Frage vorlegen, wie es möglich sei, daß Naturforscher, die in der Gelehrtenrepublik mit Recht ein wissenschaftliches Ansehen genießen, dahin gebracht werden konnten, das wissenschaftliche Denken von Jahrtausenden geradezu auf den Kopf zu stellen und Dinge zu glauben, die man vom Standpunkt wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Denkens ablehnen darf, ohne sie erst untersuchen zu müssen. Also kam er nach Leipzig.

Sein erster Weg war zu Zöllner. Der begrüßte ihn und empfing ihn mit folgenden Worten: „Ja, lieber M., es gehen merkwürdige Dinge vor in unseren Tagen. Sehen Sie da diesen Ring um den Fuß des Tisches. Die Tischplatte sitzt fest auf dem Fuße, es kann den Ring niemand entfernen. Er ist also nur durch die vierte Dimension an seinen Platz gekommen."

Der jüngere Kollege hatte sich sofort seine Meinung darüber gebildet, wie der Ring auf ganz natürlichem Wege um den Fuß des Tisches gelegt worden sein mochte; er sprach aber aus Rücksicht auf den älteren Mann seine Meinung nicht aus. Zöllner mochte jedoch aus dem Schweigen des Besuchers dessen skeptische Anwandlung herausgefühlt haben, denn er fuhr fort: „Ich selbst lieber M., habe eigentlich nicht alles gesehen; aber bedenken Sie, Männer wie Fechner, wie Weber — —"

M. ging zu Fechner. Dieser will selbst nicht viel gesehen haben, allein er beruft sich auf die Autorität eines Weber, eines Zöllner, und ebenso beruft sich Weber auf Zöllner und Fechner. Jeder von diesen dreien beruft sich auf die beiden anderen; genau gesehen hat keiner.

Als einige Jahre später, nach Zöllners Tode, der Astronom L. von Leipzig nach Österreich kam und den Physiker M. besuchte, kam die Rede sogleich auf Zöllner, und M. teilte ihm seine Meinung über den Ring am Fuße des Tisches mit. „Offenbar," sagte er, „läßt sich die Platte ohne Schwierigkeit abheben." — „So ist es auch," bestätigte L. „Als wir nach Zöllners Tode in seinem Zimmer den Tisch von seinem Platze wegbringen und ihn an der Platte emporheben wollten, blieb uns die Platte in der Hand und der untere Teil, der Fuß samt dem Ringe, fiel hinunter."

Der Physiker M. erzählte mir dies alles und fügte hinzu, es sei nichts leichter, als einen Gelehrten zu täuschen. Zur Prüfung solcher Dinge gehört ein gewandter Taschenspieler, nicht ein Naturforscher; auch ein geübter Polizeikommissär würde in solchen Fällen bessere Dienste leisten als die Männer der Wissenschaft. Diejenigen, die glauben wollen, prüfen nicht.

Digitized by Google

II.

Was haben aber diese Hirngespinnste mit dem Antisemitismus zu tun?

Wir haben hier einen speziellen Fall vor uns und für diesen Fall bedürfen wir keiner weitausgreifenden Quellenstudien; der Zusammenhang zwischen Zöllners Spiritismus und seinem Antisemitismus ergibt sich ganz einfach aus persönlichen Motiven. Höchstens können wir dabei von dem Grundsatze ausgehen: der Antisemitismus ist das Asyl aller Unzufriedenen. Und Zöllner war ein Unzufriedener. Die Opposition gegen seine Raumhypothese machte ihn dazu, und freilich war diese Opposition eine heftige.

Wäre Zöllner ein Mystiker gewesen wie Jakob Böhme, der aus der unergründlichen Tiefe eines Menschenherzens heraus nachsinnt über unerforschliche Dinge und sie in einer Weise zu lösen sucht, die seinem Gemüte Befriedigung gewährt, so hätte er immerhin auch seine Ansicht vom Raume zum Besten geben können, ohne seine wissenschaftliche Reputation zu schädigen. Paskal hat durch seine tiefsinnigen mystischen Spekulationen an seinem verdienten Ruhme als Mathematiker nichts eingebüßt. Der Mystiker ist unanfechtbar und unwiderleglich. Was man zu dem Subjektiven rechnet, die Ideen und die Götter, sind für ihn keine bloßen Gedanken, es sind Taten der Natur, Ereignisse und Erlebnisse, welche die Natur in seine Seele gelegt hat, in welcher sie wie von dem schwangeren Weibe ausgetragen und neu geboren werden. Der Mystiker will nichts beweisen und macht keine Experimente; er kümmert sich nicht um äußerliche Anerkennung, er begnügt sich mit seiner inneren Beseligung. Er ist glücklich; er besitzt die Immunität des Glücklichen, da ihm seine innere Beseligung niemand streitig machen kann. Zöllner aber war kein Mystiker, er war ein Spiritist. Der Spiritismus ist keine Herzensangelegenheit; er will beweisen, er macht Experimente, hält Seancen und der dergleichen ab, also gehört er vor das Forum des Verstandes. Stellen sich die Experimente des Spiritisten nachträglich als Taschenspielerkünste heraus, so ist der Schwindel offenbar. Der verstorbene Kronprinz Rudolf, der einen solchen Schwindel aufgedeckt, hat sich durch diese Entlarvung eines Be-

Digitized by Google

trügers und Volksverdummers in der Geschichte der Wissenschaft ein unsterbliches Verdienst und einen unvergänglichen Ehrenplatz gesichert.

Tritt nun aber ein Mann bewaffnet mit der Autorität seines wissenschaftlichen Namens zugunsten derartiger spiritistischer Experimente ein, so ist das mildeste, was man von ihm sagen kann, er sei ein betrogener Betrüger; versucht er es gar, durch wissenschaftliche Hypothesen und Theorien den spiritistischen Lehren und Behauptungen den Schein einer wirklichen Wissenschaft zu verleihen, so treibt er Mißbrauch mit der Wissenschaft. Nun wird freilich der Mißbrauch der Wissenschaft nicht, wie der Mißbrauch der Amtsgewalt, vor den Strafrichter zur Rechenschaft gezogen; es gibt aber noch ein anderes Strafgericht, das ist die wissenschaftliche Kritik, und bei diesem Gerichte coram publico fungieren auch Juden als Richter. Da haben wir den Zusammenhang des Antisemitismus mit der vierten Dimension pur et simple in seiner natürlichen Logik.

Die Juden haben sich, seitdem ihnen der Zugang zu den Wissenschaften eröffnet wurde, auf allen Gebieten geistiger Tätigkeit in nicht unrühmlicher Weise beteiligt, in manchen Zweigen der Wissenschaft haben sie hervorragendes geleistet, und sie gehören heute mit zur Korrektur des europäischen Geistes, den die Antisemiten zu korrumpieren suchen. Wo irgend eine neue Dummheit auftaucht, stehen mit den begabtesten und aufgeklärtesten Männern aller Nationen immer auch Juden in erster Reihe in Kampfbereitschaft, und so haben sie auch in dem Kampfe gegen den Spiritismus und infolgedessen auch gegen Zöllners vierte Dimension wacker das Ihrige beigetragen. Das konnte ihnen Zöllner nicht verzeihen. Er gehörte nicht zu jenen vornehmen Charakteren, welche, von der Wahrheit einer wissenschaftlichen Lehre durchdrungen, stille lächeln, wenn diese keinen Beifall findet, nein, er polterte und zeterte gegen jeden, der die Hypothese von der vierten Dimension nicht annahm, oder Slades Experimente als Taschenspielerkünste bezeichnete, wie ein gemeiner Hausknecht, und dabei befolgte er die Methode, jeden wissenschaftlichen Gegner, er mochte sein, wer er wolle, als Juden oder als Judenabkömmling zu bezeichnen.

Zöllner ist tot, und seine vierte Dimension hat ihn nicht über-

Digitized by Google

lebt. Der Spiritismus hat vor Zöllner bestanden und wird als Verirrung menschlichen Geistes auch in Zukunft noch wiederkehren; was aber den Antisemitismus betrifft, so ist dieser unabhängig von einer verunglückten Raumhypothese, er hat ganz andere Quellen, aus denen er schöpft, und wie unrein sie sind, braucht man hier nicht zu sagen. Hier soll nur noch in Kürze berichtet werden, was zu dieser Erörterung über die vierte Dimension und den Antisemitismus Anlaß gegeben.

Dieser Anlaß ist ein Buch*) aus dem Nachlasse Zöllners, das vor einiger Zeit erschienen ist. Es ist ein Gemisch von gelehrten Abhandlungen und Pamphleten und war, soweit es jetzt vorliegt, vor dreizehn Jahren bereits druckfertig, konnte aber erst jetzt, nach „Hinwegfall äußerer Hindernisse,“ herausgegeben werden. Nun hat die verehrliche Redaktion des Freien Blattes die Bosheit geübt, die Besprechung dieses Buches mir zu übertragen. Mit Schrecken nahm ich das Ungetüm mit seinen mehr als 700 Druckseiten zur Hand; denn ich wußte bereits aus Erfahrung, in welcher Weise Zöllner Bücher macht. Man kann, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, sagen, daß vielleicht noch niemals ein Gelehrter von einigem Ansehen in solcher Weise Bücher gemacht hat, wie es Zöllner getan. Das Buch ist sozusagen mit der Schere gemacht. Es enthält größtenteils Zeitungartikel und Zeitungausschnitte, die jeweilig durch einige dazwischen geschriebene Zeilen zu einem Ganzen verbunden werden, zu einem Ganzen natürlich, das ebenso ein Ganzes ist, wie der bekannte Sack, in welchem Kraut und Rüben durcheinander gemischt sind. Wenn man den Inhalt des Buches auf seine allerkürzeste Formel bringen wollte, so müßte man sagen, es besteht aus Gänsefüßen. Man sieht das Buch vor lauter Zitaten nicht. Die Abhandlungen und Erinnerungen an berühmte Männer, wie Humboldt, Kant, Gauß, Weber u. dgl., und noch mehr die hier und da vorkommenden mathematischen Formeln dienen dazu, dem Buche einen

*) Beiträge zur deutschen Judenfrage mit akademischen Arabesken als Unterlagen zu einer Reform der deutschen Universitäten von Friedrich Zöllner, Professor der Astrophysik an der Universität Leipzig. Mit 3 Tafeln und 8 photographisch-facsimilierten Briefen. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Moritz Wirth. (Leipzig, Verlag von Oswald Mutze. 1894.)

Digitized by Google

gelehrten Aufputz zu geben; der eigentliche Gegenstand des Buches ist aber der eintönige immer und immer wiederkehrende Ärger über die Juden, die ihm scharf auf die Finger sahen und seinen Spiritismus nicht aufkommen lassen wollten. Da war in Leipzig ein gewisser Dr. David Ascher, ein Privatgelehrter, welcher zu Zöllners höchstem Verdrusse die Experimente Slades für Taschenspielersachen hielt und an den spiritistischen Kunststücken keinen Geschmack finden konnte; er hat sich also kein Blatt vors Maul genommen. An diesem fürchterlichen Dr. David Ascher suchte Zöllner sein Mütchen zu kühlen. Dieser Dr. David Ascher war, wie der Herausgeber in der Einleitung (S. XIX) selbst zugibt, die erste Veranlassung zur Entstehung des ganzen Buches. Es wird aber nicht nur über den Juden David Ascher, sondern auch über Männer von unzweifelhaft christlicher Abstammung weidlich geschimpft, und Männern, wie Carl Vogt, Virchow, Dubois-Reymond, Ludwig, Alfred Dowe, wird, alles natürlich bloß darum, weil sie sich für die vierte Dimension nicht zu begeistern vermögen, der „sittliche und literarische Anstand" abgesprochen.

Kann man ein Buch, in welchem ein solches Urteil abgegeben wird, ernst nehmen? Ist es wert, daß man sich noch weiter damit befasse? Die Lektüre, im höchsten Grade peinlich und langweilig, ist die schauerlichste Geduldprobe, die man sich nur denken kann. Eine ernste Kritik verträgt das Buch nicht und zu einer spaßhaften bin ich nicht aufgelegt. Fort damit!

Unschuldige Verbrecher.

Eine Geschichte aus dem Mittelalter.

Zwei Freunde gingen mit einem jungen Mädchen feldeinwärts. Sie waren von der Landstraße, die ihnen, weil es lange nicht geregnet hatte, zu staubig war, abgewichen und schritten fröhlich und guter Dinge durch das Feld, das Mägdlein in der Mitte, der ältere der beiden Freunde zu ihrer Linken, der jüngere zur Rechten, und ehe sie sich's versahen, waren sie an einen Bach gekommen, der mit

Digitized by Google

leisem Geräusche dahinplätscherte und die feierliche Stille der Landschaft kaum unterbrach.

Es war aber keine Brücke da, um über den Bach zu gehen. Der ältere von beiden, erfahrener in allen Dingen des Weltlaufs und der Natur, tat nichts dergleichen, als ob er in dem Wasser ein Hindernis für das Weiterkommen erblickte; mit raschem Auge hatte er erkannt, daß das Wasser keine Tiefe habe, und so schritt er, ohne ein Wort zu reden, vorwärts in das Wasser hinein und zog das Mägdlein, das er an der Hand führte, nach und den jüngeren Freund, der die andere Hand des Mädchens hielt, desgleichen; so gingen sie durch das seichte Wasser, als ob es die Landstraße wäre, und als sie am jenseitigen Ufer des Baches angekommen waren, schritten sie auf der grünen Wiese weiter und hatten nur ein wenig die Füße benetzt.

Eine weite Fläche lag ihnen vor Augen: nur zur Linken bemerkten sie in ziemlicher Entfernung eine Reihe von hohen Bäumen, zwischen welchen etwas Weißes durchschimmerte. Sie hielten es für ein Herrschaftgebäude, bewunderten die schöne Lage und setzten heiter und wohlgemut ihre Wanderung fort.

„Wie still und friedlich das Gebäude daliegt!" sagte der jüngere von beiden, „wenn dieses Schloß, woran ich nicht zweifle, Bewohner hat, so sind es die glücklichsten und die beneidenswertesten Menschen auf Erden; denn sicher herrscht auch im Inneren eine solche Ruhe und Friedfertigkeit wie in der Landschaft hier!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ihnen ein gellender Pfiff, der von der Seite, wo das Schloß lag, zu kommen schien, ins Ohr drang; als sie hierauf, den Blick nach jener Seite hinwendend, stille hielten, um zu erforschen, was es gäbe, sahen sie einen ganzen Haufen gemeinen Gesindels, Männer und Weiber, unter Schreien, Lärmen und drohenden Bewegungen auf sich zueilen. Der Schrecken übermannte das Mägdlein und auch die Männer; es hätte ihnen wenig genützt, die Flucht zu ergreifen; denn sie wären von der heranstürmenden Masse in kurzem doch erreicht worden; auch waren sie sich keines Unrechts bewußt, welches ihre Verfolgung hätte veranlassen können, und so erwarteten sie denn, nicht ohne Aufregung, aber mit Ergebung in das Unvermeidliche, was da kommen sollte.

Digitized by Google

Die Knechte und Mägde kamen heran, und im Nu waren die Fremden umringt. Auf die Frage des älteren von beiden, was man von ihnen wolle, antwortete einer der Knechte, sie würden alle Drei gepeitscht werden!

Aus der weiteren Unterhandlung, die von Seite der Knechte und besonders der Mägde mit Toben und Lärmen geführt wurde, ergab sich, daß der Bach, welchen die Fremden durchschritten hatten, in den Schloßgarten laufe, daselbst sich in ein Bassin ergieße, in welchem die Gräfin zu baden pflegt; und daß die Fremden, da sie durch den Bach gegangen, das Wasser verunreinigt hätten.

Auf die Einwendung, daß über den Bach keine Brücke führe, wurde ihnen entgegnet, dies hätte ihnen ein Zeichen sein sollen, daß sie auf dieser Seite des Baches nichts zu suchen hätten, und auf die weitere Entschuldigung, sie hätten nicht gewußt, daß die Gräfin in diesem Wasser bade, bemerkte man höhnisch, sie hätten dies sehr leicht erfahren können, wenn sie nicht eigenmächtig gehandelt, wenn sie sich vielmehr erkundigt hätten, wem die Herrschaft gehöre, und ob es Fremden gestattet sei, durch den Bach zu gehen.

Das Mägdlein, welches die Beiden mit sich führten, weinte bittere Tränen und zitterte am ganzen Leibe vor Angst und Schrecken; die beiden Männer knirschten vor Wut und Scham; aber es nützte ihnen nichts; sie waren machtlos dem Haufen gegenüber und mußten sich fügen. So wurden die Fremden denn unter dem ausgelassenen Gejohle einer Menge, die an Grausamkeiten ihr Ergötzen zu finden schien, in den Schloßhof geführt.

Da standen sie nun, wie Verbrecher an dem Pranger, angegafft und verhöhnt von den Buben und Mädchen, die aus den Nebengebäuden hergelaufen kamen, sie zu sehen.

Die werden Schläg' kriegen! — Mit der Hundepeitsche! — Das wird ein Geschrei werden! — Die Kleine da wird's spüren! — Und der Dicke auch! — Ich freu' mich schon! — Hallo! —

So flogen die Reden der Kinder hin und her, als es auf einmal hieß: die Gräfin! — und augenblicklich war alles still.

Ein junges Weib von kaum zwanzig Jahren mit fliegenden Haaren, in schwarzem Gewande, eine Flasche in der Hand, kam hastigen Schrittes heran, eilte an den Fremden, ohne sie eines Blickes

Digitized by Google

zu würdigen, vorüber, einer kleinen Treppe zu, die sie rasch hinunterlief. Unten angelangt, beugte sie sich über etwas, welches man von oben aus nicht deutlich unterscheiden konnte — die Hausleute wußten, daß es ein mit dem Bassin in Verbindung stehender Wasserbehälter sei — schöpfte aus ihm die Flasche voll, stieg dann mit eilendem Schritte die Treppe wieder herauf und hielt die mit Wasser gefüllte Flasche prüfend gegen das Sonnenlicht. Die Umherstehenden blickten bald auf die Gräfin, bald auf die Fremden; es war eine feierliche Stille wie beim Vollziehen einer heiligen Handlung.

Nachdem die beiden Männer und das Mädchen also einige Zeit in peinlicher Ungewißheit über die Folgen dieser wunderlichen Zeremonie zugebracht, übergab die Gräfin einem ihr zunächst stehenden älteren Diener des Hauses, welcher der Verwalter des Schlosses zu sein schien, die Flasche, und mit dem Befehl: Hinein! ging sie hastigen Schrittes, wie sie gekommen war, von dannen und entschwand in kurzem den Augen der gaffenden Menge.

Nach einer Weile wurden die Fremden auf die Galerie eines schwach erleuchteten Gemaches gebracht. Als sie von der Erhöhung niedersahen, bemerkten sie einen mit schwarzem Tuch bedeckten Tisch, auf welchem zwei Wachskerzen, zwischen denen ein Kruzifix stand, düster brannten, und sie wußten, daß über sie Gericht gehalten werden würde. Die Gräfin trat ein, langsam und feierlich, setzte sich auf den Richterstuhl und gab, ohne aufzublicken, ein Zeichen mit der Hand, worauf der ältliche Mann, in dem die beiden Freunde mit Recht den Schloßverwalter vermuteten, den älteren der beiden Inquisiten aufforderte, den ganzen Hergang zu erzählen.

Dieser wollte beginnen, da warf er einen Blick auf das neben ihm weinende Kind, und es versagte ihm die Stimme.

Hierauf begann der jüngere, nicht so erfahren wie sein älterer Freund, aber gedankenkräftiger als dieser, ohne die Aufforderung des Schloßverwalters abzuwarten, wie folgt: „Edle Gräfin! Wozu diese feierlichen Zeremonien! Es ist über den Hergang nichts zu erzählen, was Ihr nicht schon wißt. Wir sind uns keines Unrechtes bewußt, und doch haben wir in Euren Augen ein großes Verbrechen begangen, und eine schimpfliche Mißhandlung steht, wie es scheint, uns bevor! Was nun auch geschehen mag, lasset mich, edle Gräfin,

Euch die Versicherung aussprechen, daß wir bei keinem einzigen Schritte, den wir gegangen sind, auch nur von ferne die Absicht hatten, etwas zu tun, um Euch zu kränken! Ihr seid eine so hohe und edle Frau, daß Ihr weit erhaben seid über Beleidigungen von unseresgleichen, selbst wenn sie in bewußter Absicht Euch zugefügt würden. Was wir unbewußt getan haben, verdient Euren Zorn und diese feierlichen Zurüstungen sicher nicht. Ich bitte Euch hoch und heilig, edle Frau, meinen Worten Glauben zu schenken! So Ihr aber dies zu tun nicht imstande wärt, so macht wenigstens ein Ende mit dieser Prozedur und tut mit uns, was Euch beliebt!"

Diese so männlich und außerhalb der gewöhnlichen Form einer Verteidigung geführte Rede drängte die Gräfin, emporzublicken und dem Sprecher ins Gesicht zu schauen, und es traf sie der Strahl seines Auges.

Sie flüsterte dem Verwalter einige Worte ins Ohr, hierauf forderte dieser den jungen Mann auf, von der Galerie herunterzusteigen und seine Verteidigung zu Füßen der gnädigen Frau Gräfin ordentlich und wie es sich gebührt durchzuführen.

Der junge Mann stieg die Treppe, welche von der Galerie in das Gemach führte, herunter und warf sich der Gräfin zu Füßen.

Einige Zeit lang lag er schweigend auf den Knien, den Kopf zur Erde gesenkt; dann aber richtete er das Auge empor zu der Gräfin und sprach: „Edle Frau! die Gunst, Euch nahen zu dürfen, habe ich durch nichts verdient, aber die Schmach, uns wegen des Geschehenen nochmals rechtfertigen zu sollen, wahrlich noch weit weniger; denn ich glaube, alles zu unserer Rechtfertigung gesagt zu haben! Und wenn Ihr edle Frau, in meinen Worten eine solche Rechtfertigung nicht gefunden habt, so muß ich befürchten, daß es mir nicht gelingen werde, uns rein zu waschen."

Ohne hierauf irgend einen Befehl zu erteilen, erhob sich die Gräfin plötzlich von ihrem Stuhle und entfernte sich raschen Schrittes aus dem Gemache.

Alle Anwesenden waren wie vom Blitz getroffen, und keiner wußte zu sagen, was das zu bedeuten habe.

Diese Ratlosigkeit aller Anwesenden benützte der junge Mann zu einem außerordentlichen Wagnis, von welchem die Umstehenden

Digitized by

nicht begriffen, wie sie es haben geschehen lassen können, nachdem es geschehen war. Er lief der Gräfin nach, um sie für seine Kühnheit um Verzeihung zu bitten, nicht bedenkend, daß er durch diesen Schritt eine größere Kühnheit sich zu schulden kommen lasse als durch die Freiheit, die er in seiner Verteidigung sich erlaubt hatte.

Als die Tür, zu welcher die Gräfin hinausgeeilt war, auch hinter ihm sich geschlossen hatte, sah er sich in einem weiten, lichten Saale, aus welchem eine Treppe in das obere Stockwerk führte, allein. Rasch stieg er auch diese Treppe hinan und öffnete eine Tür, durch die er in ein glänzendes Gemach eintrat, in welchem ganz am oberen Ende das schöne Weib auf einem Ruhebette wie hingegossen lag.

Mit dem Rufe: Verzeihung! wollte er sich abermals vor der Gräfin niederwerfen; allein in demselben Augenblick ward wie mit einem Zauberschlag der Saal verfinstert, er hörte ein Geräusch, als ob etwas in die Tiefe hinunterführe, dann war es totenstill, und tiefe Finsternis umgab ihn; er hörte nichts und sah nichts. Er versuchte, indem er beide Hände weit von sich streckte, sich nach vorwärts zu tasten; da er sich hiebei aber unsicher fühlte, so legte er sich auf die Erde und kroch auf allen Vieren; als er endlich durch den ihm entgegenstehenden Widerstand merken konnte, daß er am Ende des Saales an der Wand, an der er die Gräfin auf dem Ruhebette hatte liegen sehen, angelangt sei, so tastete er sich die ganze Wand entlang, von einer Ecke des Saales zur anderen, und entsetzte sich, da er das Ruhebett nirgends fand, bei dem Gedanken, daß die Gräfin verschwunden sei, und daß er für dies Ereignis zur Verantwortung gezogen werden könnte. In dieser Angst wiederholt die obere Wand entlang tastend, drückte er zufällig mit dem Finger auf einen Knopf, und in demselben Augenblick war der Saal wieder erleuchtet, und eine Versenkung öffnete sich, aus welcher das Ruhebett mit der Gräfin sich emporhob.

„Gott sei Dank!“ rief der Fremde, „Ihr lebt!“

Die Gräfin reichte ihm die Hand und sagte mit weicher Stimme: „Ich habe es gefürchtet und gehofft, daß ihr mich entdecken werdet.“

Sie umschlang ihn mit ihren Armen und drückte ihn an sich als sie ein Geräusch vernahmen. Erschrocken ließ sie ihn los, und

Digitized

der Jüngling sprang einige Schritte zurück von ihrem Ruhebette und lehnte sich, da seine Kräfte ihn zu verlassen drohten, an ein Bett, das an der nächst angrenzenden Wand aufgerichtet war. In diesem Augenblicke trat der Graf, von der Jagd heimkehrend, in den Saal und: „Was? ein fremder Mann bei meiner tugendhaften Gemahlin!“ rief er und musterte mit strengem Blicke bald die Gräfin, bald den Fremden.

Die Gräfin, anstatt von dem Verdachte, welchen der Graf gegen sie erhoben, und in welchen der offenbare Augenschein sie versetzt hatte, sich zu reinigen, begann die Geschichte von dem Verbrechen zu erzählen, dessen sich jene Fremden schuldig gemacht hatten.

„Und warum wurden sie nicht gepeitscht?“ fragte der Graf.

Die Gräfin erwiderte, sie wisse selbst nicht, wie es gekommen sei. —

„Ich aber weiß es!“ rief der Graf, „und — wir sprechen noch davon!“ fügte er hinzu, verließ den Saal und winkte dem Fremden, ihm zu folgen.

Da er mit ihm allein war, begann der Graf: „Junger Mensch! der Weg, den du wandelst, ist nicht der rechte!“

„Herr Graf,“ sagte der Jüngling, „es ist heute schon zum zweitenmale mein Unglück, eines Verbrechens angeklagt zu werden, welches zu begehen mir auch nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen!“

„Du hast mein Weib nicht verführt?“ fragte der Graf.

„Bei Gott, nein!“ sagte der Jüngling.

„Du kannst es beschwören?“ fragte der Graf.

„Bei meiner Seele Seligkeit!“ war die Antwort des Jünglings.

„Wie aber kamst du zu der Gräfin ins Schlafgemach?“

Der Jüngling erzählte hierauf, wie er von der Gräfin wegen des Vorfalls am Bache verhört worden, wie er sich verteidigt habe, wie die Gräfin, ohne eine Entscheidung zu treffen, von dannen geeilt sei, und wie er, um Gewißheit über sein und der Seinigen Schicksal zu erlangen, seinen ganzen Mut aufgerafft und es gewagt habe, der Gräfin bis in ihr Gemach zu folgen, um von ihr Verzeihung zu erlangen.

Digitized by Google

„Kann sein," sagte der Graf. „Ist aber immer doch arg genug! Du siehst nicht wie ein Lügner aus," sprach der Graf weiter, „und doch kann ich nicht glauben, daß du mir alles gesagt hast, was ich wissen muß!"

„Herr Graf," rief der Jüngling mit allzu großer Lebhaftigkeit, „wenn Ihr mir ins Herz sehen könntet . . ."

„Das wäre sehr gut," unterbrach ihn der Graf.

„Ihr würdet erkennen," fuhr der Jüngling, hingerissen von einer mächtigen Neigung, die ihm das ruhige, wohlwollende Verhalten des Grafen eingeflößt hatte, mit noch größerer Lebhaftigkeit fort, „Ihr würdet erkennen, wie sehr ich Euch ergeben bin! O, daß ich mich Euch an die Brust werfen dürfte, um Euch zu zeigen, wie ich Euch liebe!"

„Hast du der Gräfin das auch gesagt?" fragte der Graf mit einer plötzlichen Wendung des Kopfes, und sein Gesicht nahm dabei einen unheimlichen Ausdruck an.

„Bei Gott, Herr Graf!" rief der erschrockene Jüngling in höchster Erregung, „die Gräfin ist unschuldig."

„Dann bist doch du der Verführer!" rief der Graf und stieß ihm das Jagdmesser, das er in der Hand hielt, in die Brust.

Das Los.

I.

Paul Schaber war ein kleiner Mann,
Doch groß der Schatz, den er gewann;
Es lag ihm auf der weiten Welt
Nichts so am Herzen, wie sein Geld;

Digitized by Google

Nichts Schönes hatte für ihn Reiz,
Denn ihn beherrschte ganz der Geiz.
Er lebte karg und kümmerlich,
Vergönnte kaum den Bissen sich,
Vergönnt sich keinen Labetrank,
Es ist ihm um sein Geld zu bang.
Mit Müh hat er's zusamm' gebracht,
Drum hütet er's auch Tag und Nacht. —
Um seines Schatzes froh zu sein,
Bleibt Geizhals Schaber stets allein,
Es macht ihn der Besitz des Golds
Sogar zu einem Hagestolz.
— „So lang ich bleibe unbeweibt,
So lang gewiß mein Geld mir bleibt!“ —
So denkt er streng; — vielleicht mit Recht;
Er flieht das weibliche Geschlecht,
Die Weiber haßt er, wie die Pest,
Weil es doch leicht sich denken läßt,
Daß er, bevor er sich's versieht,
Im Netze hieng, wovor er flieht.
Nur eine Magd im Haus er litt,
Die seine Wirtschaft ihm bestritt.
Zwar gieng er lang mit sich zu Rat,
Bevor er sie gedungen hat.
Er übersah wohl die Gefahr,
In die er stürzen könnte, klar;
Denn stets hat er sich's vorgesagt:
„Nehm' ich ins Haus mir eine Magd,
Ich mahl den Teufel an die Wand!
Vielleicht leist ich nicht Widerstand,
Wenn eine schwache Stunde kömmt!“ —
Das hat die Wahl gar sehr gehemmt.
Daß er sie endlich dennoch nahm,
Geschah' darum, weil eine kam,
Die ihm durch ihre Häßlichkeit
Gewährte volle Sicherheit.

Digitized by Google

„In dieses häßliche Gesicht.
Verlieb ich mich mein Lebtag nicht!“ —
So rief der Geizhals fröhlich aus,
Als Barbara ihm kam ins Haus.
Bei dieser Magd, das sah er klar,
War nicht die mindeste Gefahr,
Mit ihr gieng er den Handel ein,
Sie konnte seine Dienstmagd sein.
Ihr Haar war blond, doch etwas keck,
Gewöhnlich nennt man's rot schlechtweg,
Und bis zur Nase gieng dies Haar,
Die Stirne blieb ganz unsichtbar.
Der Augen Farbe zu verstehn
Mußt' man sie eben recht besehn,
Das rechte grün, das linke grau,
So sah Paul Schaber ganz genau,
Dazu kömmt noch, daß Barbara
Mit jedem Aug' was Andres sah.
Sie konnt', wenn sie sich grad gestellt,
Mit einem Aug' ins Weizenfeld,
Ins Kornfeld mit dem andern seh'n,
Und war so frei, dies zu gesteh'n;
Obwohl dies gar nicht nötig war,
Denn jedermann sah es ja klar.
Die Nase strebt mit Selbstgefühl
Hinaus nach einem fernen Ziel,
Und etwas kritisches war daran;
Im Munde fehlte mancher Zahn.
Und zwischen Nas' und Lippe war
Auch wahrzunehmen manches Haar,
Was Grund zu der Behauptung gab,
Daß sie gar einen Schnurrbart hab'; —
Der Kopf sitzt auf dem Rumpf so fest,
Daß sich ein Hals nicht denken läßt,
Ihr Gang ist wacklig hin und her,
Als ob sie eine Ente wär.

Die Stimme klingt so abgeschmackt,
Wie wenn ein Chor von Fröschen quakt.
Zudem ist Barbara noch jung,
Und gibt daher Berechtigung
Zu dem ganz evidenten Schluß,
Daß sie sich noch entwickeln muß.
Als Paul sie sah, da dachte er:
„Mit jedem Tag gewinnt die mehr,
Die kann mir nicht gefährlich sein,
Die ist es, diese ganz allein,
Sie scheint so recht für mich bestimmt“ ....
Drum er zu seiner Magd sie nimmt.
So lebt denn froh der Weiberfeind
Paul Schaber, seiner Schätze Freund;
Bei ihm die rote Barbara,
Die seine Wirtschaft ihm versah.
Sie machte ihre Sachen gut,
Bewahrte immer gleichen Mut.
Nie hat er lachen sie gehört,
Und dieses schien ihm sehr viel wert.
Ein heitres, fröhliches Gesicht,
Und Lustbarkeit ertrug er nicht.
Dies macht der ekle Eigennutz,
Der allerabscheulichste Schmutz,
Der nur am Menschen haften kann.
Der Geizhals sah sie täglich an
Und ward mit jedem Blick gewahr,
Daß sie noch eine ganze Schar
Von innern Tugenden besaß,
Natürlich nach Paul Schabers Maß.
Dreimal des Tages sah er sie
Des Abends, Mittags und auch früh,
Wenn sie ihm seine Nahrung bot
Zu schützen ihn vorm Hungertod.

II.

Ein altes, wahres Sprichwort sagt,
Und dieß paßt ganz auf unsre Magd:
Und jedes Töpfchen noch so schlecht
Find't einen Deckel, der ihm recht.
Wie häßlich Barbara auch sei,
Doch hatte sie Anbeter drei,
Und solche zwar, daß jeder fast
Genau zu dieser Magd gepaßt.
Die rote Barbara war klug;
Es war ihr einer zwar genug,
Doch drei ist immer mehr als eins,
Und eins — so sagt ein Spruch — ist kein's.
Gar wohl verstand sie diesen Spruch:
Wie leicht entsteht nicht oft ein Bruch!
Wie leicht übt einer nicht Verrat!
Wer da sich vorgesehen hat
Beizeiten, hat gar wohl getan;
Von dieser Seite sah sie's an.
Darum mit keinem sie's verdarb,
Weil jeder ernstlich um sie warb
Doch hinderte sie dieses nicht,
Daß ihr des Fangelmanns Gesicht
Am allermeisten zugesagt;
Und daher kam's, daß unsre Magd
Dem Fangelmann den Vorzug gab.
Zwar wies sie keinen gänzlich ab,
Dies wär ja gegen die Maxim; —
Geheim jedoch erklärt sie ihm,
Daß sie, wenn's käm zum Ehestand,
Nur ihm bewilligt ihre Hand.
Die andern hielte sie nur so . . . .
In dem Bewußtsein lebt er froh.
Da er ein armer Teufel war,
Hieng er an sie sich ganz und gar.

Sie hatte manches sich erspart,
Hat manchen Pfennig aufbewahrt.
Dies wußte Fangelmann genau,
Drum nannt er sie schon: „liebe Frau!“ —
Und malte oft ihr aus den Glanz
Des zukünftigen Ehestand's.
Dereinst bei kargem Lampenschein
Saß er mit ihr im Kämmerlein;
„Wie denk ich mir so schön, so süß
Des Ehestandes Paradies,“ —
So hob er an, und drückt mit Lust
Die rote Magd an seine Brust.
„Nichts Schönres gibt es doch fürwahr,
Als eine frohe Kinderschar;
Ich denke mir kein größres Glück,
Als jenen ersten Augenblick,
Wo man sich „Vater“ nennen hört,
Wo „Mutter“ von der Lippe fährt.
Ich sehe Barbara dir's an,
So sagte zärtlich Fangelmann,
Daß du genau so denkst wie ich.“ —
„Der güt'ge Himmel segne dich“ —
Erwidert Barbara hierauf,
Und hemmet meist der Tränen Lauf;
„Ich seh, du meinst es gut mit mir,
So höre denn, ich wünsch' gleich dir
Nichts sehnlicher, als jenen Tag,
Wo ich dich froh umarmen mag.
Nur leider geht dies nicht sogleich,
Denn du bist arm, ich bin nicht reich,
Wir grüben uns nur unser Grab,
Wir kämen an den Bettelstab.
Hätt'st du in Händen doch ein Heft,
Besäßest du ein klein Geschäft,
Verständest du ein Handwerk nur, —
So aber sah ich keine Spur

Von Hoffnung da für unsern Bund;
Dies schmerzt mich in der Seele Grund.
Das wen'ge Geld, das ich erspar,
Das reicht nicht hin fürs erste Jahr,
Und kommen erst die Kinder an,
Dann ist es ja um uns getan." —
Vernünftig war, was sie da sprach.
Ihr Fangelmann, der denkt nun nach,
Ob sich ihm nicht ein Ausweg zeigt,
Drum sitzt er sinnend da und schweigt.
Auch sie sitzt stumm, und spricht kein Wort
Und endlich geht er schweigend fort.
Sein Fortgehn doch verdroß sie sehr,
Sie glaubt, er käme gar nicht mehr.
„Warum" — o Törin, die ich war —
Warum mußt ich so ganz und gar
Die Hoffnung untergraben, und
Unmöglich zeigen unsern Bund!
Dazu warf ich ihm auch noch vor,
Daß müßig er die Zeit verlor,
Daß er gar kein Geschäft versteht;
Er hat ja recht, wenn er nun geht."
Was Fangelmann betrifft, so sah
Diesmal unrichtig Barbara;
Denn auszubleiben immerhin,
Das kam ihm gar nicht in den Sinn.
Er gieng aus ihrer Kammer fort,
Weil ihn gedrückt Barbaras Wort;
Er hat das Freie aufgesucht,
Weil ihm der wahren Rede Wucht
Gar tief gedrungen in das Herz,
Er suchte Lind'rung für den Schmerz.
Daß Barbara jedoch geglaubt,
Ihr Fangelmann sei ihr geraubt,
Das blieb nicht ohne Wirkung hier,
Denn sie zerbrach den Kopf sich schier,

Wie sie es möglich machen kann,
Zu haben ihren Fangelmann.
Und als sie lange nachgedacht,
Da hat sie's auch herausgebracht.
„Ein einz'ges Mittel fällt mir ein —
Das kann zu unserm Glücke sein,
Doch hilft uns dieses nicht heraus,
Dann ist es mit der Heirat aus!"

III.

Nach einer unruhvollen Nacht
Ist Barbara früh aufgewacht.
Sie hatte Träume schrecklich wild
Und wieder andre schön und mild.
Bald sah sie Fangelmann vor sich
Mit einem Blick so fürchterlich,
Wie er ihr vorwirft den Verrat,
Den sie an ihm geübet hat.
Bald wieder ruhet sie voll Lust
Und Wonne aus an seiner Brust,
Und ihr im Arme ruht ein Kind,
Das selig ist, wie Engel sind.
Kaum ist sie morgens aufgewacht,
Hat sie vom Lager sich gemacht,
Bereitet schnell das Morgenbrot
In ihrer schweren Herzensnot.
Bald stand das Frühstück fertig da.
Und ängstlich trug es Barbara
Zu ihrem Herren heut hinein,
Ihr lag's am Herzen, wie ein Stein,
Sie hat ja durch das ganze Jahr,
Seitdem sie hier im Hause war,
Dem Herr noch nie ein Wort gesagt,
War sie doch nur des Hauses Magd.
Sie kam noch niemals in den Fall,
Nun sollte sie's zum ersten Mal.

Drum tritt sie in das Kämmerlein
Paul Schabers bleich und zitternd ein.
Sie stellte nieder den Kaffee
Und seufzte schwer und tief: „o weh!“ —
Paul sah sich um und sah die Magd.
Was hast du? — hat er rasch gefragt,
„Ach eine Bitte muß ich tun,“ —
So gab sie ihm zur Antwort nun. —
Du eine Bitte? — schreit er laut —
Du bist führwahr des Teufels Braut,
Die Wirtschaft sollst du mir versehn,
Mit deiner Bitte laß mich gehn. —
Der Geizhals, der für nichts hat Sinn,
Als für sein Geld und für Gewinn;
Als er den Seufzer hat gehört,
Da dacht' er gleich, was sie begehrt
Errat ich schnell, sie braucht wohl Geld,
Denn andres gibt's nicht in der Welt
Worüber man auch seufzen muß,
Das ist Paul Schabers sichrer Schluß.
Die Magd erschrak, und eine Trän'
Sah er in ihrem Auge stehn.
„Du brauchst wohl Geld?“ — ruft er ihr zu,
Das ist's Herr Schaber! — „Laß mich in Ruh!
Mein Geld, das hab' ich nicht für dich,
Ich hab's erworben kümmerlich,
Das Geld, das hier liegt aufbewahrt,
Ich hab's vom Mund mir abgespart.“
— Ich komm ja nicht um Euer Geld
Ihm nun die Magd entgegenhält. —
Nicht um mein Geld? — was willst du dann,
So laß mich hören, ob ich's kann!
Ob Ihr es könnt, wer mehr als Ihr!
Ich habe einge Gulden hier,
Es ist von vielen Jahren schon
Dies Geld der hart erworb'ne Lohn.

„Ei! du hast Geld, ei seht doch, nein!
Das fiel mir ja im Traum nicht ein.
Wozu bringst du das Geld nun her?“ —
Für dieses Geld will ich noch mehr! —
„Noch mehr? — ei, ei, kein Märchen das!
Meinst du's im Ernste oder Spaß?“ —
— Im Ernst Herr Schaber mein ich dies,
Ihr könnt mir helfen ganz gewiß.
„Dir helfen? — sprich nur wie ich's kann!“
— Ihr nehmt dies Geld und legt es an
Und wie Ihr's mit den Euren macht,
Das Euch so viel schon eingebracht,
Das könnt Ihr auch mit meinem tun.
Wollt Ihr Herr Schaber, wollt' Ihr nun?
Mein Kind, versetzte Schaber drauf:
„Du kennst noch schlecht den Weltenlauf.
Ich nehm dein Geld sehr gerne an,
Doch ist nicht viel damit getan.
Gewiß ist, daß du nichts verlierst,
Doch was dabei du profitierst,
Das steht beinahe nicht dafür,
Ich sag' es lieber frei zu dir.
Doch höre meinen guten Rat
Und mache ihn sogleich zur Tat.
Für dieses Geld kauf dir ein Los
Und wirf dich in des Glückes Schoß,
Denn will's das Glück, dann über Nacht
Bist du zur reichen Frau gemacht. —
Und merk dir von der Lotterie,
Ein Narr ist der, der baut auf sie,
Doch ist ein größrer Narr noch der,
Der nie versucht, ob's möglich wär;
Denn möglich ist es auf der Welt,
Drum kauf ein Los dir für dein Geld.“ —
— So seid so gut, und kauft's für mich,
Denn Ihr versteht doch sicherlich

Viel mehr davon als Unser Eins,
Auch kriegte ich gewiß gar keins,
Mir gäbe man ein Stück Papier
Leicht für ein Los, ich hielt's dafür;
Ich hab' mein Lebtag keins geseh'n,
Wie sollt' ich denn ein Los verstehn! —
Beruhigend Paul Schaber spricht:
„Was das betrifft, so fürchte nicht,
Laß unbesorgt dein Geld bei mir,
Ich kaufe dir ein Los dafür."
Froh gibt die Magd das Geld ihm hin,
Und freut sich schon auf den Gewinn.
Still dankend zieht sie sich zurück
Und träumt von ihrem künft'gen Glück.
Indes die Magd zur Arbeit geht,
Paul Schaber auch nicht müßig steht,
Er nimmt das Geld und macht sich fort
An einen wohlbekannten Ort,
Er kauft ein Los für Barbara,
Und weil er grade noch eins sah,
So kauft' er's bei Gelegenheit,
Es raubte ihm ja keine Zeit. —
Es war Eintausend fünfzig zwei
Und dann: Eintausendfünfzig drei.
Die beiden Lose trug er heim
Und übergab der Magd den Reim
Für ihr ersehntes, künft'ges Glück,
Das andre legt er sich zurück.

IV.

Man konnt' die Magd nicht sel'ger sehn,
Als an dem Tag, da dies geschehn.
Was gern man hat, das glaubt man gern;
Sie sah ihr Glück nicht mehr von fern,
Es sah sich schon dem Glücke nah
Die hocherfreute Barbara.

Dies alles hat das Los getan.
Doch hat sie ihren Fangelmann,
Den sie vor allen auserwählt
Von diesem Vorgang nichts erzählt.
Denn ihre Absicht gieng dahin
Dereinst zu überraschen ihn.
Sie malte es sich aus so schön,
Wie sie zu ihm einst werde gehn,
Und sagen: „Nun, nun bin ich reich,
Und Hochzeit machen wir sogleich.“ —
Drum hielt sie sehr geheim das Los.
Doch tat sie manchmal etwas groß,
Was Fangelmann gar nicht verstand
Und was er rätselhaft auch fand.
Bald merkt' er, daß hier etwas sei,
Denn die Geheimniskrämerei
Kann auf die Dauer nicht entgehn,
Wenn man ein Auge hat zu sehn.
Er fragte sich: was hat sie vor?
Und sagte sich: ich bin ein Tor!
Sie gibt mich auf, dies seh ich klar
Und ich beklage es fürwahr.
Doch wissen will ich welchen Grund
Sie vorgibt gegen unsern Bund!
Die Ursach unsrer Trennung soll
Sie mir bekennen, — reuevoll.
Dies Zögern, dieses hin und her
Ertrag ich länger nimmer mehr.
Sie soll mir's sagen grad heraus
Mit unsrer Liebe ist es aus.
Dazu fehlt freilich ihr der Mut,
Sie wagt den Schritt noch nicht; nun gut,
So folgt ganz einfach draus der Schluß,
Daß ich den Anfang machen muß.
Und zwar soll dies sogleich geschehn,
Ich werde nicht von hinnen gehn,

Bevor die Ursach mir bekannt,
Weshalb sie sich von mir gewandt. —
Also beschließet Fangelmann,
Und allsogleich geht er daran:
„Seit ein'ger Zeit — also er spricht —
Gefällt mir dein Betragen nicht;
Es scheint, als läge was in dir,
Was du verborgen hältst vor mir.
Sag's grad heraus: ja oder nein,
Und laß mich nicht in solcher Pein.
Die Ungewißheit tötet mich,
Dies Zögern, Zaudern hasse ich,
Ich seh's, ich bin dir nur zur Last,
So sag's heraus, ich bin gefaßt." —
— Wo denkst du hin — sprach Barbara —
Und wie versteinert stand sie da.
Denn seiner Rede Dunkelheit
Erfüllte sie mit Bangigkeit.
Er aber fuhr im Zorne fort:
„So sprich es aus das Unglückwort,
Daß du dich trennen willst von mir,
Ich seh' es lange schon an dir."
— Von dir mich trennen? — sprach sie jetzt,
Wer hat dir das ins Ohr gesetzt? —
„Ins Ohr gesetzt? — Bin ich ein Kind? —
Wie" — rief er — bin ich etwa blind? —
Kannst du es leugnen? leugne nur!
Ich bin schon auf der rechten Spur,
Seh' den Zusammenhang genau,
Du siehst dich schon als reiche Frau!" —
— Als reiche Frau? — rief jetzt die Magd,
So hat dir jemand was gesagt;
Doch wer kann dies gewesen sein,
Dies weiß nur er und ich allein.
Doch seh ich nicht was dir daran
So ganz und gar mißfallen kann, —

Digitized by Google

„So hab ich dennoch recht gesehn,"
Rief Fangelmann, — „ich muß gestehn,
Den Köder sah ich lange Zeit,
Doch hielt ich dich für zu gescheidt,
Und hätt' es dir nicht zugetraut,
Daß du einst wirst Paul Schabers Braut.
Was nützt dir denn sein vieles Geld,
Wenn er's vor dir verschlossen hält.
Doch meinetwegen, immerzu,
Vor mir hast du in Zukunft Ruh.
Häng' dich an deinen Geizhals an,
Paul Schaber ist ein reicher Mann!" —
Der Vorwurf kränkt die Magd gar sehr,
Denn sie verdient ihn nimmer mehr.
Sie hatte nie daran gedacht,
Was Fangelmann hier vorgebracht.
Drum hat sie ihm auch nicht gezeigt,
Wie sehr er sich geirrt, — sie schweigt.
Sie sah von ihm sich ganz verkannt,
Doch löst' sie nicht den Mißverstand.
Denn es erwacht der Stolz in ihr;
Sich zu entschuldigen dafür,
Daß sie nichts Übles hat getan,
Daß gieng nun einmal nicht mehr an.
So schieden sie, im Herzen Groll
Und lebten fürder unruhvoll,
Gequält von Kummer, Not und Pein
Unheilbar schien der Bruch zu sein.

V.

Indessen Fangelmann voll Gram
Nach seiner stillen Stube kam,
Und während Barbara ihr Leid
Beweint in stiller Traurigkeit,
Sitzt drin an seinem Schreibepult
Der Geizhals voller Ungeduld.

Denn ein Papier erwartet er,
Das ihm verkünde frohe Mähr.
Es ist ja heut der Ziehungtag
Auf dem so mancher hoffen mag.
Die Ungeduld läßt ihn nichts tun,
Sie läßt ihn aber auch nicht ruhn,
Denn zwischen ihm und seinem Glück
Liegt ja nur noch ein Augenblick.
Sekunde um Sekunde flieht;
Für wen sich das Geschick entschied,
Wen es zum Liebling sich erwählt,
Bald wird's ja überall erzählt;
Vielleicht, indem er dran gedacht,
Hat er den Treffer schon gemacht.
Bald steht er auf und rennt im Trab
In seinem Zimmer auf und ab,
Bald wieder setzet er sich hin
Und zählt im voraus den Gewinn;
Er räuspert sich bald hin, bald her,
Und kann es kaum erwarten mehr.
Doch plötzlich klopft es an die Tür.
„Herein!" — ruft er, wahnsinnig schier.
Der Angeruf'ne spricht sogleich:
Die Ziehungliste bring ich Euch.
Der Geizhals nimmt sie rasch zur Hand
Und hat kein Aug' davon gewandt.
Er fliegt die Nummern durch in Eil,
Bis daß er kommt zu jener Zeil,
Wo's in die Tausende schon geht
Und wo auch seine Nummer steht.
Er liest: Eintausendfünfzig zwei!
Er springt da auf, und mit Geschrei
Greift in den Schrank er nach dem Los;
Doch wie ist sein Entsetzen groß
Als ihm auf das Papier ein Blick
Vernichtet das geträumte Glück.

Digitized by Google

Er hatte: Tausendfünfzig drei
Und glaubte: Tausendfünfzig zwei!
Wie wütend ruft er: was ist das!
Und sinket nieder leichenblaß.
Allmählich doch erholt er sich
Und stehet auf, — elendiglich,
Daß er die Hoffnung so verlor.
Doch wie im Traume schwebt's ihm vor,
Daß er der Lose zwei gekauft.
Nun erst er sich das Haar ausrauft,
Rennt mit dem Kopfe an die Wand,
Und fast verliert er den Verstand.
Den Treffer hatte, wie er sah,
Gemacht die rote Barbara.
Denn diese hatte: fünfzig zwei,
Und sich behielt er: fünfzig drei.
O welch ein Schurke, welch' ein Tor!
Wie komm ich mir nur selber vor!
Warum verlor ich den Verstand,
Und gab das Los ihr in die Hand?
Warum hab' ich's nicht aufbewahrt,
Und dieses Unglück mir erspart!
Sie hätt' sich ja gar nicht gesträubt,
Daß es in meinem Schranke bleibt!
Sie hätt' mir's willig ja vertraut,
Da sie so fest auf mich gebaut!
Hätt' ich's behalten, den Gewinn
Nähm' ich für mich jetzt billig hin;
Das andre Los als Eigentum,
Stellt ich zurück ihr wiederum. —
O welch ein Lump, welch Tor ich war,
Das ist mir jetzt erst völlig klar.
Und sagen muß ich mir dabei,
Das ist die größte Lumperei,
Die ich begieng auf dieser Welt,
So hinzuwerfen nur sein Geld!

Dies ist der allerdümmste Streich!
Ich wäre wert, daß ich mir gleich
Jagt' eine Kugel durch den Kopf!
Ich blöder Tor, ich armer Tropf! —
So poltert er und tobt und schreit,
Doch nutzte nichts die Heftigkeit.
Er hatte einmal! fünfzig drei,
Und mit dem Glück war es vorbei.
In seinem Unmut warf er sich
Aufs Lager hin, und fürchterlich
Kam ihm die schwarze Nacht heran,
Er war ein sehr geschlagner Mann.
Das ist der Fluch, der bleiern ruht
Auf irdischem Gewinn und Gut:
Je mehr er hat, je mehr er will,
Des Menschen Wunsch steht nimmer still.
Auf seinem Lager hingestreckt
Liegt Paul von wildem Traum geschreckt.
Im Traume sah er, wie sein Geld
Ein Teufel in der Kralle hält.
Schnell wacht er auf, springt an den Platz,
Wo's liegt, zu sehen, ob den Schatz,
Der Teufel nicht schon angepackt,
Der ihn im Traume so gezwackt.
Er zitterte für den Verlust,
Den er im Traume leiden mußt!
„Gottlob“ — spricht er — das Geld ist da,
Als er die Taler blinken sah.
Er freut sich über dieses Glück,
Und die Besinnung kehrt zurück.
Nun wird er ruhiger und sinnt,
Wie er denn doch den Schatz gewinnt,
Den Barbara gewonnen hat.
Auf einmal kömmt ihm guter Rat.
Noch ist das Geld verloren nicht!
So mit sich selbst der Geizhals spricht.

Zwar ist's ein wichtiger Entschluß,
Doch kann's nicht anders sein, ich muß!
Ich muß, ich muß, es bleibt dabei,
Denn Barbara hat fünfzig zwei!

VI.

Die Nacht vergieng, der Morgen kam,
Paul Schaber seinen Kaffee nahm,
Den Barbara für ihn gemacht, —
Sogleich, nachdem sie aufgewacht.
„Höchst sonderbar!“ — sagt er zu sich, —
Ich glaube gar, ich schäme mich!
Doch seh' ich wahrlich nicht, warum,
Nehm' ich die Sache um und um,
So ist sie freilich nicht gar schön,
Das allerdings muß ich gestehn,
Doch ist sie auch so häßlich nicht,
Als Anfangs mir schien ihr Gesicht.
Mein Gott, das bißchen rote Haar! —
Doch ihr Charakter, das ist klar,
Der paßt zu mir doch ganz genau.
Kurz Barbara wird meine Frau!
Ich finde auf der ganzen Welt
Kein Weib, das mir so wohl gefällt;
Und wenn man's nur im Ernste nimmt,
Scheint sie vom Himmel mir bestimmt. —
So sieht für Paul die Magd nun aus,
Die er nur darum nahm ins Haus,
Weil ihm ihr häßliches Gesicht
Den allerstärksten Schutz verspricht.
Man sagt, die Liebe mache blind!
Das ist wohl wahr, jedoch es sind
Noch andre Dinge, klein und groß,
Die tun dasselbe zweifellos.
So leihet hier der schnöde Geiz
Dem häßlichsten der Weiber Reiz,

Digitized by Google

Und hat zur Göttin ausgeschmückt
Die Magd, die er kaum angeblickt.
Fest steht nun Paul's Entschluß, jedoch
Muß wohl er überlegen noch,
In welcher Art und wo und wann
Er ihr den Antrag machen kann.
Das sah der Geizhals richtig ein:
Zeit darf hier nicht verloren sein.
Benutzen muß er den Moment,
So lange sie ihr Glück nicht kennt;
Denn wenn sie weiß von ihrem Glück
So weist sie ihn vielleicht zurück.
Doch andrerseits hat er bedacht,
Daß er es nicht auffallend macht.
Soll er zu ihr hinübergehn?
Das ist wohl gar noch nie gescheh'n;
Der ungewöhnliche Besuch
Verriete leicht ihr den Betrug.
Auch rufen konnt er nicht die Magd,
Doch wenn sie kömmt und ihn befragt,
Was er gewünscht; — was sagt er da —
Zu der erstaunten Barbara?
Es treibet ihn sein guter Rat
Zu einer schnell vollführten Tat,
Doch riet die Klugheit Vorsicht an,
Um durchzuführen seinen Plan.
In dem Dilemma fand er sich
Und ward darüber ärgerlich.
Und wieder saß voll Ungeduld
Paul Schaber hier am Schreibepult.
Zufällig blickt er auf die Uhr
Und ruft entzückt: es ist ja nur
Noch eine Stund zur Mittagzeit,
Nun denn, so halt ich mich bereit;
In einer Stunde bringt mir ja
Mein Mittagmahl die Barbara;

Da geh' ich denn sogleich daran,
Und bringe meine Werbung an.
Nun wartet' er bis zum Mittag,
Und mit dem zwölften Glockenschlag,
— ganz wie er es vorausgesehn —
Sieht er die Magd schon vor sich stehn.
Sie setzte ohn' ein einzig Wort
Die Speise hin, will wieder fort,
So wie sie es tagtäglich tat,
Weil Paul es so befohlen hat.
„Was eilst du so" — frägt Schaber heut —
„Hast du denn nicht ein Weilchen Zeit?" —
Du hast doch wohl nichts mehr zu tun.
Und kannst ja auch ein bißchen ruhn!"
Vor Überraschung bleibt sie stehn,
Und weiß gar nicht, wie ihr geschehn.
Dies fiel ihr nicht im Traume bei,
Daß ihr Herr Paul so freundlich sei.
Der Geizhals aber setzte fort:
„Hör an, ich hab' mit dir ein Wort
Zu sprechen liebe Barbara,
Nimm diesen Stuhl und setz dich da."
Sie setzt sich voll Verwunderung
Erwartend seine Mitteilung,
Sie ist darauf gar sehr gespannt.
Da faßt er zärtlich ihre Hand,
Und spricht: „ich seh schon lange Zeit,
Daß du mir dienst mit Emsigkeit,
Ich sage dir es g'rad heraus,
Gar wohl verwaltest du das Haus.
Dafür verdienst du meinen Dank,
Den sag ich dir mein Leben lang;
Doch mehr als Dank verdienest du,
Und darum füg' ich noch hinzu,
Daß ich zu zeigen bin gewohnt,
Wie treue Dienste man belohnt." —

Von seinen Worten tief gerührt
Sie seine Hand zur Lippe führt,
Und drücket einen heißen Kuß
Ihm auf die Hand für den Entschluß.
Drauf Barbara kaum hörbar spricht:
„Ich tat ja nichts, als meine Pflicht
Und diese werd' ich jederzeit
Erfüllen mit Genauigkeit.
Der Lohn, den mir mein Herr gewährt
Ist einer tücht'gen Arbeit wert
Und Großmut ist es, wenn er mir
Erhöhet meinen Lohn dafür,
Daß ich, was ich gesollt, — getan;
Ich seh' es nur als Großmut an." —
Paul Schaber rückt nun näher sich.
„Die edle Denkart ehret dich! —
Es ziert dich die Bescheidenheit,
Und du hast jetzt mich hoch erfreut,
Da es um so gewisser ist,
Daß du des Lohnes würdig bist,
Den ich im Stillen ausgedacht,
Und der dich wahrhaft glücklich macht." —
Die Magd sieht ihn betroffen an,
Verwundert, was da kommen kann;
Sie ist verwirrt, sie sieht sich jetzt
In eine neue Welt versetzt,
Drum findet sie kein einzig Wort.
Paul Schaber fährt hingegen fort:
„Nun Barbara erträtst du's nicht?
Blick mir doch freundlich ins Gesicht.
Man sagt, ich sei ein Weiberfeind,
Ich hab' dies früher selbst gemeint,
Doch lag der Grund wohl nur darin,
Daß ich kein Weib nach meinem Sinn
Auf dieser Welt zu finden hofft';
Jedoch es täuscht der Mensch sich oft;

Ich muß es an mir selbst ersehn:
Denn offen muß ich dir gestehn,
Was in mir vorgegangen ist,
Seit du in meinem Hause bist.
Wenn ich dich so beschäftigt sah,
Da dacht ich oft, die Barbara
Ist doch ein liebenswürdig Kind,
Sie ist nicht, wie die andern sind,
Sie ist nicht mürrisch, ist nicht faul,
Ja, ja, — so dachte sich der Paul!" —
— „Ich hätte wahrlich kaum geglaubt,
Daß Ihr Euch auch ein Weilchen raubt
Und daß Ihr schenket kurze Zeit.
Mir Eure Aufmerksamkeit.
Weil ich Euch stets vertieft nur sah." —
So spricht verlegen Barbara. —
Paul Schaber drauf versetzt geschwind:
Du hast mich falsch beurteilt Kind!
Ich gab mir freilich stets den Schein
Ein trockener Gesell zu sein,
Und zwar tat ich mit Absicht das,
Weil es gepaßt in meinen Spaß;
Allein ich hab gar manche Zeit,
Mein liebes Bärbchen, dir geweiht,
Oft sah ich dich zur Arbeit gehn,
Hab' dir verstohlen zugesehn,
Du hast gewiß nicht dran gedacht,
Was du für Freude mir gemacht.
Im Stillen längst beschloß ich da
Dereinst der guten Barbara
Zu zeigen meinen edlen Sinn,
Zu zeigen, wie ich dankbar bin.
Und was im Stillen ich gedacht,
Das werde jetzo auch vollbracht;
Nicht sollst du ferner dienen hier,
Erheben will ich dich zu mir,

Verstehest du mich ganz genau;
Ich mache dich zu meiner Frau!“ — —
„Zu Eurer Frau? was fällt Euch ein?
Wie soll denn das nur möglich sein! —
Zu Eurer Frau, die arme Magd!
Herr, habt Ihr wirklich das gesagt.
Wie? oder hab' ich falsch gehört,
Und ist mein Sinn nur so betört? . . .
— „Du hast gehört, was dir mein Mund
In klaren Worten machte kund.“ —
— So habt Ihr's auch im Ernst gemeint? —
„In vollem Ernst — ich bin dein Freund,
Dein bester Freund auf dieser Welt,
Der, was er dir verspricht, auch hält.
Und daß du siehst, wie ernst und klar
Mein Antrag hier gemeinet war,
Bestell den Priester ich zur Stund,
Daß er uns weihe unsern Bund.
— Ich bitt Euch Herr bedenket doch! —
— „Wie Barbara du zögerst noch? —
Den Antrag überlegest du
Und greifest nicht mit Freuden zu? —
Du schweigest still, — du willst mich nicht?“
Also erstaunt Paul Schaber spricht.
Er rechnete auf ihre Hand,
Und dachte nicht an Widerstand.
Gewiß erwartet er das „Ja“.
Indes versetzte Barbara:
Ich bitt Euch güt'ger Herr, verzeiht;
Der Schritt ist wohl von Wichtigkeit.
Ich fühle mich so stark bewegt
In dem Moment so aufgeregt,
Es würde, glaub' ich, Leichtsinn sein,
Gieng ich ihn, ohne weiters ein.
„Was hast du nur?“ — frägt Schaber schnell,
„Ich will es wissen auf der Stell.

Was hast du gegen mich, sprich frei,
Was hier zu überlegen sei!
Fürwahr mein Kind, du dauerst mich,
Ich sorge für dich väterlich,
Und weisest du mich nun zurück,
So trittst mit Füßen du dein Glück!
Drum geh in dich, und folge mir
In kurzer Zeit schon feiern wir,
Wie's sich nicht schöner denken läßt, —
Mit Jubel das Vermählungsfest.
So sprich, ob du entschlossen bist!" —
— Vergönnet mir nur kurze Frist. —
„Die Frist sei dir gegönnt: fürwahr
Des Zögerns Grund wird jetzt mir klar,
Du hast gewiß mit Unverstand
Bereits versprochen Herz und Hand
Nur das ist's was ich denken kann." —
— Ach Herr! das ist's, — dem Fangelmann!
— „Nun gut, so überleg es dir —
Denn zwischen Fangelmann und mir
Hast du die freie Wahl, ich mein',
Das Wählen wird nicht schwierig sein."
— Sehr schwierig Herr! — „Warum mein Kind?
Weil er und ich, weil arm wir sind!
Weil ich ihm Herz und Hand versprach
Dacht öfter ich darüber nach
Ob wohl der gute Fangelmann
Auch Weib und Kind ernähren kann.
Ach Herr, erinnert Euch doch nur,
Wie ich, im Aug' der Tränen Spur
Vor kurzer Zeit herüber kam,
Was ich mir da für Freiheit nahm.
Dies tat ich nur für Fangelmann!
Ihr nahmt mein wen'ges Geld nicht an,
Aus Mitleid aber kauftet Ihr
Mir endlich doch ein Los dafür.

Digitized by Google

Wenn mir das Schicksal wäre hold,
Der Himmel mich beglücken wollt,
So muß ich offen Euch gestehn,
Dann würde ich von hinnen gehn
Zu Fangelmann, den ich erkor
Und hielte ihm, was ich ihm schwor. —
  Paul Schaber wurde leichenblaß,
Er sah nun ein, es sei kein Spaß,
Doch mit verstellter Ruhe sagt
Er zu der unentschlossnen Magd:
„Deßhalb also willst du die Frist?“ —
Mein Gott, wie du doch kindisch bist! —
Ein Luftschloß baust du dir, darauf
Willst gründen du den Lebenslauf?
Du hoffest also daß dein Los
Dich führe in des Glückes Schoß,
Die Hoffnung trügt gar sehr mein Kind
Solch Glück, das kömmt nicht so geschwind.
Vielleicht im späten Alter einst,
Indes du bis dahin beweinst
Ein Leben voll von Pein und Not;
Vielleicht kömmt's gar erst nach dem Tod!
Darum befolge meinen Rat;
Denn besser was man sicher hat,
Als was vom Zufall hänget ab.
Der Zufall ist kein fester Stab
Darauf der Mensch sich stützen kann,
Dies sagt dir ein erfahrner Mann!“ —
  Klug dünket ihr, was Schaber spricht,
Ein jedes Wort fällt ins Gewicht,
Sie ist erfüllt von Höllenqual
Sie sieht, es bleibt ihr keine Wahl.
Sie spricht: Ich bin entschlossen nun,
Wie Ihr geraten habt, zu tun,
Der Himmel will's, so soll es sein,
Ich geh auf Euren Antrag ein.

Doch Herr, vor diesem wicht'gen Schritt
Gewähret Ihr mir wohl die Bitt'
Daß ich vom guten Fangelmann
Gebührend Abschied nehmen kann. —
„Weiß Fangelmann von deinem Los?"
— Nichts weiß er noch, denn ich beschloß
Dereinst zu überraschen ihn
Wenn mir gesichert der Gewinn. —
Nun atmet Schaber wieder frei.
Und spricht zu seiner Magd: „es sei! —
Der Wunsch gereicht dir nur zur Ehr
Darum ich ihn auch gern gewähr,
Geh' hin und handle, wie du willst.
Daß du den Drang des Herzens stillst.
Mach dir den Abschied nicht zu schwer,
Und komme bald nur wieder her;
Dann aber halte dich bereit
Zu der Vermählungfestlichkeit. —
Dies war Paul Schabers letztes Wort,
Und Barbara gieng damit fort.

VII.

Sie kam auf ihre Kammer nun,
Und wußte sich nicht recht zu tun. —
„Wie man doch gar nichts wissen kann,"
So dachte sie, — „Der Fangelmann,
Ich muß es jetzt wohl eingestehn,
Hat alles das vorausgesehn.
Sein Vorwurf traf mich damals schwer,
Und hat gekränket mich gar sehr.
Da ich mich wußte ohne Schuld,
Entzog ich rasch ihm meine Huld.
Und werd ich jetzt Paul Schabers Frau,
So trifft sein Vorwurf mich genau;
Ich kann nun freilich nicht zurück,
Da es verlanget das Geschick,

Doch soll mir Fangelmann verzeih'n,
Weil ich mein Unrecht sehe ein.
Er muß mit mir versöhnt sein, muß
Nicht scheiden ohne Abschiedkuß.
Doch während Barbara den Plan,
Auf welche Art sie Fangelmann,
Den sie so sehr betrübt nnd kränkt,
Versöhnen könnte, überdenkt;
Verläßt sein Haus Paul Schaber schnell,
Der ist ein pfiffiger Gesell,
Er eilt nun, was er eilen kann,
Und sucht sich auf den Fangelmann.
Zu diesem nun der Geizhals sagt:
Mein lieber Freund, Ihr kennt die Magd,
Die steht in Dienst in meinem Haus,
Ihr gienget oft ja ein und aus.
Erweiset denn die Freundschaft mir,
Und saget g'rad, wie steht's mit ihr?
Ihr dürft mir's glauben sicherlich,
Nicht ohne Absicht frage ich,
Ich will mich gern Euch anvertraun,
Nur laßt mich reine Wahrheit schau'n,
— „So gehet doch nicht um den Bräu
Herum wie eine Katze scheu! —
Was Ihr mir wollt enthüllen jetzt,
Das hab ich längst vorausgesetzt.
Ihr überraschet mich nicht mehr,
Ich sah das alles selbst vorher. —
Und daß Ihr seht, ich weiß genau,
Ihr nehmet Barbara zur Frau.
So ist's, — versetzte Schaber nun,
Doch ratet mir, was soll ich tun
In einer Angelegenheit,
Die von der größten Wichtigkeit.
Ihr kennet sie und kennt ihr Herz,
Ihr könnt abwenden leicht den Schmerz,

Der bis zum Innersten mich rührt,
Bedenk' ich, was im Schild sie führt. —
Darauf erwidert Fangelmann:
„Ich helf Euch gern, wenn ich nur kann;
Vor allem andern doch erzählt,
Was Euch so sehr betrübt und quält.“ —
Paul Schaber spricht: „So hört mir zu,
Vielleicht verschaffet Ihr mir Ruh
Und bringt den Frieden mir ins Haus
Bevor das Unglück bricht heraus.
Ihr wisset nicht, daß Barbara
Sich einen Liebsten auserſah,
Von dem sie meinte ganz bestimmt,
Daß er sie einst zum Weibe nimmt.
Hat sie Euch nie erzählt davon?
Ihr kennet sie doch lange schon?
Nun aber hat sie mir vertraut,
Daß der, auf den sie fest gebaut,
Bedenkt die unerhörte Tat!
Ganz schmählich sie verraten hat.
„Verraten hat? — frägt Fangelmann,
Der sich fast nicht mehr halten kann.
Doch Paul versetzt: — Und kalten Hohn
Gab ihr der Bösewicht zum Lohn
Für ihre Lieb und ihre Treu.
Daß ihn der Herr vermaledei'! —
Nun denkt Euch aber meinen Schmerz;
Denn Barbaras gekränktes Herz
Sinnt nun auf Rache früh und spät,
Und stellt Euch vor, wie weit sie geht:
Noch heute morgens schwor sie laut,
Nicht eher wird sie meine Braut,
Als bis der Mensch, so lasterhaft,
Von meinen Händen ist gestraft. —
„Bestraft?“ schreit, was er schreien kann,
Der hocherzürnte Fangelmann.

Doch kalt Paul Schaber drauf versetzt:
Denkt Euch in meine Lage jetzt,
Wie soll ich ihn denn finden nur,
Ich habe nicht die kleinste Spur.
Drum Fangelmann erteilt mir Rat,
Und helfet mir mit Wort und Tat.
Vielleicht kennt ihr den Bösewicht,
So übt mit mir das Strafgericht!
Doch Fangelmann erwidert nun:
„Und was gedenket Ihr zu tun,
Gesetzt den Fall, daß ich ihn find'?“ —
— Dann soll er wissen, wer wir sind
Vergelten will ich solche Schmach!
Scheinbar erzürnt Paul Schaber sprach. —
„So tut denn, was Ihr wollt, sogleich
Denn den Ihr sucht, der steht vor Euch,
Ich bin es, den sich Barbara
Zu ihrem Liebsten ausersah.
Wohlan erprobet Eure Kraft,
Und was ich ihr getan, bestraft!“ —
Wie? — sagte Paul — Ihr wollt es sein?
Mein lieber Fangelmann! Nein, nein!
Ihr wollt mich täuschen, um zu sehn,
Wie weit im Zorn ich würde gehn;
Doch täuscht man mich nicht so geschwind.“ —
— „Doch machet Euch der Zorn ganz blind!
Ihr glaubet Eurer Magd aufs Wort
Und rennt in Eurer Blindheit fort
Und sehet nicht, wohin Ihr rennt,
Da nicht einmal das Ziel Ihr kennt.
So höret denn und sehet klar,
Was ich Euch sage, das ist wahr.
Ich bin der Mann, dem Ihr geflucht,
Und den Ihr zu bestrafen sucht.
Ich bin's, den Eure Magd erkor,
Und der ihr falsches Herz verlor,

Doch ich nicht übte den Verrat,
Von dem sie Euch geschwatzet hat.
Sie ist es, die Verrat geübt,
Trotzdem ich zärtlich sie geliebt,
Und weil sie mir nun treulos ist,
Deshalb ersann sie diese List.
Ich hätt' in meinem Leben nie,
Ich schwör' es Euch — verlassen sie.
Denn was ich gegen sie verbrach,
War nichts, als daß ich Wahrheit sprach.
Sie ist betört von Eurem Geld,
Dieß ist's was sie gefangen hält.
Und darum hängt sie sich an Euch;
Ich sah dies ein und sagt es gleich,
Und seit ich dieses ihr gesagt,
Ist untreu mir die schnöde Magd.
Dies kränkte anfangs mich gar sehr
Doch jetzt drückt es mich nimmermehr.
Ihr böses Herz ist offenbar;
Und ihre Falschheit seh' ich klar.
Wenn jemand hier zu strafen ist,
So ist es ihre arge List. —
Ich trage nun mein Schicksal still,
Mag kommen, was da kommen will."
So sprach der arme Fangelmann
Und Schaber Paul hub darauf an:
Das sieht nun freilich anders aus!
Ich geh beruhigt nun nach Haus,
Und wenn es ist, wie Ihr gesagt,
So will ich dieser bösen Magd
Erteilen eine Lehre fein,
Die ihr gewiß wird heilsam sein!
  Darauf entfernt der Geizhals sich,
Doch Fangelmann voll Kummer schlich
In seine Kammer und beschwor,
Daß er die Magd, die er erkor,

Und die ihm war so lieb und hold
Im Leben nie mehr sehen wollt! —

VIII.

Paul Schaber gieng vergnügt nach Haus.
„Mit diesen Fangelmann ist's aus!
Um durchzukommen in der Welt
Braucht man doch nichts als Kopf und Geld.
Wie ich der Spröden Widerstand
Mit meinem Reichtum überwand,
So räumt ich diesen Tölpel hier
Durch Kopf nur aus dem Wege mir.
Vor dem könnt' ich jetzt sicher sein,
Somit ist Barbara auch mein
Und mein ist nun auch der Gewinn
Weil ich so klug, so listig bin.“ —
So dachte Paul nach dieser Tat,
Als in sein Haus er wieder trat.
Vergnügt trat er ins Zimmer ein,
Und Barbara saß hier allein.
Sie hatte hin und her gedacht,
Hat lange nichts herausgebracht,
Bis endlich ihr der Einfall kam,
Daß sie sich einen Boten nahm,
Den sie zu Fangelmann geschickt,
Daß er sie heute noch beglückt.
Nun sitzet voll Erwartung da
Die sehnsuchtvolle Barbara.
Sie hat gar nicht gezweifelt dran,
Daß kommen wird der Fangelmann.
Jedoch sie täuschte sich gar sehr.
Bald kam der Bote wieder her
Und richtet ihr zum Schrecken aus;
Herr Fangelmann sei nicht zu Haus.
„So geh du nur noch einmal hin
Doch komme mir nicht ohne ihn!“

Also gebietend spricht die Magd,
Die früher kaum ein Wort gewagt.
Dies kam daher, daß Barbara
Sich als Paul Schabers Frau schon sah.
So treibt Besitz die Menschen bald
Zur Herrschsucht auch, und mit Gewalt
Betreiben sie dann früh und spät,
Was auf geradem Weg nicht geht.
Der Bote kömmt zum zweiten mal
Und sie vernimmt zu ihrer Qual,
Daß Fangelmann bestimmt und fest
Ihr diese Antwort sagen läßt: —
— Häng du dich an Paul Schabers Geld,
Ich gehe einsam durch die Welt,
In diesem Leben haben nun
Wir miteinander nichts zu tun. —
Die Antwort kränkte sie gar sehr.
So will er mich nicht sehen mehr,
Der ungetreue, falsche Mann,
Was hab' ich ihm denn doch getan?" —
So eifert jetzt die stolze Magd. —
„Stets hat er mich gequält, geplagt,
Mit seinem mürrischen Gesicht,
Nun mag ich ihn auch wirklich nicht.
Und gut ist's, daß des Himmels Rat
Die Sache so gewendet hat. —
Ich bin des reichen Schabers Braut! —
Und doch was klopft mein Herz so laut?
Und welche Stimme spricht zu mir!
Du bist nicht ganz unschuldig hier!
Ja, überlege ich es recht,
Erscheint mein Handeln freilich schlecht.
Das Geld, vor dem er mich gewarnt,
Das Geld, es hat mich doch umgarnt.
Und was zu tun ich nun bereit,
Das hat genau er prophezeit.

Wohl muß er glauben, das ist klar,
Daß ich schon damals treulos war,
Wo ich noch gar nicht dran gedacht,
Und er den Vorwurf mir gemacht.
Ja freilich war es nur ein Wahn,
Doch hab' ich nichts dazu getan,
Ich habe nicht den Wahn zerstört,
Das Mißverständnis nicht erklärt.
Das lag wohl noch in meiner Hand,
Doch weil ich mich verletzet fand,
So schwieg ich still und ließ es gehn,
Dann kam's, wie ich vorausgesehn.
Ich trete zwar nicht mehr zurück,
Doch sehen soll er, daß sein Glück
Mir heute noch am Herzen liegt,
Und daß ich meinen Stolz besiegt.
Wenn er mich nicht mehr sehen will,
Nun gut, so nehme ich ganz still
Durch dieses kleine Stück Papier
Abschied von ihm und er von mir.
In diesem Briefe schreibe ich
Daß er ganz falsch beurteilt mich,
Ich will ihm zeigen, daß ich heut
Nur folge der Notwendigkeit.
Auch schick ich ihm den Brief nicht leer.
Der Gehalt wird erfreun ihn sehr;
Ich lege dies Papier hinein,
Dies wird gar gut geeignet sein,
Wenn er mir noch so böse war,
Ihn auszusöhnen ganz und gar.
Und warum sollt ich es nicht tun?
Was nützte dies Papier mir nun?
Ich brauch's nicht mehr, mir ist es gleich,
Bin ich ja ohnehin jetzt reich.
Doch er ist arm, will's das Geschick,
So bringt ihm dies Papier sein Glück,

Und wenn es ihm gleich wenig frommt,
Wenn ihm das Glück auch spät erst kommt;
Den guten Willen sieht er ein
Und muß mit mir versöhnet sein."
Dies Mittel glaubt sie sicher, glückt,
Darüber war sie hochentzückt,
Und nun betrat in diesem Wahn
Die Magd die neue Lebensbahn.

IX.

Das Hochzeitfest war nun vorbei.
„Nun" — dachte Paul, „rück' ich bald frei —
Mit meinen Truppen in das Feld,
Die ich mir heimlich aufgestellt.
Sie weiß noch nichts, sie ahnt noch nichts.
Dies zeigt die Einfalt des Gesichts,
Mit dem sie mir entgegenschaut,
Seitdem der Priester uns getraut.
Ich halt' es fast nicht länger aus
Die Frage muß denn doch heraus.
Und merkte sie auch den Betrug!
Ei wohl, für mich ist es genug,
Wenn den Gewinn ich heben kann,
Das Übrige geht mich nichts an,
Ich hab' erreicht des Wunsches Ziel,
Sie kann dann machen, was sie will."
In süßer holder Seligkeit
Erwartet er die Abendzeit,
Wo unter traulichem Gekos'
Er endlich fordern kann das Los.
Die Abendzeit kam auch heran,
Paul Schaber folgendes begann! —
Ein Sprichwort lautet: Mann und Weib
Sind eine Seele und ein Leib.
Was meinst du Barbara, mein Schatz,
Nimm doch ein bißchen näher Platz!

Digitized by Google

Du hast ja keinen bessern Freund,
Denn bis zum Tod sind wir vereint.
Was du da siehest rings herum,
Betrachte als dein Eigentum
Was früher mir gehört allein,
Das sieh' nun an, als völlig dein.
Du bist jetzt, das bedenk genau
Des reichen Schabers reiche Frau.
Komm her, damit du sehen kannst,
Welch reiche Schätze du gewannst.
Hier nahm sie Schaber bei der Hand
Und führte sie zu einer Wand,
Hier öffnete er einen Schrein
Und sagte: Kind, da schau hinein,
Da liegen Schätze aufbewahrt,
Die ich seit langer Zeit gespart.
Hier liegen Taler, da liegt Gold,
Sieh' wie das glänzt und blinkt so hold.
Und auf der linken Seite hier
Betrachte Kind nur dies Papier.
Das ist ein Los, das bringt uns Glück,
Wenn's will das gütige Geschick.
Doch sieh, was ich für 'n Schwätzer bin,
Es kam mir fast ganz aus dem Sinn,
Daß dir solch Los nicht unbekannt;
Kauft ich dir doch mit eigner Hand
Ein solches Los! Kind sage mir
Soll ich es aufbewahren dir?
Bring's doch herüber, leg's hinein,
Dies ist ein wohlverschlossner Schrein.
Um Schätze da in diesem Schrank
Ist mir mein Lebetag nicht bang.
Selbst wenn verbrennet unser Haus,
Aus diesem Schrank kömmt nichts heraus,
Der ist so dicht und feuerfest,
Wie sich nur einer denken läßt.

Drum willst mein Kind du sicher sein,
„So bring das Los, da leg's hinein!" —
„Das Los" — sprach Barbara darauf
Das nimmt wohl einen andern Lauf."
Wie so? — frägt er; doch sie setzt fort:
„Das Los fand seinen guten Ort."
— Wie Kind! du bringst es nicht herein? —
Frägt er erstaunt, doch sie spricht: „Nein."
Warum denn nicht? — „Weil ich nicht kann!" —
Weshalb? — „Ich gab es Fangelmann.
Wie Elende, du gabst es hin?
„Wie sollt' ich nicht, ich denk, ich bin
Des reichen Schabers reiche Frau
Und nahm's deshalb nicht so genau.
Wozu soll mir denn noch das Los?
Ist mein Vermögen nicht so groß,
Daß ich, wo mir's gefällt — und wann?
Sogleich ein andres kaufen kann?"
— Wie? dein Vermögen sagst du? — ei
Was trugest du dazu denn bei?
Glaubst du, was ich hier aufbewahrt,
Das hab' ich nur für dich erspart?
Bist du so kühn geworden schon?
Sprichst du mit mir in solchem Ton?
Nein Barbara, du irrst dich sehr,
Denn ich bin dieses Hauses Herr.
„Ganz recht, ich aber bin dein Weib!
Und Mann und Weib ist nur ein Leib,
So hast du mich ja selbst gelehrt.
Ich glaub' ich habe recht gehört.
Und alles was hier rings herum
Ist, wie du sprachst — mein Eigentum."
Nun war's für Schaber doch zu viel.
Er glaubte schon erreicht das Ziel,
Nun hat er dieses Ziel verfehlt,
Dazu ein solches Weib gewählt,

Dem doch den ihm verlieh'nen Reiz
Nur angedichtet hat der Geiz. —
Dies kränkte unsern Geizhals sehr.
Nun war sie keine Göttin mehr,
Sie schien ihm jetzt, wie ehedem
Da er sie sah, unangenehm.
Erbittert rief er: du wirst keck,
Nun aber hebe dich hinweg,
Daß du entweichest meiner Wut;
Denn das sag ich dir kurz und gut,
Bringst du das Los nicht wieder her,
Mag ich von dir nichts wissen mehr,
Geschiedne Leute sind wir dann,
Und du magst geh'n zu Fangelmann.
Doch Barbara gelassen spricht,
Und sieht dabei ihm ins Gesicht:
„Erzürnt Euch nicht so sehr mein Freund!
Wir sind ja bis zum Tod vereint.
Es scheint wohl, Ihr vergesset gar,
Daß wir getraut sind am Altar.
So nehmet doch Besinnung an!
Ihr seid ja ein so reicher Mann!
Was grämt Ihr Euch um den Betrag?
Gewinnt Ihr den doch jeden Tag!" —
— Verflucht! du weißt nicht, was du tat'st,
Wie du dein Glück mit Füßen trat'st.
Das Los, das du dem Fangelmann
Gegeben, dieses Los gewann.
Der höchste Treffer wär jetzt dein,
Wenn du vernünftig wolltest sein! —
Doch Barbara versetzt mit Ruh:
Das Los gewann? — das wußtest du
Und darum nahmst du mich zum Weib?
Nun dient es mir zum Zeitvertreib,
Zu seh'n, wie du dich selbst betrogst,
Da du so furchtbar mich belogst.

Digitized by Google

Doch Fangelmann gönn' ich sein Glück!
Ich segne jenen Augenblick,
Daß er mir den Gedanken gab,
Den rasch ich ausgeführet hab. —
Der Geizhals schrie, doch half's nicht viel,
Drum mußte er zum bösen Spiel
Doch endlich machen gute Mien'
Vielleicht konnt' er draus Nutzen ziehn.
Was nun geschehn ist, ist geschehn,
Will sie zu Fangelmann nicht gehn,
So — dacht er — geh' ich selber hin,
Nicht darf entgehn mir der Gewinn!
So gut es gieng, verstellt er sich
Und spricht: Nun denn, so will ich mich
Ergeben auch in das Geschick,
Ich gönne Fangelmann sein Glück!
Doch sag mir nur, wie du's gemacht,
Daß du das Los an ihn gebracht?
War also Fangelmann doch hier?
Ich hörte doch, er sandte dir
Den Boten, den du ihm geschickt,
Zurück, ohn' daß er dich beglückt. —
Darauf erwidert Barbara:
„So ist es auch, und da ich sah,
Daß mein geliebter Fangelmann
Zu mir ins Haus nicht kommen kann,
Da sann ich nach, — und endlich rief
Es laut in mir: — schreib einen Brief!
Nun schrieb ich einen Brief und schloß
Ihm zur Erinnerung das Los
Als eine kleine Gabe ein;
— „Vielleicht wird er so glücklich sein!" —
Nun seh' ich, daß mir diesen Rat
Der Himmel selbst gegeben hat.
Denn da dies Los so viel gewann
So ist er nun ein reicher Mann,

Digitized by Google

Der mir sein Glück verdanken muß.
Ich danke Gott für den Entschluß! —

X.

Vom Regen in die Traufe kam
Paul Schaber, der ein Weib sich nahm.
Ei, daß mich doch der Teufel hol'!"
So dachte sich der Geizhals wohl,
Da er so heft'gen Widerstand
Bei seiner Ehehälfte fand! —
„Was fange ich geschlagner Mann
Ums Himmels willen jetzt nur an?
Wie hab' ich mich getäuscht in ihr!
Wahrhaftig, die verschwendet mir
Mein ganzes Geld in einem Jahr
Und machet mich zum Bettler gar.
Das hätt' ich ihr nicht zugetraut,
Wie sanft benahm sie sich als Braut,
Und wie ist sie verwegen jetzt,
Seitdem sie sich hier festgesetzt.
Erst nahm ich mir ins Haus die Magd,
Weil sie zumeist mir zugesagt,
Und weil von ihrem roten Haar
Für mich nichts zu befürchten war.
Dann aber warb ich doch um sie,
Und noch dazu, mit welcher Müh!
Weil mich geblendet hat das Geld,
Das ihr durch den Gewinn entfällt.
Nun schenkt die Törin weg das Los
Und reißt mich aus des Glückes Schoß.
Weg ist das Los, weg der Gewinn,
Und meine Ruhe ist nun hin!
Doch nein, noch nicht, noch immer nicht
Leist ich auf den Gewinn Verzicht.
Wenn Fangelmann das Los noch hat,
So seh ich doch noch guten Rat.

Denn sicher glaubet Fangelmann
Das Märchen, das ich mir ersann.
Behaupten will ich, das Papier
Hat Barbara entwendet mir
Und hab' es ihm geschickt mit Fleiß,
Um ihn der Schmach zu geben Preis,
Daß man das Los bei ihm entdeckt.
Dadurch wird er wohl abgeschreckt,
Und um vor Schmach zu retten sich,
Gibt er das Los mir sicherlich.
Der Fangelmann ist dumm genug
Und leicht gelingt mir der Betrug.
Mit diesen Worten brach er auf,
Verließ das Haus in schnellem Lauf,
Er eilte, was er eilen kann,
Und suchte auf den Fangelmann.
„Mein lieber Freund“ — sprach er zu ihm —
Ihr hattet recht, zu ungestüm
Begegnete ich Euch letzthin,
Ich bin nun einmal, wie ich bin.
Ich habe ein gar heißes Blut
Und komme deshalb leicht in Wut!
Ich habe diesen Schritt bereut,
Und hoffe, daß Ihr mir verzeiht.
Die Schuld liegt wahrlich nicht an Euch,
Mein Weib war Schuld, ich sah es gleich.
Nun kenn ich ihre arge List,
Ihr wißt gar nicht, wie bös' sie ist.
Denn was sie jetzt Euch angetan,
Mein lieber, guter Freund! daran
Zu denken nur ist schon Verrat,
Und doch übt sie die böse Tat.
Mit kaltem Blut und argem Sinn
Stürzt sie Euch ins Verderben hin. —
Beim Himmel, Ihr erschreckt mich sehr, —
Sprach Fangelmann bestürzt, — und schwer

Digitized by Google

Ward ihm das Herz und eine Trän'
Sah man in seinem Auge stehn.
Ihr wisset nicht, wie Ihr mich quält,
Mein guter Freund, erzählt, erzählt,
Was hab ich ihr denn angetan,
Daß sie mich so verfolgen kann?
Und was für Tat hat sie verübt?
Ihr macht mich wirklich sehr betrübt!
„Wohlan" — hierauf der Geizhals spricht —
„Erhieltet Ihr ein Schreiben nicht
Von meinem Weibe Barbara?" —
Ein Schreiben? wohl erhielt' ich's; ja! —
„Nun denn" — sprach Paul — „mit dieser Schrift
Sie Euch am allerstärksten trifft.
Gebt acht, mit diesem Briefe wird
Der schmählichste Betrug vollführt.
Verrat an Euch und gegen mich,
Denn seinen Inhalt kenne ich.
Ich komme als ein Ehrenmann
Ob ich vielleicht Euch helfen kann."
— Den Schlag hab ich noch nicht gespürt.
Und wohl die Rechnung ohne Wirt
Hat Euer böses Weib gemacht,
Wenn Böses sie mir zugedacht. —
Wie meint Ihr das? — frug Schaber jetzt,
Worauf ihm Fangelmann versetzt:
Wie ich das meine? — einfach! — seht,
Ich weiß nicht was im Briefe steht,
Ich hab den Brief nicht aufgemacht,
Und weiter drüber nicht gedacht.
„Ist möglich? — wie? — so habet Ihr
Den Brief noch uneröffnet hier?
O welch ein Glück ist das für Euch!
O gebet, gebt den Brief mir gleich,
Dies ist, mein lieber Fangelmann,
Ein Mittel, das Euch retten kann."

Doch Fangelmann versetzet schlicht:
Den Brief Euch geben kann ich nicht.
„Warum, frägt Paul, „was hält Euch ab?“
Weil ich den Brief — gar nicht mehr hab.
„Wo kam er hin aus Eurer Hand?“
Den Brief, mein Freund, hab ich verbrannt!

Streifzüge im Reiche der Frauenschönheit von Dr. Friedrich S. Krauss. 20 Hefte à 60 Pfg. oder eleg. geb. Mk. 15.—.

Die Anmut des Frauenleibes von Dr. Friedrich S. Krauss. 20 Hefte à 60 Pfg. od. eleg. geb. Mk. 15.—.

Jedes der beiden Werke ist mit ca. 300 Bildern von Frauenschönheiten fast aller Länder der Erde geschmückt.

Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Grossen von William Edward Hartpole Lecky. III. rechtm. Ausg. Brosch. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.50.

Klassische Kunst. Hausschatz berühmter Meister alter und neuer Zeit. 25 Reproduktionen berühmter Gemälde aus dem Wiener k. k. Hofmuseum und dem Museum der Stadt Leipzig. 12 Hefte à Mk. 1.— oder komplett in eleganter Mappe Mk. 15.—.

Bibliothek ausgewählter serbischer Meisterwerke. Mit literar-historischen Einleitungen herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss.

Bisher sind erschienen:

Band I. **Auf uferloser See.** Drama in 4 Aufzügen von Branislav Gj. Nušić. Brosch. Mk. 1.50.

„ II. **Ein Geniestreich.** Volksstück in 5 Aufzügen oder 9 Bildern von M. Gj. Glišić. Mit echt serbischen Sang- und zigeunerischen Spielweisen von V. R. Gjorgjević. Brosch. Mk. 1.50.

„ III. **Um hohen Preis!** Ein bürgerliches Trauerspiel von B. Gj. Nušić. Brosch. Mk. 1.50.

„ IV. **Der französisch-preussische Krieg. Ich gratuliere! Grosse Wahl schafft grosse Qual. Ein Liebesbrief.** Vier Lustspiele v. Kosta Trifković. Brosch. Mk. 1.50.

„ V. **Die Blume von Cannosa. Mater Dolorosa.** Zwei Erzählungen von Vuletić Vukasović. Brosch. Mk. 1.—.

„ VI. **Liebe und Leben im Herzogland.** Zwölf Erzählungen v. Svetozar Ćorović. Brosch. Mk. 1.—.

Kulke und Krauss: Um holder Frauen Gunst! Ein Künstlerroman aus dem Rinascimento. Brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.

Bulwer: Zanoni. Deutsch von Leo Norberg. Brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.

Digitized by Google

Deutsche Verlagsactiengesellschaft, Leipzig.

Philipp Galen's gesammelte Schriften. Neue gut ausgestattete Ausgabe.

I. Serie:

1. **Der grüne Pelz.**
2. **Der Strandvogt von Jasmund.**
3. **Die Tochter des Diplomaten.**
4. **Der Sohn des Gärtners.**
5. **Jane die Jüdin.**
6. **Der Rastelbinder.**
7. **Der Insel König.**
8. **Nach 20 Jahren.**
9. **Der Löwe von Luzern.**
10. **Der Irre von St. James.**

— Preis pro Band ca. Mk. 2.50 geheftet. —

Eduard Kulkes erzählende Schriften herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss.

Bisher liegen vor:

Band 1. **Der Glasscherbentanz. Die Lichtanzünderin.** Zwei Erzählungen von Eduard Kulke.

Band 2. **Eigene Haare. Heimweh.** Zwei Erzählungen von Eduard Kulke.

Band 3: **Schnurrige Käuze.** Kurze Erzählungen von Eduard Kulke.

Band 4 soll enthalten: **Ein Gang ins Narrenhaus. Das grosse Los.** Zwei Erzählungen von Eduard Kulke.

Band 5 soll enthalten: **Die Töpferscheibe. Anna.** Zwei Erzählungen von Eduard Kulke.

Band 6 soll enthalten: **Ein Auferstandener. Ein Jahrmarkt. Im Himmel. Masel—tow. Kohns Vorrecht. Eine Notlüge.** Erzählungen von Eduard Kulke.

Die ganze Sammlung wird voraussichtlich 12 Bände umfassen.

Preis eines jeden Bandes broschiert Mk. 2.—, elegant gebunden Mk. 3.—.

Schillers sämtliche Werke. 12 Bände in 4 stattlichen Einbänden reich illustriert mit biographischer Einleitung von Dr. Friedrich Düsel. Mk. 10.—.

Musikalische Universal-Bibliothek. 780 verschiedene Nummern enthaltend:

Piano zu 2 Händen
Piano zu 4 Händen
Ouverturen und Märsche zu 2 Händen
Gesänge mit Pianobegleitung
Violine solo
Violine und Piano
Violine, Piano und Gesang
elegant ausgestattete Albums.

Preis pro Nummer 20 Pfg. Prospekte gratis und franko.

Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

Digitized by Google

HW 5H01 A

BrN/k 11/59
PYK

Digitized by Google